

Moses Mendelssohn

Verlag v Oskar Leiner in Leipzig. Stich u Druck v Aug Th Weger Leipzig.

Volkstümliche

Geschichte der Juden

in drei Bänden

von

Dr. H. Graetz,

Professor an der Universität Breslau, Ehrenmitglied der königlichen Akademie für Geschichte in Madrid.

Dritter Band.

Von den massenhaften Zwangstaufen der Juden in Spanien

bis

in die Gegenwart.

Mit 1 Stahlstich:

Moses Mendelssohn.



Leipzig.

Verlag von Oskar Leiner.

Alle Rechte vorbehalten.



[1889.]

Druck von Oskar Leiner in Leipzig.

Inhalts-Verzeichnis.

Zeitepoche des Marranentums.

Kapitel		Seite
1.	Wirkungen der Verfolgung von 1391; Marranen, Apostaten und neue Leiden. (1391—1420)	1 — 30
2.	Eine geringe Hilfe in der Not. (1420—1472.)	31 — 68
3.	Die gesteigerte Verfolgung gegen Juden und Marranen. (1455—1485.)	68 — 89
4.	Einführung der Inquisition in Spanien. (1481—1485.)	89 — 105
5.	Die Vertreibung der Juden aus Spanien und Portugal. (1485—1497.)	105 — 142
6.	Neue Wanderung der Juden und Marranen. (1497—1520.)	142 — 169

Die humanistische und Reformations-Zeitepoche.

1.	Der Humanistenkreis und die Reformation. (1500—1530.)	170 — 220
2.	Die marranische Rührigkeit und die kabbalistisch-messianische Schwärmerei (1530—1548.)	220 — 260
3.	Die Marranen und die Päpste. (1548—1566.)	260 — 312
4.	Die Juden in der Türkei und Don Joseph von Naxos. (1566—1590.)	312 — 337
5.	Lage der Juden in Polen und Italien bis Schluß des sechzehnten Jahrhunderts. (1560—1600)	337 — 360
6.	Entstehung von marranischen Gemeinden in Amsterdam, Hamburg und Bordeaux. (1593—1648)	361 — 386
7.	Der dreißigjährige Krieg und der Aufstand der Kosaken. (1618—1655.)	386 — 403
8.	Die Ansiedelung der Juden in England und die Wühler. (1655—1666.)	403 — 436
9.	Spinoza und Sabbatai Zewi. (1666—1678.)	437 — 477
10.	Schatten und Licht. (1677—1720.)	477 — 501
11.	Die Verwilderung. (1700—1760)	501 — 547

Die Epoche der Wiedergeburt.

1.	Mendelssohn's Zeit. (1760—1786.)	548 — 582
2.	Die Schwärmerei rechts und links. (1760—1789.)	582 — 608
3.	Die französische Revolution und die Emanzipation. (1789—1806.)	608 — 634
4.	Das erneute Synhedrion und die Reaktion. (1806—1818.)	634 — 680
5.	Die religiöse Reform u. die jüdische Wissenschaft. (1818—1840.)	680 — 713
6.	Die Blutanklage von Damaskus und ihre Folgen. (1840—1870.)	714 — 749
	Register	751 — 805
	Berichtigungen zum I., II. und III. Band	806 — 808

Zeitepoche des Marranentums.

Erstes Kapitel.

Wirkungen der Verfolgung von 1391; Marranen, Apostaten und neue Leiden.

(1391 — 1420.)

Ein Dorn im Fleische der spanischen Juden wurden die Täuflinge. Viele Tausende hatten bei der grausigen Verfolgung von 1391 zum Kreuze gegriffen, um für den Augenblick ihr eigenes Leben oder das ihrer Lieben zu retten. Sollten ihnen etwa die geballten Fäuste, die rollenden Augen, die blutgefärbten Schwerter, das Wutgeschrei der Mörder und das Todesröcheln ihrer hingeschlachteten Verwandten, Freunde, Stammgenossen die Überzeugung von der Wahrheit der Christusreligion beigebracht haben? Die meisten jüdischen Zwangstäuflinge (Anusim) empfanden daher nach der Taufe mit gebrochenem Herzen noch mehr Abneigung gegen das Christentum und noch mehr Liebe für die angestammte Lehre als vorher. Von diesen Neuchristen wanderten Viele nach den nahgelegenen maurischen Ländern, nach Granada oder über die Meerenge nach Marokko, Algier, Fez aus, in denen in dieser Zeit mehr Toleranz und Milde zu finden war, als in den christlichen Gebieten, und wo die Juden mit ihrem Gelde oder ihrem Gewerbfleiße gern aufgenommen wurden. Die Meisten, welche sich nicht von dem spanischen Boden trennen und auch ihre angestammte Religion nicht verleugnen mochten, beobachteten die jüdischen Riten nach wie vor. Die Könige von Castilien, Aragonien und Mallorca, welche den Taufzwang durch die Pöbelmassen mißbilligt hatten, ließen sie gewähren. Die Behörden sahen ihren Rückfall zum Judentume nicht oder mochten ihn nicht sehen. Die Inquisition hatte damals noch keine Gewalt über sie, sie existierte noch nicht in Spanien. Aus diesen im Lande gebliebenen Zwangstäuflingen bildete sich eine

eigene Klasse, äußerlich Christen, innerlich Juden; man könnte sie Juden-Christen nennen. Von der christlichen Bevölkerung wurden sie aber mit mißtrauischem Auge betrachtet, als Neuchristen mit dem Spitznamen Marranos oder die Verdammten[1]) benannt und fast mit noch glühenderem Hasse als die treugebliebenen Juden bedacht. Diese Abneigung empfanden auch jene getauften Juden, welche gern das Judentum von sich abgestreift und nichts davon beibehalten hatten. Es waren jene weltlich gesinnten Menschen, welche Lebensgenüsse, Reichtümer, Ehren über jede Religion schätzten, oder Übergebildete, welche zu Zweiflern geworden waren und daher jenes Bekenntnis vorzogen, welches sie über die engen Schranken der Judenheit hinausführte und ihnen eine weite Welt öffnete. Diese Klasse, welche schon früher kein Herz für das Judentum hatte und nur aus Rücksichten oder einem gewissen Schamgefühl darin verharrte, war froh, daß ihr die Zwangstaufe aufgelegt worden war, weil sie sich dadurch der Fesseln entschlagen und sich über Bedenklichkeiten hinwegsetzen konnte. Sie schmiegte sich äußerlich dem Christentume an oder heuchelte übertriebene Gläubigkeit, wurde aber deswegen weder religiöser, noch besser. Gewissenlose unter diesen Neuchristen fanden einen eigenen Reiz darin, ihr früheres Bekenntnis oder ihre ehemaligen Glaubensgenossen zu ächten. Sie traten, um Rache an den Vertretern des Judentums, an Rabbinen, Vorstehern oder an Diesem und Jenem aus der Gemeinde zu nehmen, als Ankläger gegen sie auf und gefährdeten die Existenz der spanischen Judenschaft mehr als einmal. Nicht genug, daß die Judenheit durch den Übertritt gebildeter und gelehrter Männer, Ärzte, Schriftsteller, Dichter, vieler Talente beraubt wurde, und daß sich die Kirche nicht bloß mit deren Geld, sondern auch mit deren Geist bereicherte, kehrten diese Neubekehrten sich gegen den Schoß, der sie in die Welt gesetzt. Mit den Schwächen des Judentums und der Judenheit vertraut, konnten sie leicht auf diese ihre Angriffe richten. Da in Spanien damals bereits ein hoher Bildungsgrad vorhanden war, so wurden die treuen Juden in Prosa und Versen verspottet oder angeklagt. Don Pero Ferrus, ein getaufter Jude, nahm die Gemeinde und den Rabbiner von Alkala zur Zielscheibe seines

[1]) Marrano bedeutet im Spanischen, von Maranatha abgeleitet: gebannt, exkommuniziert, geächtet, verwünscht, verdammt.

Spottes. Die ſpaniſche Poeſie hatte reichen Gewinn davon. Sie, die bis dahin ernſt, ſteif und feierlich war wie das Hofceremoniel, erhielt durch die Spottluſt judenchriſtlicher Satyriker Beweglichkeit, Witz und launigen Übermut, wie die neuhebräiſche Poeſie in ihrer Blütezeit. Nach und nach ſtimmten auch chriſtliche Dichter in dieſen Ton ein und eigneten ſich Schlagwörter aus dem jüdiſchen Kreiſe an, um der Satyre ſtechende Spitzen zu verleihen. Wie der getaufte Mönch Diego de Valencia, um die Juden zu verſpotten, hebräiſche Wörter in ſein Stachelgedicht einflocht, ſo machte es auch der chriſtliche Satyriker, damals „der Dichterfürſt“ genannt, Alfonſo Alvarez de Villaſandino, mit überraſchender Gewandtheit in jüdiſchen Bezeichnungen. Ein Boshafter hätte von dieſer Erſcheinung bemerken können: die ſpaniſche Poeſie ſei im Zuge, ſich zu verjüdeln. Die Juden hatten durch die Satyre zum Schaden noch den Spott.

Manche Neuchriſten waren geradezu von einem Bekehrungseifer beſeſſen, als wären ſie geborene Dominikaner, oder als fühlten ſie ſich in ihrem neuen Glauben unter den alten Chriſten vereinſamt und ſuchten ihre ehemaligen Freunde zur Geſellſchaft. Ein neugetaufter Arzt Aſtrüc Raimuch aus Fraga, der als Jude zu den Säulen der Rechtgläubigkeit gehört hatte, ſuchte als Chriſt, unter dem Namen Franzisco Gottfleiſch (Dios-carne), Proſelyten zu machen. Er breitete ſeine Netze beſonders gegen einen jungen Freund, um ihn zum Übertritt zu bewegen. Als gewandter hebräiſcher Styliſt richtete Aſtrüc-Franzisco ein Sendſchreiben in dieſer Sprache an denſelben, hob darin die Verkümmerung des Judentums hervor und ſchwärmte glaubensſelig für die chriſtlichen Dogmen. Seine Anwendung bibliſcher Verſe auf die Dreieinigkeit, die Erbſünde, die Erlöſung und das Abendmahl nimmt ſich im hebräiſchen Gewande ſehr drollig aus. Sein Freund antwortete darauf ausweichend und mit milden Worten. Mußten nicht die Juden auf derlei Anfechtungen die Worte auf die Goldwage legen, um die empfindliche Kirche und ihre eifervollen Diener nicht zu verletzen? Mehr Mut zeigte der ſatyriſche Dichter Salomo Ben-Rëuben Bonfed; er erwiderte Aſtrüc-Franzisco in gelungener Wendung mit gereimter Proſa und nicht mit vorſichtiger Schonung. Er entſchuldigte zuerſt ſeine Einmiſchung in eine Angelegenheit unter Freunden; allein er ſtehe der Sache doch

nicht so fremd, sie treffe auch ihn als Juden. Wie könnte er auch schweigen, da der Angreifer eine gerade Linie zur krummen und Paare zu Unpaaren machte? Salomo Bonfed's Sendschreiben geht näher auf die christlichen Dogmen ein und macht die richtige Bemerkung: „Ihr drehet und deutelt die Bibelverse, um die Dreieinigkeit zu begründen. Hättet ihr eine Viereinigkeit, so würdet ihr sie eben so schlagend und überzeugend aus dem Schriftworte des alten Testamentes beweisen".

Doch keiner von den Zwangstäuflingen hatte seinen Stammgenossen so viel Leid zugefügt, wie der Rabbiner Salomo Levi aus Burgos, als Christ Paulus Burgensis oder de Santa Maria genannt (geb. um 1351—52, gest. 1435). Er war in der That vor seiner Taufe Rabbiner, d. h. war in Bibel, Talmud und rabbinischer Literatur eingeweiht und in seinem Kreise als eine Säule des Judentums angesehen. Er war aber auch außerordentlich klug und berechnend und wußte, wann Zeit ist zu sprechen und wann zu schweigen. Von Ehrgeiz und Eitelkeit besessen, wurde ihm das Lehrhaus, in dem er eine geraume Zeit lernend und lehrend zugebracht hatte, zu enge und drückend. Er sehnte sich nach einer geräuschvollen Thätigkeit, suchte an den Hof zu kommen, irgend ein Amt zu erlangen, fing an den Großen zu spielen, und hielt sich einen Prachtwagen, ein lustiges Gespann und zahlreiche Dienerschaft. Sein Ehrgeiz ging dahin, es bei Hofe zu einem Amte zu bringen. Da ihn sein Geschäft täglich mit Christen zusammenführte und in Religionsgespräche verwickelte, sah er sich in der Kirchenliteratur um, um mit seiner Gelehrsamkeit prunken zu können. Die blutigen Gemetzel von 1391 raubten ihm indes jede Aussicht, es als Jude zu einer hohen Stellung bringen zu können, und er entschloß sich kurz, sich im vierzigsten Lebensjahre der Taufe zu unterziehen. Um seinen Übertritt ergiebiger ausnützen zu können, machte der Neuchrist Paulus de Santa Maria glauben, er sei aus voller Überzeugung übergetreten. Sein Bruder und seine drei Söhne ließen sich ebenfalls taufen. Sie alle haben ihren ehemaligen Glaubensgenossen viel Leid zugefügt.

Um als Bürgerlicher ein hohes Amt zu erreichen, gab es damals nur einen Weg, nämlich sich dem geistlichen Stande zu widmen. Salomo-Paulus schlug ihn ein. Er verlegte sich an der Universität von Paris auf das Studium der christlichen Theologie. Seine

Kenntnis des Hebräischen gab ihm Vorsprung zur Auszeichnung. Es dauerte nicht lange, so war der Rabbiner geweihter katholischer Priester. Dann begab er sich an den päpstlichen Hof zu Avignon, wo der hochmütige, starrsinnige, bekehrungssüchtige Kardinal Pedro de Luna als Gegenpapst Benediktus XIII. gewählt war. Hier gab es während des Kirchenstreites der zwei Päpste die allergünstigste Gelegenheit für Intriguen und Beförderungen. Paulus gefiel dem Papste wegen seiner Klugheit, seines Eifers und seiner Beredtsamkeit und erschien ihm als ein brauchbares Werkzeug. So wurde er zum Archidiakonus und Kanonikus ernannt. Er wiegte sich aber in hochfliegende Träume, er gedachte Bischof, Kardinal zu werden. Die Zeit war dazu günstig. Paulus gab zu verstehen, daß er von dem ältesten jüdischen Adel seine Abkunft herleite, vom Stamme Levi, demselben, dem auch die Gottes-Mutter Maria entsprossen; darum nannte er sich „de Santa Maria". Er war also nicht ein einfacher Priester aus dem Volke, sondern hatte Ahnen, die in der Kirche Anerkennung und Auszeichnung finden müßten. Auf Empfehlung des Papstes überhäufte ihn später der König von Castilien Don Heinrich III. mit vielen Gunstbezeigungen und Ehrenstellen. Sein Ehrgeiz wurde befriedigt.

Der Übertritt des Salomo Burgensis, eines ehemaligen geachteten Rabbiners, zur Kirche erfüllte die Gemüter der jüdischen Kreise mit Besorgnis. Wird das Beispiel in der Zeit so vieler Anfechtungen und Prüfungen ohne Nachahmung bleiben? Zudem betrachtete es Paulus nach seiner Bekehrung als seine Aufgabe, seine ehemaligen Glaubensgenossen zu bekehren. Seinen Bekehrungseifer richtete er selbst gegen zwei der edelsten Männer der spanischen Judenheit, gegen Joseph Orabuena, Leibarzt am Hofe Karl's III. von Navarra und Großrabbiner der Gemeinden dieses Landes, und gegen Meïr Alguades, Großrabbiner von Castilien und Leibarzt des Königs Don Heinrich III. Da seine Bekehrungsversuche ohne Erfolg blieben, so schwärzte er die Juden an, um neue Verfolgungen gegen sie heraufzubeschwören. Er trieb es so auffallend, daß der Kardinal von Pampeluna selbst und andere Geistliche ihm Schweigen auflegen mußten. Soweit ging die Judenfeindlichkeit dieses Apostaten, daß er dem König Don Heinrich III. riet, nicht nur keinen Juden, sondern auch keinen Neuchristen zu irgend einem Amte zu befördern. Wollte er dadurch jede Neben-

buhlerschaft von Seiten eines gewandten oder ihm überlegenen Stammgenossen beseitigen? In seiner Auslegung der heiligen Schrift zeigte sich Paulus de Santa Maria ebenso giftig gegen Judentum und Juden.

Einsichtsvolle Juden erblickten mit Recht in diesem Neuchristen ihren erbittersten Feind und rüsteten sich zu einem Kampfe mit ihm. Freilich waren sie in der Wahl der Waffen äußerst beschränkt. Die Vertreter des Christentums hatten nicht bloß das freie Wort, sondern auch die Faust und den Kerker zur Behauptung ihrer Dogmen und ihrer Beweisführung, während die Juden sich drehen und winden mußten, um nicht mit einem kräftigen Worte anzustoßen und Gewaltmittel gegen sich in Bewegung zu setzen. Darum sollte das mutige Entgegentreten einer Handvoll Schwacher gegen die erdrückende Zahl Übermächtiger und Übermütiger die Bewunderung aller Derer erregen, welche ihren Beifall nicht der siegenden Gewalt, sondern dem ringenden Rechte schenken.

Das Vortreffen gegen die Feindseligkeiten des Paulus de Santa Maria eröffnete ein junger Mann, der früher zu dessen Füßen gesessen hatte, Josua Ben-Joseph Lorqui aus Cañis, Arzt und Kenner des Arabischen. In einem demütig gehaltenen Sendschreiben, wie von einem gelehrigen Schüler an einem bewunderten Meister, versetzte Josua Lorqui seinem abtrünnigen Lehrer empfindliche Stiche und unter dem Scheine des Zweifels erschütterte er die Grundfeste des Christentums. Er bemerkt im Eingange daß ihn der Übertritt seines geliebten Lehrers, an dem sich sein gläubiges Gemüt früher aufgerichtet, ihn noch mehr als Andere in Erstaunen gesetzt und zum Nachdenken gebracht habe. Er könne sich freilich nicht denken, daß Ehrgeiz und Glanzsucht ihn dazu bewogen habe; auch nicht, daß er von Zweifelsucht beunruhigt gewesen sei, da er bis zur Taufe gewissenhaft sämtliche jüdische Pflichten erfüllt habe. Auch müsse er den Gedanken abweisen, daß ihn die blutige Verfolgung der Juden an der Möglichkeit des Fortbestandes des jüdischen Stammes habe verzweifeln lassen, da es ihm doch bekannt sein müsse, daß unter den Christen nur die Minderzahl der Juden wohne, der größte Teil derselben dagegen in Asien weile und eine gewisse Selbständigkeit genieße, so daß, wenn es auch Gott gefiele, die Gemeinden in christlichen Ländern vertilgen zu lassen, der jüdische Stamm dadurch nicht von der

Erde verſchwinden werde. Es bleibe ihm daher, ſo fährt Lorqui fort, nur die Annahme, daß Paulus das Chriſtentum genau geprüft und deſſen Glaubensartikel bewährt gefunden habe. Er bitte ihn daher, ihm ſeine Überzeugung mitzuteilen und ſeine Zweifel an der Wahrheit des Chriſtentums niederzuſchlagen.

Im Verlauf macht Lorqui ſeine Gründe gegen den chriſtlichen Glauben geltend, die meiſtens ſehr ſchlagend ſind. Jeder Satz in dieſem Sendſchreiben war ein Nadelſtich für den judenfeindlichen Paulus. — Er ließ dieſes Sendſchreiben nicht unbeantwortet; aber man ſieht es der Antwort an, daß die Verlegenheit ſie diktiert hat, und daß er den ihm auf den Leib rückenden Fragen ausweichen wollte.

Auch der philoſophiſche Denker Chasdaï Creſcas trat als wackerer Kämpfer für den Glauben ſeiner Väter auf. Er verfaßte (um 1396) eine Abhandlung über die Glaubensartikel des Chriſtentums, die er vom philoſophiſchen Geſichtspunkte aus beurteilte, und deren Unhaltbarkeit er nachwies. Dieſe Schrift war mehr an die Chriſten als an die Juden gerichtet und auf Veranlaſſung vornehmer Chriſten verfaßt, mit denen Chasdaï Creſcas vertraut war. Er ſetzte darin die Unbegreiflichkeit der Glaubensartikel des Sündenfalles, der Erlöſung, der Dreieinigkeit, der Fleiſchwerdung, der jungfräulichen Geburt, der Abendmahlwandelung auseinander und unterſuchte, das Verhältnis des neuen Teſtaments zum alten in einer ſo leidenſchaftloſen Haltung, als wenn er gar nicht wüßte, daß es brennende Fragen waren, an denen ſich Scheiterhaufen entzünden könnten.

Tief einſchneidend und verletzend wirkte ein ſcharfer Pfeil, den ein begabter Zwangstäufling, welcher zum Judentume zurückgekehrt war, gegen die boshaften Neuchriſten faſt zur ſelben Zeit abgedrückt hat. Seitdem Judentum und Chriſtentum in Schriften und Disputationen mit einander rangen, iſt keine ſo geſpitzte Satyre von jüdiſcher Seite dagegen losgelaſſen worden.

Profiat Duran, Arzt, Aſtronom, Geſchichtsforſcher und überhaupt kenntnisreich und geiſtvoll, mit ſeinem jüdiſchen Namen Iſaak Ben-Moſe und ſeinem Schriftſtellernamen Efodi, befand ſich während der blutigen Verfolgung von 1391 in der traurigen Lage, zum Schein zum Chriſtentum übertreten zu müſſen. Mit ihm zugleich trat ſein Freund David En-Bonet Buen-Giorn

über. Beide beſchloſſen ſpäter, den ihnen verhaßten Glauben abzuſchütteln und nach Paläſtina auszuwandern, um dort das Judentum frei zu bekennen und zugleich die Sünde des Abfalls zu ſühnen. Nachdem Beide ihre Vermögensverhältniſſe geordnet hatten, reiſte Profiat Duran nach einer Hafenſtadt in Südfrankreich voraus und erwartete ſeinen Freund. Dieſer aber war inzwiſchen mit dem bekehrungsſüchtigen Apoſtaten Paulus de Santa Maria zuſammengekommen und von ihm dahin gebracht worden, im Chriſtentum zu verharren. Wie erſtaunt war Profiat Duran, von En-Bonet ein Schreiben zu empfangen, worin dieſer ihm ſein chriſtliches Glaubensbekenntnis mit vieler Ruhmredigkeit auseinanderſetzte, ihn ſelbſt zum Verbleiben im Chriſtentum aufforderte und eine ſchwärmeriſche Verehrung für Paulus de Santa Maria zu erkennen gab! Profiat Duran durfte nicht dazu ſchweigen, und er gab in einem Antwortſchreiben ſeinem Freunde, allen ſeinen Geſinnungsgenoſſen und noch mehr dem bekehrungseifrigen Paulus einen Denkzettel, der heute noch nicht vergeſſen iſt. Dieſes Sendſchreiben (erlaſſen um 1400) iſt von einer Ironie, wie ſie nicht feiner ausgedrückt werden kann. Der Ton iſt ſo gehalten als wenn Profiat Duran ſeinem Freunde in allen Punkten Recht gäbe und ihn beſtärkte, im chriſtlichen Glauben zu verharren. „Sei nicht wie Deine Eltern“ (Al tehí ka-Abotécha) iſt die ſtete Wiederkehr des Sendſchreibens, und es iſt ſo täuſchend gehalten, daß Chriſten es (unter dem Titel Alteca Boteca) für eine Schutzſchrift zu Gunſten des Chriſtentums genommen haben. Indem Profiat Duran zum Scheine „den Glauben der Väter“ als irrtümlich darſtellte, legte er die Blößen der chriſtlichen Glaubensartikel und Sakramente ſo offen dar, daß man da, wo das Chriſtentum herrſchende Religion iſt, nicht wagen darf, den Inhalt auseinanderzuſetzen. Alles, was der geſunde Menſchenverſtand, die richtige Folgerung, die Philoſophie, die heilige Schrift gegen die chriſtlichen Lehren geltend machen können, führt Profiat Duran in Schlachtreihe gegen ſeinen verführten Freund, aber ſcheinbar nicht um deſſen Sinn zu ändern, ſondern ihn noch mehr im katholiſchen Bekenntnis zu beſtärken. Ein Teil der eſobiſchen Satyre iſt gegen den Judenfeind Paulus de Santa Maria gerichtet, von deſſen Lob das Schreiben des En-Bonet überfloß. „Du meinſt, er werde es vielleicht noch dahin bringen, Papſt zu werden, haſt mir aber nicht

zu erkennen gegeben, ob er nach Rom gehen oder in Avignon bleiben wird", ein Hieb gegen den Kirchenstreit zwischen zwei Päpsten. „Du rühmst ihn, daß er sich bemüht habe, jüdische Frauen und Kinder vom Tragen der Abzeichen zu befreien. Bringe diese frohe Botschaft den Weibern und Kindern. Mir ist aber berichtet worden, er predige Unheil gegen die Juden und mußte vom Kardinal von Pampeluna zum Schweigen gebracht werden. Du meinst, Paulus, Dein Lehrer, werde bald einen Bischofssitz einnehmen oder den Kardinalshut tragen. Freue Dich deß; denn dann wirst auch Du zu Ehren gelangen, wirst Priester oder Levite werden". Erst gegen den Schluß läßt Profiat Duran seinen ironischen Ton fahren und schreibt mit Ernst: Er bitte seinen ehemaligen Freund, als Christ nicht den Namen seines hochgeachteten Vaters zu führen; denn er würde, wenn er noch am Leben wäre, gewünscht haben, lieber keinen Sohn, als einen abtrünnigen zu haben. — Dieses satyrische Sendschreiben sollte als Flugblatt dienen und wurde verbreitet. Es hat eine so einschneidende Wirkung hervorgebracht, daß die Geistlichen, als sie erst den satyrischen Charakter desselben erkannten, darauf fahnden und es verbrennen ließen. — Profiat Duran arbeitete auch im Auftrage des Chasdaï Crescas, dessen Kinder er früher unterrichtet hatte, ein anderes gegenchristliches Werk aus, nicht in satyrischem Tone, sondern in der ruhigen Sprache geschichtlicher Auseinandersetzung. Vertraut mit dem neuen Testamente und der Kirchengeschichte, wies er nach, wie das Christentum im Verlaufe entartet worden sei.

Paulus de Santa Maria stieg indes, von dem Gegenpapste Benediktus XIII. von Avignon begünstigt und gefördert, immer höher und höher, wurde Bischof von Cartagena, Kanzler von Castilien und Geheimrat des Königs Don Heinrich III. Es gelang aber seinem bösen Willen doch nicht, den König von Castilien gegen die Juden einzunehmen und sie von Hofämtern fernzuhalten. Don Heinrich hatte zwei jüdische Leibärzte, deren er in seiner Kränklichkeit nicht entraten konnte und denen er besonderes Vertrauen schenkte: Don Meïr Alguades, einen Astronomen und Kenner der Philosophie, den der König zum Großrabbinen für sämtliche castilianische Gemeinden ernannte, und Don Mose Zarzal (Çarçal), der auch Dichter war und in volltönenden spanischen Versen die langersehnte Geburt eines Thronerben für Castilien besang. Die

Windſtille, welche zwiſchen zwei wütenden Stürmen für die ſpaniſchen Juden während der Regierung Don Heinrich's eintrat, begünſtigte den Nachtrieb einiger litterariſchen Spätlinge, faſt die letzten von einiger Bedeutung.

Profiat Duran, von dem man nicht weiß, wie es ihm möglich geworden, ſeine Taufe vergeſſen zu machen, ſich in Spanien oder Perpignan zu behaupten, und der Verfolgung wegen ſeiner ironiſchen Behandlung der chriſtlichen Glaubensartikel zu entgehen. — Profiat Duran kommentierte Maimuni's philoſophiſches Werk „Führer", auch Mehreres von Ibn-Eſra, verfaßte ein mathematiſches und kalendariſches Werk, und ſtellte in einem Geſchichtswerke die umfangreichen Verfolgungen zuſammen, welche ſein Stamm ſeit dem dreizehnten Jahrhundert erlitten. Seine beſte Arbeit iſt ſeine hebräiſche Grammatik.

Eine durchaus nicht alltägliche Arbeit hinterließ Chasdaï Creſcas, ſchon am Rande des Grabes und durch die Verfolgung und den Märtyrertod ſeines Sohnes zuſammengebrochen. Er war ein tiefer und umfaſſender Denker, der ſich nicht an Einzelnes verlor, ſondern ein Ganzes gedanklich umſpannen wollte. In einem Werke ſollten alle Seiten des Judentums, die Ideen und Geſetze, aus denen die jüdiſche Lehre beſteht, beleuchtet, das Beſondere mit dem Allgemeinen, die auseinander gefallen waren, wieder verknüpft werden. Dieſer Plan zeugt nicht bloß für ſeine außerordentliche Gelehrſamkeit, ſondern noch mehr für ſeine Geiſtesklarheit. Der Tod ſcheint ihn an der Ausführung dieſer Rieſenarbeit gehindert zu haben, und er hat lediglich den philoſophiſchen Teil oder die Einleitung dazu ausgearbeitet. In dieſer Einleitung beleuchtet Chasdaï Creſcas einerſeits das Grundweſen der Religion im allgemeinen: das Daſein Gottes, die göttliche Allwiſſenheit, die Vorſehung, die menſchliche Willensfreiheit, den Zweck des Weltalls, und andererſeits die Grundwahrheiten des Judentums, die Lehre von der Weltſchöpfung, der Unſterblichkeit und vom Meſſias. Ihm imponierte die ariſtoteliſch-mittelalterliche Philoſophie nicht mehr ſo gewaltig wie ſeinen Vorgängern, weil ſein klarer Geiſt ihre Schwächen tiefer als Andere erkannt hatte. Mit kühner Hand riß er daher die Stützen des rieſigen Gedankenbaues für die Religion nieder, welchen Maimuni auf ariſtoteliſchem Grunde auf-

geführt hatte. Vertraut mit dem ganzen Gerüste der ſcholaſtiſchen Philoſophie, bekämpfte er ſie mit wuchtigen Streichen.

Während ihm die Philoſophie der Zeit auf bodenloſe Abwege geraten zu ſein ſchien, ſtand ihm das Judentum auf unerſchütterlichem Grunde feſt, und er ſuchte lediglich die Einwendungen von Seiten jener gegen dieſes zu entkräften. Die Annahme einer unbegrenzten göttlichen Allwiſſenheit führte Chasdaï Creſcas zu einer kühnen Behauptung: daß der Menſch in ſeinen Handlungen nicht ganz frei ſei, daß vielmehr alles Geſchehene notwendig aus einer Urſache folge, und jede bis zur erſten Urſache hinauf das Eintreffen dieſes oder jenes Zuſtandes unfehlbar bedinge. Der menſchliche Wille folge nicht einer blinden Wahl, ſondern ſei durch die Gliederkette vorangegangener Wirkungen und Urſachen beſtimmt. In wiefern könne es aber Lohn und Strafe nach ſich ziehen, wenn der Wille nicht frei iſt? Darauf antwortet Chasdaï Creſcas: Lohn und Strafe erfolgen nicht auf Handlungen, ſondern auf Geſinnungen. Wer das Gute — das allerdings notwendig erfolgen müſſe — mit Freudigkeit des Herzens vollbringe, verdiene belohnt zu werden, ebenſo wie der, welcher das Böſe gern befördere, der Strafe verfallen müſſe, obwohl auch dieſes eine Notwendigkeit ſei.

Das höchſte Gut, dem der Menſch zuſtreben ſoll, und der Endzweck der Schöpfung ſei die geiſtige Vollkommenheit des Menſchen oder das ewige Leben der Seligkeit. Dieſe werden einzig und allein durch thätige Liebe zu Gott erworben. Das ſei der Inbegriff der Religion und beſonders des Judentums. Chasdaï Creſcas, welcher zu allererſt den Unterſchied zwiſchen der allgemeinen Religion und einer beſonderen Religionsform, wie Judentum und Chriſtentum, machte, ſtellte, abweichend von Maimuni, nur acht das Judentum charakteriſierende Glaubensartikel auf. Gegen die dreizehn Glaubensartikel Maimuni's wendete er mit Recht ein, daß ihrer entweder zu viel oder zu wenig aufgezählt ſeien, weil darin die Grundwahrheit jeder Religion überhaupt mit den Glaubenslehren des Judentums nicht ſtreng geſchieden ſeien.

Nächſt Profiat Duran und Chasdaï Creſcas trat auch in der kurzen Pauſe zwiſchen zwei blutigen Verfolgungen in Spanien der caſtilianiſche Großrabbiner Don Meïr Alguades als philo-

ſophiſcher Schriftſteller auf, aber nicht mit einer ſelbſtſtändigen Arbeit. Er übertrug Ariſtoteles' Sittenlehre (Ethik) ins Hebräiſche und machte ſie den Juden zugänglich, welche ſie mehr im Leben angewendet haben, als die Griechen, aus deren Schoß ſie hervorgegangen war, und als die Vertreter der Kirche, welche ſich durch Glaubensformeln und Kirchenlehren über die Moral hinwegſetzten.

Der jüdiſch-ſpaniſche Gelehrtenkreis war indes nicht mehr mit der arabiſchen Sprache genügend vertraut. Aus dieſem Grunde mußte Alguades die Überſetzung der „Sittenlehre" aus dem lateiniſchen Text anlegen. Angeregt hat ihn dazu oder mitgearbeitet hat dabei eine Perſönlichkeit von hoher Stellung in Saragoſſa: Don Salomo Benveniſte Ibn-Labi mit der Nebenbenennung de la Caballaria, deſſen Sohn in einer Zeit ſchwerer Prüfung mit der Kraft unerſchütterlicher Überzeugung für das Judentum eintrat, und von deſſen Familiengliedern einige vom Judentum abfielen und erbitterte Gegner derſelben wurden.

Es trat nämlich eine Zeit ſchwerer Prüfung durch neue und gehäufte Drangſale für die ſpaniſche Judenheit ein, welcher ſchwache Naturen nicht gewachſen waren und in der ſie ihre Treue nicht bewahrten. So lange nämlich der junge, nicht unkräftige, wenn auch kränkliche Monarch des Hauptreiches Caſtilien, Don Heinrich III, regierte, konnten die Juden eine leidliche Exiſtenz führen. Sobald er aber ins Grab ſtieg (1406), trat abermals eine ungünſtige Wendung für die Juden Caſtiliens ein, ein Vorbote unglückſeliger Tage. Der Thronerbe Juan II. war ein kaum zweijähriges Kind. Die Regentſchaft führte die Königin-Mutter Catalina (Katharina) von Lancaſter, eine launenhafte, übermütige, ſtreng kirchlich geſinnte junge Frau, welche zu herrſchen glaubte, aber von ihren jeweiligen Favoritinnen beherrſcht wurde. Mitregent war der Infant Don Fernando (ſpäter König von Aragonien), der zwar klug und milde war, ſich aber von Geiſtlichen leiten ließ. Im Staatsrat ſaß neben ihm der abtrünnige Paulus de Santa-Maria, ein noch ſchlimmerer Acher, dem nicht bloß das Judentum ein Gräuel, ſondern auch die Juden ein Dorn im Auge waren. Der verſtorbene König Don Heinrich III. hatte ihn zum Vollſtrecker ſeines Teſtamentes und zum Erzieher des Throninfanten ernannt, und ſo hatte Paulus im Regentſchaftsrate eine gewichtige Stimme. Welche Ausſicht für die Juden Caſtiliens! Sie empfanden auch bald den ihnen feind-

ſeligen Geiſt des Hofes. Zunächſt war es auf die Demütigung der angeſehenen Juden abgeſehen, welche im Verkehr mit dem Hofkreiſe oder mit den Granden des Reiches ſtanden, und als ſolche eine geachtete Stellung einnahmen. Sie ſollten daraus verdrängt und gemahnt werden, daß auch ſie zur verachteten Kaſte gehörten.

Ein Edikt wurde im Namen des vierjährigen Königs veröffentlicht (1408), welches die judenfeindlichen Paragraphen der Geſetzesſammlung Alfonſo's des Weiſen[1]) zur Ausführung brachte. „Weil die Bekleidung von Ämtern von Seiten der Juden zum Schaden des chriſtlichen Glaubens und der Gläubigen gereiche", ſo ſollte dieſes für alle Zukunft unterſagt ſein. Jeder Jude, der von einem Adeligen oder einer Stadt ſich mit einem Amte belehnen ließe, ſollte das Zweifache ſeiner Einnahmen davon als Strafe erlegen, und wenn ſein Vermögen nicht ausreichte, dasſelbe ganz einbüßen und noch dazu fünfzig Streiche gewärtig ſein. Man kann die Hand des Paulus de Santa Maria in dieſem Geſetze nicht verkennen. Er kannte recht gut die ſtarken und ſchwachen Seiten der ſpaniſchen Juden und mochte berechnen, daß die Angeſehenen, in Gefahr ihr Amt und ihre Stellung zu verlieren, zum Chriſtentum übergehen, und daß die Treubleibenden, ausgeſchloſſen vom Verkehr mit der chriſtlichen Geſellſchaft, von der Beteiligung am öffentlichen Leben und auf ſich ſelbſt angewieſen, verfallen würden.

Zu gleicher Zeit richtete ſich ſein giftiger Haß gegen den ehemaligen Leibarzt des verſtorbenen Königs, Meïr Alguades. Wollte der Apoſtat Paulus ihn verderben, weil jener den Mittelpunkt für diejenigen bildete, welche ihn entlarvt und der Verſpottung preisgegeben hatten? Ein aufregender Prozeß wurde in Szene geſetzt. Als die Königin-Mutter mit dem gekrönten Kinde in Segovia war, erhoben einige Prieſter eine ſchwere Anklage gegen einen Juden dieſer Stadt: Er habe vom Sakriſtan eine Hoſtie gekauft, natürlich um ſie zu ſchänden; die Hoſtie habe ſo erſtaunliche Wunder bewirkt, daß der Käufer ſie in Angſt und Zittern dem Prior eines Kloſters wieder zugeſtellt habe. Sei es nun, daß dieſer Vorfall durchweg erfunden, oder daß ein Fäſerchen

[1]) B. II, p. 586.

Wahrheit zu einem haarsträubenden Lügengewebe gefliſſentlich gedehnt worden war, genug, der Biſchof Juan Velasquez de Tordeſillas gab der Sache eine ungemeine Wichtigkeit, ließ mehrere Juden als Mitſchuldige verhaften und darunter auch Don Meïr Alguades. Die Regentin Catalina ließ infolge deſſen einen peinlichen Prozeß anſtellen. Alguades und die Mitverhafteten wurden gefoltert und geſtanden ihre Schuld an der Hoſtie ein. Meïr Alguades ſoll aber ein noch ganz anderes Geſtändnis unter der Tortur abgelegt haben; daß der König Don Heinrich III. durch ſeine Hand umgekommen ſei. Obwohl alle Welt wußte, daß der Monarch von Jugend an gekränkelt hatte, ſo wurde Don Meïr — dem die Richter unter der Folter die Frage wegen Vergiftung des Königs vorgelegt haben müſſen — auf eine grauſame Weiſe hingerichtet; Glied für Glied wurde ihm ausgerenkt. Dasſelbe Los traf auch ſeine Mitangeklagten. Eine Synagoge wurde bei dieſer Gelegenheit in eine Kirche umgewandelt.

Die trübe Zeit, welche eigentlich erſt den vorausgeworfenen Schatten künftiger unglückſeligen Ereigniſſe bildete, erzeugte die düſtere Erſcheinung einer neuen meſſianiſchen Schwärmerei. Sie ging wieder von Myſtikern aus. Die Kabbala, hatte — durch den geſchickten Kunſtgriff, den „Sohar", dieſes Lügenbuch, als eine neue göttliche Offenbarung, einſchleichen zu laſſen — rührige Parteigänger und immermehr Boden in den jüdiſchen Gemütern gewonnen. Drei Kabbaliſten waren beſonders thätig, ihrer Lehre die Gemüter zu unterwerfen und die Köpfe zu benebeln: Abraham aus Granada, Schem-Tob Ben-Joſeph und Moſe Botarel. Der Erſtere (1391 — 1409) hatte die Kühnheit, zu behaupten: Wer nicht in kabbaliſtiſcher Weiſe Gott erkennt und verehrt, gehöre zu den Kleingläubigen, der ſündige unwiſſentlich. Abraham aus Granada deutete an, daß der Abfall der gebildeten Juden von ihrem Glauben in dem Gemetzel von 1391 in der leidigen Beſchäftigung mit der Wiſſenſchaft und in der Verachtung der Kabbala ſeinen letzten Grund habe. Andererſeits ſah er in dieſer Verfolgung und in dem Übertritt ſo vieler angeſehenen Juden zum Chriſtentum die Vorzeichen der meſſianiſchen Zeit, die Leiden, die ihr vorangehen müßten, und die Nähe der Erlöſung. — Schem-Tob Ben-Joſeph Ibn-Schem-Tob (ſt. 1430) beſchuldigte geradezu die jüdiſchen Philoſophen, Maimuni und Gerſonides

mit, als Verführer des Volkes zur Ketzerei und zum Unglauben und als eigentliche Urheber der Abtrünnigkeit ſo Vieler zur Zeit der Prüfung. In einer Schrift (Emunot) machte er die heftigſten Ausfälle gegen die jüdiſchen Denker und die Beſchäftigung mit der Philoſophie und behauptete, das wahre Heil Israel's liege in der Pflege der Kabbala, welche die echte lautere Wahrheit und uralte jüdiſche Tradition ſei. Sein Buch iſt eine lange Reihe der ſchwerſten Anklagen gegen das vernünftige Denken innerhalb des religiöſen Gebietes und eine fortlaufende Verherrlichung des kabbaliſtiſchen Unverſtandes.

Doch waren dieſe beiden, Abraham von Granada und Schem-Tob, beſchränkte, aber doch ehrliche Männer; anders aber Moſe Botarel aus Cisneros in Caſtilien, der es geradezu auf Schwindel und Täuſchung abgeſehen hatte. Er gab ſich als Wunderthäter und Prophet, ja, als Meſſias aus. Botarel prophezeite, daß im Frühlingsmonat (1393) ſich erſtaunliche Wunder ereignen, welche die Meſſiaszeit herbeiführen würden. Später verfaßte er eine Schrift, die voller Lug und Trug iſt. Ruhmredig und prahleriſch richtete er Sendſchreiben an ſämtliche Rabbinen Israel's, daß er imſtande ſei, alle Zweifel über Bibel und Talmud zu löſen, alle Dunkelheit zu lichten, und gab ſich als das Haupt des großen Synhedrion aus. Der helle Kopf Chasdaï Creſcas ſoll, merkwürdig genug, an dieſen Schwärmer geglaubt und ihn in der Synagoge als Heilsboten verkündet haben. Indeſſen muß dieſer Schwindel ein ſo klägliches Ende genommen haben, daß ſich die jüdiſchen Schriftſteller ſchämten, viel davon zu ſprechen.

Als wenn die Juden in Spanien noch nicht genug Feinde gehabt hätten an den verarmten und trägen Bürgern und Adeligen, welche den Wohlſtand der Juden als einen, an ihnen begangenen Raub betrachteten, an den polternden Geiſtlichen, welche ihre Unſittlichkeit mit dem Mantel des Bekehrungseifers zudecken wollten, und an den neugetauften Emporkömmlingen, welche durch Haß gegen ihre Stammgenoſſen ihre Abkunft vergeſſen machen wollten, traten im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts drei Feinde zu gleicher Zeit auf, welche zu den erbittertſten und verbiſſenſten gehörten: ein getaufter Jude, ein Dominikanermönch und ein von allen Seiten verlaſſener Papſt. Dieſe drei, Joſua Lorqui, Fray Vicente Ferrer und Pedro de Luna oder als Gegenpapſt Benediktus XIII.,

haben den verhängnisvollen Knoten zum thränenreichen Trauerspiel der spanischen Juden geschürzt. Josua Lorqui als Alcañeis, — der trotz seiner Entrüstung gegen den Abfall seines Meisters seinem Beispiel gefolgt sein muß — nahm nach seiner Taufe den Namen Geronimo de Santa Fé an und wurde Leibarzt des avignonensischen Papstes Benediktus. Er betrachtete es gleich Paulus de Santa-Maria als seine Aufgabe, seine ehemaligen Glaubensgenossen durch jedes Mittel zum Christentum hinüber zu ziehen oder anzuschwärzen. Vicente Ferrer, den die Kirche heilig gesprochen hat, war eine jener düstern Naturen, welche die Erde als ein Jammerthal betrachten und sie dazu machen möchten. Er stach allerdings damals gegen den Troß der Welt- und Klostergeistlichen als ein Heiliger ab. Er war nicht den Lüsten ergeben, trachtete nicht nach Gold und Glanz, war von wahrhafter Demut durchdrungen und nahm es mit seinem Berufe ernst. Allein er war von der Verkehrtheit befangen: weil die Christenheit, Geistliche und Weltliche, durch und durch verderbt und angefault sei, so stünde der Untergang der Welt nahe, und sie sei nur dadurch zu retten, daß alle Menschen zum Christusglauben und zum mönchischen Büßerleben gebracht würden. Vicente Ferrer erneuerte daher die alte Entmenschung der Geißelbüßung, zog durch die Länder mit einer Schar Blindgläubiger, geißelte den entblößten Leib täglich mit Knotenstricken, entflammte die Menge zu denselben Uebungen und glaubte dadurch das Heil der Welt herbeiführen zu können. Mit einem wohlklingenden sympathischen Organ und beredter Sprache begabt, gewann dieser Dominikanermönch eine große Gewalt über die Gemüter. Wenn er unter Schluchzen an die Leidensgeschichte Jesu erinnerte oder den nahen Untergang der Welt ausmalte, so rührte er die Zuhörer bis zu heftigem Thränenerguß und konnte sie zu jeder That und Unthat leiten. Er hatte eine hohe Würde am päpstlichen Hofe aufgegeben, um einfacher Barfüßlermönch und Geißelbruder zu werden. Dieser Umstand wirkte besonders mit, ihm viele Bewunderer und Anhänger zuzuführen, weil ein solches Verzichtleisten auf Ansehen und Einnahmequellen von seiten eines Geistlichen zu jener Zeit ein ungewöhnliches Beispiel war. Aber Ferrer mißbrauchte die Vorzüge, welche ihm die Natur verliehen hatte, zu blutiger Gewaltthätigkeit. Die tiefe Verderbnis der Kirche beweist am schlagendsten die Haltung

dieſes Mönches. Daß die Kirche damals durch drei gleichzeitige Päpſte zerriſſen war, von denen jeder ſich als Statthalter Gottes geberdete und die Gegenpartei mit Wort und That verfolgte, und daß einer dieſer Päpſte Johannes XXIII. (1410—1415) alle Laſter und Todſünden erſchöpfte, Seeräuber, Ablaßkrämer, Wollüſtling und Weiberſchänder war, das kennzeichnet die Entartung noch nicht ſo ſehr, als daß eine wirklich reine und ſittliche Natur, wie Vicente Ferrer, Mordgedanken hegte und predigte gegen alle ſolche, welche ſeine Verkehrtheiten nicht teilten. Die Taube war zur Giftſchlange, das Lamm zum reißenden Tiere geworden.

Anſtatt wie Wyckliffe und andere Kirchenreformatoren ſeine Stimme gegen die Gebrechen der kirchlichen Inſtitutionen zu kehren, kehrte ſie der Büßermönch gegen die Juden und Ketzer. Mit Schrift und Wort eröffnete er einen Kreuzzug gegen die Juden und ſetzte ihn Jahre lang fort. Zunächſt galten ſeine heftigen Ausfälle den Neuchriſten in Spanien wegen ihrer Unaufrichtigkeit im Kirchenglauben. Teils aus Furcht, der ſchweren Strafe der Apoſtaſie zu verfallen und teils von den feurigen Worten des Predigermönches gewonnen, legten viele Marranen ein reumütiges Bekenntnis ab, und Ferrer betrachtete ſolches als einen großen Sieg der Kirche, als einen Triumph für die Wahrheit des Chriſtentums. Dieſer Erfolg ließ ihn hoffen, auch ſämtliche Juden bekehren zu können. Durch ſeine Gewalt über das Volk wurde Ferrer von den Königen Spaniens gebraucht, wo es galt Volksaufſtände während der Unruhen und Bürgerkriege unblutig zu beſchwichtigen. Ferrer erhielt daher von der Königsfamilie die Befugnis, in den Synagogen (und Moſcheen) nicht nur zu predigen, ſondern auch die Juden (und Mohammedaner) zum Anhören ſeiner Kapuzinaden zu zwingen. Mit dem Kreuze in der Hand und einer Thorarolle im Arme, mit Gefolge von Geißelbrüdern und Lanzenträgern, forderte er die Juden „mit fürchterlicher Stimme“ auf, ſich unter dem Kreuz zu ſammeln.

Durch ihn und die beiden anderen Judenbekehrer entſtanden ſo unſägliche Leiden für die ſpaniſchen Juden, daß mehrere Jahre (1412–1415) zu den traurigſten der leidensreichen jüdiſchen Geſchichte zählen. — Eine kurze Zeit nach Ferrer's Erſcheinen am caſtilianiſchen Hofe (1412) erließen die Regentin Donna Catalina, der Infant Don Fernando und dazu der Apoſtat Paulus de

Santa Maria im Namen des königlichen Kindes Juan II. ein Edikt von vier und zwanzig Artikeln, welche zum Zwecke hatten, die Juden verarmt zu machen, sie zu demütigen und sie zur verachtetsten Stufe der Gesellschaft zu erniedrigen oder in der Not sich zum Christentum zu bekehren.

Sie sollten nur in eigenen Judenquartieren (Juderias) wohnen, welche lediglich eine einzige Eingangs- und Ausgangspforte haben dürften. Sie sollten keinerlei Handwerk treiben, auch nicht die Arzneikunst ausüben und überhaupt gar kein Geschäft mit Christen treiben. Es verstand sich von selbst, daß sie keinerlei christliche Bedienung halten, nicht einmal für eine Handleistung am Sabbat, und keinerlei Amt bekleiden dürfen. Die eigene Gerichtsbarkeit sollten sie einbüßen. Einige Artikel des Edikts bestimmten die eigene Tracht der Juden. Wer von ihnen sich der kleidsamen Landestracht bediente oder feinere Stoffe trüge, sollte einer schweren Geldstrafe verfallen, die sich bei wiederholter Übertretung bis zur Leibesstrafe und Konfiskation steigern sollte. Das Tragen der Judenabzeichen von roter Farbe wurde natürlich aufs strengste eingeschärft. Den Männern wurde auch untersagt, sich den Bart abzunehmen oder das Haupthaar irgendwie zu stutzen: die Übertreter sollten mit 100 Geißelhieben bestraft werden. Kein Jude sollte schriftlich oder mündlich mit dem Ehrentitel Don (Herr) angeredet werden. Waffen zu tragen wurde ihnen ebenfalls untersagt. Auch sollten sie nicht mehr von einer Stadt zur anderen übersiedeln, sondern jeder an seinen Wohnort gebannt bleiben. Und nicht einmal entfliehen durften sie dieser Erniedrigung. Der Jude, welche sich unterfinge auszuwandern und dabei ergriffen würde, sollte seine Habe einbüßen und zum Leibeignen des Königs gemacht werden. Den Granden und Bürgern wurde aufs strengste untersagt, den Juden irgend einen Schutz zu gewähren.

Es ist nicht zu verkennen, daß bei der Ausarbeitung dieser judenfeindlichen Gesetze der Apostat Paulus wiederum die Hand im Spiele hatte. Die Juden sollten gerade in ihrer empfindlichsten Stelle, in ihrem Stolze und ihrem Ehrgefühl gekränkt werden. Die jüdischen Reichen, welche gewohnt waren, in Prachtgewändern mit glattem Kinn einherzugehen, sollten in entstellender Tracht mit struppig langem Bart erscheinen. Die Gebildeten, welche als Ärzte oder als Ratgeber der Granden frei mit den hohen christlichen

Ständen verkehrten, ſollten auf ihr Judenquartier beſchränkt bleiben — oder ſich taufen laſſen. Darauf liefen alle dieſe harten Beſchränkungen hinaus. Und ſie wurden mit unerbittlicher Strenge ausgeführt. Ein Zeitgenoſſe (Salomon Alami) beſchreibt das infolge des Edikts eingetretene Elend vieler Klaſſen: „Die in Paläſten gewohnt, wurden in elende Winkel, in niedrige finſtere Hütten gewieſen. Statt der rauſchenden Gewänder mußten wir elende Kleider tragen und gerieten in Verachtung.. Statt des geſchorenen Bartes mußten wir wie Trauernde umherwandeln. Die reichen Steuerpächter gerieten in Dürftigkeit, da ſie kein Handwerk verſtanden, ſich davon zu ernähren. Und auch die Handwerker fanden keine Nahrung. Not ſtellte ſich bei Allen ein. Kinder ſtarben auf dem Schooße der Mütter vor Not und Nacktheit".

In dieſem Elend trat der Dominikanermönch Ferrer mit dem Kreuze in der Hand in die Synagogen und predigte mit Donnerſtimme das Chriſtentum, bot auf der einen Seite Lebensgenuß und Ehrenſtellung und drohte auf der anderen Seite mit Verdammnis im Himmel und auf Erden. Das Volk, von den heftigen Predigten zum Fanatismns gehetzt, gab ihnen durch thätliche Angriffe auf die Juden Nachdruck. Welche ſchwere Prüfung für die unglücklichen Juden Caſtiliens? An Flucht vor dieſem Elend war nicht zu denken, da das Geſetz die ſchrecklichſte Strafe darüber verhängt hatte Es iſt daher kein Wunder, wenn die Schwachen und Lauen, die Bequemlichkeit Liebenden und Weltlichgeſinnten der Verſuchung erlagen und ſich durch die Taufe retteten. So gingen viele Juden in mehreren Gemeinden, überall wo Vicente Ferrer predigte, zum Chriſtentum über. Die in Salamanca getauften Juden nannten ſich nach ihrem Taufpaten „Vicentiner". Manche Synagogen wurden von Ferrer in Kirchen verwandelt. In den kaum vier Monaten, während welcher ſich dieſer Proſelytenmacher im Königreich Caſtilien aufhielt (Dezember 1412 — März 1413), hat er den Juden ſo tiefe Wunden geſchlagen, daß ſie daran verbluteten.

Als er ſich nach dem Königreich Aragonien begeben hatte, berufen in dem Streit um die Krone zwiſchen mehreren Prätendenten mitzuraten, und als durch ſeine Thätigkeit der caſtilianiſche Infant Don Fernando die Krone von Aragonien erhielt (Juni 1414), der ihn zu ſeinem Beichtvater und Gewiſſensrat ernannte

gewährte er ihm gern die Erfüllung ſeiner Wünſche. Obenan ſtand für Ferrer der Wunſch der Judenbekehrung, und Fernando erließ auch an die Juden Aragoniens den Befehl, die Predigten des fanatiſchen Bekehrers anzuhören. Auch hier eiferte Ferrer in jeder Stadt, wohin er ſeinen Fuß ſetzte, gegen die Juden und brachte Viele zur Bekehrung, ſo in Saragoſſa, Daroca, Tortoſa, Valencia, Majorca. Im ganzen ſollen mindeſtens 20,000 Juden in Caſtilien und Aragonien bei dieſer Gelegenheit zwangsweiſe zum Chriſtentum übergegangen ſein. Sie vermehrten die Zahl der Marranen.

Die Leiden der ſpaniſchen Juden waren damit noch lange nicht zu Ende. Der Papſt Benediktus XIII. hatte noch Schlimmeres gegen ſie im Sinne und gebrauchte dazu ſeinen neubekehrten Leibarzt Joſua Lorqui oder Geronimo de Santa Fé. Dieſer Papſt, von dem allgemeinen Konzil von Piſa als Schismatiker, Ketzer und Eidbrüchiger und noch wegen anderer Verbrechen angeklagt, ja, ſelbſt ſeiner geiſtlichen Würden entkleidet und in den Bann gethan, arbeitete daran, die Juden Spaniens maſſenhaft zur Kirche — die damals von aller Welt als geſchändet bezeichnet wurde — hinüberzuziehen. Auf der pyrenäiſchen Halbinſel wurde er noch als Papſt anerkannt. Wie, wenn es ihm gelänge, die Verſtocktheit, Verblendung und den Unglauben Israel's endlich zu überwinden und es um das Kreuz zu ſammeln? Wäre das nicht der größte Triumph für die Kirche und namentlich für ihn? Würde er nicht damit alle ſeine Feinde beſchämen? Wäre er dann nicht unter den falſchen Hirten der einzige echte?

Zu dem Zwecke ließ der Papſt (Ende 1412) mit Bewilligung des Königs Don Fernando eine Einladung an die gelehrteſten Rabbinen und Männer der Schrift des Königreichs Arragonien ergehen, daß ſie ſich zu einem Religionsgeſpräch in Tortoſa einfinden mögen. Da ſollte ihnen der in der jüdiſchen Litteratur beleſene Apoſtat Joſua Lorqui aus dem Talmud beweiſen, daß der Meſſias bereits erſchienen ſei und in Jeſus ſeine Verkörperung gefunden habe. Durch alle Mittel wollte der päpſtliche Hof auf die hochſtehenden Juden einwirken, um ſie für den Übertritt zu gewinnen; dann, wenn erſt die Fahnenträger der Juden das heilige Lager verlaſſen hätten, würden die Gemeinden, der Troß, von ſelbſt nachfolgen. Die Einzuladenden waren von Geronimo

besonders bezeichnet und vom Papste oder dem Könige mit Strafe bedroht worden, wenn sie sich nicht einfinden sollten. Was sollten die Berufenen thun? Sich einfinden oder ausbleiben, annehmen oder ablehnen war gleich gefährlich. So erschienen denn zwei und zwanzig der angesehensten Juden Aragoniens. An ihrer Spitze war Don Vidal Ben-Benveniste Ibn-Labi (Ferrer) aus Saragossa, ein Mann von altem jüdischen Adel, Sohn des Salomon de la Caballaria, von Ansehen und Bildung, Arzt und neuhebräischer Dichter; ferner Joseph Albo aus Monreal, ein Jünger des Chasdai Crescas, ein Mann von philosophischen Kenntnissen und lauterer Frömmigkeit; ferner Serachja Halevi Saladin aus Saragossa, der Übersetzer eines arabisch-philosophischen Werkes; Astrüc Levi aus Daroca, ein angesehener Mann seiner Zeit und Bonastrüc aus Gerona, ein Mann von hervorragender Bedeutung, den der Papst dringend einladen ließ.

Obwohl sämtliche berufene jüdische Notabeln allgemeine Bildung besaßen und Don Vidal gut lateinisch sprach, so hatte doch keiner von ihnen jene Seelenstärke und Charaktergröße, die auch dem boshaftesten Feinde imponiert, wie sie Nachmani zeigte, als er ganz allein zweien erbitterten Widersachern, dem Dominikaner de Peñaforte nnd dem Apostaten Pablo Christiani entschieden gegenüber trat. Die gehäuften Demütigungen und Verfolgungen hatten auch ihnen, den Hervorragendsten der Judenheit, den Mannesmut benommen. Sie waren der gefahrvollen Lage keineswegs gewachsen. Als die Einladung an sie erging, zitterten sie. Obwohl sie unter einander verabredet hatten, mit Besonnenheit und Gelassenheit aufzutreten und zu disputieren, überhaupt geeint und geschlossen zu handeln, so wichen sie doch von ihrem Vorsatze ab, gaben sich Blößen und zerfielen zuletzt in Parteien.

Der boshafte Abtrünnige Geronimo hatte im Auftrage des schismatischen Papstes vorher ein Programm entworfen, welches den Gang der Disputation leiten sollte. Zuerst sollte aus dem Talmud und anderen damit verwandten Schriften bewiesen werden, daß der Messias in Jesus von Nazaret auferstanden sei. Wenn dieses Mittel fehlschlagen und nicht eine massenhafte Bekehrung der Juden — wie sich der päpstliche Hof schmeichelte — herbeiführen sollte, dann sei ein Vertilgungskrieg gegen den Talmud zu eröffnen, daß er lauter Abscheulichkeiten enthalte und die Ver-

blendung der Juden bestärke. Zu diesem Zwecke arbeitete Geronimo de Santa Fé zuerst ein Schreiben zur Begründung von Jesu Messianität und Göttlichkeit aus jüdischen Schriften aus. Diese Schrift, welche zugleich einen kirchenväterlichen und rabbinischen Geist atmet, wurde vom Papst und den Kardinälen geprüft und der Disputation als Leitfaden zu Grunde gelegt.

Diese Disputation ist die merkwürdigste, die je gehalten wurde. Sie zog sich nach manchen Unterbrechungen ein Jahr und neun Monate hin (vom Februar 1413 bis 12. Nov. 1414), während acht und sechzig Sitzungen. Im Vordergrunde der Papst, der, fast von der ganzen Christenheit verlassen und aus seiner Residenz verjagt, einen günstigen Ausfall nicht zur Verherrlichung des Glaubens, sondern zu seiner eigenen Erhebung wünschte; ferner ein getaufter Jude, der mit rabbinischen Waffen das rabbinische Judentum bekämpfte, und im Hintergrunde ein wahnbethörter Dominikanerprediger mit seiner Geißlerschar, die eine Hetzjagd auf die Juden anstellten, um dem Bekehrungseifer, der in Tortosa betrieben wurde, Nachdruck zu geben. Die hilf- und ratlosen Notabeln konnten ihren Blick nur zu dem Himmel richten; denn auf Erden sahen sie sich nur von erbitterten Feinden umgeben. Als sie zuerst zur Audienz vor dem Papste Benediktus zugelassen (6. Februar 1413) und aufgefordert wurden, ihren Namen zu Protokoll zu geben, befiel sie eine große Angst; sie dachten, es ginge an ihr Leben. Der Papst beruhigte sie indes und erklärte: er verlange nur eine übliche Förmlichkeit von ihnen. Überhaupt behandelte er sie anfangs mit Milde und Süßlichkeit: Er habe sie lediglich berufen, um sich selbst zu überzeugen, ob Geronimo's Behauptung: der Talmud bezeuge Jesu Messianität, eine Wahrheit oder ein Possenspiel sei. Er sicherte ihnen vollständige Redefreiheit zu. Nach der ersten Audienz entließ sie der Papst gnädig, wies einem jeden der Notabeln Wohnung an und ließ überhaupt für ihre Bequemlichkeit sorgen. Einige unter ihnen prophezeiten von diesem freundlichen Empfang einen guten Ausgang für sich und die Sache ihrer Religion; sie kannten die Stellvertreter Gottes sehr wenig.

Tages darauf sollte die Disputation beginnen. Als die jüdischen Notabeln in den Sitzungssaal traten, machte die Versammlung einen überwältigenden Eindruck auf sie. Der Papst

Benediktus auf einem erhöhten Thron in seinem Prachtornate; um ihn die Kardinäle und hohe Kirchenfürsten in ihrem auf Augenblendung berechneten Schmuck, fast tausend Zuhörer aus den hohen Ständen. Der Mut entfiel dem Häuflein Verteidiger des Judentums gegenüber dieser siegesgewissen Machtentfaltung des Christentums. Der Papst selbst leitete die Verhandlung und eröffnete die Sitzung mit einer Anrede an die Juden, worin er hervorhob: es solle nicht um die Wahrheit des Judentums oder Christentums verhandelt werden. Denn der christliche Glaube sei über jeden Streit erhaben, das Judentum sei einst wahr gewesen, aber von der spätern Offenbarung aufgehoben worden. Die Disputation sollte sich daher lediglich um den Punkt drehen, ob der Talmud Jesus wirklich als Messias bezeuge. Die Juden waren demnach auf die schmale Linie der Verteidigung beschränkt. Als der Papst seinem Werkzeuge Geromino das Wort abtrat, hielt dieser nach vorangegangenem Fußkusse eine weitschweifige, von christlichen, jüdischen und noch dazu scholastischen Spitzfindigkeiten strotzende Rede. Darauf hielt Don Vidal Benveniste, den die Notabeln zum Hauptsprecher erwählt hatten, eine Gegenrede in lateinischer Sprache, worüber ihm der Papst Komplimente machte. Don Vidal setzte Geronimo's Bosheit ins Licht, daß er, ehe noch der Beweis für oder gegen geführt ist, ihnen mit dem Schwerte und mit Strafe gedroht. Zuletzt machten sich die Notabeln Mut, die Bitte vorzutragen, der Papst möge sie überhaupt von der Disputation entbinden. Natürlich wies sie der Papst ab und lud sie auf den anderen Tag zur Fortsetzung ein.

Mit bangen Gefühlen im Herzen begaben sich die jüdischen Notabeln und die ganze Gemeinde von Tortosa noch an demselben Tage in die Synagoge und flehten denjenigen um Hilfe an, der ihren Vorfahren so oft in Nöten beigestanden, daß er ihnen das rechte Wort auf die Zunge lege, damit sie nicht durch eine entfahrene Äußerung die Löwen, die mit ihren Rachen nach ihnen schnauben, reizen. Serachja Halevi Saladin gab in einer Predigt die trübe Stimmung der zum Gebete Versammelten wieder.

Die Disputation behielt anfangs einen freundlichen Charakter. Geronimo zog verschollene Talmudstellen heran, um das Unglaublichste zu beweisen: daß der Talmud selbst Jesu Messianität gewissermaßen bezeuge. Der Papst führte oft dabei den Vorsitz.

Aber bei dieſer Beſchäftigung quälten ihn drückende Sorgen um die Behauptung ſeiner Würde, weil die Fürſten das Konzil zu Coſtnitz ausgeſchrieben hatten, welches ſich zum höchſten Gerichtshof über die drei Päpſte erhob. Benediktus mußte daher öfter abweſend ſein, um mit ſeinen Freunden Beratung zu halten. In ſeiner Abweſenheit präſidierte der General der Dominikaner oder der Magiſter des päpſtlichen Palaſtes. Die Beweiſe, welche Geronimo für ſeine Behauptung aufſtellte, waren zu abgeſchmackt, als daß es den Notabeln hätte ſchwer werden können, ſie zu widerlegen. Allein die Worte wurden ihnen im Munde verdreht, und im Protokoll wurde öfter aufgenommen: ſie hätten dieſen oder jenen Punkt zugegeben. Einige von ihnen ſahen ſich daher veranlaßt, ihre Widerlegung ſchriftlich aufzuzeichnen. Aber auch dieſe wurde mit vieler Willkür behandelt. Dieſer und jener Punkt wurde, als nicht zur Sache gehörig, nicht zur Diskuſſion zugelaſſen. Die Verteidiger des Judentums, die ohnehin mit Unmut daran gingen, wurden müde geſprochen und gehetzt und wollten jede Erwiderung vermeiden. Aber der Papſt warf mit einem mal die Maske der Freundlichkeit ab, zeigte ſein wahres Geſicht und bedrohte ſie mit dem Tode. Zwei und ſechzig Tage hatte bereits die Zungendreſcherei gedauert, und noch zeigte ſich bei den Vertretern des Judentums keine Spur von der chriſtlicherſeits ſo ſehr erhofften Geneigtheit, ſich zu bekehren. Ihre Widerſtandskraft wuchs vielmehr im Kampfe. So ließ denn der Papſt in der drei und ſechzigſten Sitzung die Angriffsweiſe ändern. Geronimo trat auf des Papſtes Geheiß als Ankläger gegen den Talmud auf und behauptete: daß darin Abſcheulichkeiten, Läſterungen, Unſittlichkeit und Ketzerei aller Art enthalten ſeien, und daß dieſes Buch verdammt werden müßte. Zu dieſem Zwecke hatte er im Auftrage des Papſtes eine andere Abhandlung ausgearbeitet, worin er alles zuſammenkramte, was irgend einem Talmudiſten oder Agadiſten unter ſo vielen hunderten Unangemeſſenes entfahren war. Er ſtellte aber auch, man weiß nicht, ob aus frecher Bosheit oder aus Unwiſſenheit, Anklagen gegen den Talmud auf, die augenfällig falſch ſind. Geronimo behauptete nämlich in ſeiner Abhandlung: Der Talmud erlaube, die Eltern zu ſchlagen, Gott zu läſtern, Götzendienſt zu üben, Eide zu brechen, wenn dieſelben im Voraus am Verſöhnungstage für ungiltig und als nicht geſchehen

erklärt würden. Eine ſkrupulöſe Anordnung in betreff der Eide und Gelöbniſſe verwandelte er in eine Art Gewiſſenloſigkeit, gerade ſo wie Nicolas Dunin es angeſtellt hatte. Er folgerte daraus, daß die Juden den von ihnen geleiſteten Eid gegen Chriſten gering achteten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſer Apoſtat die Verläumdung des Alfonſo von Valladolid wiederholte, als verwünſchten die Juden die Chriſten in ihren täglichen Gebeten. Alles was im Talmud Feindſeliges teils gegen apoſtatiſche Judenchriſten ausgeſprochen iſt, das deutete Geronimo als auf Chriſten gemünzt, — eine Fälſchung, welche die ſchlimmſten Folgen hatte. Denn die Judenfeinde ſchrieben und ſprachen dieſe tötlichen Anſchuldigungen ohne weiteres nach. — Die Vertreter des Judentums widerlegten zwar die vorgebrachten Anklageſtellen, wurden aber ſo ſehr bedrängt, daß ſie in zwei Parteien zerfielen. Don Aſtrüc Levi überreichte eine ſchriftliche Erklärung, daß er den talmudiſchen Agada-Stellen, welche als Anklagepunkte geltend gemacht wurden, keine Autorität beilege, ſie als nichtig halte und ſich von ihnen losſage. Dieſer Erklärung ſtimmten die meiſten Notabeln bei. Um das Leben des Ganzen zu erhalten, opferten ſie ein Glied auf. Nur Joſeph Albo und Don Vidal waren damit nicht einverſtanden und erklärten, daß die talmudiſche Agada für ſie vollgültige Autorität habe, die verfänglichen Stellen aber einen anderen Sinn hätten und nicht nach dem Buchſtaben verurteilt werden dürften. So war doch dem Papſte und ſeinen Creaturen eines gelungen, eine Spaltung unter den Vertretern des Judentums hervorzurufen. Dagegen ſchlugen alle Mittel, welche ſie zur Erreichung des Hauptzweckes — eine maſſenhafte Bekehrung der Juden durch das Beiſpiel ihrer hervorragendſten Führer zu erlangen — angewandt hatten: die freundliche herzgewinnende Miene, die geballte Fauſt, die Verdächtigung und Unterwühlung der jüdiſchen Überzeugungen, alle dieſe Mittel ſchlugen fehl. Die Judenfeinde hatten zwar noch etwas in Szene geſetzt, das ganz beſonders auf Effekt berechnet war. Der fanatiſche Judenbekehrer Vicente Ferrer ſetzte wieder mit ſeiner ſchreckenerregenden Geißlerſchar, mit düſtern Geſängen und Kreuzpredigten ſeine Thätigkeit fort, und es gelang ihm, wiederum viele Tauſend Juden zum Chriſtentum hinüber zu ziehen (vom Februar bis Juni 1414). Aus den größeren jüdiſchen Gemeinden Saragoſſa, Calatajud, Daroca ließen ſich einzelne taufen, kleinere Ge-

meinden, die in der ihnen feindseligen christlichen Umgebung keine Sicherheit der Existenz mehr hatten, gingen ganz und gar zum Christentum über, etwa dreitausend. Alle diese neubekehrten Juden ließ der päpstliche Hof nach und nach in kleineren und größeren Gruppen nach Tortosa kommen, in den Sitzungssaal führen und dort in öffentlicher Versammlung ihr christliches Glaubensbekenntnis ablegen. Sie sollten als lebendige Trophäen den Sieg der Kirche verkündigen, die Verteidiger des Judentums entmutigen und ihnen den Glauben beibringen, daß ihr Widerstand vergeblich sei, und daß sie bei ihrer Rückkehr keine jüdische Gemeinde mehr vorfinden würden. Wie es scheint, fiel auch ein Bruder des mutigen Streiters Vidal Benveniste damals ab, Namens Todros Benveniste aus Saragossa, und auch mehrere Glieder der berühmten und edlen Familie Benveniste Caballeria nahmen die Taufe. Einer von acht Brüdern, Bonafos, welcher als Christ den Namen Micer Pedro de la Caballeria führte, der als Rechtslehrer eine hohe Stellung erlangte, wurde ein Erzfeind des Judentums. Wie mag dem Verteidiger Vidal-Ferrer Benveniste bei der Nachricht von dem Abfall seiner Verwandten das Herz gebrochen sein! Es ist kein geringes Verdienst, daß er, Joseph Albo, Astrüc Levi und ihre Genossen von allen den auf sie einstürmenden Eindrücken sich nicht niederbeugen ließen. Der Papst sah seine Hoffnung getäuscht; nicht ein einziger der jüdischen Notabeln wurde schwankend, und Massenbekehrungen fanden nicht statt. Die großen Gemeinden Aragoniens und Cataloniens blieben bis auf einzelne Schwachmütige ihrem Glauben treu. Benediktus konnte nicht vor dem Konzil von Costnitz, das bald zusammentreten sollte, als Triumphator über den Unglauben der Juden auftreten und nicht Siege geltend machen.

In seinem Unmute schüttete er seine Galle gegen den Talmud und gegen die geringe Freiheit der Juden aus. In der letzten Sitzung der Tortosaner Disputation entließ er die jüdischen Notabeln sehr unfreundlich und ließ ihnen seine feindlichen Beschlüsse verkünden, die aber erst wegen Hindernisse ein halbes Jahr später (11. Mai 1415) in einer Bulle von dreizehn Artikeln veröffentlicht wurden. Es wurde darin den Juden untersagt: den Talmud und die dazu gehörigen Schriften zu lesen und darin zu unterrichten. Die Exemplare sollten aufgesucht und vernichtet werden.

Auch die gegenchriſtlichen Schriften, von Juden verfaßt, und namentlich eine Schrift Mar Mar Jeſu durften bei Strafe der Gotteslästerung nicht geleſen werden. Jede Gemeinde, groß oder klein, ſollte nur eine einzige kleine, dürftig ausgeſtattete Synagoge beſitzen. Die Juden ſollten von den Chriſten abgeſondert werden, nicht mit ihnen ſpeiſen, baden, Geſchäfte machen. Sie ſollten kein Amt bekleiden, kein Handwerk ausüben, auch nicht die Arzneikunde betreiben. Das Tragen der Judenabzeichen von roter oder gelber Farbe ſchärfte die Bulle des Papſtes ebenfalls ein. Endlich ſollten ſämtliche Juden gezwungen werden, dreimal des Jahres chriſtliche Predigten anzuhören. Nach jeder Predigt ſollte den Juden der Inhalt der Bulle vorgeleſen werden. Mit ſtrenger Überwachung der Ausführung der in der Bulle enthaltenen Feindſeligkeiten betraute der Papſt den Sohn des Apoſtaten Paulus, Namens Gonzalo de Santa Maria, den der Vater zum Chriſtentum herübergezogen hatte. Größtenteils war dieſe Bulle nur eine Wiederholung der judenfeindlichen Paragraphen des Geſetzes von der Königin Catalina erlaſſen. Aber während dieſes Geſetz nur gegen die Juden von Caſtilien gerichtet war, ſollte die Bulle des verketzerten Papſtes für die Geſamtjudenheit unter der Herrſchaft des Kreuzes Geltung haben.

Glücklicherweiſe hatten die Feindſeligkeiten dieſes Papſtes für den Augenblick keine Wirkung. Während er noch die Juden peinigte, erklärte ihn das Konzil von Coſtnitz für abgeſetzt. Die Waffen, deren er ſich bedient hatte, prallten auf ſein eigenes Haupt zurück. Vicente Ferrer's fanatiſche Predigten entzogen dem Papſte die letzten Anhänger. Der Geißlerprediger ermahnte den König von Aragonien, den „entarteten und heuchleriſchen Papſt“ zu verlaſſen, und predigte überall in den Kirchen und auf den Straßen, daß „ein ſolcher Menſch wie dieſer Papſt bis aufs Blut verfolgt und von jedem rechtgläubigen Chriſten totgeſchlagen zu werden verdiente“. Dem von ſeinen Beſchützern, Freunden und ſelbſt ſeinen Schützlingen verlaſſenen Pedro de Luna blieb von ſeiner Herrlichkeit nichts weiter als eine kleine Feſtung Peñiscola, worin ihn noch dazu der König Fernando auszuhungern drohte. Der ehrgeizige und halsſtarrige Mann bedeckte ſich noch zuletzt mit Lächerlichkeit, indem er in ſeiner winzigen Reſidenz den Papſt weiter ſpielte.

Nach seinem Tode wählten seine Kardinäle anstatt Eines Papstes gar zwei. So war die Unfehlbarkeit der Kirche beschaffen, unter deren Joch man die Juden zwingen wollte. Was aus dem boshaften Apostaten Josua Lorqui=Geronimo de Santa Fé nach dem Sturze seines Papstes geworden, ist nicht bekannt. Er erhielt im jüdischen Kreise den wohlverdienten Namen „der Lästerer" (Megadef). Seine zwei Söhne, welche ebenfalls getauft wurden, erlangten eine ausgezeichnete Stellung in Aragonien. Der Eine Francisco de Santa Fé wurde Mitglied des Staatsrates, wurde aber im Alter als judäisierender Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Auch der von Judenfeinden umstrickte König Fernando von Aragonien, die judenfeindliche Regentin Catalina von Castilien, deren sich Vicente für seine Judenverfolgung bedient hatte, und endlich dieser selbst traten vom Schauplatz ab (1417—1419). Der Letzte erlebte noch den Schmerz, daß seine Geißelschwärmerei, die ihn zum Heiligen gestempelt hatte, vom Konzil zu Costnitz verdammt wurde.

Indessen wenn auch die Träger der Judenverfolgung abgetreten waren, so blieben doch die von ihnen geschaffenen schlimmen Zustände. Die Ausschließungsgesetze Catalina's waren in Castilien und die Bulle des Papstes Benediktus in Aragonien in Kraft. Ferrer's Judenbekehrungen hatten den spanischen und selbst außerspanischen Gemeinden tiefe Wunden geschlagen. Nur in Portugal hatte er keinen Anklang gefunden. Der portugiesische Herrscher Don João I. verfolgte andere Interessen als Judenbekehrungen. Er war damals mit der ersten Eroberung an der gegenüberliegenden Spitze von Afrika beschäftigt, welche den Grund zur Seeherrschaft der Portugiesen legen sollte. Als Vicente Ferrer sich vom König João die Erlaubnis erbeten hatte, nach Portugal kommen zu dürfen, um auch dort die Kanzeln und Straßen von seinen düsteren Predigten von der Sündhaftigkeit der Welt und der Blindheit und Verstocktheit der Juden wiederhallen zu machen, ließ ihm der portugiesische König sagen: Er möge kommen aber mit einer Krone von glühendem Eisen auf der Stirn. Portugal war das einzige Asyl für die Juden auf der pyrenäischen Halbinsel vor der Bekehrungswut des Geißlerpredigers; dorthin flohen auch viele aus Spanien, welche sich der Überwachung entziehen konnten. Der König erließ einen Befehl, daß die eingewanderten

neuen Chriſten nicht geplagt und nicht an Spanien ausgeliefert werden ſollten.

In vielen anderen Gegenden Europas dagegen, welche der Fuß des fanatiſchen Dominikaners betreten hatte, oder wohin der Ruf von ſeinen Thaten oder Unthaten gedrungen war, mußten die Juden den bittern Kelch der Leiden lehren. In Savoyen, das Vicente Ferrer auch berührt hatte, waren die Juden gezwungen, ſich in Gebirgshöhlen mit ihren heiligen Schriften zu verbergen. Deutſchland war ſtets ein ergiebiger Boden für Judenverfolgung, und die Anarchie, die dort während Sigismunds Regierung und der Dauer des Coſtnitzer Konzils herrſchte, beförderte ſie noch mehr. Selbſt die italieniſchen Gemeinden, die meiſtens unangefochten blieben, lebten in Angſt, daß die Hetzereien gegen ſie in dem politiſch ſo ſehr zerriſſenen Lande Anklang finden könnten. Sie veranſtalteten daher eine große Synode in Bologna und in Forli (1416, 1418), um auf Mittel zu ſinnen, wie ſie die ihnen drohende Gefahr beſchwören könnten, und beſonders Mittel zuſammenzuſchießen, um durch Befriedigung der Geldgier des Papſtes und des Kardinal-Kollegiums dieſe günſtig für ſie zu ſtimmen.

Glücklicher Weiſe wurde damals nach langer Kirchenſpaltung mit mehreren Gegenpäpſten und bitterm Hader von der Coſtnitzer Kirchenverſammlung ein Papſt gewählt, der, wenn auch voller Verſtellung, doch nicht zu den verworfenſten des Kardinalkollegiums gehörte. Martin V., von dem die Zeitgenoſſen ſagten: vor ſeiner Wahl habe er als einfältig und gut gegolten, nachher aber ſich als ſehr klug und wenig gütig gezeigt — Martin fuhr zwar die Juden barſch an, als ſie ihm bei ſeinem Umzuge in Coſtnitz in feierlicher Prozeſſion mit brennenden Kerzen die Thorarolle entgegen reichten und ihn um Beſtätigung der Duldung baten, und entgegnete ihnen von ſeinem weißen Zelter mit ſeidenen und goldenen Verzierungen herab: „Ihr habt das Geſetz, verſteht es aber nicht; das Alte iſt entſchwunden, und das Neue iſt gefunden“ (der Blinde tadelte die Sehenden). Indeſſen erwies er ihnen doch Milde. Auf Antrag des Kaiſers Sigismund beſtätigte der Papſt den Juden Deutſchlands und Savoyens ſämtliche Privilegien, welche ſein Vorgänger, Kaiſer Ruprecht, ihnen bewilligt hatte, d. h. ſo viel: er rügte die gewaltſamen Angriffe auf das Leben und Vermögen der Juden und ihre Zwangsbekehrungen. Darauf

erließ der Kaiser Sigismund — welcher zwar leichtsinnig und geldgierig war, den Juden die Kosten, welche die Kirchenversammlung zu Kostnitz erforderte, auch den jüdischen Gemeinden aufbürdete und sie überhaupt schindete, wo und wie er nur konnte, aber nicht verfolgungssüchtig war — einen Befehl an alle deutsche Fürsten, Beamte, Städte und Unterthanen, seinen Kammerknechten die Gnaden und Freiheiten zu lassen, welche der Papst ihnen bestätigt hat (26. Feb. 1418). Auch die von der italienischen Synode abgeordneten jüdischen Deputierten begaben sich zu dem nach so langer Spaltung allgemein anerkannten Papste und baten um seinen Schutz. Selbst die spanischen Juden scheinen eine Deputation an denselben Papst zu demselben Zwecke gesandt zu haben, und zwar einer von ihnen Samuel Abravalla, der steinreiche, welcher bei dem Gemetzel in Valencia die Taufe genommen hatte. Auf die Klagen der Juden über die Gefährdung ihres Lebens, über die Angriffe auf ihre Überzeugung, über die Schändung ihrer Heiligtümer, erließ der Papst Martin eine Bulle (vom 31. Januar 1419) mit der Eingangsformel: „Da die Juden Gottes Ebenbild tragen, ihr Überrest einst selig werden soll, so bestimmen wir nach dem Beispiel unserer Vorgänger, daß sie in ihren Synagogen nicht belästigt, ihre Gesetze, Rechte und Gewohnheit nicht angegriffen, sie nicht mit Gewalt zur Taufe gezwungen, auch nicht zur Feier der christlichen Feste angehalten, keine neuen Abzeichen zu tragen genötigt und ihr geschäftlicher Verkehr mit Christen nicht gehindert werden sollten. Es war gewissermaßen ein Protest gegen die Bulle des Gegenpapstes Benediktus. Was mag den Papst Martin bewogen haben, den Juden ein so freundliches Gesicht zu zeigen? Am meisten mochten wohl die reichen Gaben, welche die jüdischen Abgeordneten ihm boten, dazu beigetragen haben, ihn milde zu stimmen. Man konnte von ihm ohne klingende Münze nichts, mit solcher aber alles erlangen. „Denn hier am (päpstlichen) Hofe alle Freundschaft endet, so sich der Pfennig wendet", bemerkt der Gesandte des deutschen Ordens. Der Kaiser Sigismund legte den deutschen und italienischen Juden außerordentliche Steuern auf und entschuldigte sie damit, daß die von seiten des Papstes erneuerten Privilegien der Juden zu ihrem Schutze, die er durchgesetzt habe, nicht ohne Kosten erlangt werden konnten.

Zweites Kapitel.

Eine geringe Hilfe in der Not.

(1420 — 1472).

Inzwiſchen erhielt die Weltgeſchichte wieder einen Stoß. Die um ſich freſſende Fäulnis in der Kirche, der ſich ſelbſt vergötternde Hochmut der Päpſte, die Unflätigkeit der Welt- und Kloſtergeiſtlichen empörten die ſittlichen Naturen, öffneten den Verblendeten die Augen und ermutigten, an dem Grundbau des katholiſchen Glaubens zu rütteln. Von den Kirchenfürſten, Juriſten und Diplomaten, welche in Coſtnitz zu einem Konzil verſammelt waren, um die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zu beraten, konnte keine Beſſerung erwartet werden. Denn ſie wollten nur eine morſche Wand übertünchen, die Macht des Papſttums auf die hohen Geiſtlichen übertragen. Ein tſchechiſcher Prieſter, Johannes Huß aus Prag, von dem Engländer Wyckliffe angeregt, ſprach das Wort aus, welches die Hülle, womit die Kirche die Geiſter umſtrickt hatte, zu löſen vermochte: Nicht der und der Papſt, ſondern das Papſttum und die ganze Einrichtung der katholiſchen Kirche bilden das Grundübel, woran die Chriſtenheit kränkelte. Der Scheiterhaufen, den die Coſtnitzer Konzilsmitglieder für den freimütigen Prieſter anzündeten, beleuchtete die von ihm ausgeſprochene Wahrheit nur um ſo heller. Er entzündete eine Schar in Böhmen, welche mit dem Katholicismus einen Krieg auf Tod und Leben anfachte. So oft ſich eine Partei innerhalb der Chriſtenheit feindſelig gegen die beſtehende Kirche kehrte, nahm ſie eine altteſtamentliche, ſo zu ſagen jüdiſche Färbung an. Die Huſſiten betrachteten den Katholicismus als Heidentum und ſich ſelbſt als die Iſraeliten, welche gegen die Philiſter, Moabiter, Ammoniter einen heiligen Krieg zu führen hätten. Sie zerſtörten Kirchen und Klöſter, als Stätten des wüſten Götzentums, als Baals- und Molochs-Tempel und als Aſtarten-Höhlen. Die Huſſitenkriege, zugleich von religiöſem Unwillen und Racenhaß der Tſchechen gegen die Deutſchen erzeugt, fingen an die Stickluft des Kirchenglaubens ein wenig zu reinigen.

Den Juden kam dieſer Wutausbruch nicht beſonders zu ſtatten, hatte vielmehr für ſie eine trübſelige Wirkung. Nicht die wilden

Huſſiten, ſondern die gegen die neue Ketzerei aufgeſtachelte Verketzerungswut fügte den Juden viel Leides zu. Jene haben höchſtens einmal jüdiſche Häuſer neben katholiſchen ausgeplündert und gegen den Wucher der Juden geeifert. Von beſonderer Feindſeligkeit der Huſſiten gegen ſie liegen dagegen keine Beweiſe vor. Die Juden wurden vielmehr von katholiſcher Seite beſchuldigt, den Huſſiten heimlich Geld und Waffen geliefert zu haben, und wurden deswegen in den an den Böhmerwald grenzenden baieriſchen Städten als Freunde und Beförderer der Ketzer aufs Grauſamſte verfolgt. Die Dominikaner, dieſes Heer des Antichriſt (wie ſie genannt wurden), welche racheſchnaubende Predigten gegen die Huſſiten hielten, ſchloſſen die Juden mit ein und hetzten die Völker und Fürſten gegen die „Sanftmütigen der Erde.“ Wie die Kreuzzüge gegen die Mohammedaner und gegen die albigenſiſchen Ketzer den Anfang mit den Juden machten, ebenſo begannen die gegen die huſſitiſchen Kelchner mit Judengemetzel. Die Juden Öſterreichs — des Landes, welches gleich Spanien von milder Duldung der Juden zur Verfolgungsſucht fortſchritt, mit dieſem auch eine ſo große Wahlverwandtſchaft hatte, daß ſich beide zuletzt gefunden und vereinigt haben — die Juden Öſterreichs empfanden zuerſt den wiederum aufgeſtachelten Fanatismus. Der ernſte, würdige Erzherzog Albrecht, welcher Ausſicht auf die deutſche Kaiſerkrone hate, wurde förmlich aufgeſtachelt gegen „die Feinde Gottes.“ Märchen auf Märchen wurden erfunden, die nicht einmal die Neuheit für ſich hatten, aber ſich doch ſtets wirkſam erwieſen, gerade einen charakterfeſten Fürſten, der keine Einſicht in das Lügengewebe der Judenfeinde hatte, zum Äußerſten zu treiben. Drei Chriſtenknaben waren in Wien aufs Eis gegangen, eingebrochen und ertrunken. Als die jammernden Eltern ſie nicht fanden, warf die Bosheit das Wort hin: die Juden hätten ſie erſchlagen, um ihr Blut für die nächſte Paſſa-Feier zu gebrauchen. Dann wurde Einem von ihnen ein noch mehr aufregendes Verbrechen zur Laſt gelegt. Die Meßnerin von Enns habe aus der Kirche eine Hoſtie entwendet, ſie an einen reichen Juden Iſrael verkauft, und dieſer habe ſie in- und außerhalb Öſterreichs an die jüdiſchen Gemeinden verſchickt. Chriſtenkindermord und Hoſtienſchändung, dieſe doppelte Anſchuldigung, zog noch im fünfzehnten Jahrhundert gar ſehr, und ihre Urheber konnten die Wirkung

berechnen. Auf des Herzogs Befehl wurde die Meßnerin und ihre zwei angebliche Mitschuldigen oder Verführer, Israel und seine Frau, nach Wien gebracht, verhört und zum Geständnis geführt. Die Urkunden verschweigen zwar die Mittel, welche angewendet wurden, um ein Geständnis zu erwirken. Aber man kennt das mittelalterlich-christliche Verfahren bei solchen Prozessen.

Darauf ließ der Erzherzog Albrecht sämtliche Juden seines Landes am frühen Morgen (1420) ins Gefängnis werfen. Die Güter der vermögenden Juden wurden gleichzeitig konfisziert, die Armen dagegen wurden sofort des Landes verwiesen. In Kerkern wurden Frauen von ihren Männern und Kinder von ihren Eltern getrennt. Als ihre Hilflosigkeit den Grad der Verzweiflung erreicht hatte, kamen die Priester mit dem Kreuze und ihren süßlich-giftigen Worten und forderten sie zur Bekehrung auf. Schwache retteten durch Annahme der Taufe ihr Leben. Die Standhaften dagegen entleibten sich selbst samt ihren Angehörigen durch Aufschneiden der Adern, mit Riemen und Stricken oder dem, was sie bei der Hand hatten. Die Überlebenden wurden durch lange Kerkerhaft und Grausamkeit mürbe gemacht. Die Kinder wurden ihnen entrissen und in Klöster gesteckt. Standhaft geblieben, wurden sie nach fast einjähriger Haft auf dem Scheiterhaufen verbrannt (März 1421), in Wien allein mehr als Hundert, auf einer Wiese an der Donau. Erzherzog Albrecht erließ noch dazu einen Befehl, daß künftighin kein Jude in Österreich weilen dürfte.

An den Bekehrten hatte aber die Kirche keine Freude. Der größte Teil derselben benutzte jede Gelegenheit, irgend wohin auszuwandern und zum Judentume zurückzukehren. Sie wendeten sich nach dem durch die Hussitenspaltung duldsameren Böhmen oder nordwärts nach Polen und südwärts nach Italien. Für den verheerenden Kampf zwischen den wilden Hussiten und den nicht minder barbarischen Katholiken, zwischen den Tschechen und den Deutschen, woran sich allerlei Völkerschaften für oder gegen den Gebrauch des Kelches beim Abendmahl für die Laien beteiligten, mußte Kaiser Sigismund das Reichsheer unter die Fahne rufen, Landsknechte, Brabanter und Holländer, wurden in Sold genommen. Von allen Seiten zogen bewaffnete Scharen gegen das Thalkesselland Böhmen und die Hauptstadt Prag, wo der blinde Held Ziska einer ganzen Welt von Feinden Trotz bot. Auf seinem

Zuge zeigte das deutsche Reichsheer seinen Mut lediglich an den schwachen Juden. „Wir ziehen in die Ferne", sprach die Söldnerschar wie früher die Kreuzzügler, „um unsern geschmähten Gott zu rächen, und sollten diejenigen verschonen, welche ihn getötet haben?" Wo sie Juden begegneten, machten sie dieselben nieder, so sie sich nicht bekehren wollten, am Rhein, in Thüringen, in Baiern. Sie drohten ihnen, bei dem Rückzuge nach erfochtenem Siege sie vom Erdboden zu vertilgen. Schon hatten glaubenstreue Familienväter in ihrem Hause den Befehl erteilt, auf einen Wink von ihnen ihre Kinder zu schlachten, damit sie den Wüterichen nicht in die Hand fallen sollten. Von vielen Seiten liefen Klagebriefe ein über die drohende Gefahr an den damals angesehensten Rabbiner von Mainz, Jakob Ben-Mose Möllin Halevi (Maharil geb. um 1365, st. 1427) — von dem die heute noch bestehenden Einrichtungen im Synagogenritus und synagogalen Melodien in vielen deutschen Gemeinden und ihren Kolonien, in Polen und Ungarn stammen. Jakob Möllin sandte infolge dessen Boten an die naheliegenden Gemeinden mit dem Auftrage, von dort aus die immer nächsten zu ermahnen, ein allgemeines Fasten mit inbrünstigen Gebeten zu veranstalten. Die deutschen Gemeinden versammelten sich infolge dessen zu Trauer- und Bußgebeten und fasteten mehrere Tage (1421), dann noch drei Tage hinter einander wie an dem strengsten Fasttage des Versöhnungstages. Es war eine Zeit fieberhafter Spannung für die deutschen Juden. Sie waren in die Lage gebracht, den Himmel für den Sieg der Hussiten anflehen zu müssen. Es schien, als wenn ihr Gebet erhört worden wäre. Denn bald darauf überfiel bei der Nachricht von Ziska's Nähe das Reichsheer und die Söldnerschar, welche sich bei Saaz gesammelt hatten, ein so gewaltiger Schrecken, daß sie ihr Heil in der Flucht suchten, sich auflösten und auf verschiedenen Wegen der Heimat zueilten. Verhungert kamen einzelne von denen, welche den Juden Tod geschworen hatten, auch an deren Thüren und bettelten um Brot, welches ihnen gerne gereicht wurde. Die Flüchtlinge waren nicht im stande, auch nur einem jüdischen Kinde etwas zu Leide zu thun.

Die Dominikaner fuhren indes fort, in ihren Predigten von der Kanzel gegen die hussitischen Ketzer zugleich gegen die Juden zu donnern, warnten die Gläubigen, mit ihnen zu verkehren, und

ſtachelten bewußt oder unbewußt zu Angriffen auf deren Perſonen und ihr Eigentum. Die Bedrohten wandten ſich hilfeflehend an den Papſt Martin V., und erlangten abermals eine günſtige Bulle von ihm (23. Februar 1422), welche den Chriſten zu Gemüte führte, daß die chriſtliche Religion von Juden ſtamme, und daß dieſe zur Beſtätigung des Chriſtentums notwendig ſeien, und unterſagte den Predigermönchen gegen den Verkehr von Juden zu eifern. Er empfahl den Katholiken ein freundliches Verhalten gegen ihre jüdiſchen Mitbewohner, rügte aufs ſtrengſte gewaltſame Angriffe auf dieſe. — Indeſſen war dieſe judenfreundliche Bulle des Papſtes von ebenſo geringer Wirkung wie der Schutz, den ihnen Kaiſer Sigismund feierlich zugeſagt hatte. Der Geiſt der chriſtlichen Welt blieb verfolgungsſüchtig. Die Mönche hörten darum nicht auf, gegen die fluchwürdige jüdiſche Nation zu hetzen, das Volk nicht, die Juden zu ſchädigen, zu quälen oder gar totzuſchlagen, und die nachfolgenden Päpſte ſelbſt gingen über dieſe Bulle hinweg. Ohne ſich um Papſt und Kaiſer zu kümmern, vertrieben die Kölner die wahrſcheinlich älteſte deutſche Gemeinde aus ihren Mauern; die Ausgewieſenen ließen ſich in Deutz nieder (1426). Anderswo, in den ſüddeutſchen Städten Ravensburg, Überlingen und Lindau wurden die Juden wegen einer lügenhaften Blutbeſchuldigung verbrannt (1430). Die mörderiſchen Fäuſte und die abhetzenden Quälereien hatten zunächſt die Folge, daß der Geiſt der deutſchen Juden abgeſtumpft wurde. Selbſt im Talmudſtudium waren die deutſchen Rabbinen mittelmäßig. Manche Rabbiner wurden von den Landesfürſten angeſtellt; wenigſtens hat der Kaiſer Sigismund einem ſeiner jüdiſchen Agenten Haym von Landshut den Auftrag erteilt, „drei Rabbiner (Judenmeiſter) in Deutſchland zu ernennen“, wie die ſpaniſchen Könige die Großrabbinen. Bei ſolcher Einmiſchung hat wohl weniger die Würdigkeit als das Geld den Ausſchlag bei der Wahl und Ernennung gegeben. Für das Unterhalten einer Hochſchule mit Jüngern, die ſich für das Rabbinat vorbereiteten, mußte der Rabbiner eine Steuer zahlen, obwohl der Unterricht unentgeltlich erteilt wurde. Öfter wurde er überhaupt verſagt oder ſehr beſchränkt. Nächſt Jakob Möllin taucht aus dieſer Zeit nur noch ein einziger Name von einigem Klange auf, Menahem von Merſeburg. Er wurde als Autorität anerkannt.

Die Leiſtungen der ſpaniſchen Juden waren in dieſer Zeit nicht erfreulicher, obwohl ihre Lage ſich gebeſſert hatte. Unter dem ſchwachen aber gutmütigen König Juan II. wurde ihnen eine geringe Hilfe. Dieſer König oder vielmehr ſein Günſtling, oder noch richtiger ſein Beſchützer, der Kanzler Alvaro de Luna, dem Don Juan willig folgte, wendete den caſtilianiſchen Juden eine außerordentliche Gunſt zu. Er zog nämlich zur Steuerung der Zwietracht im Lande durch Parteifehden und der Auflehnung des hohen Adels gegen den König, ſowie zur Hebung des geſunkenen Wohlſtandes die Brauchbarkeit der Juden in ſeine Berechnung. Ganz beſonders bediente er ſich dazu des Rates des klugen und edelgeſinnten Abraham Benveniſte. Der zerrüttete Wohlſtand konnte nur durch Verwendung von Juden zu Finanzämtern gehoben werden. Sobald Don Juan ſeine Mündigkeit erlangt und ſich von den Intriguen des Regentſchaftsrates befreit fühlte (1432), wurden die drückenden und demütigenden Geſetze gegen die Juden, wenn auch nicht aufgehoben, ſo doch wenig beachtet, als wenn ſie nicht vorhanden wären; es war das Werk de Luna's. Der König ernannte den durch Reichtum, Klugheit und Edelſinn ausgezeichneten Abraham Benveniſte zum Großrabbiner und Oberrichter über die Geſamtheit Caſtiliens und räumte ihm die Befugnis für die peinliche Gerichtsbarkeit über unwürdige und verräteriſch handelnde Gemeindeglieder ein, ein Recht, welches ſein Vorfahr Juan I. ihnen ein halbes Jahrhnndert vorher entzogen hatte. Die Gunſt des Königs benutzte Abraham Beneviſte, um der Verwilderung in den Gemeinden zu ſteuern, welche infolge der Gemetzel und der Zwangstaufen überhand genommen hatte. Mit Bewilligung des Königs berief er Rabbinen und andere angeſehene Männer aus den Gemeinden nach Valladolid und beriet mit ihnen in dem Palaſte des Königs ein Statut (1432), das von dem König als maßgebendes bindendes Geſetz für die caſtilianiſche Judenheit anerkannt wurde. Es enthielt Beſtimmungen über die Wiederherſtellung von talmudiſchen Lehrhäuſern, welche in den ungücklichen Zeiten beinah ganz eingegangen waren, über Errichtung von niedern Schulen, über Wahl von Richtern und Rabbinern für die Gemeinden, über Maßregel gegen unſittlichen Unfug und beſonders gegen Angeberei, über Aufbringung und Verteilung der Gemeindeſteuern und gegen den Aufwand von koſtbaren Trachten und

Schmuck besonders des weiblichen Geschlechts, der den Neid und die Gehässigkeit der christlichen Bevölkerung gegen die vermögenden Juden herausgefordert hatte. Abraham Benveniste richtete die gebeugten Gemüter wieder auf. Aber die höhere Geistespflege konnte er nicht wecken. Selbst sein Eifer zur Hebung des Talmudstudiums vermochte nicht nennenswerte Leistungen auf diesem Gebiete zu fördern. Die neuhebräische Poesie, welche auf spanischem Boden so herrliche Blüten entfaltet hatte, war wie alle Geisteserzeugnisse in dieser Zeit fade und farblos geworden. Es tauchen überhaupt nur wenige Namen solcher aus dieser Zeit auf, welche ihr einige Pflege angedeihen ließen, allenfalls Salomo Dafiera, Don Vidal Benveniste, der Hauptsprecher von jüdischer Seite bei der Disputation von Tortosa, und Salomo Bonfed. Der Letztere hatte noch am meisten dichterische Begabtheit, er hatte ein Ideal, dem er nachstreben wollte, an Ibn-Gebirol. Aber Bonfed besaß nur dessen Reizbarkeit und glaubte wie diese vibrierende Dichterseele vom Schicksal verfolgt zu sein und ein Recht auf Bitterkeit zu haben. Von seiner dichterischen Begabung besaß er wenig.

Die litterarische Thätigkeit dieser Zeit richtete sich fast ausschließlich auf einen einzigen Punkt, auf Abwehr und herzhaften Widerstand gegen den Bekehrungseifer der Kirche. Jüdische Denker von Glaubenstreue und fester Gesinnung betrachteten es als ihre Pflicht, ihre Überzeugungen laut zu verkünden und die Schwachen unter den Überbleibseln Israel's in Spanien und anderwärts vor Verführung zu warnen und zu stählen. Jemehr die Kirche ihre Fangarme nach den Juden ausstreckte und sich aller, aller Mittel bediente, um sie in ihren Schoß zu ziehen, desto mehr wurde jüdischerseits mit aller Kraft gearbeitet, sich das uralte Eigentum nicht durch einen geschickten Fingergriff aus den Händen winden zu lassen. Besonders mußten die schwachen Köpfe vor Verwirrung der religiösen Begriffe und Lehren gewahrt werden. Jüdische Prediger nahmen daher mehr denn je das Thema von der reinen Einheit Gottes zum Gegenstand ihrer Kanzelberedtsamkeit. Sie durften es nicht unterlassen, den wesentlichen, unversöhnlichen Unterschied zwischen dem jüdischen Gottesbewußtsein und dem christlichen zu betonen und die Vermischung beider als unwahr und unheilvoll zu stempeln. Die Zeit war derjenigen

ähnlich, in welcher eine helleniſtiſch geſinnte jüdiſche Partei ihre Brüder zum Abfall vom eigenen Gott zu verleiten arbeitete und darin von dem weltlichen Arm mit dem Schwerte unterſtützt wurde. So entſtand in dieſer Zeit eine reiche Streitſchriften-Litteratur, welche den Zweck hatte, die Verunglimpfung und Schmähung des Judentums abzuwehren. Sie beabſichtigte lediglich, den Glaubensgenoſſen die Augen zu öffnen, damit ſie nicht durch Unwiſſenheit und Blendung in die ihnen gelegte Falle gerieten. Allerdings mag ſie auch berechnet geweſen ſein, die Neuchriſten, welche die Todesgefahr der Kirche zugeführt hatte, aufzurütteln, daß ſie nicht im Chriſtentume Befriedigung finden mögen. Die meiſten Streitſchriften waren daher Verteidigungsſchriften gegen Angriffe, beſonders von Täuflingen, welche vom Bekehrungseifer beſeſſen waren und Schmähungen gegen Juden und Judentum häuften. Der bereits greiſe Salomo Paulus de Santa Maria, der es bis zum Biſchof ſeiner Geburtsſtadt gebracht hatte, verfaßte noch in ſeinem zwei und achtzigſten Lebensjahre (1434), einem Jahre vor ſeinem Tode, eine giftige Schrift gegen Juden und Judentum „die Erforſchung der Schrift“ in Form eines Dialogs zwiſchen dem ungläubigen Saulus und dem gläubiggewordenen Paulus. Wenn ſeine jüdiſchen und chriſtlichen Lobredner verſicherten, er habe viel Geiſt beſeſſen ſo hat er ihn nicht bis zum Greiſenalter behalten, oder die Kirchenwürden und die Ruhepolſter im biſchöflichen Palaſte haben ihn ſtumpf gemacht. Denn ſeine Schrift iſt zwar ſehr chriſtkatholiſch-gläubig gehalten, im Übrigen aber durchaus geiſtlos. Ein anderer Rabbiner, der durch Vicente Ferrer's Kreuzpredigten im Alter zum Chriſtentum übergetreten war, Juan de Espanja, auch Juan „der Alte“ genannt (in Toledo), machte ebenfalls heftige Angriffe auf ſein ehemaliges Bekenntnis. Er arbeitete eine Denkſchrift über ſeine Bekehrung aus und ſchrieb einen Kommentar zum zwei und ſiebzigſten Pſalm im chriſtlichen Sinne, womit er die Aufrichtigkeit ſeiner Bekehrung bekunden und die Notwendigkeit nachweiſen wollte, daß die Juden ihre Irrtümer abſchwören müßten. Wie viele ſchwankende Juden mögen durch den aufrichtigen oder erheuchelten Eifer ſolcher aus ihrer Mitte hervorgegangenen, mit dem jüdiſchen Schrifttum vertrauten Bekehrer hinübergezogen worden ſein? Der verräteriſche Täufling Lorqui-Geronimo de Santa-Fe' hatte ebenfalls ſeiner Anklageſchrift gegen den Talmud und gegen ſeine

ehemaligen Glaubensgenossen, welche er für die Disputation von Tortosa ausgearbeitet hatte, eine weite Verbreitung gegeben.

Das Verdienst der Männer, denen der Bestand des Judentums am Herzen lag, ist daher nicht hoch genug anzuschlagen, daß sie sich nicht ohne Gefahr vor den Riß stellten und belehrende Schriften ins Volk hineinwarfen, um die Glaubenstreue zu kräftigen. Vor allem waren es dieselben Männer, welche beim Religionsgespräche von Tortosa eine so feste Haltung gezeigt und auch den Talmud gegen die bodenlosen Schmähungen in Schutz genommen hatten, die auch durch Schriften den Angriffen von feindlicher Seite entgegentraten: Don Vidal (Ferrer) Ibn-Labi und Joseph Albo. Der Erstere verfaßte eine Gegenschrift in hebräischer Sprache gegen Geronimo's Anschuldigungen wider den Talmud. Joseph Albo schrieb ein Religionsgespräch, das er mit einem hohen Kirchenfürsten geführt hatte, in spanischer Sprache nieder zur Beherzigung für seine Glaubensgenossen. Ein provenzalischer Jude, dessen Vater aus Spanien stammte, der viel mit christlichen Gelehrten verkehrte und oft für seine religiöse Überzeugung Rede stehen mußte, Isaak Nathan Ben-Kalonymos, verfaßte eine Schrift zur Widerlegung von Geronimo's Schmähschrift unter dem Titel „Zurechtweisung des Irrlehrers." Er stellte ferner ein mühsames Werk zusammen, welches Anderen die Abwehr von Angriffen auf das Judentum erleichtern sollte. Isaak Nathan mußte öfter bei seinem Verkehr mit Christen diesen und jenen Einwurf gegen das Judentum, diesen und jenen Beweis aus der hebräischen Bibel für christliche Glaubenslehren anhören, und er fand, daß es meistens auf einem mißverstandenen hebräischen Ausdruck beruhte. Dieser auf Unkenntnis des Urtextes entsprungenen Faselei und Deutelei glaubte er entgegentreten oder wenigstens den Juden die Widerlegung erleichtern zu können, wenn er einen umfassenden Überblick über den ganzen Sprachschatz der Bibel geben würde, wodurch sich die richtige, unverfängliche, jeder Willkür widerstrebende Bedeutung der Wörter und Verse von selbst herausstellen müßte. In der kürzesten Zeit könnte dann sich jeder durch den Überblick belehren, nicht nur wie oft jedes Wort in der Bibel vorkommt, sondern auch welche Bedeutung ihm im Zusammenhange zukäme. Zu diesem Zwecke unternahm Isaak Nathan eine Riesenarbeit, der er eine Reihe von Jahren seines Lebens widmete (Sept. 1437 — 1445). Er stellte

eine Bibel-Konkordanz zusammen, d h. er gruppierte die Bibelverse in alphabetische Ordnung unter die Schlagwörter nach Wurzeln und Stämmen. Isaak Nathan (der noch verschiedene andere Schriften verfaßte) hat, obwohl seine Arbeit rein mechanischer Natur war, mit seiner Konkordanz der Bibelkunde einen außerordentlichen und bleibenden Dienst geleistet. Hervorgegangen aus einem vorübergehenden Bedürfnisse zur Abwehr hat die Konkordanz die dauernden Siege ermöglicht, welche das Judentum im Laufe der Zeiten bereits errungen hat oder noch erringen soll.

Der philosophisch gebildete Joseph Ibn-Schem-Tob (geb. um 1400, st. als Märtyrer um 1460), ein fruchtbarer Schriftsteller, ein beliebter Prediger, der am Hofe Juan's II. verkehrte, richtete ebenfalls seine Pfeile gegen das Christentum, um die Unhaltbarkeit und Vernunftwidrigkeit seiner Dogmen ins Licht zu setzen. Bei seinem häufigen Verkehr mit hochgestellten Christen, Geistlichen wie Laien, wurde er dazu gedrängt, sich mit dem ganzen Umfange der christlichen Theologie vertraut zu machen, um die Zumutung zur Bekehrung durch triftige Gründe abweisen und die so oft vernommene Behauptung, daß das Judentum vom Christentum überwunden sei, widerlegen zu können. Öfter mußte er zu Religionsgesprächen herhalten, um sein Bekenntnis zu verteidigen. Er legte die gewonnenen Ergebnisse seiner Forschungen in einer kleinen Schrift nieder, unter dem Titel „Zweifel an Jesu Religion." Joseph Ibn-Schem-Tob kritisierte darin mit einschneidenden Gründen die christlichen Dogmen. Außerdem gab er zur Belehrung seiner Glaubensgenossen einen ausführlichen Kommentar zu Profiat Duran's Satyre gegen das Christentum und machte ihnen die polemische Schrift Chasdai Crescas' gegen das Christentum, welche in spanischer Sprache verfaßt war, durch eine hebräische Übersetzung zugänglich.

Unter den Verfassern der Streitschriften gegen das Christentum verdient ein Zeit- und Altersgenosse des Joseph Ibn-Schem Tob einen besonderen Platz, obwohl sein Name bisher verschollen war. Chajim Ibn-Musa aus Bejar in der Gegend von Salamanca (geb. um 1390, st. um 1460), ein kundiger Arzt, Verskünstler und Schriftsteller, hatte vermöge seiner ärztlichen Geschicklichkeit Zutritt zu den spanischen Großen und zum Hofe. Auch er hatte oft Gelegenheit, mit Geistlichen und gelehrten Laien über Glaubens-

lehren zu disputieren. Ein Gespräch, das Chajim Ibn-Musa mitteilt, charakterisiert den Ton, der damals in Spanien herrschte, ehe die finstere Inquisition jede freie Äußerung verstummen machte. Ein gelehrter Geistlicher fragte ihn einst: Warum denn die Juden, wenn sie nach ihrer Behauptung den rechten Glauben haben, nicht wieder in den Besitz des heiligen Landes und der heiligen Stadt gelangen. Darauf erwiderte Ibn-Musa: Da sie es durch die Sünden der Väter eingebüßt haben, so könnten sie es erst durch vollständige Sühne und Läuterung wiedererlangen. Er stellte aber eine Gegenfrage: Warum denn die Christen nicht mehr im Besitze des heiligen Grabes sind, dieses sich vielmehr, so wie sämtliche Passionsstätten, in den Händen der mohammedanischen Ungläubigen befindet, trotzdem daß die Christen sich jeden Augenblick durch Beichte und Sündenerlaß vom ersten besten Priester von Sünden frei machen könnten? Ehe sich noch der Geistliche auf eine passende Entgegnung besinnen konnte, nahm ein anwesender Ritter das Wort, welcher sich früher in Palästina umgesehen hatte Er bemerkte: daß die Mohammedaner allein es verdienten, die Tempelstätte und das heilige Land zu besitzen, weil weder Christen, noch Juden so wie jene die Bethäuser in Ehren hielten. Die Christen begingen in den Nächten vor Ostern (Vigilien) in den Kirchen Jerusalems schändlichen Unfug, beherbergten darin Diebe und Mörder, führten darin gegen einander blutige Fehden und trieben Unzucht. Sie entehrten ihre Kirchen ebenso, wie früher die Juden ihren Tempel. Darum habe Gott in seiner Weisheit die heilige Stadt den Juden und den Christen entrissen und sie den Mohammedanern anvertraut, weil sie in ihren Händen vor Entweihung sicher sei. Zu dieser Bemerkung mußten der christliche Priester, wie der jüdische Arzt beschämt schweigen.

Chajim Ibn-Musa verlegte sich darauf, die Hauptquellen für die Angriffe gegen das Judentum, woraus die Christen damals schöpften, die Schriften des Franciskaners Nikolaus de Lyra zu verstopfen, die in derselben aufgeführten Behauptungen zu widerlegen und ihnen ganz besonders den Boden zu entziehen, aus dem sie ihre Nahrung entnahmen. Die Disputationen, so oft sie sich auch wiederholten, führten deswegen zu keinem Ergebnisse und ließen beide Parteien an ihren Sieg glauben, weil sie sich meistens um untergeordnete Punkte drehten, namentlich weil die Parteien sich nicht

über gemeinsame Voraussetzungen verständigten, und beide auf Grund unerwiesener Punkte hin und her stritten. Chajim Ibn-Musa wollte nun das Disputieren in eine gewisse Ordnung bringen und die Grundsätze ins Licht setzen, wie die Verteidigung des Judentums geführt werden sollte. Er stellte daher gewisse Regeln in einer Schrift „Schild und Schwert“ auf, welche, wenn streng eingehalten, zu einem Ziele führen müßten.

Zwei Schriftsteller, Vater und Sohn, die zwar in Algier wohnten und also dem Schauplatze, wo der Bekehrungseifer seine Netze auswarf, entrückt waren, aber durch Abstammung und Bildung Spanier waren, bereicherten ebenfalls die Streitschriften-Litteratur gegen das Christentum. Simon Ben-Zemach Duran und sein Sohn Salomo Duran. Der Erstere (geb. 1361, gest. 1439) hat in seiner, so zu sagen, philosophischen Beleuchtung des Judentums auch dem Christentum ein Kapitel gewidmet, „Bogen und Schild“ betitelt. Der Rabbiner von Algier zeigte darin eine außerordentliche Belesenheit in der neutestamentlichen Litteratur und eine gründliche Vertrautheit mit dem Kirchenglauben, bekämpfte beide mit den daraus entnommenen Waffen und übte eine schonungslose Kritik gegen dieselben.

Salomo Duran I. (geb. um 1400, st. 1467), der seinem Vater im Rabbinate von Algier nachfolgte, verband mit seiner tiefen Talmudkunde eine entschiedene Neigung für eine vernunftgemäße Auffassung des Judentums. Im Gegensatz zu seinem Urahnen Nachmani und zu seinem Vater war er ein abgesagter Feind der Kabbala. Er verfaßte gegen die unverschämten und lügenhaften Anklagen der Geronimo de Santa-Fé wider den Talmud eine eingehende Abhandlung „Brief des Pflichtenkrieges.“

Die Religionsphilosophie, welche von jüdisch-spanischen Denkern allein zur Höhe einer Wissenschaft ausgebildet wurde, hatte in diesem Zeitabschnitte ihre letzten Vertreter in Spanien. Dieselben Männer, welche das Judentum gegen die Anläufe des Christentums in Schutz nahmen, verteidigten es auch gegen die jüdischen Finsterlinge, welche alles Licht daraus verbannen und gleich den Dominikanern dem blinden Glauben statt vernünftiger Einsicht Autorität einräumen wollten. Eiferer wie Schem-Tob Ibn-Schem-Tob, einseitig im Talmud erzogen und von der Kabbala irre geleitet, sahen in der wissenschaftlichen Forschung einen Abweg zur Ketzerei. Durch

die Wahrnehmnng, daß zumeiſt gebildete Juden den Bekehrungsverſuchen des Vicente Ferrer und des Papſtes Benediktus erlagen, wurden die Myſtiker in ihrer Überzeugung beſtärkt, daß wiſſenſchaftliche Bildung, ja, jedes Nachdenken über Religion zum Abfall führe. Die Ächtung der Wiſſenſchaft führte ſie folgerichtig zur Verdammung Maimuni's und aller der jüdiſchen Denker, welche der Vernunft in religiöſen Dingen eine gewichtige Stimme einräumten. Gegen dieſe Verketzerungsſucht trat Joſeph Albo in die Schranken und verfaßte eine ausführliche religionsphiloſophiſche Schrift (Ikkarim, Grundlehren), worin er die weſentlichen Glaubenslehren des Judentums von den unweſentlichen zu ſcheiden und die Grenzlinie zwiſchen Gläubigkeit und Ketzerei feſtzuſtellen ſuchte.

Joſeph Albo (geb. um 1380, ſt. um 1444) aus Monreal, einer der Hauptvertreter des Judentums bei der Disputation von Tortoſa, der wahrſcheinlich wegen der Unduldſamkeit des Papſtes Benediktus nach Soria auswanderte, verſtand als Arzt die Naturwiſſenſchaft nach dem damaligen Stande und als Jünger des Chasdaï Creſcas die Ergebniſſe der Zeitphiloſophie. Obwohl ein ſtrenger Anhänger des talmudiſchen Judentums, war er wie ſein Lehrer der philoſophiſchen Forſchung nicht abgeneigt, ſuchte vielmehr beide Elemente in ſeinem Inneren zu verſöhnen. Albo beſaß aber nicht die Geiſtestiefe ſeines Lehrers und war weit entfernt von ſtrenger Gedankengliederung. Er unternahm die Unterſuchung, in wie weit innerhalb des Judentums die Freiheit der Forſchung in religiöſen Dingen geſtattet ſei, und in wie fern ſie an Glaubensartikeln eine Schranke habe. Dieſes führte ihn zur Unterſuchung über die Richtigkeit der von Maimuni aufgeſtellten dreizehn Glaubensartikel, ob ſie nicht vermehrt oder vermindert werden könnten in ſo fern, daß derjenige, der ſie nicht ſämtlich anerkennt, zu den Ketzern gehöre. So entſtand ſein religionsphiloſophiſches Syſtem, das letzte auf jüdiſch ſpaniſchem Boden. Albo's Darſtellung weicht bedeutend von ſeinen Vorgängern ab. Er war Kanzelredner und zwar einer der geſchickteſten und anmutigſten, und dieſer Umſtand hat auf ſeine Auseinanderſetzung einen entſchiedenen Einfluß geübt. Sie iſt leicht, faßlich, volkstümlich und feſſelnd. Albo weiß jeden philoſophiſchen Gedanken durch ein treffendes Bild zu verdeutlichen und ihn durch Bibelverſe und agadiſche Sentenzen geſchickt auszuführen. Was aber ſeine Darſtellung durch dieſe Vorzüge auf der einen

Seite an Gemeinverständlichkeit gewann, verlor sie auf der andern Seite durch eine gewisse Breite.

Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, daß Albo, der die Gedankenreihe seines religionsphilosophischen Systems auf dem Boden des Judentums zu entwickeln vermeinte, doch an die Spitze desselben ein Prinzip stellte, das gerade christlichen Ursprungs ist, so sehr wirkt die Umgebung auch auf diejenigen, welche bemüht sind, deren Einfluß von sich abzuwehren. Obenan stellte nämlich der Religionsphilosoph von Soria den Gedanken, daß das Seelenheil das Ziel des Menschen sei, das ihm hienieden gesteckt sei und vom Judentume ganz besonders gefördert werde. Nach Albo besteht das höchste Glück nicht so sehr in der Erhebung der Seele, als vielmehr in ihrer Rettung. Der Mensch erlange erst nach dem Tode diejenige Vollkommenheit, wozu ihn Gott bestimmt; das diesseitige Leben sei lediglich eine Vorbereitung zu jenem höheren Leben. Durch welche Mittel könne der Mensch dazu gelangen? Es giebt zwar dreierlei Institutionen, welche zum Zwecke haben, die Menschen aus dem Zustande tierischer Roheit zur Stufe der Gesittung zu erheben. Das Naturrecht, eine Art Vertrag der Gesellschaft, ferner eine staatliche Gesetzgebung, welche Zucht und Sitte unter ihre Obhut nimmt, endlich noch eine philosophische Gesetzgebung, welche geradezu darauf Bedacht nimmt, das dauernde Glück der Menschen zu fördern, mindestens die Hindernisse davon zu entfernen. Alle diese Institutionen, selbst die höchst entwickelte, vermögen aber nicht, das wahre Wohl des Menschen, eben sein Seelenheil, seine Seligkeit, zu fördern; denn sie befassen sich lediglich mit Handlungen, lehren aber nicht die richtige Ansicht, die allen Handlungen zu Grunde liegende Gesinnung.

Ist nun das ewige Leben, die Seligkeit nach dem Tode, höchstes Ziel des Menschen, so genüge weder eine staatliche, noch eine philosophische Gesetzgebung, sondern es müsse eine göttliche Gesetzgebung geben, ohne welche die Menschen hienieden stets im Finstern tappen und ihres Zieles verfehlen müßten. Diese göttliche Gesetzgebung kann nur drei Prinzipien zu ihrer Voraussetzung haben: Das Dasein eines Gottes, die Offenbarung seines Willens und die gerechte Vergeltung nach dem

Tode. Das ſind die drei Säulen, auf denen ſie ruht, ſie bedarf deren nicht mehr.

Das Judentum iſt nach Albo eine Veranſtaltung Gottes, um deſſen Bekenner zur ewigen Seligkeit zu bringen. Darum enthalte das Judentum ſo viele Religionsgeſetze — 613, nach der üblichen Zählungsweiſe — damit es jedem Einzelnen möglich ſei, ſein Seelenheil zu fördern. Denn auch nur eine einzige Religionsvorſchrift mit Sinn und Andacht ohne Nebengedanken und Nebenzwecke erfüllt, führe zur Seligkeit. Die Thora habe demnach mit ihren gehäuften Verpflichtungen ihren Bekennern nicht eine Laſt auflegen und nicht, wie die chriſtlichen Lehrer behaupten, die Juden unter den Fluch des Geſetzes ſtellen wollen, wenn ſie nicht ſämtliche Gebote erfüllten, ſondern im Gegenteil den Weg zur höheren Vollkommenheit erleichtern.

Der Religionsphiloſoph von Soria erörterte auch die Frage: Kann die ſinaitiſche Geſetzoffenbarung, das Judentum, jemals abgeändert werden? Dieſe Frage erforderte um ſo eher eine beſonnene Unterſuchung, als die Vertreter des Chriſtentums die Juden mit der Behauptung plagten: Die Chriſtuslehre ſei ebenfalls eine Offenbarung, eine neue, durch den „neuen Bund“ ſei der „alte“ aufgehoben, durch das Evangelium ſei die Thora erfüllt, d. h. außer Kraft geſetzt. Um nicht in den Konſequenzen ſeines eigenen Syſtems gefangen zu werden, griff Albo zu einer eigenen Unterſcheidung. Dasjenige, was Gott einmal ſelbſt und unmittelbar geoffenbaret habe, ſei eben dadurch unabänderlich und für alle Zeiten verbindlich, dagegen könne wohl dasjenige, welches lediglich durch einen prophetiſchen Mittler mitgeteilt worden, eine Veränderung oder gar Aufhebung erleiden. Die Zehngebote, welche das israelitiſche Volk am flammenden Sinai unmittelbar aus Gottes Munde vernommen, ſeien unabänderlich; darin ſeien die drei Hauptprinzipien einer göttlichen Geſetzgebung niedergelegt. Die übrigen Geſetzesvorſchriften des Judentums dagegen, die dem Volke lediglich durch Moſe vermittelt worden waren, könnten wohl abgeändert oder gar außer Kraft geſetzt werden. Indeſſen ſei die Veränderungsfähigkeit eines Teils oder gar des größten Teils der Religionsgeſetze vor der Hand nur theoretiſch als Möglichkeit zugegeben. Für die Praxis dagegen ſeien die Verpflichtungen der Thora ſo lange als verbindlich und unabänderlich zu betrachten, bis es Gott

einmal wieder gefallen sollte, andere Gesetze durch einen eben so großen Propheten, wie Mose, und auf eine eben so offenkundige und überzeugende Weise zu offenbaren, wie es am Sinaï geschehen.

Albo's Religionssystem ist weit entfernt zu befriedigen. Wie es von einem fremden, christlichen Grundgedanken der Heilslehre ausging, mußte es auch im christlichen Sinne den Glauben als eine Hauptbedingung zum Seelenheil aufstellen und die Gebote des Judentums als Sakramente behandeln, wie etwa das Christentum die Taufe, das Abendmahl, von deren Anwendung die Seligkeit bedingt sei.

Straffer im Denken war sein jüngerer Zeitgenosse Joseph Ibn-Schem-Tob, obwohl auch er Prediger war. Gewiß zum Ärgernis seines kabbalistisch-düstern, fanatischen Vaters, welcher Philosophie als ein Grundübel verdammte, vertiefte sich sein Sohn Joseph mit ganzer Seele in die aristotelisch-maimunische Lehre. Er behauptete im Gegensatz zu seinem Vater, daß philosophische Erkenntnis erforderlich sei zur Erreichung der hohen Bestimmung, zu welcher der Mensch und besonders der Israelit berufen sei. Der philosophisch gebildete Jude, welcher die religiösen Pflichten des Judentums gewissenhaft erfüllt, werde gewiß weit eher sein hohes Ziel erreichen, als derjenige, welcher sie blos äußerlich ohne Einsicht und Bewußtsein übe. Nach Joseph Schem-Tob ergänze die Lehre vom Sinaï die Lücke in der Philosophie. Sie setze die Glückseligkeit des Menschen in die Fortdauer des Geistes nach dem Untergange des Leibes; sie stehe darum unendlich höher als jene. Das Judentum gebe auch die Mittel an die Hand, wodurch diese Seligkeit erlangt werden könne, nämlich durch die gewissenhafte Erfüllung der religiösen Verpflichtungen. In diesem Punkt trifft Joseph Schem-Tob's Ansicht zum Teil mit Joseph Albo zusammen; auch nach jenem haben die Gebote des Judentums einen sakramentalen Charakter, nur daß er nicht wie dieser das Seelenheil betonte. Joseph Ibn-Schem-Tob ging so weit, den Religionsvorschriften erkennbare Zwecke überhaupt abzusprechen und ihnen gewissermaßen eine mystische Wirkung beizulegen. — Alle diese Schriften aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, die philosophischen wie die polemischen, waren nicht die Frucht der Muße und des freiwirkenden Geistes, sondern Eingebung des Notstandes, um die religiösen und sittlichen Errungenschaften vor

andringenden Gefahren zu ſchützen. Das Judentum mußte ſich innerlich kräftigen und ungebührliche Angriffe abwehren, um nicht zu unterliegen.

Es war damals mehr als je nöthig, ſich zweifach und dreifach zu waffnen. Denn ſchwerer Kampf und noch größere Gefahren waren für die Judenheit auf der pyrenäiſchen Halbinſel im Anzuge, und ſie wurden von Abkömmlingen aus der eigenen Mitte heraufbeſchworen. Denn geſinnungsloſe Täuflinge, welche zu hohen Ämtern und Würden gelangt waren, die Juden und Judentum noch bitterer haßten, als die Altchriſten, ſahen mit Ingrimm die teilweiſe Erhebung ihrer ehemaligen Glaubensgenoſſen in Caſtilien infolge der Begünſtigung des Hofes und beſonders des Kanzlers Alvaro de Luna, daß angeſehene Juden Abraham Benveniſte, Joſeph Ibn-Schem-Tob, Joſeph Naßi wie in der beſſeren Zeit bei Hofe verkehrten und dort wohlgelitten waren, daß ihnen wieder die Finanzen des Staates anvertraut, daß jüdiſche Ärzte, den vielfachen Verboten entgegen, von Chriſten zu Rate gezogen wurden, und daß der Verkehr zwiſchen Juden und Chriſten wieder in Gang gekommen war. Am meiſten waren die Söhne des Paulus de Santa-Maria über dieſe Wendung entrüſtet. Aus dem Schlangenei waren nämlich giftige Baſilisken gekrochen. Auf vier Söhne hatte der Vater ſeinen Ehrgeiz, ſeine Schlauheit, ſeinen Intriguengeiſt und zugleich ſeinen Judenhaß vererbt; ſie mit ihrem Oheim und Vettern gewöhnlich Cartagena genannt, bildeten vermöge ihrer Begabung und ihrer Stellung eine Macht. Der älteſte Sohn Gonzalo de Cartagena erbte die Biſchofswürde von Burgos und wurde zum Geſandten der Kirchenverſammlung von Conſtanz und Baſel beordert. Der zweite Alfonſo de Cartagena wurde Dekan von Santiago und Segovia. Der dritte Pedro wurde unter die hohen Ritter der königlichen Garde aufgenommen und erlangte militäriſche Auszeichnung und der jünſte Alvar Sanchez war eine gewichtige Autorität als hoher Richter. Ihre Oheime, welche zugleich mit ihrem Vater die Taufe genommen hatten, Pedro Suarez und Alvar Garcia, hatten ebenfalls einflußreiche Poſten erlangt.

Dieſe Sippſchaft, welche den Kanzler Alvaro de Luna gründlich haßte, weil er ihre Wühlereien im Dienſte der Infanten, des Königs von Aragonien und ſeiner Brüder gegen den König Don Juan mit feſter Hand hemmte, haßte ihn wegen ſeiner Begünſtigung

der Juden doppelt. Mehr als einmal ſuchten ſie ihn mit ihrem Anhange von ſeiner Höhe zu ſtürzen. Da ſie die Ächtung der Juden im eignen Lande nicht durchſetzen konnten, ſtachelten ſie die Kirchenverſammlung zu Baſel dafür auf. Wunderbar genug! Das Konzil konnte im eigenen Hauſe nicht fertig werden, war nicht imſtande, die den Katholicismus verhöhnenden Huſſiten in den Schoß der Kirche zurückzuführen, verzweifelte daran, die Liederlichkeit und Laſterhaftigkeit der Geiſtlichen und Mönche abſtellen zu können, und warf doch ſein Auge auf die Juden, um ſie zum Heile zu führen. Räudige Schafe, wollten ſie unbeſchädigte Lämmer heilen! Die Baſeler Kirchenverſammlung, welche dreizehn Jahre tagte (Juni 1431 — Mai 1443) und die großen europäiſchen Fragen vor ihren Richterſtuhl zog, beſchäftigte ſich auch mit der Judenfrage. Damit der chriſtliche Glaube befeſtigt werde, müßten die Juden gedemütigt werden, das war der Grund, die alten Beſchränkungen durch das allgemeine Konzil aufzufriſchen und neue hinzuzufügen. Die alten kanoniſchen Beſchlüſſe, daß die Chriſten den Umgang mit den Juden zu meiden, ihnen keinen Dienſt zu leiſten haben, daß ſie die jüdiſchen Ärzte nicht gebrauchen dürfen, daß die Juden zu keinem Amte, keiner Würde zugelaſſen, und daß ſie zum Tragen einer ſie kenntlich machenden Tracht und zum Wohnen in beſonderen Quartieren gezwungen werden ſollten, dieſe Beſchlüſſe wurden erneuert. Neu waren einige Punkte, in ſo fern die höchſte kirchliche Autorität ſie bis dahin noch nicht dekretiert hatte; daß Juden zu keinem Univerſitätsgrade zugelaſſen werden ſollten, daß man ſie, wenn auch mit Gewalt, zum Anhören von Bekehrungspredigten nötigen ſollte, und daß an den Hochſchulen auch hebräiſche, chaldäiſche (und arabiſche) Sprache gelehrt werde, um Mittel zur Bekehrung der Juden zu haben. Das allgemeine Konzil, das ſich als vom heiligen Geiſt durchweht ausgab, nahm die Bulle des als Ketzer und Verdammter geſtorbenen Papſtes Benedictus mit Haut und Haaren an. Auch den bereits getauften Juden wendete die Baſeler Kirchenverſammlung eine beſondere Sorgfalt zu. Sie ſollten einerſeits begünſtigt und andererſeits überwacht werden, daß ſie ſich nicht unter einander verheiraten.

Wer mag die Judenfrage im Schoße der Baſeler Kirchenverſammlung angeregt haben, die ihr ſo fern lag? Die Hand der in der Jugend getauften Gonſalo und Alfonſo de Cartagena,

welche, der eine als Biſchof und der andere als Dekan von Santjago, vom Könige Don Juan II. zum Konzil abgeordnet waren, dieſe Hand iſt dabei nicht zu verkennen. Alfonſo de Cartagena galt als gelehrter Theologe und Rechtskundiger viel auf der Kirchenverſammlung. Dieſes Brüderpaar hat die Judenfrage auf die Tagesordnung der Kirchenverſammlung gebracht und jene gehäſſigen Beſtimmungen veranlaßt, welche einzig und allein für ſpaniſche Verhältniſſe paßten. Deutſche Juden haben damals keinen Anſpruch darauf gemacht, zu einem Lehrſtuhl an einer Univerſität zugelaſſen zu werden. Sie hatten keine Ahnung davon, wer die Drahtzieher im Konzil zu ihrem Elende waren, und daß ſie nur in die ihren Brüdern in Spanien zugedachte Ächtung hineingezogen wurden.

Infolge der in der Kirchenverſammlung dekretierten allgemein gehaltenen Ächtung ſteigerte ſich die Gehäſſigkeit gegen die Juden wo möglich noch mehr und erreichte zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Auch die weitab vom geſchichtlichen Schauplatz wohnenden, bis dahin von der Verfolgungswut der Kirche verſchont gebliebenen Juden ſollten ſie ebenfalls ſchmerzlich empfinden. In Deutſchland war für ſie der Tod des Kaiſers Sigismund (1437), gerade als ihnen das Baſeler Konzil einen finſteren Blick zuwarf, ein betrübendes Ereignis. Wenn dieſer Fürſt auch nicht ihr zuverläſſiger Beſchützer war, ſie oft genug wegen ſeiner bodenloſen Geldverlegenheit abzapfte und ſogar die Koſten für das Konzil von Koſtnitz ihnen aufbürdete, ſo duldete er doch nicht, ſo weit er es hindern konnte, daß ſie ungerechter Weiſe niedergemetzelt würden. An ſeiner Stelle wurde jener öſterreichiſche Herzog Albrecht zum deutſchen König und Kaiſer erwählt, der ſo viel Unmenſchlichkeit an ihnen begangen hat. Albrecht II. war ein Todfeind der Juden und Ketzer. Freilich ausrotten konnte er beide nicht. Die huſſitiſchen Ketzer hatten gute Waffen und Mut, und die Juden waren eine unentbehrliche Geldquelle. Aber gern gab Kaiſer Albrecht ſeine Zuſtimmung zu Unbilden gegen ſie. Als der Rat von Augsburg beſchloſſen hatte, die jüdiſche Gemeinde auszutreiben (1439), erteilte er freudigen Herzens ſeine Erlaubnis dazu. Zwei Jahre bewilligte ihnen der Rat ihre Häuſer und Liegenſchaften zu verkaufen; nachdem dieſe Friſt abgelaufen war, wurden ſie ſämtlich ausgewieſen und die Grabſteine des

jüdiſchen Kirchhofes zur Ausbeſſerung der Mauern verwendet. Albrecht regierte zum Glücke für die Juden nur zwei Jahre und überließ die Zügel des deutſch-römiſchen Reiches, oder richtiger, die vollſtändige Anarchie in demſelben, dem gutmütigen, ſchwachen und lenkſamen Friedrich III., welcher die beſte Abſicht hatte, ſie zu ſchützen. Dafür trat neben den alten haßerfüllten Feinden, der Täuflingsſippſchaft der Cartagena, ein neuer erbitterter ſchonungsloſer Feind gegen ſie auf, der Franciskanermönch Johannes de Capiſtrano, dieſer Menſchenwürger in Geſtalt eines demütigen Gottesdieners.

Eugenius, der Papſt, den die Baſeler Kirchenverſammlung von Schritt zu Schritt gedemütigt, ſeiner Würde entſetzt und an deſſen Stelle einen Andern gewählt, der aber doch durch Verrat einiger Hauptleiter des Konzils und durch die Unbeholfenheit der deutſchen Fürſten über das Konzil geſiegt hatte, Eugenius war den Juden anfangs nicht abhold. Im Beginn ſeines Pontifikats beſtätigte er vielmehr die günſtigen Privilegien der Juden, welche ſein Vorgänger Martin V. ihnen verliehen hatte, ſagte ihnen ſeinen Schutz zu und unterſagte, ſie gewaltſam zu taufen und ihnen Leids zuzufügen. Mit einem male aber erließ er ein Schreiben an die Biſchöfe von Caſtilien und Leon im judenfeindlichen Sinne. Dieſe Sinnesänderung iſt gewiß ebenfalls von Alfonſo de Cartagena angeregt worden. Dieſer, nach dem Tode ſeines Vaters zum Biſchof von Burgos ernannt, verfocht auf dem Baſeler Konzil die Partei des Papſtes Eugenius warm und war daher bei dieſem eine ſehr beliebte Perſönlichkeit. Der Papſt nannte den Biſchof von jüdiſcher Abſtammung „die Freude Spaniens und die Ehre der Prälaten.“ Nur von ihm können die Klagen über die Anmaßlichkeit und Überhebung der caſtilianiſchen Juden ausgegangen ſein. Der Papſt erließ ein Schreiben an die Biſchöfe von Caſtilien und Leon (10. Auguſt 1442) des Inhaltes: Es ſei ihm zu Ohren gekommen, daß die Juden die ihnen vom päpſtlichen Stuhle bewilligten Privilegien zum Ärgernis der Gläubigen mißbrauchten und viele Schändlichkeit und Übertretung begingen, wodurch die Reinheit des Glaubens befleckt werde. Er ſehe ſich alſo veranlaßt, die Indulgenzen, die er, ſein Vorgänger Martin und andere Päpſte ihnen eingeräumt haben, aufzuheben und als null und nichtig zu erklären. Eugenius wiederholte dabei ſämtliche gehäſſigen kanoniſchen Beſchränkungen

der Bulle des Papſtes Benediktus, welche unter Don Juan II. unbeachtet geblieben war. Dieſes päpſtliche Breve wurde ohne Wiſſen des Königs in vielen caſtilianiſchen Städten bekannt gemacht. Es war ein Streich gegen Alvaro de Luna, den Gönner der Juden.

Dieſer ließ aber nicht mit ſich ſpielen. Im Namen des Königs erließ er von Arevalo aus eine Erklärung (Pragmatika 6. April 1443), welche die Wirkung des judenfeindlichen Breves aufhob. Der Inhalt war, daß den Juden nach kanoniſchem und königlichem Rechte geſtattet ſei, unter Chriſten zu leben, eine Duldung, welche auch der Papſt Eugenius beſtätigt hat. Der König habe daher zu ſeinem Mißfallen erfahren, daß in einigen Städten manche die Frechheit gezeigt hätten, den Juden Schaden und Unbill zuzufügen, unter dem Vorwande, daß ſie eine geächtete Menſchenklaſſe ſei. Wenn auch nach kanoniſchem Geſetze die Juden nicht höhere Ämter bekleiden und Chriſten nicht in zu innigem Verkehr mit ihnen treten ſollten, ſo ſei darunter doch nicht einbegriffen, daß man ihnen nicht einmal niedere Befugniſſe übertragen dürfte, noch daß jeder Verkehr mit ihnen unterſagt ſei. Es ſei damit den Chriſten nicht verboten, die Herden der Juden zu hüten, ihre Äcker zu bearbeiten, noch mit ihnen Geſchäfte zu machen. Zuletzt verbietet die Erklärung, allen Unterthanen, Befehle oder Statuten zum Nachteil der Juden ohne ſein Wiſſen zu erlaſſen. Er werde ein ſolches Unterfangen ſtreng ahnden. Schließlich hoffe er, vom Papſte eine Erklärung zu erlangen, welche beſtimmt und ſcharf unterſcheiden würde zwiſchen dem, was im Verhalten der Juden und Chriſten unter einander verpönt oder erlaubt ſei. Es war ein geſchickter Schachzug von Alvaro de Luna gegen den Plan der neuchriſtlichen Judenfeinde.

Die Feindſeligkeit zwiſchen dieſem viel vermögenden Günſtling des Königs und den einflußreichen Neuchriſten ſteigerte ſich immer mehr. Dieſe in Verbindung mit dem Infanten von Aragonien trachteten ihm nach dem Leben. Bald ſollten ſie aber gewahren, daß ſie eines Schützers nicht entraten könnten. So manche unter ihnen, welche zu hohen Ämtern und Würden oder zu großem Reichtum gelangt waren, benahmen ſich, was Emporkömmlingen eigen iſt, mit Hochmut und Überhebung und erregten dadurch Mißgunſt und Erbitterung unter den Altchriſten. Dieſer feindliche Sinn gegen die Neuchriſten machte ſich zuerſt in Toledo Luft.

Es brach ein Aufruhr gegen sie aus, wobei mehrere Angesehene im Kampfe erlagen, getötet und an den Galgen gehängt wurden (1449). Alvaro mit dem König rückte zwar scheinbar vor Toledo, um die Urheber zu strafen, zog aber bald ab und that nichts, um der Wut der Altchristen gegen sie zu steuern. Dadurch ermutigt, beschlossen die Angesehensten in Toledo ein bindendes Statut, daß kein Neuchrist zu irgend einem Amte weltlicher oder geistlicher Art zugelassen werden sollte. So wurden die Neuchristen ebenso gebrandmarkt wie die Juden. Alvaro de Luna schmiedete noch dazu eine Waffe gegen sie, welche zwar für den Augenblick nicht sie selbst, aber später ihre Nachkommen empfindlich verwundete, ja ihr Leben zu einer steten Höllenpein machte. Er ließ den König ein Schreiben an den Papst Nikolaus V. richten (1451), worin er bittere Klage führte, daß viele Neuchristen, geistliche und weltliche, Mönche und Nonnen, heimlich jüdische Bräuche beobachteten und dem christlichen Glauben abtrünnig wären, was der Kirche zum Schaden und zur Schmach gereiche. Der Papst, entrüstet über solche Vorkommnisse, richtete ein Breve an den Bischof von Osma und an die dominikanischen Lehrer an der Universität von Salamanca (1451), daß sie ein Ketzergericht gegen die des Judaisierens verdächtigen Marranen einsetzen sollten. Dieses möge solche, welches Standes auch immer, selbst mit der Bischofswürde Bekleidete, vorladen, vernehmen und, wenn schuldig befunden, ihre Güter einziehen, die Geistlichen ihrer Würde entkleiden und dem weltlichen Arm zur Todesstrafe übergeben.

So hatte Alvaro de Luna seine neuchristlichen Feinde jeden Augenblick in der Hand und konnte sie vernichten. Es brauchten nur Scheinbeweise aufgeführt zu werden, daß sie heimlich jüdische Riten beobachtet hätten — und sie waren verloren. Das war die erste Anregung zu der fluchwürdigen Inquisition gegen die Marranen in Spanien, welches in einem Menschenalter ein so grausiges Geschick über sie verhängte, wie es kein Volk und keine Menschenklasse betroffen hat. Um so ingrimmiger und unversöhnlicher war der Haß der einflußreichen Marranen gegen Alvaro de Luna, und sie ruhten nicht eher, bis sie seinen Sturz und seine Verurteilung zum Kerker und zum Schaffot bewirkt hatten. Unter den Mitgliedern des Rates, welche von Don Juan berufen waren, ihn zu richten, waren mehrere Neuchristen, und von einem derselben, Fernando

Diaz de Toledo, ging der Spruch aus, welcher den gefürchteten Kanzler zum Galgen und zum Verluſt aller ſeiner Güter verurteilte (1453).

Für die Juden von Caſtilien war Alvaro's Tod ein großes Unglück. Sie entbehrten ſeitdem eines zuverläſſigen Annehmers, als von vielen Seiten gegen ſie gehetzt wurde und ſie noch dazu in das den Marranen zugedachte tragiſche Geſchick hineingezogen wurden. Ihr Hauptfeind war das wieder mächtig gewordene Papſttum, das Feindſeligkeit gegen die Judenheit in ſein Programm, gewiſſermaßen als ein zum Katholicismus gehöriges Glaubensbekenntnis aufgenommen hat.

Eugenius' Nachfolger, der Papſt Nikolaus V. ſetzte das Syſtem der Demütigung und Knechtung der Juden fort. Die Privilegien der italieniſchen Juden, welche Martin V. beſtätigt und Eugenius nicht förmlich aufgehoben hatte, befahl er zu zerreißen und die Juden unter Ausnahmegeſetze zu ſtellen. In einer Bulle wiederholte er dieſelben Beſchränkungen für Italien, welche ſein Vorfahr für Caſtilien eingeſchärft hatte, und ſchenkte ihnen auch kein Titelchen davon, nicht einmal das, daß ein Chriſt für Juden am Sabbat kein Feuer machen dürfte. Nikolaus' Bulle hatte eine größere Tragweite. Denn er ernannte darin den Juden- und Ketzerhenker Johannes de Capiſtrano zum Vollſtrecker derſelben. Dieſer ſollte ſelbſt oder durch ſeine Ordensgenoſſen, die Franciskaner, die pünktliche Befolgung überwachen und die Beſtrafung der Übertreter vollziehen. Der Mönch Capiſtrano hatte demnach die Befugnis, wenn beiſpielsweiſe ein jüdiſcher Arzt einem kranken Chriſten ein Heilmittel reichte, ihm ſein ganzes Hab und Gut zu konfiszieren, und dieſer Heilige mit einem Herzen von Stein war ganz der Mann dazu, auch ein ſolches Vergehen mit unerbittlicher Strenge zu beſtrafen.

Die ſyſtematiſche Judenfeindlichkeit, wovon die Baſeler Kirchenverſammlung und die Päpſte beſeelt waren, wirkte anſteckend in weiten Kreiſen. Der eben ſo wilde, wie übereifrig kirchlich geſinnte baieriſche Herzog von Landshut, Ludwig der Reiche genannt, „ein Feind des Wildes und der Juden", ließ ſämtliche Juden ſeines Landes an einem Tage (1450) feſtnehmen, die Männer in Kerker, die Frauen in die Synagogen einſperren und alle ihre Barſchaft und Kleinodien für ſich konfiszieren. Die chriſt-

lichen Schuldner wurden angewiesen, ihren jüdischen Gläubigern nur das Kapital zu zahlen und davon noch die Zinsen abzuziehen, die sie etwa vorher gezahlt hatten. Nachdem die Unglücklichen vier Wochen in Gewahrsam waren, mußten sie dem wilden Herzog noch 30,000 Gulden für ihr Leben zahlen, dann wurden sie sämtlich arm und fast nackt aus dem Lande gewiesen. Gerne wäre Ludwig mit der reichen und großen Regensburger Gemeinde ebenso verfahren, die unter seiner Botmäßigkeit stand. Allein da er nur eine eingeschränkte Gewalt über sie hatte, und die Juden dieser Stadt als Bürger unter dem Schutze des Rates und seiner Gerechtsame standen, so mußte er sich mit einer Art Brandschatzung begnügen. Viele Juden sollen damals aus Angst und Not zum Christentum übergetreten sein.

Dieser herzlosen Härte in der kanonischen Gesetzgebung gegen die Söhne Israel's lag unbewußt eine Art Furcht zu Grunde. Das übermächtige Christentum fürchtete den Einfluß des jüdischen Geistes auf die christliche Bevölkerung durch allzu vertrauten Verkehr. Was das Papsttum in der Räucherwolke seiner offiziellen Erlasse verschwieg, das verriet einer diesem Kreise sehr nahe stehender Kardinal und Schriftsteller. Nikolaus von Cusa (aus Cues an der Mosel), der letzte Ausläufer der scholastischen Philosophie, der in einer Art Mystik schwärmte, inmitten der Zerfahrenheit und Zerklüftung des Christentums, eine Vereinigung aller Religionen zu einem einzigen Glauben anzubahnen. Die kirchlichen Ceremonien wollte er zum Opfer bringen, ja, selbst die Beschneidung sich gefallen lassen, wenn nur die nicht-christlichen Völker dafür gewonnen werden könnten, an die Dreieinigkeit zu glauben. Er fürchtete aber, wie er ausdrücklich bemerkte, die Hartnäckigkeit der Juden, welche sich an ihre Gotteseinheit zu fest anklammern; er tröstete sich indes, daß das unbewaffnete Häuflein der Juden den Frieden der Welt nicht stören könne. Allerdings waren die Juden nach dieser Seite hin waffen- und machtlos; um sie aber auch geistig zu entwaffnen, dazu wollte Nikolaus Cusanus das Seinige beitragen. Diesen Kardinal hatte der Papst zum Legaten für Deutschland ernannt, um teilweise eine Reformation des verderbten Kirchen- und Klosterlebens durchzuführen (1450 — 51). Cusanus beschäftigte sich auch mit den Juden. Auf dem Provinzial-Konzil von Bamberg schärfte er die kanonische Satzung von dem Juden-

abzeichen ein, daß die Männer einen roten runden Fleck an der Bruſt, die Frauen einen blauen Streifen auf dem Kopfputz tragen (Mai 1451), als wenn die Brandmarkung der Juden die Geiſtlichen, Mönche und die von ihnen angeſteckten Laien von der unkeuſchen Unflätigkeit hätte heilen ſollen. Die Abſonderung der Juden von den chriſtlichen Kreiſen hat nur die Wirkung gehabt, daß jene von der Befleckung der Unzüchtigkeit frei geblieben ſind. Auch der Kardinal-Legat Cuſanus konnte es nicht durchſetzen, den geiſtlichen Stand ſittenrein zu machen oder den Betrug mit der Blutung durchſtochener Hoſtien und der Wunderthätigkeit der Heiligenbilder — dagegen er ſo ſehr geeifert hat — abzuſtellen. Die Kirche blieb bis in ihr innerſtes Mark verderbt. Die Juden waren allerdings zu fürchten, wenn ſie mit ihren Fingern in die eiternden Wunden hätten greifen dürfen.

Welch eine Verkehrtheit war es nun, zu den tauſend und abertauſend Marranen in Spanien, deren geſchärftem Blick die Fäulnis der Kirche nicht entgehen konnte, neue jüdiſche Täuflinge mit erheucheltem chriſtlichen Bekenntniſſe der Kirche zuzuführen! Das that aber der Franciskaner-Mönch Capiſtrano, der den Juden vieler Länder die tiefſten Wunden geſchlagen hat. Dieſer Bettelmönch mit ausgemergelter Geſtalt und häßlichem Weſen beſaß ein einſchmeichelndes Organ und eine Willensſtärke, wodurch er nicht bloß die ſtumpfe Menge, ſondern auch die höheren Stände rühren, feſſeln, begeiſtern, erſchrecken, zu einem frommen Lebenswandel und zu grauſigen Unthaten bewegen konnte. Wie bei dem ſpaniſchen Dominikaner Vicente Ferrer, ſo lag bei Capiſtrano die wunderbare Gewalt, die er über die Gemüter hatte, nicht ſo ſehr in einer hinreißenden Beredſamkeit, als in einer Stimmenmodulation und in einem unerſchütterlichen Wahnglauben. Er ſelbſt war davon überzeugt, daß er mit dem Blute, das er von der Naſe ſeines Meiſters Bernardinus von Siena geſammelt hatte, und mit deſſen Kapuze Kranke zu heilen, Tote zu erwecken und Wunder jeder Art zu verrichten vermöchte, und das wahnbethörte Volk glaubte nicht nur an ſeine Wunderthätigkeit, ſondern vergrößerte und übertrieb ſie noch mehr. Seine ſtreng asketiſche Lebensweiſe, ſein Haß gegen Luxus, Wohlleben und Schwelgerei machten einen um ſo größeren Eindruck, als ſie gegen die Wolluſt und die üppige Lebensweiſe der Welt- und Kloſtergeiſtlichen grell

abſtach. Wo Capiſtrano auftrat, ſtrömten tauſende von Zuhörern zuſammen, um ſich von ſeinen Predigten erſchüttern zu laſſen, wenn ſie auch kein Wort von ſeinen lateiniſchen Reden verſtanden. Die ſchlauen Päpſte Eugenius IV. und Nikolaus V. bedienten ſich ſeiner, als eines brauchbaren Werkzeuges, um das erſchütterte Anſehen des päpſtlichen Stuhles wieder herzuſtellen. Sie ließen ihn überall für die Unfehlbarkeit des Papſttums, für Vertilgung der Ketzer eifern, und hatten auch nichts dagegen, wenn er gegen unſchuldige Spiele, Zeitvertreib und Lebensverfeinerung ſeine mönchiſche Galle ausſpritzte, da ſie ſelbſt dadurch in ihren Genüſſen und Freuden nicht geſtört wurden. Zu dem ſtehenden Inhalte ſeiner aufregenden Predigten gehörten nächſt ſeinem Geifer gegen Ketzer und Türken und ſeinen Kapuzinaden gegen den Luxus und die Spiele — auch ſeine Wutausbrüche gegen die Juden, ihren Unglauben und ihren Wucher. Schon früher hatte ihn die Königin Johanna von Neapel zum Inquiſitionsrichter über die Juden eingeſetzt und ihn ermächtigt, die ſchwerſten Strafen über ſie zu verhängen, wenn ſie gegen die Kirchengeſetze fehlen oder das Judenabzeichen — das Zeichen Thau (Tod) — nicht tragen ſollten.

Wo dieſer geifernde Kapuzinerprediger in Deutſchland hinkam, verbreitete er Furcht und Schrecken unter den Juden. Sie zitterten, wenn ſie nur ſeinen Namen nennen hörten. In Baiern, Schleſien, Mähren und Öſterreich, wo die Aufregung der Katholiken wegen der Feindſeligkeit zwiſchen ihnen und den Huſſiten ohnehin hoch geſpannt war, erhielt ſie durch Capiſtrano noch mehr Nahrung und kehrte ſich — da ſie den Ketzern in Böhmen nicht beikommen konnten — zunächſt gegen die Juden. Die baieriſchen Herzoge Ludwig und Albrecht, welche ſchon früher die Juden ihres Gebietes verjagt hatten, wurden von Capiſtrano noch mehr fanatiſiert. Der erſtere ſtellte an einige Grafen und an Regensburg die Forderung, ihre Juden auszuweiſen. Der Bürgermeiſter und Rat dieſer Stadt mochten ihnen nicht den Schutz und das Bürgerrecht entziehen, das ſie ſeit alten Zeiten genoſſen haben. Aber ſie konnten die Juden nicht vor den Quälereien der Geiſtlichen ſchützen. So weit ließen ſich indes die Regensburger Bürger, bei allem Wohlwollen für ihre jüdiſchen Mitbürger, durch Capiſtrano's Fanatismus zur Feindſeligkeit gegen ſie hinreißen, daß ſie in die Hebammenordnung, welche in demſelben Jahre erlaſſen wurde

einen entsetzlichen Paragraphen aufnahmen, daß christliche Geburtshelferinnen bei Leibe nicht jüdischen Frauen beistehen sollten, auch nicht in Todesnöten.

Die Sinneswandlung gegen die Juden, wie sie durch Capistrano hervorgerufen wurde, zeigt sich augenfällig an dem Verhalten eines geistlichen Fürsten gegen sie vor und nach dem Erscheinen des Kapuziners in Deutschland. Der Bischof Gottfried von Würzburg, zugleich Herzog von Franken, hatte den Juden nicht lange nach seinem Regierungsantritt einen Freiheitsbrief ausgestellt, wie sie ihn nicht günstiger wünschen konnten. Er sagte darin für sich und seine Nachfolger allen anwesenden und künftig zuziehenden Juden besonderen Schutz zu. Keiner sollte vor ein weltliches oder geistliches Gericht geladen werden dürfen, ihre Streitsachen sollten vielmehr durch ihr eigenes Gericht beraten und entschieden werden. Die Rabbinen (Hochmeister) von Würzburg sollten steuerfrei und ihnen gestattet sein, nach ihrem Belieben in ihrem Lehrhause Jünger zu halten. Er gewährte den Juden in seinem Lande Freizügigkeit, versprach den Wegziehenden zur Einziehung ihrer Schulden Beistand und friedliches Geleit. Der Dechant und das ganze Kapitel erkannten die Privilegien an und verbürgten sich dafür, „für sich und ihre Nachfolger am Kapitel". Jedem Juden, der in sein Gebiet einwanderte, stellte der Bischof Gottfried einen besonderen günstigen Schutzbrief aus.

Aber einige Jahre später nach Capistrano's Kreuzpredigten, welch' ein veränderter Ton gegen die Juden! Derselbe Bischof und Herzog von Franken erläßt „wegen der schweren Klagen der Unterthanen seines Stiftes gegen die Juden" eine Ordnung und Satzung (1453) gegen sie. Sie sollten bis zum Januar des folgenden Jahres alle ihr Liegenschaften verkaufen und vierzehn Tage später auswandern, denn „er will keinen Juden in seinem Stifte mehr dulden." Alle Städte, Grafen, Herren und Richter wurden angewiesen, ihre Juden zu vertreiben. An den Schuldforderungen sollten die jüdischen Gläubiger ebenfalls gekürzt werden. Das waren die Früchte des menschenfeindlichen Fanatismus, der einen edlen Kirchenfürsten und ein ganzes Domkapitel zum Wortbruch verleitete, wo es den Juden galt!

Am unheilvollsten war Capistrano's Einfluß den Juden Schlesiens; hier zeigte er sich so recht, wie ihn seine Bewunderer

nannten, als „Geißel der Hebräer.“ In dieser, damals halb zu Polen und halb zu Böhmen gehörenden Provinz gab es zwei Hauptgemeinden, zu Breslau und zu Schweidnitz. Auf Einladung des Bischofs Peter Nowak von Breslau, der mit seiner Geistlichkeit nicht fertig werden konnte, war Capistrano nach der schlesischen Hauptstadt gekommen. Bei verschlossenen Thüren der Kirche mußte der Franciskanerprediger den Geistlichen ihr sittenloses Leben vorhalten; kein Laienohr sollte etwas von der Entartung der Kirchendiener vernehmen. Aber mehr als die Sittenverbesserung der Geistlichen lag ihm noch am Herzen die Vertilgung der Hussiten, deren es damals auch in Schlesien gab, und die Quälerei der Juden. Der durch Capistrano's Predigten erregte wahnsinnige Fanatismus der Breslauer wurde durch ein ausgesprengtes Gerücht gesteigert.

Ein Jude, Namens Meyer, welcher zu den reichsten Juden Breslaus gehörte und viel Schuldverschreibungen von Bürgern und verkommenen Adligen in Gewahrsam hatte, hätte von einem Bauern eine Hostie gekauft, sie zerstochen, geschändet und Teile davon den Gemeinden von Schweidnitz, Liegnitz und noch anderen zu gleicher Schmähung zugestellt. Es versteht sich von selbst, daß die verwundete Hostie Blut gezeigt hat. Dieses blödsinnige Märchen, das den Ratsmännern zu Ohren gekommen war, fand ohne Weiteres Glauben. Sofort wurden sämtliche Juden Breslaus in Kerker geworfen, die gesamte Habe derselben in der Judengasse in Beschlag belegt, und — was den Urhebern am meisten am Herzen lag — die Schuldverschreibungen, die etwa 25 000 ungarische Goldgulden betrugen, den Gläubigern entzogen (1453). Da einige der Unglücklichen die Flucht ergriffen hatten, aber wieder ergriffen wurden, so schien ihre Schuld um so gewisser. Die Leitung dieses wichtigen Prozesses nahm Capistrano in die Hand. Ihm, als Ketzerrichter, gebührte die erste Stimme bei der Verfolgung von Hostienschändern. Er ließ einige Juden auf die Folter spannen und gab Anleitung, wie die Schergen verfahren sollten. Der Mann hatte Erfahrung darin gesammelt. Die Gemarterten gestanden die Entweihung der Hostie und ihre Wunderthätigkeit ein. Während dessen wurde eine neue schändliche Lüge verbreitet. Eine boshaft getaufte Jüdin sagte aus: Die Breslauer Juden hätten schon früher einmal eine Hostie verbrannt und ein

andermal einen gestohlenen Christenknaben gemästet, dann ihn in ein Faß, das von innen spitze Nägel hatte, gelegt und so lange gewälzt, bis der Knabe den Geist aufgegeben. Von seinem Blute hätten die Juden an die übrigen schlesischen Juden geschickt Man fand noch dazu die Gebeine des ermordeten Knaben. Die vielfache Schuld der Juden schien erwiesen. Die Juden mehrerer schlesischen Gemeinden wurden ebenfalls gefänglich eingezogen und nach Breslau abgeführt, im Ganzen 318 Personen. Capistrano saß über sie zu Gericht, und man schritt zur Exekution. Auf dem Salzring (jetzt Blücherplatz), wo Capistrano seine Wohnung hatte, wurden ein und vierzig als schuldig erkannte Juden verbrannt (2. Juni 1453). Der Rabbiner erhängte sich; er hatte auch Andern geraten, sich zu entleiben. Die Übrigen wurden aus Breslau verwiesen, nachdem man ihnen die Kinder unter sieben Jahren gewaltsam entrissen, getauft und Christen zur Erziehung übergeben hatte. So wollte es Capistrano, und er bewies es dem König Ladislaus in einer gelehrten Abhandlung, daß es der christlichen Religion und der Rechtgläubigkeit gemäß sei. Der biedere Stadtschreiber Eschenloer, der nicht wagte, eine laute Bemerkung über diese Unmenschlichkeit zu machen, schrieb in sein Tagebuch: „Ob dies göttlich sei oder nicht, setze ich auf Erkenntnis der geistlichen Lehrer“. Die geistlichen Lehrer hatten sich aber in Kannibalen verwandelt. Die Güter der verbrannten und ausgewiesenen Juden wurden natürlich eingezogen und damit die Bernhardinerkirche aufgerichtet. Es war nicht die einzige Kirche, welche mit Blutgeld erbaut wurde. Den Juden in den übrigen schlesischen Städten erging es nicht besser. Ein Teil wurde verbrannt und die Übrigen nackt verjagt.

Als der junge König Ladislaus von dem Breslauer Bürgerrat angegangen war, durch ein Gesetz zu erklären, daß sich künftig kein Jude in Breslau niederlassen dürfte, genehmigte er nicht bloß diesen Antrag, „Gott zum Lobe und dem christlichen Glauben zu Ehren“, sondern billigte noch dazu die Mordthaten an den schlesischen Juden mit dem Bemerken, „daß sie nach Verdienst gelitten haben“, eine Äußerung würdig eines Sohnes Albrecht II., der die Juden von Österreich verbrennen ließ. Derselbe König genehmigte auch, ohne Zweifel auf Betrieb Capistrano's, der sich mehrere Monate in Olmütz aufgehalten hatte, die Vertreibung der Juden von Olmütz und Brünn.

Bis nach Polen erſtreckte ſich Capiſtrano's giftige judenfeindliche Beredtſamkeit und ſtörte die jüdiſchen Gemeinden dieſes Landes aus dem ruhigen Leben, das ſie ſeit Jahrhunderten dort genoſſen. Polen war nämlich ſeit langer Zeit eine Zufluchtsſtätte für alle gehetzten, verfolgten und mühbeladenen Juden geworden. Die Verbannten aus Deutſchland, Öſterreich und Ungarn fanden an der Weichſel eine günſtige Aufnahme. Die günſtigen Privilegien, welche ihnen der Herzog Boleslaw erteilt und der König Kaſimir der Große erneuert und beſtätigt hatte, waren noch immer in Kraft. Die Juden waren in dieſem Lande noch unentbehrlicher, als in den übrigen Ländern des chriſtlichen Europa. Denn da es in Polen nur Adel und Leibeigene gab, ſo vertraten die Juden den mangelnden Bürgerſtand, ſorgten für Waren und Barſchaft und brachten die toten Kapitalien des Landes in Fluß.

Als Kaſimir IV. nicht lange nach ſeiner Thronbeſteigung in Poſen weilte, geriet dieſe damals bereits angeſehene Stadt in Brand und wurde bis auf die wenigen gemauerten Häuſer ein Raub der Flammen. Bei dieſem Brande wurde auch die Urkunde der Privilegien, welche Kaſimir der Große ein Jahrhundert vorher den Juden erteilt hatte, eingeäſchert. Infolge deſſen begaben ſich jüdiſche Deputierte vieler polniſchen Gemeinden zum König Kaſimir, klagten über den Verluſt der für ſie ſo wichtigen Urkunde und baten ihn, laut vorhandener Kopien, eine neue auszuſtellen und überhaupt ihre alten Rechte aufzufriſchen und zu beſtätigen. Kaſimir ließ ſich nicht lange bitten und erteilte den Juden Polens, damit auch ſie unter ſeiner glücklichen Regierung getröſtet und glücklich leben können, Privilegien, wie ſie ſolche in keinem europäiſchen Staate genoſſen, (Krakau, 14. Auguſt 1447). Dieſer König war kein Knecht der Kirche und wies die Geiſtlichen ſo ſehr in Schranken, daß ſie in ihrer Anmaßung über Grauſamkeit und Beraubung von ſeiner Seite klagten. Die Einmiſchung der Kirchendiener in Staatsangelegenheiten verbot er.

Die Begünſtigung, welche das Statut Kaſimir's den Juden Polens einräumte, war noch um vieles beträchtlicher als die älteren Privilegien. Sie hob geradezu kanoniſche Geſetze auf, welche die Päpſte ſo oft eingeſchärft hatten. Juden durften nicht vor ein geiſtliches Gericht geladen werden und, wenn vorgeladen, brauchten ſie nicht Folge zu leiſten. Die Palatine der Provinzen ſollten darauf

achten, daß die Juden nicht von Geistlichen belästigt würden und ihnen überhaupt kräftigen Schutz gewähren. Ferner durfte kein Jude beschuldigt werden, Christenblut (am Passa-Feste) gebraucht oder Hostien geschändet zu haben, weil „die Juden unschuldig an solchen Vergehen sind und es gegen ihre Religion verstößt.“ Sollte ein Christ gegen einen einzelnen Juden eine derartige Anklage erheben, dann sollte er sie durch inländische, glaubwürdige, jüdische und vier ebensolche christliche Zeugen beweisen, und in diesem Falle sollte der des Verbrechens überführte Jude allein die Strafe erleiden, ohne seine Glaubensgenossen mit hineinzuziehen. Ist aber der christliche Ankläger nicht imstande, den Beweis durch glaubwürdige Zeugen zu führen, dann sollte er mit dem Tode bestraft werden. Damit war ein Riegel den so oft wiederholten boshaften Anschuldigungen und den dadurch herbeigeführten Judenmetzeleien vorgeschoben. Kasimir erkannte auch die eigene Gerichtsbarkeit der Juden an. In peinliche Fällen unter Juden allein oder zwischen Juden und Christen sollten sich nicht die gewöhnlichen Gerichte einmischen, sondern der Palatinus (oder sein Stellvertreter) sollte gemeinschaftlich mit Juden zu Gerichte darüber sitzen. Über geringe Prozeßsachen wurden den jüdischen Ältesten (Rabbinen) allein die Entscheidung eingeräumt. Denselben wurde auch die Befugnis erteilt, über Ungehorsame, welche der Vorladung nicht Folge leisten sollten, eine Geldstrafe zu verhängen. Gewiß besaßen die Juden im christlichen Europa nirgends solche günstige Privilegien. Der König hatte sie mit Zustimmung der polnischen Magnaten erneuert und erlassen. Auch den karäischen Gemeinden in Troki, Luzk und anderen Städten hat Kasimir ihre Privilegien, die sie vom lithauischen Herzog Witold aus dem dreizehnten Jahrhundert besaßen, erneuert und bestätigt (1446).

Die Geistlichkeit sah aber wie überall mit scheelem Blicke auf diese Begünstigung der Juden und arbeitete daran, den König Kasimir zur Aufhebung derselben zu bewegen. An der Spitze des den Juden feindseligen polnischen Klerus stand damals der einflußreiche Bischof und Kardinal von Krakau, Namens Zbigniew Olesnizki. Um gegen die Hussiten in Polen wirksam wüten zu können, lud der Bischof den Ketzerbanner Capistrano dringend ein, nach Polen zu kommen. In Krakau wurde er vom König und der Geistlichkeit wie ein göttliches Wesen im Triumph

eingeholt. Die ganze Zeit, welche der Mönch in Krakau weilte (1453 — 1454), ſtachelte er im Vereine mit dem Biſchof Zbigniew den König Kaſimir gegen die huſſitiſchen Ketzer und zugleich gegen die Juden auf. Capiſtrano ſtellte ihn öffentlich darüber zur Rede, drohte ihm mit Höllenſtrafen und prophezeite ihm einen ſchlechten Ausgang des Krieges gegen den preußiſchen Ritterorden, wenn er nicht die günſtigen Privilegien der Juden aufheben und die huſſitiſchen Ketzer dem Blutdurſt der Geiſtlichen überlaſſen würde. Eine Niederlage gegen die preußiſchen Ritter war leicht zu prophezeien, weil ſie der Papſt und ſelbſt die polniſche Geiſtlichkeit heimlich gegen den König Kaſimir unterſtützten.

Als nun der deutſche Ritterorden, einen förmlichen Kreuzzug gegen Polen antretend, um den Preußen zu Hilfe zu eilen, das polniſche Heer in ſchmähliche Flucht ſchlug, und der König Kaſimir beſiegt und tief beſchämt vom Kampfplatze weichen mußte (September 1454), hatte die Geiſtlichkeit gewonnenes Spiel. Sie verbreitete, daß die Niederlage der Polen als Strafe wegen des Königs Begünſtigung der Juden und Ketzer erfolgt ſei. Um die Scharte auszuwetzen und einen kräftigen Feldzug gegen die Preußen zu unternehmen, brauchte Kaſimir den Beiſtand des Biſchofs Zbigniew, und dieſer durfte ſeine Bedingungen ſtellen. Die Juden fielen als Opfer; der König mußte ſie aufgeben. Er widerrief durch ein Geſetz ſämtliche den Juden erteilte Privilegien, „da die Ungläubigen nicht einen höhern Vorzug vor den Verehrern Chriſti genießen und die Knechte nicht beſſer geſtellt ſein dürfen, als die Söhne.“ Durch öffentliche Ausrufer wurde der Sinneswandel des Königs im ganzen Lande bekannt gemacht. Capiſtrano hatte auf der ganzen Linie geſiegt; die Juden waren durch ſeinen Einfluß auch da gedemütigt, wo ſie damals am günſtigſten geſtellt waren. Die Folgen der Ungunſt ſtellten ſich bald ein. Die jüdiſchen Gemeinden in Polen wendeten ſich händeringend an ihre Brüder in Deutſchland, daß der „Mönch“ auch über ſie unter dem Scepter des Königs von Polen, wo ſie bisher ſo glücklich gelebt und den anderswo Verfolgten eine Zufluchtsſtätte bieten konnten, ein ſchweres Geſchick herauf beſchworen habe. Sie hätten es früher kaum glauben können, daß ein Feind gegen ſie in die Thore Polens dringen würde, und nun müßten ſie unter der Laſt des Königs und der Magnaten ſeufzen. Die deutſchen Juden konnten ihnen nicht

helfen; aber eine geringe Hilfe kam unerwartet von einer anderen Seite.

Die Christenheit wurde gerade in derselben Zeit von einem Strafgerichte schwer getroffen. Das byzantinische Reich, das sich Jahrhunderte lang in wurmstichigem Zustande behauptet hatte, war endlich nach mehr denn tausendjährigem Bestande mit dem Falle Konstantinopels (29. Mai 1453) zusammengestürzt. Der türkische Eroberer Mohammed II. hatte Sklaverei, Schändung, Tod und alle Schrecken und Qualen über Neu-Rom gebracht, aber ihm noch nicht den geringsten Teil dessen vergolten, was es an andern und an sich verbrochen hatte. Von dem ersten Gründer des byzantinischen Reiches, Konstantin, welcher der Kirche ein blutgeflecktes Schwert in die Hand gab, bis zum letzten Kaiser, dem Paläologen Konstantin Dragosses war die lange Reihe der Herrscher (mit Ausnahme des vom Christentume abgefallenen Julian) mehr oder weniger von sich selbst vergötterndem Hochmute, von heuchlerischer Gesinnung, Verlogenheit und Verfolgungssucht beseelt. Und das Volk, sowie die Diener des Staates und der Kirche waren der Herrscher würdig. Von ihnen entlehnten die germanischen, romanischen und slavischen Völker und die Vertreter der Kirche den Grundsatz, daß die Juden zu einer Ausnahmestellung herabgewürdigt oder gar vertilgt werden müßten. Nun lag Byzanz, die Schöpfung des ersten christlichen Kaisers, zertrümmert. Wilde Barbaren gründeten darauf ein neues Reich. Mohammed II., der Eroberer von Konstantinopel, richtete auch seinen Blick nach dem übrigen Europa, nach den Ländern der lateinischen Kirche. Die ganze Christenheit schwebte in großer Gefahr. Und doch konnten sich die christlichen Herrscher und Völker nicht zu einem kräftigen Kriege gegen die türkischen Eroberer ermannen. Die Verlogenheit und Verderbnis des Papsttums trug jetzt bittere Früchte. Als der wortbrüchige Papst Nikolaus V. die Christenheit zu einem allgemeinen Kreuzzuge gegen die Türken aufforderte, mußten sich seine Legaten auf dem Reichstage zu Regensburg Worte gefallen lassen, welche die Fäulnis schonungslos aufdeckten. Der Papst und der Kaiser, hieß es, denken garnicht daran, den Krieg gegen die Türken zu führen, sie wollen lediglich das zusammengebrachte Geld verprassen. Vergebens predigte sich Capistrano heiser, um Teilnahme für einen Kreuzzug anzufachen,

als die Türken Anstalten trafen, in Ungarn einzufallen. Seine Kapuzinaden zogen nicht mehr, und nur ein zusammengelaufenes Heer von Studenten, Bauern, Bettelmönchen und Hungerleidern sammelte sich. Der mittelalterliche Spuk begann bei dem nahen Anbruch des Tages zu weichen.

Es sieht fast wie ein Werk der Vorsehung aus, daß bei der Zunahme und Heftigkeit der Judenverfolgungen in Europa das neue türkische Reich entstand, das den Gehetzten ein gastfreundliches Asyl bot. Als der Sultan Mohammed II. drei Tage nach dem Strafgerichte, das er über Konstantinopel ergehen ließ, einen Aufruf veröffentlichte: Alle versteckten und flüchtigen Bewohner mögen in ihre Häuser und Besitztümer ohne Furcht vor Belästigung zurückkehren, bedachte er auch die Juden mit wohlwollendem Sinne. Er gestattete ihnen, sich frei in Konstantinopel und in den übrigen Städten niederzulassen, räumte ihnen besondere Wohnplätze ein und erlaubte ihnen, Synagogen und Lehrhäuser zu errichten.

Wie er bald nach seiner Besitzergreifung von Konstantinopel einen griechischen Patriarchen erwählen ließ, den er gewissermaßen zum politischen Oberhaupte über sämtliche Griechen seines neuen Reiches ernannte, so ernannte er auch einen jüdischen Oberrabbiner für sämtliche türkische Gemeinden in der Person eines frommen, gelehrten und wackern Mannes, Namens Mose Kapsali. Mohammed berief diesen Großrabbiner in den Divan und zeichnete ihn besonders aus, so daß er seinen Sitz neben dem Mufti und den Vortritt vor dem Patriarchen hatte. Mose Kapsali (geb. um 1420, st. um 1495) erhielt vom Sultan eine Art politischer Machtvollkommenheit über die türkischen Gemeinden. Er verteilte die Steuern, welche die türkischen Juden einzeln oder gemeindeweise zu leisten hatten, ließ sie einziehen und lieferte sie an die Kasse des Sultans ab. Er hatte auch Strafbefugnisse über sämtliche Gemeindemitglieder und das Bestätigungsrecht über die Rabbinen. Mit einem Worte, er war das Oberhaupt und offizielle Vertreter eines zusammenhängenden jüdischen Gemeindewesens.

Selbst das in den Zustand völliger Erstarrung geratene Karäertum wurde durch die Berührung mit Rabbaniten im türkischen Reiche zu einigem Leben aufgerüttelt. Auch die karäischen

Gemeinden in Konſtantinopel und Adrianopel erhielten neuen Zuwachs aus der Krim, aus Aſien und aus Südpolen. Die Karäer, deren Prinzip auf Forſchung in der Bibel und auf vernunftgemäßer Auslegung beruhte, waren in eine ſo klägliche Unwiſſenheit geraten, daß ihr ganzes Religionsgebäude ihnen noch mehr als den Rabbaniten als Satzung und Überlieferung älterer Autoritäten galt. Diejenigen Karäer, welche ſich belehren laſſen wollten, mußten ſich zu den Füßen rabbaniſcher Lehrer ſetzen und von ihnen Auslegung des Schriftſinnes empfangen. Die ſtolzen Meiſter der Bibelforſchung waren zu unmündigen Jüngern der von ihnen einſt verachteten Rabbaniten geworden. Die Verſteinerung des Karäertums bezeugt noch ein anderer Vorgang in der europäiſchen Türkei. Ein karäiſches Kollegium hatte eine Neuerung eingeführt, die darin beſtand, daß es geſtattet ſei, am Freitag Beleuchtung für die Sabbatnächte vorzubereiten, damit ſie nicht gerade den heiligen Tag im Finſtern zubringen ſollten. Nach dem karäiſchen Prinzip hat nicht blos eine geiſtliche Behörde, ſondern auch jeder Einzelne die Berechtigung, auf Grund einer zutreffenden Auslegung, einen ältern Brauch abzuſtellen und Satzungen aufzuheben. Nichts deſto weniger bildete ſich (um 1460) eine heftige Oppoſition gegen dieſe Neuerung. Es kam dadurch zu Reibungen und Spaltungen. Der Teil der Gemeinde, welcher ſich erlaubte, Beleuchtung für den Sabbatabend vorzubereiten, wurde von einer ſtrengern Partei gehöhnt und verketzert. Die Spaltung unter den Karäern über den Anfang der Feſtezeiten dauerte in dieſer Zeit noch immer fort. Dieſe Erbkrankheit mußte weiter ſchleichen; es gab kein Mittel, ſie zu heilen und eine feſte Norm aufzuſtellen. Die offenkundige Schwäche des Karäertums und die Unwiſſenheit ſeiner Bekenner gaben den Rabbaniten im türkiſchen Reiche Gelegenheit, jene mit dem talmudiſchen Judentum zu verſöhnen oder wenigſtens ihre herbe Feindſeligkeit gegen dasſelbe einzuſtellen.

Es iſt wahrhaft erſtaunlich, wie das Talmudſtudium in Deutſchland unter den widerwärtigen Verhältniſſen, „unter ſteter Angſt, Zittern, Quälerei und Verfolgung“, wieder einen ſolchen Aufſchwung nehmen konnte, daß Jünger aus den entfernteſten Gemeinden die deutſchen Hochſchulen in Erfurt, Nürnberg, Regensburg, Prag aufſuchten, und die daſelbſt gebildeten Rabbinen

neidlos als die Befähigtſten anerkannt wurden. Kapſali hatte ſich ebenfalls in Deutſchland zum Rabbiner gebildet. Die ſcharfſinnige toßafiſtiſche Lehrweiſe haarſcharfer Zergliederung, verbunden mit der Gründlichkeit der Schulen von Ramerü, Sens, Paris, lebte in Deutſchland wieder auf. Das deutſche Weſen gründlicher Gelehrſamkeit und ſinnender Grübelei war auch auf die deutſchen Juden übergegangen. Die hervorragendſten Rabbinen, welche dieſen Geiſt wieder gepflegt und vererbt haben, waren Jakob Weil (blühte um 1375—1455) und Iſrael Iſſerlein (um 1400—1460). Beide galten zu ihrer Zeit und noch mehr ſpäter als maßgebende Autoritäten. Beide traten mit Entſchiedenheit gegen die Überhebung mancher Rabbinen auf, welche gleich den Kirchendiener geiſtliche Gewalt beanſpruchten, und wahrten ihnen gegenüber die Gemeindefreiheit.

Gegenüber der kläglichen Lage der Juden in Deutſchland, mußten ſich diejenigen, welche in dem neuen türkiſchen Reiche wohnten, wie in einem Paradieſe vorkommen. Jüdiſche Auswanderer aus dieſem Lande, welche den täglichen Plackereien entkommen waren, geriethen in förmliches Entzücken über die günſtige Stellung der türkiſchen Juden. Sie hatten nicht den „güldenen Pfennig“ und nicht Kronengelder, nicht den dritten Teil des Vermögens zu zahlen. Handel und Wandel war ihnen unverwehrt. Sie durften über ihr Eigentum verfügen und durften ſich nach Belieben kleiden und in Gold und Seide einhergehen. Das ergiebige Land, welches den faulen griechiſchen Chriſten entriſſen war, bot ihrer Geſchäftigkeit reiche Nahrungsquellen. Die Türkei war ein Land, wie ein Begeiſterter es ſchildert, „in dem nichts, gar nichts fehlt.“ Zwei junge jüdiſche Männer Kalmann und David, nach der Türkei gekommen, bemerkten: wenn die deutſchen Juden nur den zehnten Teil deſſen wüßten, was ſie da finden würden, ſo würden ſie allem Ungemache trotzen, um maſſenhaft dahin auszuwandern. Iſaak Zarfati, ebenfalls nach der Türkei ausgewandert, erließ daher ein Rundſchreiben an die Juden von Schwaben, der Rheingegend, Steiermark, Mähren und Ungarn, worin er die günſtige Lage der Juden unter dem Halbmonde, im Gegenſatz zum Joche unter dem Kreuze, ſchilderte, um ſie zu beſtimmen, die große Folterkammer zu verlaſſen und nach der Türkei zu wandern. Licht und Schatten konnte nicht greller gezeichnet

werden, als Isaak Zarfati's Sendschreiben es in einer lebhaften, oft zu witzelnden Sprache that, die sich größtenteils nicht wiedergeben läßt (um 1454).

„Es ist mir von Mühsalen, noch bitterer als der Tod, erzählt worden, welche unsere Brüder in Deutschland betroffen haben, von tyrannischen Gesetzen, Zwangstaufen, Ausweisungen. Und wenn sie von einem Orte fliehen, trifft sie an einem anderen Orte noch herberes Unglück. — Ich höre ein freches Volk über die Treuen seine wütende Stimme erheben; ich sehe seine Hand gegen sie schwingen. Wehe von innen, wehe von außen. Tägliche Erlasse und Zwingherren, um das Geld zu erpressen. — Die Geistlichen und Mönche, die falschen Priester, erheben sich gegen das unglückliche Volk und sprechen: „„Wir wollen sie bis zur Vernichtung verfolgen, Israels Name soll nicht mehr genannt werden."" Sie wähnen, ihr Glaube sei gefährdet, weil die Juden in Jerusalem vielleicht gar die Grabeskirche an sich kaufen würden. Darum haben sie einen Befehl erlassen, jeden Juden, der sich auf einem christlichen Schiffe befände, das nach dem Morgenland steuert, in die Fluten zu werfen. — Wie wird den heiligen deutschen Gemeinden mitgespielt, wie sehr ist ihre Kraft geschwächt! — Meine Brüder und Lehrer, Freunde und Bekannte! Ich, Isaak Zarfati, der ich aus Frankreich stamme, in Deutschland geboren bin und dort zu den Füßen von Lehrern gesessen, rufe euch zu: daß die Türkei ein Land ist, in dem nichts fehlt. Hier kann jeder unter seinem Feigenbaum und unter seinem Weinstock ruhig leben. In der Christenheit dagegen dürft ihr es nicht einmal wagen, eure Kinder in Rot oder Blau zu kleiden, ohne sie auszusetzen, zerbläut oder rot geschunden zu werden. Darum müßt ihr ärmlich oder zerlumpt einhergehen. Alle eure Tage sind düster, auch die Sabbate und Festzeiten. Fremde genießen euer Vermögen. Was nützen dem reichen Juden seine Schätze? Er bewahrt sie nur zu seinem Unglück auf, und an einem Tage ist's verloren. Ihr nennt's euer? Nein, ihrer ist's. Lügenhafte Beschuldigungen erfinden sie gegen euch. Sie achten nicht Alter, nicht Wissen. — Und wenn sie dir eine Zusicherung mit sechzig Siegeln gegeben, so brechen sie sie doch. Sie legen immer Doppelstrafen auf, schmerzhaften Tod und Güterberaubung. Sie untersagen den Unterricht in Lehrhäusern, stören

das Gebet. Und nun Israel, warum schläfst du? Auf und verlasse dieses verfluchte Land". Isaak Zarfati's Aufruf hat wohl manche aufgerüttelt, nach Palästina und nach der Türkei auszuwandern. Aber die Stimmführer in der Christenheit ließen ihnen nicht einmal so viel Freiheit, ein Asyl aufzusuchen. Die Auswanderung wurde geradezu verhindert.

Mit dem Verbote, nach Palästina auszuwandern, hatte es eine eigene Bewandtnis. Die jüdischen Bewohner Jerusalems hatten von einem Pascha die Erlaubnis erlangt, auf einem Teil des Berges Zion eine Synagoge zu erbauen. Der Platz stieß an das Besitztum, welches der Franziskaner-Orden inne hatte, oder er besaß darauf eine verfallene Kapelle, „Davids-Kapelle". Darüber erhoben die Mönche eine bittere Klage, als wenn die heilige Stadt von jeher ihr erbgesessenes Eigentum gewesen wäre, an welchem die Juden kein Besitzrecht hätten. Sie wandten sich an den Papst mit Beschwerden und deuteten an, wenn es so fort ginge, würden die Juden auch die Grabeskirche an sich reißen. Darauf hin erließ der Papst eine Bulle, daß kein christlicher Schiffseigner Juden zur Überfahrt nach dem heiligen Lande aufnehmen sollte. Da die Schifffahrt nach der Levante damals zumeist in den Händen der Venetianer war, so wurde der Doge bewogen, allen Schiffskapitänen einzuschärfen, keinen Juden zur Seefahrt nach Palästina aufzunehmen. Ist es nicht wunderbar, daß, während die christlichen Machthaber den Söhnen Israel's wie einem gehetzten Wild alle Wege versperrt zu haben glaubten, die in Osteuropa entstandene Türkei ihnen unerwartet einen Ausgang eröffnete? Ehe ein halbes Jahrhundert abgelaufen war, mußten auch blutig verfolgte Glieder von der pyrenäischen Halbinsel dieses Asyl aufsuchen.

Drittes Kapitel.

Die gesteigerte Verfolgung gegen Juden und Marranen.

(1455 — 1485).

Auch der spanische Boden, zu dessen Blüte sie beigetragen hatten, wurde den Juden bald verleidet. Auch gegen sie erhoben sich von allen Seiten erbitterte Feinde. Äußerlich schien zwar ihre Lage unter der Regierung des castilianischen Königs Don

Heinrich IV. (1457—1474) und des aragoniſchen Herrſchers Don Juan II. (1450—1479) günſtig; aber es war doch nur die Windſtille vor dem niederſchmetternden Sturm. Der Erſtere, womöglich noch ſchlaffer als ſein Vater, gutmütig und freigebig bis zur wahnſinnigen Verſchwendung und nicht übermäßig kirchlich, achtete wenig darauf, ob die kanoniſchen Beſchränkungen der Juden gehandhabt wurden. Gleich ſeinem Vater überließ er die Regierung ſeinem wenig gewiſſenhaften Günſtling Juan de Pacheco, der, obwohl von einer jüdiſchen Familie Ruy Capon abſtammend, die Juden behelligte, wenn es ſein Vorteil erheiſchte. Sein Eigennutz erforderte aber meiſtens, es mit den reichen Juden, Don Joſeph Benveniſte und ſeinen Söhnen Don Vidal und Don Abraham, nicht zu verderben, und dieſe wie ihr Ahn, der Groß-Rabbiner des Hofes unter Juan II., waren mit Eifer auf das leibliche und geiſtige Wohl ihrer Stammgenoſſen bedacht. Heinrichs Miniſter des königlichen Hauſes, der ebenſo gewiſſenloſe Diego Arias Davila, ebenfalls von jüdiſchem Blute, ließ ohne Gewiſſensbedenken jüdiſche Unterſteuerpächter zu. In ſeinen letzten Regierungsjahren ernannte dieſer König ebenſo wie ſein Vater zum Groß-Rabbiner des Hofes Jakob Ibn-Nuñes, der wohl ſein Günſtling oder ſein Leibarzt war.

Der König von Aragonien, der ärmer als ſeine Edelleute war, durfte ſich noch weniger mit den reichen Juden ſeiner Ländereien überwerfen. Er war übrigens der aſtrologiſchen Afterwiſſenſchaft ergeben und verkehrte mit jüdiſchen Kennern derſelben, zu denen wohl der Prediger Abraham Bibago gehörte. Don Juan war auch von jüdiſchen Ärzten umgeben, unter Andern von Don Abiatar Ibn-Crescas ha-Kohen, der ihn an beiden Augen vom Staar geheilt hat. Er muß übrigens den Juden von Catalonien ſo viel Wohlwollen erwieſen haben, daß bei ſeinem Tode mehrere Gemeinden zuſammenkamen, um in Trauergewändern eine außerordentliche Leichenfeierlichkeit unter Anführung des Arztes Ibn-Creskas zu begehen. Männer und Frauen ſangen mit Kerzen in der Hand hebräiſche Pſalmen und Trauerlieder in ſpaniſcher Sprache.

Das Beiſpiel der Höfe wirkte auf den hohen Adel, der überhaupt, wenn ſein Intereſſe nicht im Spiel war, ſich wenig an kirchliche Satzungen kehrte. Die Arzneikunde war immer noch von

Juden vertreten, und ſie öffnete ihnen die Kabinette und Herzen der Großen. Die päpſtlichen Bullen hatten gut verbieten: Chriſten ſollten ſich nicht jüdiſcher Ärzte bedienen. Es gab keine oder nur wenige chriſtliche Heilkundige, und es blieb den Kranken nichts übrig als zu Juden Zuflucht zu nehmen. Selbſt die hohen Geiſtlichen kehrten ſich wenig an die Bullen der Päpſte Eugenius, Nikolaus und Calixtus. Auch ſie hatten ihren Leib zu lieb, als daß ſie wegen einer kanoniſchen Satzung den ärztlichen Beiſtand eines Juden hätten zurückweiſen wollen.

Der Judenhaß, der in den großen Städten ſeinen vorzüglichen Sitz hatte, gönnte aber den Juden nicht die Ruhe. Er griff zu denſelben Mitteln gegen ſie, die ſich bereits in anderen Ländern ſehr wirkſam erwieſen hatten. „Die Juden haben Chriſtenkinder geſchlachtet“. Bald hieß es: ein Jude habe in der Nähe von Salamanca einem Kinde das Herz ausgeriſſen; in einer anderen Stadt einem Chriſtenkinde Fleiſchſtücke ausgeſchnitten. Die Bevölkerung wurde dadurch fanatiſiert, die Richter ſchritten ein und verhafteten die zunächſt beſchuldigten Juden. Der König, der die Quelle und den Zweck ſolcher Anſchuldigungen kannte, ließ die Prozeſſe genau unterſuchen, und die Unſchuld der Angeklagten ſtellte ſich in allen Fällen heraus. Nichtsdeſtoweniger behaupteten die Judenfeinde deren Schuld, klagten die Richter der Beſtechlichkeit an oder gaben vor, die Neuchriſten hätten ſich zu Gunſten ihrer Stammgenoſſen verwendet, und der König ſelbſt ſei für ſie parteiiſch eingenommen.

Am heftigſten und galligſten wütete gegen die ſpaniſchen Juden ein Franziskanermönch Alfonſo de Spina, ein Ordens- und Geſinnungsgenoſſe Capiſtrano's, Prediger in Salamanca, der ſeine giftige Zunge und giftige Feder gegen ſie in Bewegung ſetzte. Er genoß einer gewiſſen Berühmtheit wegen des zufälligen Umſtandes, da er als Beichtvater den allmächtigen Miniſter Alvaro de Luna zum Richtplatz begleitet hatte. Dieſer Prieſter donnerte zunächſt von der Kanzel gegen die Juden und ihre Gönner. Da ſeine Predigten ihm nicht genug zu wirken ſchienen, ſo verfaßte Alfonſo de Spina ein giftgeſchwelltes Werk in lateiniſcher Sprache gegen Ketzer, Juden und Mohammedaner unter dem Titel: „Glaubensfeſtung“ (Fortalitium fidei, verfaßt um 1459). Alles, was nur irgend ein Judenfeind Feindſeliges geſchrieben oder erzählt hatte,

ſtoppelte er darinnen zuſammen, tiſchte die lächerlichſten Märchen auf und machte Alles ſo draſtiſch als möglich. Ketzer und Mohammedaner ſollten natürlich nach ſeiner Anſicht mit Stumpf und Stil vertilgt werden. Gegen die Juden wollte er ein ſcheinbar glimpfliches Verfahren angewendet wiſſen. Man ſollte ihnen nur die jungen Kinder entreißen und ſie chriſtlich erziehen, ein Vorſchlag, dem Scholaſtiker Duns Scotus und ſeinem Ordensgenoſſen Capiſtrano entlehnt. Alfonſo de Spina tadelte mit den ſpitzigſten Worten den König, die Großen und die Geiſtlichen dafür, daß ſie die Juden begünſtigten. Um das Volk aufzuwiegeln, friſchte er die Märchen von Kindermord und Hoſtienraub in breiter Erzählung auf und ſtichelte, daß ſolche Schandthaten durch die Parteilichkeit des Königs ungeahndet blieben. Eine ebenſo giftige Schrift veröffentlichte ein Täufling, Pedro de la Caballeria aus der hochangeſehenen jüdiſchen Familie Benveniſte de la Caballeria, gegen die Juden. Er nannte es „Chriſti Eifer gegen die Juden“. Die traurigſten Folgen dieſer Aufreizung ſtellten ſich bald ein. Ein Mönch mit dem Kruzifix in der Hand forderte geradezu auf: die Juden von Medina del Campo (bei Valladolid) totzuſchlagen, und ſeine Worte fanden geneigtes Gehör. Sämtliche Einwohner des Städtchens fielen über die Juden her, verbrannten einige derſelben ſamt den heiligen Schriften, die ſie vorfanden, und plünderten deren Habe (1461).

Faſt noch heftiger war der Haß der Altchriſten gegen die Marranen als gegen die Juden, weil die Hervorragenden unter ihnen ſich in höhere weltliche und geiſtliche Würden eingedrängt hatten, in den Cortesverſammlungen das Wort führten, in dem Staatsrat die Politik lenkten und in Biſchofsſitzen geiſtliche Gewalt ausübten. Der Mönch Alfonſo de Spina hatte ſeine Aufreizungen auch gegen ſie gerichtet, die er insgeſamt als heimliche Juden bezeichnete, welche mit ihrem Thun und Laſſen die Kirche beſudelten. Es war allerdings eine arge und wahrſcheinlich gefliſſentliche Übertreibung, als wenn ſämtliche Neuchriſten heimlich dem Judentum anhingen und die Ritualien beobachteten. Denn gerade Diejenigen, welche ſich ſo ſehr in den Vordergrund drängten, waren dem Judentum, wenn auch nicht durchweg feindlich, ſo doch abgeſtorben, und diejenigen Marranen, welche in ihrem Herzen und in ihrer Lebensweiſe der Lehre ihrer Väter treu geblieben

waren, verhielten sich stille, froh von keinem Blicke getroffen zu werden. Aber die Feinde der Marranen verallgemeinerten die Anschuldigung gegen sie, um die öffentliche Meinung und auch den schlaffen König Heinrich IV. gegen sie aufzustacheln. Die Mönche von Salamanca hatten eine Bulle des Papstes in Händen, daß gegen die heimlichen Juden die Inquisition eingeführt und gegen die Überführten der Tod verhängt werden sollte, eine Waffe, welche Alvaro de Luna gegen seine marranischen Feinde geschmiedet hatte, die aber noch nicht gebraucht wurde. Es galt also, den König für die Einsetzung des Ketzertribunals geneigt zu machen. Zu diesem Zwecke ließen die Marranenfeinde einen ungestümen fanatischen Prediger von der Kanzel gegen die Verderbtheit der Neuchristen predigen und die Anklage erheben, daß viele unter ihnen gar an ihren Neugeborenen die Beschneidung hätten vollziehen lassen. Die Aufregung in Madrid war dadurch gegen die Marranen so gewaltig, daß der König einen milderen Prediger aufforderte, die Volksmenge zu beschwichtigen. Jedenfalls war der Gedanke, einen Gerichtshof zur Untersuchung über die Rechtgläubigkeit oder den Unglauben der Neuchristen einzusetzen, der Verwirklichung näher gerückt. In Toledo machte sich die Abneigung gegen die Marranen Luft. Mehr als hundert und dreißig derselben wurden im Tumulte getötet, diejenigen, welche sich zur Wehr gesetzt hatten, an den Galgen gehängt und sechshundert Häuser, von Marranen bewohnt, in den Brand gesteckt und eingeäschert.

Verhängnisvoll für die Juden und ihre marranischen Stammgenossen in Spanien war die Verheiratung der Infantin Isabella — später die Katholische genannt — mit dem aragonischen Infanten Don Fernand. Dieses für diese und für die Zukunft Spaniens so unheilvolle Ehebündnis haben Juden und Marranen geradezu gefördert. Thronerbin war eigentlich die Tochter Don Heinrich's, die junge Infantin Johanna; aber der Makel einer unehelichen Geburt von einem Buhlen Beltran haftete an ihr, und sie wurde die Beltraneja genannt. Dem unglücklichen König wurde so hart zugesetzt, daß er diese Infantin, welche er als seine Tochter anerkannt hatte, wieder verleugnete und seine Schwester Isabella als Thronerbin anerkannte. Als solche hatte sie mehrere ebenbürtige Bewerber; sie aber zog den Infanten Fernand vor, gegen welchen der König eine besondere Abneigung zeigte. Hinter dem Rücken

ihres Bruders und mit offenen Wortbruche — sie hatte gelobt, sich nur mit seiner Einwilligung zu verheiraten — verlobte sie sich mit ihrem Auserwählten und dabei war ein sehr kluger und reicher Jude Don Abraham Senior behülflich Er gedachte damit das Wohl seiner Glaubensbrüder zu fördern und brachte ein tiefes Wehe über sie.

Es hieß nämlich, der Infant Fernand stamme von einer jüdischen Urgroßmutter ab. Sein Urgroßvater Federique Henriquez. Admiral von Castilien von prinzlicher Abkunft, soll eine schöne jüdische Frau Paloma verführt und von ihr einen Sohn bekommen haben, den er wegen seiner bezaubernden Schönheit und seines geweckten Geistes ins Haus genommen, als seinen Sohn anerkannt und auf den er die Admiralswürde übertragen habe. Die Tochter dieses von einer Jüdin in die Welt gesetzten Sohnes, Johanna Henriquez, wurde die zweite Frau des Königs Juan II. von Aragonien und Mutter des Infanten Fernand. Aus diesem Grunde hat Abraham Senior die heimliche Zusammenkunft und Vermählung desselben mit Isabella zu Wege gebracht, in der Hoffnung, daß der künftige König, eingedenk des jüdischen Blutes in seinen Adern, wohlwollend für die Juden sein würde. Ein Marrane Don Pedro de la Caballeria, der Jüngere, dessen jüdischer Name früher Salomo lautete, überwand die Schwierigkeiten gegen diese Verbindung und überbrachte ein kostbares Halsband und eine große Summe Geldes als Brautgeschenk für Isabella. Don Abraham gelang es auch, den König mit seiner Schwester zu versöhnen, und so bewilligte dieser endlich die wider seinen Willen geschlossene Eheverbindung. Dafür war ihm Isabella so dankbar, daß sie ihm einen sehr bedeutenden Jahresgehalt auf ihre Besitzungen zusicherte. Dieses Ehebündnis, das nur mühsam zustande gekommen ist, hat namenloses Elend über die Juden beider Klassen gebracht.

Als hätten die Fanatiker geahnt, daß unter der Regierung des jungen Paares die Verfolgung der Juden und Marranen gutgeheißen und zum Gesetze erhoben werden würde, bethätigten sie ihren feindseligen Geist gegen sie durch erlogene Anklagen und wilde Ausbrüche. Die Juden einer kleinen Stadt Sepulveda unweit Segovia wurden beschuldigt, in der Charwoche (1471) auf Anraten ihres Rabbiners Salomon Pichon ein Christenkind so sehr gemartert zu haben, daß es den Geist aufgegeben hätte. Daraufhin

ließ der Bischof Juan Arias Davila, Sohn des neuchristlichen Ministers Diego Arias Davila, acht als besonders Schuldige nach Segovia schleppen und verurteilte sie teils zum Feuertode, teils zum Galgen und teils —. als Milderung — zum Erwürgen. Der Bischof mag von der Unschuld der Juden überzeugt gewesen sein, aber als Abkömmling von Juden durfte er seine Stammgenossen nicht verschonen. Die Einwohner von Sepulveda waren mit dieser Strafe noch nicht zufrieden, überfielen die Juden in deren Häusern, brachten die meisten um, und die Flüchtigen fanden kein Erbarmen. Dieses erlogene Märchen von dem Martern eines Christenkindes durch Juden wurde überall verbreitet und geglaubt.

Gegen die Neuchristen brach ein blutiges Gemetzel aus, das aus weiter Hand angelegt war. In Cordova bildete sich eine fromme Brüderschaft (1473) unter dem Schutze der Gottesmutter, aus welcher die Neuchristen sämtlich ausgeschlossen wurden. Bei einer feierlichen Prozession waren Häuser und Straßen mit Blumengewinden und farbigen Teppichen geschmückt, nur die Häuser der Marranen blieben verschlossen und ohne Schmuck, was als Verhöhnung der Gottesmutter ausgelegt wurde. Dazu kam noch ein Zufall, daß ein marranisches Mädchen während der Prozession Wasser auf die Straße goß, welches das Muttergottesbild bespritzte. Sofort hieß es, die heimlichen Juden hätten es mit einer unsauberen Flüssigkeit bespritzt. Die Häuser der Marranen wurden in Brand gesteckt, Viele derselben getötet, und der kleine Rest mußte diese Stadt verlassen. Das Gemetzel von Cordova wälzte sich von Stadt zu Stadt, in welchen viele Neuchristen wie das Wild gehetzt wurden.

Die spanischen Juden hätten die angeborene Scharfsicht und die aus der Erfahrung gewonnene Klugheit verleugnen müssen, wenn sie nicht eingesehen hätten, daß ihre Lage für die Dauer unerträglich sein werde. Sie richteten daher zeitlich ihren Blick auf diejenigen Länder, deren Bewohner zu jener Zeit in ganz Europa am günstigsten für die Juden gestimmt waren, auf Italien und das dem Kreuze entrissene türkische Reich. In Italien, wo man die Verworfenheit der Päpste und der Priesterschaft am besten kannte, waren die verderblichen Anschläge der Kirche und ihrer Diener ohne nachhaltigen Einfluß auf die Bevölkerung. Der Weltverkehr der blühenden Handelsrepubliken, Venedig, Florenz, Genua, Pisa,

hatte die gläubige Beschränktheit zum Teil überwunden und den Blick erweitert. Die Interessen der Börse hatten die Interessen der Kirche in den Hintergrund gedrängt. Geld und Einsicht waren auch an denen geschätzt, welche nicht das katholische Glaubensbekenntnis ableierten. Nicht bloß der Handelsstand, sondern auch die ihm fernstehenden großen und kleinen Fürsten brauchten Geld, um Kondottieren mit ihren Söldnerscharen für die täglich sich erneuernden Fehden unterhalten zu können. Die Juden als Inhaber von Kapitalien und als kluge Ratgeber waren daher in Italien wohlgelitten. Als die Stadt Ravenna sich der Republik Venedig anschließen wollte und Bedingungen für ihren Anschluß stellte, verlangte sie unter Anderem: Daß reiche Juden dahin geschickt werden mögen, um eine Leihbank zu eröffnen, damit der Armut der Bevölkerung aufgeholfen werden könnte.

Die jüdischen Kapitalisten erhielten daher in vielen Städten Italiens von den Fürsten oder dem regierenden Senate ausgedehnte Privilegien, Banken zu eröffnen und Geldgeschäfte zu machen. Der Erzbischof von Mantua erklärte (1476) im Namen des Papstes, daß es den Juden gestattet sei, auf Zins zu leihen. Ein Kapitalist Jechiel in Pisa beherrschte den Geldmarkt von Toskana. Er war aber keineswegs ein herzloser Geldmensch, wie die Kirchlichen ihn verschrieen, sondern ein Mann von edler Gesinnung, der stets bereit war, mit seinem Golde den Armen beizustehen und Unglückliche mit Wort und That zu trösten. Jechiel von Pisa war auch kundig in der hebräischen Litteratur, nahm warmes Interesse an ihr und stand in freundschaftlichen Beziehungen zu dem letzten jüdischen Staatsmanne auf der pyrenäischen Halbinsel, Isaak Abrabanel. Als der König von Portugal, Alfonso V., die afrikanischen Hafenstädte Arzilla und Tanger eingenommen und unter den Gefangenen auch Juden jeden Alters und Geschlechtes nach Portugal gebracht hatte, war es für die portugiesischen Gemeinden eine Herzensangelegenheit, sie auszulösen. Da aber die Mittel der portugiesischen Juden dazu nicht ausreichten, die Ausgelösten zu verpflegen, bis sie einen Erwerbszweig gefunden, so wendete sich Abrabanel an Jechiel von Pisa, eine Geldsammlung in Italien zur Unterstützung der Unglücklichen zu veranstalten. Seine Bitte war nicht vergeblich.

Auch als Ärzte waren Juden in Italien gesucht. Trotz der

alten medizinischen Schule in Salerno gab es wenig geschickte christliche Ärzte, und da selbst Kirchenfürsten — und gerade die am meisten — auf die Erhaltung des Leibes mehr gaben, als auf Läuterung der Seele, so standen den jüdischen Heilkünstlern die Häuser der Großen offen. Ein berühmter jüdischer Arzt Guglielmo (Benjamin) di Portaleone aus Mantua war zuerst Leibarzt des Königs Ferdinand von Neapel und wurde von ihm zum Ritterstand erhoben; dann stand er im Dienst des mailändischen Herzogs Galeazzo Sforza, und zuletzt (1479) wurde er Leibarzt des Herzogs Ludovico Gonzaga. Er wurde Stammvater eines edlen Hauses und geschickter Ärzte in Italien. Es entspann sich in Italien ein gemütliches Verhältnis zwischen Juden und Christen. Als ein reicher Jude, Leo in Crema, zur Hochzeit seines Sohnes glänzende Festlichkeiten veranstaltete, die acht Tage dauerten, beteiligten sich sehr viele Christen dabei, tanzten und belustigten sich zum Ärger der Kirchlichen. Vergessen schien die Bulle, welche erst jüngst der Papst Nikolaus V. erlassen hatte, worin er jeden Umgang mit Juden und die Zuziehung jüdischer Ärzte aufs strengste verpönt hatte. Statt der kanonisch vorgeschriebenen Judenflecken trugen die jüdischen Doktoren ein Ehrenkleid, eine Art Ornat, gleich den Christen dieses Standes, und die den Höfen nahestehenden Juden trugen goldene Ketten und andere Ehrenzeichen. Das Verhältnis der Stellung der Juden in Italien zu der anderer Länder vergegenwärtigen zwei ähnliche Vorfälle zu gleicher Zeit in Italien und Deutschland, die einen verschiedenen Ausgang nahmen. — In Pavia hatte eine Familienmutter aus Unzufriedenheit mit ihrem Gatten den Willen kund gegeben, zum Christentum überzutreten. Sie war bereits in einem Kloster untergebracht, wo sie die Täuflingsvorbereitung empfangen sollte. Der Vikar des Bischofs, so wie andere Geistliche, waren schon sehr geschäftig, ihr das Seelenheil beizubringen, als sie plötzlich Reue empfand. Der Bischof von Pavia weit entfernt, sie dafür zu bestrafen oder sich ihrem Austritt zu widersetzen, verwendete sich vielmehr für sie bei ihrem Gatten, redete ihm zu, sie eilends aus dem Kloster abzuholen, und legte für sie ein günstiges Zeugnis ab, damit sie von ihrem Manne, der ein Ahronide war, nicht nach dem jüdischen Gesetze geschieden zu werden brauchte. In demselben Jahre hatte in Regensburg ein Vorbeter Kalmann das Gelüste Christ zu werden. Er verkehrte

viel im Kloſter, beſuchte die Kirche und wurde endlich vom Weihbiſchof ins Haus genommen und in der chriſtlichen Religion unterrichtet. Um ſich bei den Chriſten beliebt zu machen, verleumdete er ſeine Glaubensgenoſſen, daß ſie läſterliche Schriften gegen das Chriſtentum beſäßen. Aber auch Kalmann bereuete ſpäter den Schritt, beſuchte wieder heimlich die Synagoge, verließ endlich während des Weihbiſchofs Abweſenheit deſſen Haus und kehrte zu den Juden zurück. Die Geiſtlichen von Regensburg ſpieen Feuer und Flammen gegen ihn, ſtellten ihn vor das Probſtgericht mit der Anklage, daß er ſo lange die Kirche, Gott und die Gottesmutter habe läſtern wollen. Daraufhin wurde Kalmann zum Tode verurteilt und ertränkt.

Überall, wo den Juden nur ein wenig Luft und Licht gelaſſen war, regte ſich die in ihnen ſchlummernde Triebkraft, und die italieniſchen Juden konnten ſie um ſo eher entfalten, als ſie bereits früher, zur Zeit des Immanuel und des Leone Romano, einige Kulturſtufen erklommen hatten. Sie nahmen daher regen Anteil an dem geiſtigen Aufſchwung und an der Wiederverjüngung der Wiſſenſchaften, welche das Zeitalter der Medicäer ſo ſehr verklärt haben. Jüdiſche Jünglinge beſuchten die italieniſchen Univerſitäten und eigneten ſich eine höhere Bildung an. Von der neuerfundenen Kunſt Gutenberg's machten die italieniſchen Juden zuerſt Gebrauch, und es entſtanden bald Druckereien in vielen Teilen Italiens, in Reggio, Mantua, Ferrara, Pieva di Sacco, Bologna, Soncino, Iſcion, Neapel. Allerdings an den damaligen Kunſtſchöpfungen, Malerei und Bildhauerkunſt, hatten die Juden keinen Anteil, ſie lagen außer ihrem Bereiche. Aber wohl haben einige gebildete Juden zur Hebung und Ausbreitung der Wiſſenſchaft in Italien beigetragen. Zwei verdienen beſonders hervorgehoben zu werden: Meſſer Leon und Elia del Medigo; der letztere hat nicht bloß empfangen, ſondern auch geſpendet.

Meſſer Leon (oder mit ſeinem hebräiſchen Namen Jehuda Ben-Jechiel) aus Neapel (um 1450—1490) war zugleich Rabbiner und Arzt in Mantua, kannte neben der hebräiſchen Litteratur auch ſehr gut die lateiniſche und fand Geſchmack an Cicero's und Quinctilian's ſtyliſtiſchen Feinheiten. Der ariſtoteliſchen Schule angehörend, erläuterte er einige Schriften dieſes in der Synagoge und Kirche ſo hochgeachteten Philoſophen, verfaßte eine Grammatik

und Logik, Alles in hebräiſcher Sprache für einen jüdiſchen Kreis. Wichtiger als dieſe Schriften iſt Meſſer Leon's hebräiſche Rhetorik (Nófet Zufim), in welcher er die Geſetze, auf denen die Anmut, Eindringlichkeit und Wirkung der Beredtſamkeit des höheren Styles beruht, erforſchte und nachwies, daß dieſelben Geſetze auch der heiligen Schrift zu Grunde liegen. Er war der erſte Jude, welcher die Sprache der Propheten und Pſalmiſten mit der Cicero's in Vergleich brachte, in jener Zeit eine kühne That, weil faſt Alle, Chriſten wie Juden, die heilige Schrift ſo überſchwenglich hoch ſtellten, daß ein Vergleich mit der heidniſchen Litteratur ſchon als eine Art Läſterung galt. Meſſer Leon, der gebildete Rabbiner von Mantua, war überhaupt freiſinnig. Er konnte die Stockfrommen nicht genug tadeln, daß ſie fremde Einflüſſe vom Judentum fern halten wollten, als wenn es dadurch entweiht würde.

Elia del Medigo oder Elia Cretenſis (geb. 1463, geſt. 1498) aus einer deutſchen nach Creta (Candia) eingewanderten Familie, war eine bedeutende Erſcheinung, die erſte Größe, welche die italieniſche Judenheit erzeugt hat. Er war ein klar denkender Kopf, der aus dem Nebel ſeiner Zeit lichtvoll hervorragt, ein Mann von vielen und gründlichen Kenntniſſen und von klaſſiſcher und philoſophiſcher Bildung. In den lateiniſchen Styl hatte er ſich ſo hineingelebt, daß er nicht bloß Schriften in dieſer Sprache verfaſſen konnte, ſondern auch den hebräiſchen Satzbau in lateiniſcher Fügung darſtellte. Von den Verwüſtungen, welche der neuaufgefundene, neuplatoniſche Schwindel in den Köpfen der italieniſchen Halbdenker angerichtet, hielt ſich del Medigo fern. Mit den Syſtemen der griechiſchen, jüdiſchen und arabiſchen Weltweiſen machte er die chriſtlichen Forſcher in Italien mündlich und ſchriftlich durch Überſetzungen und ſelbſtändige Arbeiten bekannt. Der Wunderjüngling ſeiner Zeit, der Graf Giovanni Pico di Mirandola, wurde ſein Jünger, Freund und Beſchützer. Er lernte von ſeinem jüdiſchen Freunde nicht bloß hebräiſch, ſondern auch die ariſtoteliſch-arabiſche Philoſophie. Er hätte auch von ihm Klarheit im Denken lernen können.

Als einſt in der Univerſität Padua ein gelehrter Streit ausbrach, die Profeſſoren und die Studenten ſich deswegen in zwei Parteien ſpalteten und — nach chriſtlichem Brauch — die Frage mit Rappier und Stoßdegen löſen wollten, berief die Univerſität

in Übereinſtimmung mit dem Senat von Venedig, welcher die Streitigkeit beendigen wollte, Elia del Medigo als Schiedsrichter. Man erwartete von ſeiner Gelehrſamkeit eine endgültige Entſcheidung und auch Unparteilichkeit. Del Medigo disputierte über das Thema öffentlich in Padua und verſchaffte durch das Gewicht ſeines Urteils der einen Partei den Sieg. Infolge dieſes Vorfalls wurde er öffentlicher Lehrer der Philoſophie und hielt in Padua und Florenz vor zahlreicher Zuhörerſchaft Vorträge. Wunderbar genug! Unter den Augen des Papſttums, welches an der Demütigung und Knechtung der Juden arbeitete, ſogen chriſtliche Jünglinge Weisheit von den Lippen eines jüdiſchen Lehrers. Gegen die Gönner der Juden in Spanien ſchleuderte es Bannſtrahlen, und in Italien mußte es die Begünſtigung der Juden von Seiten der Chriſten mit anſehen.

Pico di Mirandola, mehr Gelehrter als Denker, empfand auch das Gelüſte, in die Abgründe der kabbaliſtiſchen Geheimlehre zu ſteigen. Er ließ ſich in die Irrgänge der Kabbala von einem aus Konſtantinopel nach Italien eingewanderten Juden, Jochanan Aleman, einführen, der, ſelbſt ein wirrer Kopf, ihm weis machte, die Geheimlehre ſei uralt und enthalte die tiefſte Weisheit. Pico di Mirandola, der eine außerordentliche Faſſungsgabe hatte, wurde in den kabbaliſtiſchen Formeln heimiſch und fand darin eine Beſtätigung der chriſtlichen Dogmen, überhaupt mehr Chriſtentum als Judentum. Die Afterlehre der Kabbala bewahrheitete ihm die Glaubenspunkte der Dreieinigkeit, der Menſchwerdung, der Erbſünde, des Falles der Engel, des Fegefeuers und der Höllenſtrafen. Pico hatte nichts Eiligeres zu thun, als einige kabbaliſtiſche Schriften aus dem Hebräiſchen ins Lateiniſche zu übertragen, um chriſtliche Leſer mit dieſer geheimen Weisheit bekannt zu machen. Unter den 900 Streitſätzen, welche der vier und zwanzigjährige Pico zu verteidigen ſich anheiſchig machte — wozu er alle Gelehrten der Welt nach Rom einlud und ihnen die Reiſekoſten verſprach — war auch die Theſe: Daß keine Wiſſenſchaft mehr Gewißheit über Chriſti Gottheit gebe, als die Magie und die Kabbala. Der Papſt Sixtus IV. (1471—1484) wurde dadurch für die Kabbala ſo ſehr eingenommen, daß er großen Eifer entfaltete, zum Nutzen des Kirchenglaubens kabbaliſtiſche Schriften ins Lateiniſche übertragen zu laſſen.

Von dieſem Geiſtesduſel, dieſer kindiſchen Schwärmerei für die Afterlehre der Kabbala, hielt ſich Elia del Medigo nicht blos fern, ſondern er verachtete den Spuk gründlich und hielt nicht damit zurück, ihre Wertloſigkeit bloßzulegen. Er hatte den Mut, es auszuſprechen: Daß die Kabbala auf ſumpfigem Grunde beruhe, daß im Talmud keine Spur davon nachweisbar ſei, und daß ihr für heilig und alt ausgegebenes Grundbuch, der Sohar, keineswegs das Werk des gefeierten Simon Ben Jochai, ſondern das eines Fälſchers ſei. Obwohl ein warmer Anhänger des talmudiſchen Judentums, war er weit entfernt, Alles, was im Talmud vorkommt, als Wahrheit anzuerkennen. Von einem ſeiner jüdiſchen Jünger, Saul Cohen Aſchkenaſi aus Candia, aufgefordert, ſeine Anſichten über die Merkmale einer wahren Religion zu entwickeln, arbeitete Elia Cretenſis eine kleine, aber inhaltsreiche Schrift „Prüfung der Religion“ (Bechinat ha-Dat) aus, welche zugleich einen tiefen Einblick in ſeinen Gedankengang gewährt.

Man kann nicht behaupten, daß Elia del Medigo in dieſer „Prüfung der Religion“ neue Gedanken angeregt hätte. Es war den Italienern überhaupt nicht beſchieden, das Judentum mit neuen Ideen zu befruchten. Er hielt auch mehr den gläubigen, als den denkmäßigen Standpunkt feſt und verfuhr mehr abwehrend, als begründend. Allein in der Gedankenöde jener Zeit erſcheint ſeine geſunde Anſicht wie eine Oaſe in der Wüſte. Es muß ihm auch als Verdienſt angerechnet werden, daß er wenigſtens die Entſtellungen, welche die Kabbaliſten und die Afterphiloſophen dem Judentum beigebracht hatten, als fremdartige Zuſätze erkannt hat und beſeitigt wiſſen wollte.

Eine entſchieden feindſelige Stellung gegen die philoſophiſche Forſchung und ihre Träger in Italien, gegen Elia del Medigo und Meſſer Leon, nahmen die aus Deutſchland dahin eingewanderten Rabbinen ein. Mit ihrer aufrichtigen, aber einſeitigen und übertriebenen Frömmigkeit warfen dieſe, wohin ſie das herbe Geſchick zerſprengt hat, einen düſtern Schatten. Neue Stürme, welche über die deutſchen Gemeinden hereingebrochen waren, hatten die Unglücklichſten ihres Stammes in das Land jenſeits der Alpen geſchleudert. Unter dem Kaiſer Friedrich III., der ein halbes Jahrhundert hindurch die frechſte Reichsverletzung mit erſtaunlichem Gleichmute anſah, mußten viele deutſche Gemeinden zum öftern

den Leidenskelch kosten. Er war den Juden keineswegs feindlich gesinnt, er erließ im Gegenteil öfter Dekrete zu ihrem Schutze. Allein seine Befehle blieben meistens tote Buchstaben, und seine Lässigkeit in Handhabung der Regierung ermutigte die Bösen nur zu den grausigsten Schandthaten. Auch nur die Mauern ihrer Stadt zu verlassen, war für die deutschen Juden mit Gefahren verbunden. Jedermann war ihr Feind und lauerte ihnen auf, um entweder seinen Fanatismus oder seine Habsucht an ihnen zu befriedigen. Jede Fehde, die in dem angefaulten deutschen Reichskörper bald hier, bald da ausbrach, brachte den Juden Unglück. Aus Mainz wurden die Juden wie aus andern Städten ausgewiesen. Unter den Ausgewiesenen waren zwei gründliche Talmudisten, Juda Menz und Mose Menz, von denen der erstere nach Padua wanderte und dort das Rabbinat erhielt, der letztere zuerst in Deutschland blieb und dann nach Posen übersiedelte. Auch aus anderen Gegenden Deutschlands strömten Rabbinen infolge von Ausweisungen oder Bedrückungen nach Italien. Wegen ihrer überlegenen talmudischen Kenntnisse erhielten die eingewanderten Deutschen die bedeutendsten Rabbinatssitze in Italien und verpflanzten ihre Einseitigkeit und Beschränktheit unter die Juden des Landes, welche damals alle Anstrengungen machten, sich von den mittelalterlichen Fesseln zu befreien. Neben Juda Menz war Joseph Kolon der angesehenste Rabbiner Italiens, und gerade diese Beiden waren der freieren Regung auf dem Gebiete des Judentums am feindseligsten gesinnt und traten den Trägern der freieren Richtung mit mehr selbstbewußter Unfehlbarkeit als mit Begründung herausfordernd entgegen.

Es wäre erstaunlich gewesen, wenn die fanatischen Mönche den Juden in Italien nicht ihre teilweise sichere und geehrte Lebensstellung mißgönnt hätten. Ihr schlimmster Feind war in dieser Zeit der Franziskaner Bernardinus von Feltre, ein würdiger Jünger des blutdürstigen Capistrano. Ein stehender Text seiner Predigten war: christliche Eltern mögen ein wachsames Auge auf ihre Kinder haben, damit sie die Juden nicht stehlen, mißhandeln oder kreuzigen. Er pries den Mönch Capistrano, den Judenschlächter, als Musterbild eines wahren Christen. Der freundnachbarliche Verkehr mit Juden war in seinen Augen die höchste Versündigung gegen die Kirche. Die christliche Liebe befehle zwar, meinte er, auch

gegen die Juden Menſchlichkeit und Gerechtigkeit zu üben, da auch ſie der menſchlichen Natur teilhaftig ſind; allein die kanoniſchen Geſetze verbieten Umgang mit ihnen zu haben, an ihren Mahlen Teil zu nehmen und ſich von jüdiſchen Ärzten behandeln zu laſſen. Da die Großen aus Vorteil überall auf Seiten der Juden ſtanden, ſo hetzte Bernardinus die niedrigen Volksklaſſen gegen ſie und ihre Gönner. Er ſchilderte die Juden wegen einiger Kapitaliſten unter ihnen, die glückliche Geldgeſchäfte machten, ſamt und ſonders als Blutſauger. „Ich, der ich von Almoſen lebe und das Brot der Armen eſſe, ſollte ein ſtiller Hund ſein und nicht bellen, wenn ich ſehe, daß die Juden das Mark armer Chriſten auszehren? Ich ſollte nicht für Chriſtus bellen?“ Von der Art waren ſeine Predigten. Wenn nicht damals ſchon ein geſunder Sinn in der italieniſchen Bevölkerung geherrſcht hätte, ſo wäre der Franziskaner Bernardinus für die Juden Italiens das geworden, was im Anfang desſelben Jahrhunderts der Dominikaner Vicente Ferrer für die Juden Spaniens und Capiſtrano für die Gemeinden Deutſchlands und der Slavenländer geweſen waren. Allein die Machthaber erſchwerten ihm das Handwerk der Hetzereien, und ſeine blutigen Predigten verhallten oft im Winde. Als er in Bergamo ſeine Judenpredigten hielt, verbot es ihm der Herzog Galeazzo von Mailand. In Florenz und im Toskaniſchen überhaupt nahmen ſich der Wiſſenſchaften fördernde Fürſt und der Senat der Intereſſen der Juden mit Nachdruck an. Der giftige Mönch verbreitete aber: ſie hätten ſich von Jechiel von Piſa und andern reichen Juden durch große Summen beſtechen laſſen. Als daher Bernardinus die Jugend gegen die Juden hetzte, und ein Volksaufſtand gegen ſie im Anzuge war, bedeuteten ihm die Machthaber, Florenz und das Land zu verlaſſen, und er mußte ſich fügen. Bernardinus bewirkte am Ende doch eine blutige Judenverfolgung, wenn auch nicht in Italien, ſo doch in Tirol, die ſich bis nach Deutſchland wälzte. In Trient bemerkte er nämlich mit vielem Verdruß den gemütlichen Verkehr zwiſchen Juden und Chriſten. Ein geſchickter, jüdiſcher Arzt Tobias und eine kluge Jüdin Brunetta waren bei den höheren Ständen ſehr beliebt und genoſſen deren höchſtes Vertrauen. Dieſe Wahrnehmung erregte ſeinen galligen Eifer. Er ließ daher auch in Trient die Kanzeln von ſeinen gehäſſigen Predigten gegen die Juden wider-

hallen. Als ihn einige Chriſten wegen ſeines Judenhaſſes zur Rede ſtellten und die Bemerkung machten: die Juden von Trient ſeien, wenn auch ohne den wahren Glauben, doch gute Menſchen, erwiderte der Mönch: „Ihr wißt es nicht, welches Übel dieſe Guten über euch bringen werden. Ehe der Oſterſonntag vorüber ſein wird, werden ſie euch einen Beweis von ihrer ausnehmenden Vortrefflichkeit liefern“ Er hatte gut prophezeien. Denn es wurde von ihm und andern Pfaffen ein ſo argliſtiger Plan angelegt, daß er nicht bloß den Untergang der Gemeinde von Trient herbeiführte, ſondern auch zum großen Unheil der Juden vieler Länder ausſchlug. Der Zufall ſpielte ihnen eine günſtige Gelegenheit in die Hände.

In der Oſterwoche (1475) ertrank nämlich in Trient ein kaum dreijähriges Chriſtenkind, Namens Simon, ein Sohn armer Eltern, in der Etſch, und die Leiche wurde gerade beim Hauſe eines Juden an einem Rechen feſtgehalten. Dieſer eilte, um Mißdeutungen zuvor zu kommen, zum Biſchof Hinderbach, um ihm Anzeige davon zu machen. Der Biſchof nahm zwei hochgeſtellte Männer mit, begab ſich an Ort und Stelle und ließ das ertrunkene Kind in die Kirche bringen. Sobald ſich die Nachricht davon in der Stadt verbreitete, erhoben Bernardinus und andere judenfeindliche Prieſter ein wütendes Geſchrei, daß die Juden das Kind gemartert, getötet und ins Waſſer geworfen hätten. Man ſtellte die Leiche des angeblich gemißhandelten Kindes aus, um die Wut des Volkes gegen ſie zu ſtacheln. Der Biſchof Hinderbach ließ darauf ſämtliche Juden von Trient von Groß bis Klein in Feſſeln werfen und ſtellte den Prozeß gegen ſie an. Ein Arzt, Matthias Tiberinus, wurde zugezogen, um den gewalſamen Tod des Kindes zu beſtätigen, und ein getaufter Jude trat mit den boshafteſten Beſchuldigungen gegen ſeine Stammgenoſſen auf. Sie fanden um ſo eher Glauben, als die gefangenen Juden unter der Folter bekannten, Simon zerfleiſcht und deſſen Blut zum Paſſa-Abend getrunken zu haben. Brunetta ſoll die Stecknadeln dazu geliefert haben. Bei einem Rabbiner Moſe ſoll ein Brief gefunden worden ſein, den man aus Sachſen empfangen habe, Chriſtenblut für die nächſten Oſtern zu liefern. Nur ein Gefolterter, Namens Moſe, erlitt alle Qualen geduldig, ohne das Lügengewebe der Feinde durch ſeine Ausſagen zu beſtätigen. Das Ende war, daß

sämtliche Juden von Trient verbrannt, und der Beschluß genehmigt wurde, daß sich in diesem Orte kein Jude niederlassen dürfe. Der Arzt Tobias soll sich entleibt haben. Zum Christentum traten nur vier Personen über und wurden begnadigt.

Der Bischof von Trient, Bernardinus und die Mönche aller Orden machten alle Anstrengungen, um den Vorfall zum Verderben der Juden überhaupt auszubeuten. Die Leiche des Kindes wurde einbalsamiert und der Menge als heilige Reliquie empfohlen. Tausende wallfahrteten zu seinen Gebeinen. Bald wollten die Wahnbethörten gesehen haben, daß die Gebeine des jungen Simon erglänzten. Man sprach so viel davon, daß selbst die Erfinder an das Märtyrertum glaubten. Die Dominikaner verkündigten von allen Kanzeln das neue Wunder und eiferten gegen die Bosheit der Juden Zwei Rechtsgelehrte aus Padua, nach Trient gekommen, um sich von der Wahrheit des Vorfalls zu überzeugen, wurden, weil sie sich ungläubig dazu verhielten, von der fanatischen Menge beinah erschlagen. Das Wunder sollte geglaubt werden, und so wurden die Juden aller christlichen Länder neuerdings gefährdet. Selbst in Italien durften sich die Juden nicht aus den Städten hinauswagen, um nicht von dem ersten Besten als Kindesmörder erschlagen zu werden. Der Doge Pietro Mocenigo und der Senat von Venedig erließen zwar auf die Klage der Juden wegen Unsicherheit ihres Lebens und Eigentums an den Podesta von Padua einen Befehl, die Juden gegen Angriffe kräftig zu schützen und den Predigermönchen die Aufreizung zu verbieten. Der Doge bemerkte dabei, daß das Gerücht von der Ermordung eines Christenkindes zu irgend einem Zweck erfunden sei. Der Papst Sixtus IV. verweigerte standhaft, den kleinen Simon heilig zu sprechen, erließ vielmehr ein Sendschreiben in diesem Sinne an alle Städte Italiens (1475), verbot Simon von Trient als Heiligen zu verehren, bis er die Sache werde untersuchen lassen. Nichts desto weniger ließen die Geistlichen die Gebeine des Simon verehren und veranstalteten Wallfahrten zu der für sie erbauten Kirche. Der Judenhaß in Deutschland erhielt dadurch neue Nahrung. Die Bürger von Frankfurt am Main ließen ein Standbild an der Mainbrücke, die nach Sachsenhausen führt, anbringen, worauf ein gemartertes Kind und die Juden in

ſcheußlicher Stellung mit dem Teufel in Verbindung dargeſtellt wurden. Zwei ſchlechte Verſe waren dabei angebracht:

„So lang Trient und das Kind wird genannt,
Der Juden Schelmſtück bleibt bekannt.“

Die lügenhafte Nachricht von dem Kindermorde in Trient verbreitete ſich wie ein Lauffeuer durch viele Länder der Chriſtenheit und verurſachte den Juden neues Leidweſen, aber nirgends in ſo hartnäckiger Weiſe, wie in der Gemeinde der ehrenfeſten Reichsſtadt Regensburg, einer der älteſten in Süddeutſchland. Sie galt im allgemeinen nicht bloß als ſehr fromm, ſondern auch als ſehr ſittlich. Seit Menſchengedenken wurde kein eingeborner Jude dieſer Stadt wegen eines ſittlichen Vergehens vor Gericht geſtellt. Die Gemeinde wurde als die gelehrteſte und als die Mutter aller übrigen deutſchen Gemeinden angeſehen. Sie hatte verbriefte Freiheiten von Alters her, welche die Kaiſer für die Leiſtung der Kronengelder beim Regierungsantritt zu erneuern pflegten. Die Regensburger Juden wurden halb und halb als Stadtbürger anerkannt und bezogen gleich den Chriſten als Miliz die Wache. Man könnte faſt ſagen, daß ſich die baieriſchen Fürſten und Körperſchaften um die Regensburger Juden riſſen — freilich um Geld von ihnen zu zapfen. Sie waren daher in der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts ein wahrer Zankapfel geworden zwiſchen dem Kaiſer Friedrich III. und dem Herzog von Baiern-Landsberg. Außerdem machte das Geſchlecht der Kamerauer Anſprüche auf ſie geltend, auch der Rat der Stadt und allenfalls auch der Biſchof. Es kamen bald von der einen, bald von der andern Seite Befehle an den Rat, die Juden oder die Vorſteher oder ihren Rabbinen — damals der vielgeprüfte Iſrael Bruna — ſo lange zu verhaften, bis ſie, durch den Kerker mürbe gemacht, ſich zur Zahlung entſchlöſſen. Der Rat der Stadt ſuchte ſie zwar zu ſchützen, aber nur ſo lange keine Fährlichkeit für die Bürger in Ausſicht ſtand, und ſo lange die Juden nicht den chriſtlichen Zünftlern Konkurrenz machten.

Um den Plackereien und den herzloſen Willkürlichkeiten zu entgehen, gab ihnen Klugheit den Rat ein, ſich unter den Schutz des einen oder des andern huſſitiſchen Edelmannes oder Kriegers zu begeben, um ſolchergeſtalt mehr Sicherheit zu genießen, als unter des Kaiſers ſogenannter Schirmherrſchaft. Denn die raſchen

Hussiten waren noch immer von den schwerfälligen Deutschen gefürchtet. Der Heldenmut der Kelchner flößte noch immer den Katholiken und namentlich der Geistlichkeit einen großen Schrecken ein. Ein neugewählter Bischof Heinrich, von finsterer Gemütsart, der streng auf die Ausführung der kanonischen Beschränkungen gegen die Juden hielt, und der Herzog Ludwig, gleichgestimmt in Judenhaß, befolgten nun einen, wie es scheint, gemeinsam verabredeten Plan, die Regensburger Juden zu ruinieren oder zu bekehren. Sie versicherten sich dazu einerseits der Zustimmung des Papstes und andererseits der Beihilfe einflußreicher Personen im Bürgerrate und bedienten sich dabei zweier nichtswürdiger getaufter Juden. Der Eine, Namens Peter Schwarz, verfaßte Anklage- und Schmähschriften gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen, und der andere Hans Vayol schleuderte die schwersten Beschuldigungen gegen den greisen Rabbinen Israel Bruna, darunter auch, als habe er ihm ein siebenjähriges Christenkind abgekauft und es geschlachtet. Der bereits durch schwere Leiden geknickte Rabbiner von Regensburg wurde infolge dessen auf den Tod angeklagt. Israel Bruna war einer jener Unglücksmenschen, die von einer Widerwärtigkeit in die andere geraten. Als der Kaiser Friedrich von der Regensburger Gemeinde die Kronengelder forderte, der Herzog Ludwig Einspruch dagegen erhob, und der Rat von Regensburg ratlos war, nach welcher Seite er Willfährigkeit und nach welcher er Widerstand zeigen sollte, ließ der Kaiser den Rabbinen Israel Bruna in Haft bringen, damit er durch den Bannspruch die Gemeinde zur Leistung des dritten Teils vom ganzen Vermögen der Gemeinde nötigen sollte. Und nun wurde noch dazu gegen den bereits abgelebten Mann von dem getauften Juden Hans Vayol die fürchterliche Anklage des Kindesmordes und anderer Verbrechen erhoben.

In Regensburg zweifelte Niemand an seiner Schuld, und er sollte schon auf Antrag der Geistlichkeit gerichtet werden. Um ihn der Wut des Volkes zu entziehen, ließ ihn der Rat, welcher dafür verantwortlich gemacht zu werden fürchtete, in Kerkerhaft bringen.

Indessen wendete sich die geängstigte Gemeinde nicht bloß an den machtlosen Kaiser, sondern auch an den mehr gefürchteten böhmischen König Ladislaus, und bald darauf liefen von beiden dringende Schreiben ein, denselben ohne Entgeld aus dem Gefängnisse zu entlassen. Der Rat entschuldigte sich aber mit der Furcht

vor dem Biſchof und dem Pöbel. In der großen Verlegenheit entſchloß ſich der Rat zu einem entſchiedenen Akte. Er ließ den Ankläger Hans Vayol auf die ſteinerne Brücke führen, dort fand er den Scharfrichter, und er wurde angegangen, nicht mit einer Lüge ins Jenſeits überzugehen. Der verſtockte Sünder blieb indes bei ſeiner Anſchuldigung gegen die Juden im allgemeinen, geſtand jedoch ein, daß der Rabbiner Iſrael Bruna unſchuldig an dem ihm zur Laſt gelegten Kindesmord ſei. Infolge deſſen und auf eine neue Zuſchrift des Kaiſers wurde Vayol verbrannt und der Rabbiner der Haft entlaſſen. Er mußte aber Urfehde ſchwören, daß er keine Rache für die langen Leiden nehmen würde. Der arme, ſchwache Greis, er ſollte ſich rächen!

Nun kam die Nachricht von der angeblichen Marter des Kindes Simon von Trient nach Regensburg und goß Öl ins Feuer. Der Biſchof Heinrich war recht glücklich, eine Gelegenheit gefunden zu haben, die Juden ungeſtraft im Intereſſe des Glaubens martern und verfolgen zu können. Es war für den Biſchof eine hochwichtige Angelegenheit, den Rat zu beſtimmen, gegen die von Wolfkan bezeichneten Juden einen hochnotpeinlichen Prozeß einzuleiten. Infolge der durch die Folter erpreßten Ausſagen wurde die ganze Gemeinde in Haft gehalten. Wachen ſtanden Tag und Nacht an den vier Thoren des Regensburger Judenquartiers und ließen Niemanden hinaus oder herein. Das ganze Vermögen ſämtlicher Regensburger Juden nahmen die Kommiſſarien und Richter in Beſchlag. Ein entſetzliches Gericht erwartete die Unglücklichen.

Indeſſen fiel dieſer Prozeß, der zu ſeiner Zeit viel Aufſehen machte, ebenſo ſehr zum Nachteil der Bürger, wie der Juden aus. Man muß dem ſonſt ſo ſchlaffen Kaiſer Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er in dieſem Prozeſſe viel Thatkraft und Beharrlichkeit gezeigt hat. Er war nämlich von der Lügenhaftigkeit der Blutbeſchuldigung gegen die Juden ſo feſt überzeugt, daß er ſich durch keine Vorſpiegelung irre machen ließ. Er erließ Handſchreiben über Handſchreiben an den Regensburger Rat, die eingekerkerten Juden von Stunde an frei zu laſſen und die Haft auf die Gemeinden und deren Vermögen aufzuheben, und da dieſer aus Furcht vor dem Biſchof und dem Herzog zauderte, geriet der Kaiſer in aufwallenden Zorn, zumal ihm hinterbracht worden war: der Rat

habe, gegen die kaiſerlichen Befehle, einige Juden hinrichten laſſen. Er erklärte daher die Stadt in des Reiches „Pön, Strafe und Buß“ wegen halsſtarrigen Ungehorſams verfallen und lud ſie zur Verantwortung vor ſich. Zugleich ſandte er den kaiſerlichen Fiskal ab, der Stadt den Blutbann zu entziehen und mit andern ſchweren Strafen zu drohen. Friedrich, ſonſt ſo ſchlaff, zeigte ſich bei dieſer Angelegenheit überraſchend feſt, obwohl neue kirchenſchänderiſche Anklagen gegen die Juden erhoben worden. Sie wurden beſchuldigt bei Paſſau Hoſtien von einem Chriſten gekauft und gemartert zu haben, wobei Wunder geſchehen ſeien. Der Biſchof von Paſſau hatte eine große Menge Juden hinrichten laſſen, einige glimpflich durchs Schwert, andere auf Scheiterhaufen und noch andere mit glühenden Zangen. Und „zur Ehre Gottes“ und zum Andenken an dieſe Unmenſchlichkeit wurde eine neue Kirche erbaut (Frühjahr 1478). Ein Jude und eine Jüdin aus Regensburg waren der Teilnahme angeklagt und ebenfalls in den Kerker geworfen worden. Alle dieſe Vorfälle wurden dem Kaiſer von verſchiedenen Seiten mitgeteilt, um in ihm Fanatismus rege zu machen. Allein er blieb bei ſeiner Überzeugung von der Unſchuld der Regensburger Juden und erließ einen neuen Befehl: die wegen Hoſtienſchändung Eingekerkerten weder zu martern, noch zu töten, ſondern mit dieſen wie mit den andern Gefangenen zu verfahren. Friedrich erklärte rund heraus: „Mit Fug und Ehren mag und will ich die Juden nimmermehr töten laſſen, und die von Regensburg dürfen in der Verachtung und in dem Ungehorſam, in dem ſie ſo lange verharrt ſind, dieſelben nimmermehr richten“.

So mußte denn der Rat nach langem Sträuben eine ſchriftliche Verſicherung ausſtellen, die gefangenen Juden zu entlaſſen und die Juden überhaupt wegen dieſes Prozeſſes nicht aus der Stadt zu jagen. Außerdem ſollte die Stadt 8000 Gulden Strafgelder an den kaiſerlichen Schatz zahlen und dann Bürgen für 10,000 Gulden Buße ſtellen, welche die Regensburger Juden — man weiß nicht warum — zu leiſten hätten. An den Papſt zu appellieren, verbot die Einſicht „daß der päpſtliche Hof noch goldgieriger ſei als der kaiſerliche.“

Als der Regensburger Gemeinde dieſer Beſchluß eröffnet wurde, daß ſie unter der Bedingung frei werden würden, wenn ſie nicht bloß die auferlegte Summe, ſondern auch die Strafgelder

der Stadt und Prozeßkoſten zahlte, weigerte ſie ſich darauf einzugehen. Es überſtieg all ihr Vermögen, bemerkten ihre Vertreter, zumal ſie drei lange Jahre der Freiheit und Gelegenheit zum Erwerb beraubt waren. Die Gefangenen und in Haft Gehaltenen wollten lieber in ihrem elenden Zuſtande verharren, als Bettler werden. Und ſo blieben ſie noch zwei Jahre in Arreſthaft und wurden erſt in Freiheit geſetzt, als ſie Urfehde verſprochen und geſchworen, daß ſie weder ihren Leib, noch ihr Gut aus der Stadt Regensburg bringen würden (1480). Aber ſämtliche Juden aus Schwaben ſind in dieſer Zeit verjagt worden, ohne Zweifel infolge der lügenhaften Beſchuldigung des Kindesmordes in Trient. Noch bis ins achtzehnte Jahrhundert wurde die unverſchämte Lüge wiederholt und koſtete den Juden in verſchiedenen Gegenden Opfer an Gut und Blut. Doch in keinem Lande hatte die Verfolgung einen ſo erſchütternd tragiſchen Charakter, wie auf der pyrenäiſchen Halbinſel.

Viertes Kapitel.

Einführung der Inquiſition in Spanien.

(1481 — 1485).

Die Marranen, die Söhne und Enkel derer, welche durch Zwangtaufen äußerlich dem Chriſtentum angehörten, ließen Spanien keine Ruhe und nicht die glücklichen Tage genießen, welche es von der Vereinigung der Länder Caſtilien, Aragonien und Catalonien unter einem Herrſcherpaar geträumt hatte. Auf der einen Seite die Mißgunſt der Altchriſten auf viele Neuchriſten, welche einflußreiche Ämter, hohe Stellungen im Staat und in der Kirche inne hatten oder zu Macht verleihenden Reichtümern gelangt waren, und auf der anderen der verfolgungsſüchtige Sinn des Dominikanerordens, welcher die Rechtgläubigkeit der Marranen beargwöhnte und ſie als falſche Chriſten betrachtete, da ſie den Grund der Kirche unterwühlten. Beide verfolgten das Ziel, dieſe ungläubigen Chriſten und verkappten Juden zu demütigen, wenn nicht gar zu vertilgen. Was ſie unter dem unſelbſtändigen König Heinrich IV. nicht durchſetzen konnten, hofften ſie von der Königin Iſabella, deren fanatiſch-kirchlicher Sinn bekannt war, leichter zu erlangen. Bei der Huldigung für dieſe Königin und ihren Gemahl in Sevilla

bemerkten dieſe Todfeinde der Marranen zu ihrem Verdruſſe, daß, trotz der mörderiſchen Wutausbrüche gegen ſie in Toledo, Cordova und anderwärts, eine große Zahl von ihnen als hohe Würdenträger eine Rolle ſpielten, unter ihnen mehrere Biſchöfe von jüdiſcher Abſtammung. Es hatte den Anſchein, als wenn der Hof von lauter Juden beherrſcht würde. Die Dominikaner glaubten nun mit ihren aufreizenden Predigten gegen die ketzeriſchen Chriſten mehr Erfolg zu haben als früher, unter ihnen der Prior des Kloſters St. Paul von Sevilla, Alfonſo de Ojeda, dieſer ſuchte die Königin von der Verderbnis derſelben zu überzeugen und machte ihr eine abſchreckende Schilderung von Frevelthaten gegen den Glauben, deren ſie ſich ſchuldig gemacht hätten. Er fand bei ihr ein nur zu geneigtes Ohr. Ihr Sinn war benebelt genug zu glauben, Gott habe ſie nur erhöht, um die ſpaniſche Chriſtenheit von dem Makel des Judentums zu ſäubern. Man erzählt ſich, ihr Beichtvater, Thomas de Torquemada, habe ihr als Infantin das Gelübde abgezwungen, wenn ſie auf den Thron gelangen werde, ihr Leben der Vertilgung der Ketzer zu weihen. Die in der Luft ſchwebende Idee, ein Ketzertribunal zu errichten, um die als judaiſierend verdächtigen Marranen anzuklagen und die Verurteilten hinzurichten, erhielt nun eine greifbare Geſtalt. Das Königspaar wendete ſich an den Papſt Sixtus IV., bei dem für Geld Alles, Gutes wie Böſes, zu erlangen war. Er erließ auch eine Bulle (1478) zu dieſem Zwecke und ermächtigte das Königspaar, Inquiſitoren aus Geiſtlichen zu ernennen, welche die Macht haben ſollten, die Ketzer, die Abtrünnigen und ihre Gönner nach den Geſetzen und Gewohnheiten der alten Inquiſition zu richten, zu verurteilen und — was das Hauptaugenmerk war — ihre Güter zu konfiszieren.

Iſabella ſuchte anfangs den Weg der Milde. In ihrem Auftrage arbeitete der Erzbiſchof von Sevilla einen Katechismus zum Gebrauche für die Neuchriſten aus und übergab ihn den Geiſtlichen ſeiner Diöceſe, die Marranen in den chriſtlichen Glaubensartikeln, Religionsgebräuchen und Sakramenten zu belehren. Es gehörte allerdings eine bewunderungswürdige Naivetät dazu, zu glauben, daß die getauften Juden ihren Widerwillen gegen das Chriſtentum durch einen trockenen Katechismus würden fahren laſſen. Viel Marranen blieben natürlich in ihrer Verblendung, nach der

Anſchauung der Kirche, d. h. in ihrer Treue gegen die Religion ihrer Väter. Als nun gar ein Jude oder Neuchriſt das Königspaar durch die Veröffentlichung einer kleinen Schrift verletzte, indem er darin zugleich den Katholizismus mit ſeinem götzendieneriſchen Kultus und die Staatsverwaltung mit ihrem despotiſchen Charakter brandmarkte, wurde die Königin immer mehr geneigt, den Vorſchlag zur Errichtung des Bluttribunals zu verwirklichen. Dieſe Schrift hatte einen ſo ſtarken Eindruck gemacht, daß der Beichtvater der Königin, Fernando de Talavera, eine Widerlegung auf höheren Befehl ausarbeitete (1480). Immer gehäſſiger wurde die Stimmung des Hofes gegen die Neuchriſten. Und als die Kommiſſion, welche das Königspaar ernannt hatte, über die Beſſerung oder Halsſtarrigkeit der Marrannen Bericht zu erſtatten, die Erklärung abgab: dieſelben ſeien unverbeſſerlich, wurde ſie beauftragt, das Statut für das neue Glaubensgericht auszuarbeiten. Wenn hämiſche Quälgeiſter ſich verſchwüren, unſchuldige Menſchenkinder bis aufs Blut zu plagen und ihr Leben zu einer fortlaufenden Pein zu machen, ſo könnten ſie kein wirkſameres Verfahren erſinnen, als das war, welches die Mönche gegen die Scheinchriſten zuſtande brachten. Das Statut wurde von dem Königspaare genehmigt und das Inquiſitionstribunal ernannt (1480). Es beſtand aus Männern, würdig eines ſolchen Blutgeſetzes: aus den Dominikanern Miguel Morillo, Juan de San Martin und weltlichen Beiſitzern. Sie waren von dem Papſte Sixtus IV. als Glaubens- und Ketzerrichter beſtätigt worden. Dieſes erſte Tribunal gegen die Marranen war zunächſt für die Stadt Sevilla und deren Umgegend ernannt, weil dieſer Landſtrich unter unmittelbarer königlicher Gewalt ſtand und keine Cortes hatte, und weil hier ſeit faſt einem Jahrhundert Marranen in großer Zahl vorhanden waren. Das Königspaar erließ noch dazu eine Verordnung an die Beamten, die Inquiſitoren mit allen Mitteln zu unterſtützen.

Indeſſen veranſtalteten die angeſehenſten Marranen in Sevilla, um die über ihrem Haupt ſchwebende Gefahr abzuwenden, eine Verſchwörung gegen den Beginn der Inquiſition, ein vielfacher Millionär Diego da Suſon, ein Gelehrter Juan Fernando Abulafia und mehrere Perſonen, welche die polizeiliche Gewalt in der Stadt beſaßen. Dieſe Verſchwörung wurde aber durch die ſchöne Tochter des Suſon verraten, welche eine

geheime Liebschaft mit einem altchristlichen Ritter hatte. Mehrere Verschworene wurden sofort gefänglich eingezogen und fielen dem Blutgerichte anheim. Die Kerker des Klosters St. Paul füllten sich mit eingezogenen Marranen. Auch die Hoffnung derjenigen, welche vor der drohenden Verfolgung Sevilla verlassen hatten und in das Gebiet von Medina-Sidonia und Cadix ausgewandert waren, weil sie sich von dem Statthalter dieser Gegend Sicherheit versprachen, wurde getäuscht; denn das Ketzergericht ging mit rücksichtsloser Strenge zu Werke. Sobald es sich konstituiert hatte (2. Januar 1481), erließ es ein Edikt an die Beamten, die flüchtigen Marranen auszuliefern und ihre Güter mit Beschlag zu belegen. Die Ungehorsamen bedrohten die Inquisitoren nicht bloß mit der Exkommunikation, sondern auch mit der Strafe, welche über Teilnehmer der Ketzer verhängt war, als Mitschuldige demselben Geschick zu verfallen. Die Zahl der verhafteten Neuchristen war so groß, daß das Inquisitionsgericht sich bald nach einem anderen Gebäude für seine Funktionen umsehen mußte. Es wählte dazu ein Schloß in der Vorstadt Sevilla's, la Tablada. Am Portale dieser Blutstätte wurden später, gewissermaßen zum Hohne der Juden, Verse aus ihrer heiligen Schrift gewählt, welche die ganze Herzlosigkeit der Richter bezeichnen: „Auf, Gott, richte Deine Sache!“ „Fanget uns Füchse!“ Die eingefangenen Flüchtlinge wurden als überwiesene Ketzer behandelt. Die Inquisition hatte nun Material genug für ihr erstes Blutgericht. Sechs Marranen, welche entweder vor den Richtern ihren alten Glauben bekannt oder auf der Folterbank Geständnisse gemacht hatten, wurden zum Tode verurteilt und verbrannt. Der Dominikaner-Prior de Ojeda weihte die ersten Molochs-Opfer mit einer salbungsvollen Predigt ein. Dann kamen die eingefangenen Verschwörer daran; Susons Reichtum schützte ihn nicht, bot im Gegenteil ein reiches Erträgnis für die Konfiskation. Mit jedem Tage wuchs die Zahl der Schlachtopfer, so daß die Stadt Sevilla einen eigenen Platz zum beständigen Scheiterhaufen hergeben mußte. Er wurde im Verlaufe die Brandstätte (el Quemadero) genannt. Vier große mißgestaltete Bilder von Propheten bezeichnen den Ort, der sich bis auf den heutigen Tag zur Schmach der Spanier und der Christenheit erhalten hat. Drei Jahrhunderte sah dieser Platz den Rauch verkohlter Unschuldigen zum Himmel steigen.

Mit jenem bekannten mildsüßlichen Tone, welcher hinter der Taubensanftheit die Schlangenklugheit und das Schlangengift so geschickt verbirgt, forderten Miguel Morillo und seine Genossen die Neuchristen auf, welche sich des Rückfalls ins Judentum schuldig gemacht hätten, sich bis zu einer gewissen Zeit freiwillig zu stellen und ihre Reue aufrichtig zu erkennen zu geben; dann würden sie Sündenvergebung (Absolution) empfangen und auch ihr Vermögen behalten dürfen. Das war das Edikt der Gnade, das aber auch den drohenden Finger zeigte: wenn die Marranen die Frist verstreichen lassen und durch Andere als abgefallen vom Glauben denunziert werden sollten, so würden sie die ganze Strenge des kanonischen Gesetzes gegen Ketzerei und Abfall empfinden. Die Leichtgläubigen folgten in großer Menge der Aufforderung und erschienen mit zerknirschten Mienen vor den Blutrichtern, bereuten ihre schrecklichen Sünden, daß sie judaisiert hatten, und erwarteten Absolution und unangefochtene Existenz. Aber die Inquisitoren stellten ihnen hinterher die Bedingung, die Personen ihrer Bekanntschaft nach Namen, Stand, Wohnung und sonstigen Zeichen anzugeben, von welchen sie wüßten, daß sie judaisierende Apostaten wären. Sie sollten ihre Aussagen durch einen Eid bekräftigen. Man verlangte von ihnen im Namen Gottes, daß sie Angeber und Verräter werden sollten, der Freund an dem Freund, der Bruder an dem Bruder, der Sohn an dem Vater. Wenn der Schrecken verbunden mit der Zusicherung, den Verratenen den Namen ihrer Verräter zu verschweigen, die Zunge der Leichtgläubigen löste, so hatte das Tribunal vor der Hand eine Liste von Ketzern, mit denen es sein Bluthandwerk fortsetzen konnte.

Indessen forderten die Inquisitoren nicht bloß die gehetzten Marranen, sondern auch sämtliche Spanier auf, Verräter zu werden. Bei Vermeidung der schweren Exkommunikation sollte Jeder gehalten sein, die Personen seiner Bekanntschaft anzugeben, welche sich der jüdischen Ketzerei schuldig gemacht hätten. Es war ein Aufruf an die häßlichsten Leidenschaften der Menschen, Bundesgenossen des Gerichts zu werden, an die Bosheit, den Haß und die Rache, sich durch Angebereien zu befriedigen, an die Habsucht, sich zu bereichern, an die Glaubensdummheit, sich durch Verräterei die Seligkeit zu erwerben. Was waren die Anzeichen solcher Ketzerei oder Apostasie? Die Inquisition hatte, recht praktisch, ein

langes Verzeichnis aufgestellt, damit jeder Angeber einen Anhaltspunkt für seine Denunziation haben könnte. Als Merkmale wurden angegeben: Wenn getaufte Juden den Sabbat oder einen der jüdischen Festtage gefeiert, die Beschneidung an ihren Kindern vollzogen, die Speisegesetze beobachtet haben. Wenn Jemand am Sabbat ein sauberes Hemd oder bessere Gewänder getragen, den Tisch mit dem Tafeltuch bedeckt, kein Feuer an diesem Tage angezündet, oder wenn er am Versöhnungstage ohne Fußbekleidung gegangen oder einen Andern um Verzeihung gebeten, oder wenn der Vater auf das Haupt seiner Kinder seine Hände segnend gelegt, — ohne das Kreuzeszeichen dabei zu machen, ferner wenn Jemand über einen Weinkelch einen Segensspruch (Baraha, Beracha) gesprochen und davon den Tischgenossen zu kosten gegeben. Natürlich war das Unterlassen kirchlicher Bräuche der stärkste Verdächtigungsgrund zur Anklage. Wenn ein Neuchrist die Psalmen hergesagt, ohne zum Schlusse hinzuzufügen, „Preis dem Vater, dem Sohne u. s. w.“ oder wenn er in der Fastenzeit Fleisch genossen. Auch Handlungen unschuldiger Natur wurden, wenn sie auch als jüdischer Brauch vorkamen, als Zeichen arger Ketzerei angesehen. Wenn Jemand am jüdischen Hüttenfeste Gaben von der Tafel der Juden empfangen oder solche geschickt, wenn der Sterbende beim letzten Atemzug das Gesicht zur Wand gekehrt. Gewissenlose Menschen hatten dadurch bequeme Handhaben zu Angebereien, und das Tribunal konnte auch die christgläubigsten Neuchristen als Ketzer anklagen, wenn es deren Einfluß hemmen oder deren Vermögen einziehen wollte. Infolgedessen füllten sich die Kerker der Inquisition mit jüdischen Ketzern, 15 000 wurden gleich im Anfange eingezogen und in Gewahrsam gebracht.

Die christlichen Molochspriester weihten den Scheiterhaufen, das erste Glaubens-Schauspiel (Auto-da-Fé), mit einer Prozession ein, die sich mehr als drei Jahrhunderte unzählige Mal wiederholte. Die Geistlichen in ihren stolzen Prachtgewändern, mit Kruzifixen, die Granden in schwarzer Kleidung mit ihren Bannern und Fahnen, die unglücklichen Missethäter in grober Kleidung (San Benito), mit einem roten Kreuze bemalt, und der begleitende Chor einer großen Volksmenge — so schritten die Einen mit triumphierender Miene, die Anderen in Leidensgestalt zum Richtplatze. Dort angekommen verlasen die Inquisitoren das

Urteil der Schlachtopfer. Zur Grausamkeit gesellte sich noch die Heuchelei, daß nicht das Tribunal das Todesurteil vollziehe, sondern der königliche Richter, weil die Kirche — damals mit Blut besudelt — nicht den Tod des Sünders wolle. Auf dem Richtplatze wurden die jüdischen Ketzer entweder gleich den Flammen übergeben oder, wenn sie Reue zu erkennen gaben, vorher erdrosselt. Am 26. März erlitten siebzehn auf dem Quemadero den Feuertod; im folgenden Monat eine viel größere Zahl, und bis zum November desselben Jahres haben nahe an dreihundert Schlachtopfer in Flammen und Rauch ihr Leben ausgehaucht, und das allein in dem Kreise Sevilla. Aber nicht einmal der Tod gewährte Sicherheit vor der Wut des heiligen Offiziums. Die Schergen der Religion rissen die Gebeine der als jüdische Ketzer gestorbenen Neuchristen aus den Gräbern, verbrannten sie, konfiszierten ihr Vermögen aus den Händen ihrer Erben und verdammten diese zur Ehrlosigkeit und Armut, daß sie niemals zu einem Ehrenamte gelangen durften. Welch ein weiter Spielraum für die Habsucht des Königs!

Die treugebliebenen Juden mußten mit den Marranen büßen. Die Fanatiker der Inquisition wälzten die Schuld des „Rückfalls“ der Neuchristen auf die Juden, als hätten diese sie dazu verleitet, dem Judentum heimlich treu zu bleiben. Der sonst milde General des Hieronymisten-Ordens, Alfonso de Oropesa, welcher die Grausamkeit des Blutgerichtes tadelte, hetzte mündlich und schriftlich gegen die Juden, daß durch deren Verkehr mit den Marranen das Unheil entstanden sei. Sie, die Feinde des christlichen Glaubens, verführten nicht bloß die Neuchristen, sondern auch Altchristen zu ihrem Glauben oder Unglauben, verderbten fast öffentlich christliche Jungfrauen und dergleichen mehr. Von verschiedenen Seiten wurde die Forderung laut ausgesprochen, die Marranen müßten von den Juden völlig getrennt werden. Das Königspaar gab dieser Stimme Gehör und erließ einen Befehl, daß die Juden aus Andalusien, besonders aus den Diöcesen Sevilla und Cordova, wo Neuchristen in größerer Zahl als in den übrigen Gebieten wohnten, ihre Wohnstätten verlassen und sich anderswo ansiedeln sollten. Der Befehl wurde auch vollzogen. Viele tausend Juden, deren Vorfahren diesen Landstrich vielleicht noch vor der Einwanderung der Westgoten und deren Bekehrung zum Christentum

bewohnt hatten, mußten ihn verlassen (1482). Mehr als viertausend Häuser, welche Juden gehört hatten, blieben zum Teil unbewohnt. In den Städten außerhalb Andalusiens, wo sie wohnen durften, wurde mit der völligen Abschließung von den Christen und mit der Verordnung, das Schandzeichen zu tragen — so oft erlassen und so oft nachgesehen — bitterer Ernst gemacht. Nur den jüdischen Ärzten, welche die spanische Bevölkerung trotz des eben so oft wiederholten Verbotes nicht missen konnte, wurde gestattet, die christlichen Quartiere zu besuchen. Die Zeit war vorüber, in welcher einflußreiche Juden bei Hofe diesen günstig für ihre Brüder umstimmen und harte Maßregeln gegen sie mildern konnten. Am Hofe verkehrte Don Abraham Senior, wegen seiner Klugheit, Findigkeit und seines Reichtums sehr angesehen, dem Isabella so dankbar war, daß sie ihm eine bedeutende lebenslängliche Rente aussetzte. Die kriegerische Unternehmung des Königspaares gegen die letzten mohammedanischen Besitzungen in Südspanien verdankte ihren glücklichen Erfolg der Umsicht Don Abrahams, mit der er für die Verpflegung und Beschaffung der Geldmittel für das Heer gesorgt hatte. Er wurde, entgegen den kanonischen und königlichen Bestimmungen, Hauptverwalter aller Staatseinnahmen und vom Königspaar zum Großrabbiner über die spanischen Gemeinden ernannt, als Nachfolger des Jakob Nuñes. Seine warme Teilnahme an dem Geschick seiner Stammgenossen hat Don Abraham mehr als einmal bethätigt. Nichts desto weniger vermochte er nicht den fanatischen Haß zu überwinden, von welchem Isabella und Ferdinand beseelt waren.

Indessen wendeten sich die Marranen, welche nach Rom entkommen waren, an den damaligen Papst Sixtus IV. und führten flehentlich Klage über das grausame und willkürliche Verfahren des Inquisitionstribunals gegen sie und ihre Leidensgenossen. Da die Kläger nicht mit leeren Händen gekommen waren, so fanden sie meistens ein geneigtes Ohr. Der Papst erließ ein eindringliches Sendschreiben an das Königspaar und tadelte das Verfahren der Inquisitoren mit scharfen Worten. Es sei ihm versichert worden, daß dieselben gegen alle Rechtsformen vorgehen, Viele ungerecht eingekerkert, mit grausamen Folterqualen gepeinigt, Unschuldige als Ketzer erklärt und deren Erben die Güter entzogen hätten. Der Papst erklärte: er habe die Bulle zur Errichtung der Inquisition

unüberlegt erlassen. Er sollte eigentlich, bemerkte der Papst weiter, die Inquisitoren de Morillo und San-Martin absetzen; allein aus Rücksicht für die Majestäten wolle er sie noch in ihrem Amte lassen, aber nur so lange, als sich nicht wiederum Klagen gegen sie erheben würden. Sollten wieder Beschwerden gegen sie vorkommen, so werde er das Inquisitionsamt den Bischöfen wieder zustellen, welchen es von Rechtswegen gebührt Der Papst lehnte auch das Gesuch des Königs Fernand ab, für die übrigen Gebietsteile der vereinigten Königreiche außerordentliche Ketzertribunale zu errichten.

Der König Fernand wußte aber den goldenen Schlüssel zu dem Kabinette des Papstes anzuwenden und erwirkte von ihm die Einführung der Inquisition auch in den aragonischen Provinzen und die Ernennung des durch seinen blutdürstigen Fanatismus berüchtigten Thomas de Torquemada zum Oberrichter. — Sixtus IV., der damals ein besonderes Interesse hatte, mit dem spanischen Hofe in gutem Einvernehmen zu bleiben, machte ihm jedes gewünschte Zugeständnis in Betreff der Inquisition. Da es häufig vorkam, daß die von dem Ketzergericht verdammten Neuchristen, wenn es ihnen gelungen war, nach Rom zu kommen, vom päpstlichen Stuhle — für klingende Münze — Absolution erhielten und nur einer leichten und geheimen Buße unterworfen wurden, so sah das Königspaar seine Bemühungen, das Geschlecht der Marranen zu vertilgen, den Glauben zu reinigen und besonders sich ihrer Güter zu bemächtigen, auf eine unangenehme Weise vereitelt. Der Hof drang daher darauf, den Papst zu bewegen, einen Apellationsrichter in Spanien selbst zu ernennen, damit die Inquisitionsprozesse nicht außerhalb des Landes von neuem anhängig gemacht werden könnten, wo sich allerhand ungünstige Einflüsse geltend machen konnten. Sixtus bewilligte auch dieses Gesuch.

So viele Tausend Zwangstäuflinge oder ihre Nachkommen auch seit den kaum drei Jahren des Bestandes des Blutgerichts teils in den Flammen umgekommen, teils in den Kerkern vermodert, teils landesflüchtig und verarmt waren, so war das nur ein Kinderspiel gegen das, was die Inquisition wurde, seitdem ihr ein Priester vorgesetzt wurde, dessen Herz gegen jedes Mitleid verschlossen war, dessen Lippen nur Tod und Verderben aushauchten,

der die blutdürſtige Hyäne mit der liſtigen, giftigen Schlange in ſich vereinigte. Es giebt Menſchen, welche böſe oder gute Seelenſtimmungen, Richtungen und Prinzipien in ihren äußerſten Konſequenzen zum vollen Ausdruck bringen und die Verkörperung derſelben ſind. Torquemada verlebendigt und verleiblicht die Inquiſition mit ihrer teufliſchen Bosheit, ihrer herzloſen Härte und ihrer blutdürſtigen Grauſamkeit. Bisher war die Inquiſition lediglich auf Südſpanien, auf das Gebiet von Sevilla und Cadix, auf das eigentliche chriſtliche Andaluſien beſchränkt und konnte in den übrigen Provinzen Spaniens keinen Eingang finden, weil die Stände der Cortes der Einführung entgegen waren. Der König Fernand hatte aber noch nicht genug Güter eingezogen, und die fromme Iſabella ſah noch nicht genug Neuchriſten in Flammen verbrennen. Zu dieſem Zweck wurde ein Generalinquiſitor ernannt, der die beſonderen Gerichte einſetzen, leiten und überwachen ſollte, damit keiner von den verdächtigen Marranen ſeinem Schickſal entgehe und damit der Widerſtand der Bevölkerung durch Schreckmittel aller Art gebrochen werde.

Die Überſchrift, welche Dante an der Pforte der Hölle leſen läßt: „Laſſet, Eintretende, jede Hoffnung zurück“, ſie paßte noch viel beſſer für den Eingang zu allen Inquiſitionsgebäuden, die durch Torquemada in faſt allen größeren Städten Spaniens entſtanden. Er errichtete nämlich ſogleich noch drei Tribunale in Cordova, Jaen und Villareal und ſpäter in der damaligen Hauptſtadt Südſpaniens, in Toledo. Die Inquiſition wurde von ihm durchweg mit fanatiſchen und übereifrigen Dominikanern beſetzt, deren Willen Torquemada ſich zu unterwerfen wußte, ſo daß ſie ſämtlich wie Organe eines einzigen Weſens wirkten, bereit auf einen Wink von ihm die grauenhafteſte Unmenſchlichkeit mit einer Seelenruhe zu begehen, um welche ſie Kannibalen beneiden könnten. Spanien füllte ſich ſeit der Zeit mit Kerkermoder, Leichengeruch und den Rauch von verbrannter Juden, welche zu einem Glauben gezwungen waren, deſſen Unwahrheit jeder Schritt der Kirchendiener an den Tag legte. Ein Wehruf ging durch das ſchöne Land, der Mark und Bein zu durchdringen vermochte; aber die Majeſtäten lähmten den Arm derjenigen, welche, von Erbarmen ergriffen, dieſer Menſchenſchlächterei Einhalt thun wollten.

Um die Inquiſition auch in ſeinen Erblanden Aragonien dauernd zu befeſtigen, um ſeinen Säckel auch von den dortigen Neuchriſten zu füllen, mußte der König die Privilegien des Landes aufheben, welche von Alters her verbrieft waren: daß an keinem Aragoneſen die Konfiskation ſeiner Güter, welches Verbrechen er auch begangen haben mochte, vorgenommen werden dürfe. Es war ein bedenklicher Schritt. Der Generalinquiſitor de Torquemada ernannte unbekümmert darum für das Erzbistum Saragoſſa zwei Inquiſitionsrichter, welche ihm an blutigem Fanatismus ebenbürtig waren: den Kanonikus Pedro Arbues de Epila und den Dominikaner-Mönch Gaspard Juglar. Torquemada, die Seele der Inquiſition, war auch darauf bedacht, einen Kodex zur Richtſchnur für die Maßnahmen der Richter entwerfen zu laſſen, um die Fangnetze ſo eng als möglich ziehen zu können. Es war, als ob tückiſche Dämonen beraten hätten, wie ſie unſchuldige Menſchenkinder verſtricken und ins Verderben bringen ſollten. — Ein Geſetz beſtimmte eine Gnadenfriſt von einem Monat für diejenigen, welche freiwillig Bekenntniſſe über ihr bis dahin beobachtetes Judaiſieren ablegen würden; ſie ſollten aber ihr Bekenntnis ſchriftlich ablegen, auf alle an ſie gerichteten Fragen aufrichtige Antwort erteilen und namentlich ihre Mitſchuldigen angeben und auch diejenigen, von denen ſie auch nur vermuteten, daß ſie judaiſierende Ketzer wären. Wer ſich nach Ablauf der Gnadenfriſt ſtellte und bekannte, ſollte all ſein Vermögen verlieren. Solche ſollten zwar Ablaß erhalten, aber ſtets gebrandmarkt bleiben, kein öffentliches Amt bekleiden, weder ſie noch ihre Nachkommen, und kein koſtbares Gewand tragen.

Selbſt Perſonen, welche mit der katholiſchen Geiſtlichen-Würde bekleidet waren, entgingen nicht dem Argwohn und dem Feuertode. Ein Kanonikus, Pedro Fernandez de Alcandete, der bereits in der chriſtlichen Religion geboren und erzogen und mit dem Amte eines Schatzmeiſters an der Kathedrale von Cordova betraut war, wurde vor das Inquiſitions-Tribunal gezogen. Er wurde ſchwerer Verbrechen angeklagt: Er habe heimlich einen jüdiſchen Namen geführt, die jüdiſchen Feiertage beobachtet, habe auch am Paſſa ungeſäuertes Brod gegeſſen. Schlimmer noch war die Anklage gegen Alcandete, daß er im Verkehr mit Marranen dieſe zur Beobachtung des Judentums ermahnt und das Chriſtentum als eine Täuſchung ausgegeben. Ob alle dieſe Anklagepunkte erwieſen waren? Der

Kanonikus wurde von dem Blut-Tribunal in Cordova zum Tode verurteilt und lebendig verbrannt.

Im Mai 1485 wurde das Tribunal in der Großstadt Toledo eröffnet. Die Eröffnung begann mit einer Predigt eines Licentiaten über das fromme Werk der Inquisition, mit dem Verlesen der Bulle des Papstes Sixtus IV., welche den Richtern unbeschränkte Gewalt über Leben und Tod bewilligt hatte, mit der Drohung der großen Exkommunikation über alle, welche in Wort und That gegen die Inquisition sich vergehen würden, mit der Vereidigung aller königlichen Beamten, der Inquisition hilfreiche Hand zu bieten und mit der Aufforderung an die Marranen, sich einzustellen und ihren Rückfall zum Judentum zu bereuen und Sühne zu erhalten. Diesen wurden dazu vierzig Tage Gnadenfrist gewährt. Aber in den ersten zwei Wochen fand sich keiner derselben zur Selbstanklage ein. Im Gegenteil, die Marranen zettelten eine Verschwörung an, bei einer Prozession über die Inquisitoren herzufallen, sie und ihre Begleitung, Adlige und Ritter zu töten und — wie später übertreibend gedichtet wurde — die ganze christliche Bevölkerung von Toledo zu vertilgen. Nun, so gefährlich kann die Unternehmung keineswegs gewesen sein; denn es stand keine Persönlichkeit von Ansehen und Stellung an der Spitze — die Marranen von Bedeutung in Toledo waren zwei Jahrzehnte vorher umgebracht und zur Flucht gezwungen worden. Einer der Urheber und Führer war ein junger Gelehrter de la Torre und die Mitverschworenen waren Handwerker. Die Unternehmung, die auch sonst keinen Erfolg gehabt hätte, wurde verraten und vier oder fünf Beteiligte wurden vom Stadthauptmann Gomez Manrique verhaftet und gehängt. Viele hatten sich wohl durch die Flucht gerettet. Der Stadthauptmann, welcher eine Entvölkerung der Bewohner fürchtete, wenn sogleich mit Strenge gegen die verdächtigen Marrannen vorgegangen werden sollte, legte ihnen nur eine Geldstrafe auf für den Krieg gegen das mohammedanische Gebiet von Granada.

Infolge dieses Fehlschlages der Verschwörung blieb den Marranen in Toledo nichts übrig, als sich zu unterwerfen, d. h. zu bekennen, daß sie vorher mehr oder weniger judaisiert hätten, und um Sühne zu bitten, aber — wie ein Augenzeuge berichtet — mehr aus Furcht als aus Liebe zum katholischen Glauben. Um hinter die Wahrheit dieser Geständnisse und die Aufrichtigkeit der Reue zu

kommen, machten die Inquiſitoren bekannt, Jedermann ſei bei Vermeidung der Exkommunikation verpflichtet, innerhalb einiger Monate zur Anzeige bringen, was er von dem ketzeriſchen Thun und Treiben der Marranen ſeiner Bekanntſchaft wüßte. Dann riefen ſie die Rabbiner des Gebietes von Toledo zuſammen, ließen ſie bei der Thora ſchwören und bedrohten ſie für den Fall des Ungehorſams mit Todesſtrafe, daß ſie in den Synagogen jeden Juden bei dem ſchweren Banne auffordern ſollten, die Marranen anzugeben, von welchen ſie wüßten, daß ſie irgendwo jüdiſche Riten und Gewohnheiten ſich hätten zu Schulden kommen laſſen. Es war ein teufliſcher Plan, würdig des Großinquiſitors Torquemada, der ihn ausgedacht hatte, um alle Marrannen zur Strafe ziehen zu können, welche heimlich dem Judentum anhingen. Die Juden ſelbſt ſollten ihre eigenen Stamm- und Glaubensgenoſſen — oder gar ihre Blutsverwandten verraten, da ſie doch die Heimlichkeit der Scheinchriſten kannten. Ob dieſes Mittel zum Ziele führte oder nicht, jedenfalls hatte die Inquiſition von denen, welche ihre Schuld bekannten und in ihren Ausſagen Mitſchuldige angegeben hatten, reichlichen Stoff, ihr fluchwürdiges Werk zu beginnen. Diejenigen Marranen, welche ſich nicht zur Selbſtanklage geſtellt hatten und anderweitig denunziert worden waren, ſowie in ihrem Reuebekenntnis falſche Angaben gemacht hatten, wurden in dunkle Kerker gebracht, um ſpäter zum Verhör und zum Urteilsſpruch herangezogen zu werden.

Als erſte Schlachtopfer der Inquiſition von Toledo fielen drei Männer und drei Frauen, welche ein Mißgeſchick in ihre Arme getrieben hatte. Die Marrannen Sancho de Ciudad mit ſeiner Frau Marie Diaz, ſeinem Sohne und ſeiner Schwiegertochter und Gonzalez de Teba mit ſeiner Frau aus Villa-Real, welche dem Judentnm heimlich treu geblieben und gewiß waren, daß ſie von dem Tribunal in dieſer Stadt zum Feuertode verurteilt werden würden, waren nach Valencia entflohen und hatten dort ein Schiff genommen, um auszuwandern. Von einen Sturm in einen ſpaniſchen Hafen getrieben, wurden ſie verhaftet, nach Toledo gebracht und auf dem Scheiterhaufen verkohlt.

Die durch Zeugen oder Angeber Eingekerkerten, wurden durch Folterqualen zum Geſtändniſſe gebracht. Die Ange ſchuldigten wurden meiſtens ſo lebensſatt, daß ſie von ſich, ihren Freunden und ſogar

ihren Nächsten Bekenntnisse ablegten, welche die Notwendigkeit der Inquisition zu rechtfertigen schienen. Jeder Prozeß gegen einen Judenchristen verwickelte Andere in scheinbare Mitschuld und führte neue Untersuchungen, neue Anklagen, eine immer zunehmend größere Zahl von Schlachtopfern herbei. Torquemada hatte Ketzerrichter nach seinem Ebenbilde eingesetzt, in Saragossa, wie angegeben, Pedro de Arbues de Epila, der wegen seiner Unmenschlichkeit in jüngster Zeit zum Heiligen erhoben worden ist. Wie in Toledo begann Arbues mit Einkerkerung und Verurteilung.

Die Städte der Königreiche Aragonien und Valencia hatten aber von vornherein eine große Unzufriedenheit mit der Einführung der Inquisition gezeigt. Die Aragonier bewachten besonders ihr Privilegium wie ihren Augapfel. Und nun sollte den Mitgliedern der Inquisition eine so uneingeschränkte Gewalt über Leben und Gut eingeräumt werden! Die Neuchristen, welche hohe Ämter und einflußreiche Stellen in Aragonien hatten, waren daher eifrig thätig, die Unzufriedenheit zu schüren und zu steigern. In Teruel und Valencia brachen leidenschaftliche Volksaufstände bei der Einführung der Inquisition aus (1485), die nur durch Blutvergießen gestillt werden konnten.

In Aragonien gaben Neuchristen und auch Altchristen von hohem Rang den Plan nicht auf, die Inquisitions-Tribunale zu vereiteln. Sobald die ersten Opfer der Inquisition in Saragossa gefallen waren, machten sie ihren Einfluß geltend, die Cortes zu bewegen, gegen die Einführung derselben zugleich beim Papst und beim König zu protestieren. In Rom glaubten sie leichte Mühe zu haben; denn dort war für Geld alles zu erlangen. Schwerer schien es, damit beim König durchzudringen. In der That beharrte Fernand standhaft auf dem Entschlusse, vermöge der Inquisition die Judenchristen los zu werden und ihr Vermögen zu erben. Als die Schritte der Unzufriedenen vergeblich waren, wurde ein Verschwörungsplan beraten, den Hauptinquisitor für Aragonien Arbues aus dem Wege räumen zu lassen, um durch Schrecken die Thätigkeit des Tribunals zu lähmen. Hauptführer waren Juan Pedro Sanchez, der mit seinen Brüdern in hohem Ansehen am Hofe des Königs stand, ein Rechtsgelehrter Jaime de Montesa und zwei Neuchristen Sancho de Peternoy, der, obwohl er sich durch einen Eid verpflichtet hatte, der Inquisition

zu dienen, sich gegen sie verschwor, und Luis de Santangel aus einer weitverzweigten marranischen Familie. Sehr viele einflußreiche Männer schlossen sich der Verschwörung an, auch solche, welche sich für die Unterstützung der Ketzergerichte vereidet hatten, darunter auch Franzisco de Santa Fé, ein Sohn des Apostaten Lorqui, welcher seinen Stammgenossen so viel Leid zugefügt hatte. Ein Edelmann Blasco de Alagon sammelte die Gelder, und Juan de Abadia übernahm es, die Mörder zu mieten und Arbues Ermordung zu überwachen. Sehr viele Vornehme jüdischer Abkunft von Saragossa, Tarracona, Calatayud, Huesca und Barbastro schlossen sich der Verschwörung an und gaben Beiträge für die notwendigen Kosten für die Unternehmung. Als sich Arbues eines Tages (15. September 1485) vor Tagesanbruch mit der Laterne in die Kirche begab, um die Frühmesse zu hören, schlichen ihm die Verschworenen nach, und sobald er sich auf die Knie niedergelassen hatte, brachten sie ihm eine Wunde bei. In Blut gebadet, wurde er aus der Kirche getragen und starb zwei Tage darauf. Sobald sich die Nachricht von dem Mordanfalle auf den Hauptinquisitor in Saragossa verbreitete, brachte sie eine entgegengesetzte Wirkung hervor. Die alten Christen rotteten sich zusammen und brüllten mit fürchterlicher Stimme: „In's Feuer mit den Judenchristen, welche den Inquisitionsrichter gemordet haben!“ Es wäre um sämtliche Marranen geschehen gewesen, wenn nicht der junge Bastard des Königspaares, der Erzbischof Alfonso de Aragon, zu Pferde die Volksmenge von Gewaltthätigkeiten zurückgehalten hätte. Er versprach ihr die vollständigste Genugthuung durch strenge Bestrafung der Schuldigen und ihrer Teilnehmer.

Fernando beutete diesen mißlungenen Verschwörungsversuch aufs Beste aus, um die Inquisition in Aragonien zu befestigen. Mit dem ermordeten Arbues trieb das Königspaar eine wahre Abgötterei. Den Dominikanern war der gewaltsame Tod des ersten Inquisitors nicht weniger erwünscht, sie brauchten gerade einen Märtyrer, um ihr Bluttribunal mit dem Glorienschein umgeben zu können. Ihre Bemühung war nun dahin gerichtet, Pedro Arbues zum Heiligen, d. h. zum Halbgott zu erheben.

Die mißlungene Verschwörung der Marranen in Saragossa verschaffte selbstverständlich dem Moloch eine erstaunliche Menge

neuer Schlachtopfer. Einer der Verschworenen, Vidal de Uranso, legte ein offenes und vollständiges Bekenntnis ab, und so hatten die Inquisitoren die Liste sämtlicher Beteiligten in Händen. Sie wurden als judaisierende Ketzer und als Feinde des heiligen Offiziums mit doppeltem Eifer verfolgt. Die Hauptbeteiligten an der Verschwörung wurden, wie die Richter ihrer habhaft geworden waren, durch Saragossa's Straßen geschleift, ihnen die Hände abgehauen, und dann gehängt. Mehr als dreihundert Judenchristen wurden als Teilnehmer verurteilt, darunter etwa dreißig Männer und Frauen aus vornehmen marranischen Familien zum Feuertode. Franzisco de Santa Fé, Sohn des Apostaten, endete ebenfalls auf dem Scheiterhaufen. Wie weit die Entmenschung der Ketzerrichter ging, charakterisiert eine von ihnen verhängte Strafe. Einer der Verschworenen, Gaspar de Santa Cruz, war glücklich nach Toulouse gekommen und dort gestorben. Die Inquisition begnügte sich aber nicht damit, ihn im Bilde zu verbrennen, sondern verhaftete seinen Sohn als Helfer bei der Flucht des Vaters und verurteilte ihn, nach Toulose zu wandern, den dortigen Dominikanern das über ihn ausgesprochene Urteil vorzuzeigen und sie zu bitten, die Leiche seines Vaters auszugraben und zu verbrennen. Der schwache Sohn fügte sich und brachte nach Saragossa die Bescheinigung der Dominikaner mit, daß die Leiche des Vaters auf den Antrag des Sohnes geschändet worden sei.

Nichts desto weniger setzten einige nordspanische Städte Lerida und Barcelona der Einführung der Inquisition in ihren Mauern hartnäckigen Widerstand entgegen; aber alles vergeblich. Der eiserne Wille des Königs Fernand und Torquemada's blutiger Fanatismus überwanden jedes Hindernis, und der päpstliche Hof mußte zu Allem Amen sagen. In dem Jahre nach Arbues' Ermordung, da die Inquisition auch in Barcelona und auf der Insel Mallorca eingeweiht wurde, erlitten in diesen Plätzen allein zweihundert Marranen den Feuertod. Ein jüdischer Zeitgenosse (Isaak Arama) schrieb darüber: In unserer Zeit steigt die Rauchsäule (der Scheiterhaufen) bis gegen den Himmel, in allen spanischen Königreichen und auf den Inseln. Ein Drittel der Marranen kam durch Feuer um, ein Drittel irrt flüchtig umher, um sich zu verbergen, und die übrigen leben in steter Angst vor der Untersuchung". So nahm die Zahl der Schlachtopfer von Jahr zu Jahr zu durch

die eilf Tribunale, die das ſchöne Spanien zu einem flammenden Tophet machten, deſſen Feuerzunge bald auch alte Chriſten erreichte und verzehrte. In den dreizehn Jahren, in welchen Torquemada unumſchränkte Gewalt über die Neuchriſten hatte, wurden mindeſtens zwei Tauſend derſelben dem Feuertode überliefert. Geächtet wurden etwa 17 000 ſolche, welche ein reumütiges Bekenntnis abgelegt hatten.

Fünftes Kapitel.

Die Vertreibung der Juden aus Spanien und Portugal.

(1485 — 1497.)

Das Ungetüm der Inquiſition, das zuerſt ſeine Wut gegen die Neuchriſten richtete, ſtreckte nach und nach ſeine Fangarme auch nach den Juden aus und überlieferte ſie einem thränenreichen Geſchicke. Der Zuſammenhang zwiſchen den Juden und den Marranen war zu eng, als daß die Erſteren nicht auch in empfindliche Mitleidenſchaft gezogen werden ſollten. Sie ſtanden miteinander im innigſten Verkehr, in brüderlicher Gemeinſchaft. Die Juden empfanden für ihre unglücklichen Brüder, welche mit Widerwillen die Maske des Chriſtentums tragen mußten, ein inniges Mitleid und ſuchten ſie in der Gemeinſamkeit zu erhalten. Sie unterrichteten die im Chriſtentum geborenen Marranen in den Riten des Judentums, hielten heimlich mit ihnen religiöſe Zuſammenkünfte für's Gebet, lieferten ihnen Religionsſchriften, zeigten ihnen das Eintreffen der Faſt- und Feſttage an, lieferten ihnen zum Paſſa ungeſäuertes Brot und für das ganze Jahr ritualmäßig zubereitetes Fleiſch und beſchnitten deren neugeborene Knaben.

Um dieſen Verkehr zu verhindern, hatte das Königspaar in Sevilla und Andaluſien überhaupt, wo es viele Neuchriſten gab, die Juden von dieſen aufs ſtrengſte geſondert und die erſteren aus dieſem Landſtrich gewieſen und in anderen Landesteilen ſtreng voneinander getrennt. Aber dieſe mit aller Strenge im ganzen Lande bewerkſtelligte Abſonderung der Juden und Marranen konnte das Band der Liebe zwiſchen Beiden nicht löſen. Sie blieben trotzdem in Verkehr miteinander, aber nur heimlicher, vorſichtiger. Je gefahrvoller die Entdeckung war, deſto größer der Reiz trotz der Argusaugen der ſpionierenden Geiſtlichen und ihrer Helfer, ein-

ander zu begegnen, zu trösten und zu stärken. Diese Zusammenkünfte der Juden und Marranen hatten daher einen romantischen Anstrich wegen der geheimnisvollen Art und der dahinter lauernden Gefahren. Es gestaltete sich zwischen ihnen eine Art Liebesverhältnis, das um so fester und enger wurde, je mehr daran gearbeitet wurde, es zu lösen. Der teuflische Torquemada arbeitete zwar mit allen Mitteln daran, dieses Liebesband zu zerreißen. Er hatte von den Rabbinern verlangt, die Hand dazu zu bieten, ihre dem Judentum treuen Brüder davon loszureißen und sie dem Christentume oder vielmehr dem Scheiterhaufen zu überliefern. Schwerlich haben sie sich dazu gebrauchen lassen und haben wohl eher die Strafen erduldet oder es durchgesetzt, daß die Strafandrohung nicht vollzogen wurde. Da die Inquisition ihren Zweck vermittelst der Juden nicht erreichen konnte, diese vielmehr trotz aller Vorkehrungen den heimlichen Verkehr mit den Neuchristen fortsetzten, so drängten sie das Königspaar zur Austreibung der Juden.'

Die castilianischen und aragonischen Juden hätten darauf gefaßt sein sollen, daß ihr Bleiben nicht mehr von Dauer sein würde. Allein sie liebten Spanien zu sehr, als daß sie sich ohne dringenden Zwang davon hätten trennen können. Auch schützte sie das Königspaar öfter gegen Unbilde. Die spanischen Juden rechneten ferner auf ihre Unentbehrlichkeit für die Christen und vertrauten allzuviel auf die jüdischen Günstlinge bei Hofe. Abraham Senior, welcher die Eheverbindung des Königspaares gefördert hatte, stand bei demselben in hoher Gunst. Dazu kam noch, daß gerade zur Zeit, als Torquemada seine Fangschlingen über Marranen und Juden warf, der berühmte Abrabanel vom castilianischen Hofe ein sehr wichtiges Amt erhielt und einflußreiches Vertrauen genoß, unter dessen Schutze die spanischen Juden aller Wut der giftigen Dominikaner trotzen zu können glaubten. Don Isaak Abrabanel (geb. in Lissabon 1437, gest. in Venedig 1509) beschließt die Reihe der jüdischen Staatsmänner in Spanien, welche, mit Chasdai Ibn-Schaprut beginnend, ihre Namen und ihre Stellung zum Wohle ihrer Stammgenossen verwertet haben. Seine Abstammung vom königlich-davidischen Hause, deren sich die Abrabanels rühmten wollten die Zeitgenossen in dem Adel seiner Gesinnung erkennen. Don Isaak Abrabanel war eine frühreife Natur von klarem Verstande, aber nüchtern, ohne Schwung und ohne Tiefe. Das Nahe-

liegende, die Dinge und die Verhältniſſe der Gegenwart, die handgreifliche Wirklichkeit umfaßte ſein Geiſt mit untrüglichem Takte, aber weniger das Entfernte. Die Ergründung des Judentums, ſeines glanzvollen Altertums und ſeines Gottesbegriffes war für Abrabanel von Jugend auf ein Lieblingsthema, und er verfaßte im jugendlichen Alter eine Schrift, um die allgemeine und beſondere Vorſehung Gottes für das Volk Israel ins Licht zu ſetzen. Allein philoſophiſche Begriffe waren bei ihm mehr angebildet als angeboren. Dafür war Don Iſaak ein gewiegter Geſchäftsmann, der das Finanzfach und auch die Staatswiſſenſchaft gut verſtand. Der damalige König von Portugal, Alfonſo V., ein gebildeter leutſeliger und liebenswürdiger Herrſcher, wußte ſein Talent zu würdigen; er berief ihn an ſeinen Hof, vertraute ihm das Finanzweſen an und zog ihn bei wichtigen Fragen ins Vertrauen. Abrabanel's edles Gemüt, ſeine wahrhaft innige Religioſität, ſeine Beſcheidenheit und ſeine uneigennützige Klugheit verſchafften ihm innerhalb und außerhalb des Hofkreiſes die aufrichtige Zuneigung der Granden. Mit dem mächtigen, ſanften und wohlwollenden Herzog Fèrnando de Braganza — der über fünfzig Städte, Flecken, Schlöſſer und Burgen gebot und 10,000 Mann Fußvolk, wie 3000 Reiter ins Feld ſtellen konnte — mit ihm und ſeinen Brüdern, dem Marquis von Montemar, Connetable von Portugal, und dem Grafen von Faro, die brüderlich einträchtig zuſammen lebten, mit allen dieſen ſtand Abrabanel auf freundſchaftlichem Fuße. Mit dem gelehrten João Sezira, der bei Hofe in hohem Anſehen ſtand und ein warmer Gönner der Juden war, hatte Abrabanel ein ſehr inniges Freundſchaftsverhältnis. Er beſchreibt ſelbſt ſeine glückliche Lebenslage am Hofe des Königs Alfonſo.

„Friedlich lebte ich in meinem ererbten Hauſe im geprieſenen Liſſabon, daſelbſt hatte mir Gott Segen, Reichtum und Ehren gegeben. Ich hatte mir große Bauten und weite Säle angelegt. Mein Haus war ein Mittelpunkt für Gelehrte und Weiſe. Ich war beliebt im Palaſte Alfonſo's, eines mächtigen und gerechten Königs, unter dem auch die Juden Freiheit und Wohlſtand genoſſen. Ich ſtand ihm nah, er ſtützte ſich auf mich, und ſo lange er lebte, ging ich in ſeinem Palaſt aus und ein.“ Alfonſo's Regierung war die letzte goldene Zeit für die Juden in Portugal. Obwohl unter ſeiner Regierung die portugieſiſche Geſetzſammlung

zu Stande kam, welche byzantinische und kanonische Beschränkung der Juden enthält, so hatte einerseits der damals noch unmündige König selbst keinen Anteil daran und andererseits wurden die gehässigen Gesetze nicht ausgeführt. Die Juden trugen zu seiner Zeit in Portugal keine brandmarkenden Abzeichen, stolzierten auf Rossen und Mauleseln mit kostbaren Geschirren und glänzenden Schabracken in langen Röcken mit feinen Capuzen — die übliche Landestracht — in seidenen Wämsern und mit vergoldeten Degen einher. Sie waren durch nichts von den Christen zu unterscheiden. Die meisten Finanzpächter in Portugal waren Juden. Selbst Kirchenfürsten stellten Juden als Einnehmer der Kirchentaxen an, worüber die Cortes von Lissabon Klagen führten. Die Selbstständigkeit der jüdischen Gemeinden unter den Großrabbinen und den sieben Provinzial-Rabbinen blieb unter Alfonso gewahrt und wurde in die Gesetzsammlung aufgenommen. In dieser Gesetzsammlung wurde den Juden das Zugeständnis gemacht, daß die von ihnen ausgestellten Urkunden nicht in der portugiesischen Sprache abgefaßt zu sein brauchten, wie früher angeordnet war, sondern daß sie sich dazu auch der hebräischen Sprache bedienen durften.

Abrabanel war übrigens nicht der einzige jüdische Günstling an Alfonso's Hofe. Zwei Brüder Ibn-Jachja Negro, Söhne eines Don David — welcher seinen Söhnen vor seinem Tode empfohlen haben soll, seine reiche Hinterlassenschaft nicht in liegenden Gründe anzulegen, da den portugiesischen Juden eine Ausweisung bevorstehe — diese beiden Brüder verkehrten ebenfalls an dem Hofe von Lissabon.

So lange Isaak Abrabanel die Gunst des Königs genoß, war er für seine Stammgenossen „Schild und Mauer, rettete die Dulder vor der Gewalt ihrer Widersacher, heilte die Risse und wehrte die grimmigen Löwen von ihnen ab", wie ihn sein dichterischer Sohn Juda Leon schilderte. Er, der ein warmes Herz für alle Leidenden hatte, der den Waisen ein Vater und den Trauernden ein Tröster war, empfand noch tieferes Mitleid mit den Unglücklichen seines Stammes. Als Alfonso die Hafenstadt Arzilla in Afrika eroberte, brachten die Krieger unter vielen tausend gefangenen Mauren 250 Juden, welche als Sklaven im ganzen Königreiche verkauft wurden. Juden und Jüdinnen zur elenden Sklaverei verdammt zu wissen, ertrug Abrabanel's Herz nicht. Auf seine

Veranlaſſung trat ein Comité von zwölf Gemeindegliedern in Liſſabon zuſammen und ſammelte Gelder. Er mit noch einem Kollegen reiſte darauf im ganzen Lande umher und erlöſte die jüdiſchen Sklaven, öfter um einen hohen Preis. Damit war es aber noch nicht abgethan. Die losgekauften Juden und Jüdinnen, Erwachſene und Kinder, mußten bekleidet, untergebracht und erhalten werden, bis ſie die Landesſprache erlernt haben und für ſich ſelbſt zu ſorgen imſtande ſein würden.

Als der König Alfonſo eine Geſandtſchaft an den Papſt Sixtus IV. ſchickte, um ihm zu deſſen Thronbeſteigung zu gratulieren, und ihm ſeinen Sieg über die Mauren Afrikas anzuzeigen, darunter ſich auch der Doctor João Sezira befand, der mit Abrabanel ein Herz und eine Seele und überhaupt ein Judenfreund war, nahm er ihm das heilige Verſprechen ab, mit dem Papſte zu Gunſten der Juden zu verhandeln. Er bat ſeinen italieniſchen Freund, Jechiel von Piſa, ſich gegen João Sezira auf jede Weiſe gefällig zu zeigen und ihm ſowohl, wie dem Hauptgeſandten, Lopo de Almeida, zu erkennen zu geben, wie angenehm den italieniſchen Juden die Nachricht von der Gunſt des Königs Alfonſo für die Juden ſei, damit ſich der König und ſeine Diener dadurch geſchmeichelt fühlen ſollten. So that Abrabanel Alles, was in ſeinem Bereiche lag, für ſeine Glaubens- und Stammgenoſſen zu wirken.

Mitten aus ſeinem Glücke, das er mit einer tugendhaften und geliebten Frau und drei wohlgeratenen Söhnen: Juda Leon, Iſaak und Samuel genoß, riſſen ihn die politiſchen Vorgänge in Portugal. Sein Gönner Alfonſo V. war geſtorben und den Thron beſtieg deſſen Sohn João II. (1481—1495), ſeinem Vater durchweg unähnlich, von ſtärkerer Willenskraft, harter Gemütsart und voller Verſtellungskunſt. Er befolgte die Politik ſeines Zeitgenoſſen, des gewiſſenloſen Königs Ludwig XI. von Frankreich, ſich der portugieſiſchen Granden zu entledigen, um ein abſolutes Königtum zu ſchaffen. Zunächſt hatte er es auf den Herzog Fernando de Braganza abgeſehen, der, ſelbſt von königlichem Geblüte, faſt eben ſo mächtig, angeſehen und beliebter als der König war.

Während er den Herzog von Braganza liebkoſte, ließ er eine Anklageſchrift gegen ihn zuſammenſtellen, als habe dieſer ein

verräterisches Einverständnis mit dem spanischen Königspaar unterhalten, dessen Richtigkeit noch heute nicht genügend ermittelt ist. Er verhaftete ihn mit einem Judaskusse, machte ihm den Prozeß als Landesverräter, ließ ihn enthaupten und zog seine ausgedehnten Besitzungen ein (Juni 1483). Seine Brüder mußten die Flucht ergreifen. Da Isaak Abrabanel in Freundschaft mit dem Herzog von Braganza und dessen Brüdern lebte, so faßte der König João auch gegen ihn Argwohn, daß er von dem angeblichen Verschwörungsplan gewußt hätte; Feinde des jüdischen Staatsmannes bestärkten ihn darin. Der König ließ ihm demgemäß einen Befehl zustellen, sich zu ihm zu verfügen. Nichts Arges ahnend, war Abrabanel im Begriffe, dem Befehle Folge zu leisten, als ihn ein unbekannter Freund den Weg vertrat, ihm mitteilte, daß es auch auf sein Leben abgesehen wäre, und ihm zur eiligsten Flucht riet. Abrabanel befolgte den Rat des Freundes und floh nach Spanien. Der König ließ ihn zwar durch Reiter verfolgen, sie konnten ihn aber nicht erreichen. So gelangte er sicher zur spanischen Grenze. In einem demütigen, aber männlich gehaltenen Schreiben beteuerte er seine Unschuld an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen und sprach auch den Herzog von Braganza von jeder Schuld frei. Der argwöhnische Tyrann, welcher der Verteidigungsschrift keinen Glauben schenkte, ließ nicht nur Abrabanel's ganzes Vermögen konfiszieren, sondern auch das seines Sohnes Juda Leon, der bereits als Arzt selbständig war. Aber Frau und Kinder ließ er ihrem Familienhaupte nach Castilien nachziehen.

In Spanien wo er sich niedergelassen, wurde Isaak Abrabanel von der Judenschaft ehrenvoll aufgenommen. Ein Kreis von Gelehrten und Jüngern sammelte sich um den hochgefeierten, unschuldig verfolgten portugiesischen Staatsmann. Mit dem Rabbiner Isaak Aboab und mit dem Obersteuerpächter Abraham Senior trat er in ein inniges Verhältnis. Wie es scheint nahm ihn der Letztere gleich bei seiner Niederlassung zum Teilnehmer an der Steuerpacht. Abrabanel machte sich indes Gewissensbisse, daß er wegen Staatsgeschäften und im Dienste des Mammon das Studium des Gesetzes vernachlässigt habe und sah sein Unglück als gerechte Strafe des Himmels in Demut an. Sogleich machte er sich auf das Drängen seiner neuen Freunde an die Erklärung der geschichtlichen Propheten, die bisher von den Erklärern wegen

ihrer ſcheinbaren Leichtigkeit vernachläſſigt worden waren. Da er ſich ſchon früher vielfach damit beſchäftigt hatte, ſo konnte er in kurzer Zeit die Erläuterung dieſer Bücher vollenden. Gewiß war keiner wie Abrabanel befähigt, gerade dieſes bibliſch-geſchichtliche Schrifttum auszulegen. Er hatte neben Sprachkenntnis auch Welterfahrung und richtige Einſicht in politiſche Verhältniſſe und Verwickelungen, welche durchaus nötig ſind, um Gründung, Blüte und Verfall des israelitiſchen Reiches tiefer zu erfaſſen. Auch hatte er vor anderen Schrifterklärern voraus, daß er auch Schriften chriſtlicher Schriftausleger benutzen konnte, und er hat das Wertvolle von ihnen aufgenommen. Abrabanel hat daher in dieſen Kommentarien Licht über manche dunkle Punkte verbreitet. Er ließ dieſen Schriften überhaupt eine wiſſenſchaftliche Behandlung zu Teil werden, brachte Ordnung hinein, ſchickte jedem Buche eine lichtvolle Einleitung und Inhaltsangabe voran, ein Verfahren, das er den chriſtlichen Gelehrten abgeſehen und geſchickt angewendet hat. Wenn Abrabanel nicht ſo weitſchweifig und gedehnt geſchrieben und nicht die Manier gehabt hätte, jedem Bibelabſchnitt eine Reihe von oft überflüſſigen Fragen voranzuſchicken, ſo wären wohl ſeine Auslegungs-Schriften volkstümlicher geworden oder hätten es wenigſtens verdient. Freilich hätte er dann auch nicht über ſeinen Stand hinausgehen dürfen, um ſich auch in philoſophiſche Unterſuchungen einzulaſſen. Je weniger Verſtändnis er dafür hatte, deſto mehr verbreitete er ſich darüber. Abrabanel nahm den gläubigen Standpunkt der nachmaniſch-chasdaïſchen Richtung ein und hatte nicht einmal die Duldung, ein freies Wort über das Judentum und ſeine Glaubenslehren ruhig anzuhören, verketzerte die Forſchungen Albalag's und Narboni's und that ihnen gar den Schimpf an, ſie mit dem gewiſſenloſen Apoſtaten Abner-Alfonſo de Valladolid auf eine Linie zu ſtellen. Auch mit Levi Ben-Gerſon ſchmollte er, weil er dem Wunderglauben nicht unbedingt gehuldigt hatte. Wie die Stockgläubigen ſeiner Zeit, wie Joſeph Jaabez, war er der Überzeugung, daß die Demütigung und Verfolgung, welche die Juden in Spanien betroffen, das freigeiſtige Forſchen verſchuldet hätte, das hier und da aufgetaucht ſei. Haben aber die überfrommen deutſchen Juden, die keine Ahnung von der ketzeriſchen Philoſophie hatten, weniger gelitten?

Nur kurze Zeit war es Abrabanel vergönnt, ſein Lieblings-

ſtudium zu pflegen, der Schriftſteller wurde bald wieder vom Staatsmanne verdrängt. Als er die Feder anſetzen wollte, um die Bilderreihe der judäiſchen und israelitiſchen Könige zu beleuchten, wurde er an den Hof Fernand's und Iſabella's berufen, um ihm das Finanzfach anzuvertrauen. Die Staatseinkünfte müſſen unter ſeiner Hand gediehen ſein; denn während der acht Jahre ſeiner Verwaltung (März 1484 — 1492) iſt dieſe nie tadelhaft befunden worden. Mit ſeiner Klugheit und ſeinem Rate ſtand er dem Königspaare bei. Abrabanel erzählte ſelbſt, daß er ſich in dem königlichen Dienſte Reichtümer erworben und Grundbeſitz angekauft habe, und daß ihm von Seiten des Hofes und der erſten Granden hohe Ehren erwieſen worden ſeien. Wie unentbehrlich muß er geweſen ſein, daß ſie, die hochkatholiſchen Fürſten, unter den Augen des giftigen Torquemada, trotz der kanoniſchen Geſetze und der wiederholten Cortes-Beſchlüſſe, keinen Juden zu irgend einem Amte zuzulaſſen, dem jüdiſchen Finanzminiſter den Nerv des Staatslebens anvertrauen mußten! Aber er war auch in Caſtilien eine ſchützende Mauer für ſeine Stammesgenoſſen. Denn an erlogenen und aufreizenden Beſchuldigungen haben es ihre erbitterten Feinde, die Dominikaner, nicht fehlen laſſen. Daß die caſtilianiſchen Juden dem Zorn der Inquiſitoren wegen ihrer Hülfeleiſtung an den unglücklichen Marranen nicht erlagen, war gewiß Abrabanels Werk.

Inzwiſchen entwickelte ſich der für die Mauren und Juden ſo unglückliche granadiſche Krieg, der mit Unterbrechung 10 Jahre dauerte und zu dem auch die Juden beiſteuern mußten. Den Gemeinden wurde eine außerordentliche Kriegsabgabe aufgelegt. — Im Staate Granada, der durch Hochmut ſeinen Fall geradezu heraufbeſchworen hat, lebten nicht wenig Juden, welche durch die Flucht der Marranen aus Spanien vor dem Feuertode noch vermehrt wurden. Sie hatten zwar auch da keine beneidenswerte Lage; denn der Judenhaß der Spanier hatte ſich auch dahin verpflanzt; aber ihr Bekenntnis wurde wenigſtens nicht angefochten und ihr Leben nicht immer gefährdet. Iſaak Hamon war Leibarzt einer der letzten granadiſchen Könige und genoß hohe Gunſt bei Hofe. Als einſt eine Zänkerei in den Straßen Granada's entſtand, beſchworen die Umſtehenden beim Leben ihres Propheten die Streitenden, ſich zu trennen, ohne Gehör zu finden. Als aber ihnen bedeutet wurde,

beim Leben des königlichen Arztes vom Streite zu lassen, fuhren sie sofort auseinander. Dieser Vorfall, wobei sich zeigte, daß Isaak Hamon in höherem Respekte bei der Bevölkerung stand als der Prophet Mohammed, reizte einige Stockmohammedaner über die Juden Granada's herzufallen und sie niederzumetzeln. Gerettet blieben nur diejenigen, welche in der königlichen Burg Zuflucht fanden. Die jüdischen Ärzte von Granada beschlossen seit dieser Zeit, sich nicht mehr in Seide zu kleiden und nicht auf Rossen zu reiten, um nicht den Neid der mohammedanischen Bevölkerung zu erregen.

Nach langem, blutigen Kriege ging endlich das herrliche Granada in die Hände der stolzen Spanier über. Der letzte leichtsinnige König Muley Abu-Abdallah (Boabdil) unterzeichnete einen heimlichen Vertrag mit Fernand und Isabella (25. Novbr. 1491), ihnen die Stadt und das Gebiet in zwei Monaten zu übergeben. Die Bedingungen waren, da nun einmal die Selbstständigkeit verloren war, ziemlich günstig. Die Mauren sollten ihre Religionsfreiheit, selbständige Gerichtsbarkeit, Auswanderungsrecht und überhaupt ihre Sitten und Gebräuche behalten und nur dieselben Steuern zahlen, die sie bisher an die maurischen Fürsten gezahlt. Die Renegaten, d. h. die Christen, welche zum Islam übergetreten, oder richtiger die maurischen Scheinchristen (Modejaren), welche vor der Inquisition nach dem Granadischen Gebiete entflohen und dort wieder zum Islam zurückgetreten waren, sollten unbehelligt und unangefochten bleiben; die Inquisition sollte keine Gewalt über sie beanspruchen dürfen. Die Juden der Hauptstadt Granada's, des Quartiers Albaicin, der Vorstädte und der Umgegend waren ausdrücklich mit eingeschlossen; sie sollten dieselbe Schonung und dieselben Rechte genießen. Nur sollten die übergetretenen Marranen nur in dem ersten Monat nach der Übergabe der Stadt auswandern dürfen; die länger Zurückgebliebenen sollten der Inquisition verfallen. Am 2. Januar 1492 hielten Fernand und Isabella mit ihren Heeren unter Glockengeläute und mit frommer Prahlerei ihren Einzug in Granada. Das mohammedanische Reich auf der Halbinsel war wie ein Märchen aus tausend und eine Nacht verschwunden. Der letzte Fürst, Muley Abu-Abdallah, warf einen letzten trüben Abschiedsblick „mit dem letzten Seufzer" auf die ihm entschwundene Herrlichkeit, zog sich

in das ihm überlassene Gebiet des Alpujarren-Gebirges zurück, konnte aber seinen Unmut nicht überwinden und setzte nach Afrika hinüber. Nach fast acht Jahrhunderten war die ganze pyrenäische Halbinsel wieder christlich geworden, wie zur Zeit der Westgoten. Aber der Himmel konnte sich über diesen Sieg nicht freuen, der neue Menschenopfer für die Meister der Hölle lieferte. Die Juden empfanden zuerst die tragischen Wirkungen dieses Sieges über Granada.

Der Krieg gegen die Mohammedaner Granadas hatte im Verlauf immer mehr den Charakter eines Kreuzzuges gegen Ungläubige, eines heiligen Krieges zur Verherrlichung des Kreuzes und zur Ausbreitung des christlichen Glaubens angenommen. Sämtliche Spanier wurden durch den Sieg in den Taumel eines glühenden Fanatismus hineingerissen. Die ungläubigen Mohammedaner sind besiegt, und die noch mehr ungläubigen Juden sollten sich frei im Lande bewegen dürfen? Diese Frage lag zu nah, als daß sie nicht eine für die Juden unheilvolle Antwort hätte finden sollen. Das Drängen des entmenschten Torquemada und seiner Gesinnungsgenossen, denen die Juden längst ein Dorn im Auge waren, sie zu vertreiben, Anfangs mit Achselzucken aufgenommen, fand bei den Siegestrunkenen mehr Gehör. Dazu kam noch, daß die Juden, die Geldspender, seit der Bereicherung durch die zahllose Beute in den reichen Städten des unterworfenen granadischen Gebietes entbehrlich schienen. Noch ehe die Kreuzesfahne in Granada wehte, dachten Fernand und Isabella schon daran, die Juden aus Spanien auszuweisen. Sie schickten zu diesem Zwecke eine Gesandtschaft an den Papst Innocenz VII., daß sie Willens seien, die Juden über die Grenze ihrer Länder zu weisen, wenn er ihnen mit dem Beispiele vorangehen wollte, da er doch Jesu Stellvertreter sei und dessen Tod an seinen Mördern zu rächen habe. Aber dieser sonst so verworfene Papst, der sieben uneheliche Söhne und eben so viele Töchter erzeugte und gleich nach seiner Thronbesteigung einen feierlichen Eid gebrochen hatte, war nicht für die Vertreibung der Juden. Mit Freuden verkündete Meschullam aus Rom, welcher Nachricht von dem Entschlusse des Papstes hatte, die frohe Botschaft den italienischen und neapolitanischen Gemeinden, daß der Papst sich nicht zu ihrer Vertreibung verstehen wollte. Das spanische Königspar beschloß aber die Verbannung der Juden ohne das päpstliche Beispiel.

Aus dem Zauberpalaſte der Alhambra erließen plötzlich die „katholiſchen Könige“ einen Befehl, daß ſämtliche Juden Spaniens innerhalb vier Monaten aus allen Gebietsteilen Caſtiliens, Aragoniens, Siciliens und Sardiniens bei Todesſtrafe auswandern ſollten (31. März 1492). Ihr Hab und Gut ſollten ſie mitnehmen dürfen, aber nicht Gold, Silber, Münzen, oder die dem Ausfuhrverbot unterliegenden Waren, ſondern nur ſolche Artikel die ausgeführt werden durften. Iſabella's und Fernand's herzloſer Erlaß ſuchte die Härte durch Gründe zu rechtfertigen mehr der eigenen Bevölkerung und dem Auslande gegenüber, als vor den Betroffenen. Er wirft den Juden keineswegs vor, daß ſie übermäßigen Wucher getrieben, ſich unrechtmäßig bereichert, dem Volke das Mark ausgeſogen hätten. Von allen dem ſpricht der Erlaß nicht, ſondern er ſetzt auseinander, daß der Rückfall der Neuchriſten in „den jüdiſchen Unglauben“ im Umgange und Verkehr mit den Juden Grund zur Unzufriedenheit gegeben hätte.

Der Erlaß führt weiter aus: Es wäre in der Ordnung geweſen, ſchon früher die Juden wegen ihrer verführeriſchen Anreizung zum Abfall zu verbannen; allein das Königspaar habe es Anfangs mit Milde verſucht, nur die Juden Andaluſiens ausgewieſen und die am meiſten ſchuldigen zu beſtrafen im guten Glauben, daß dieſes Mittel genügen werde. Da es ſich aber nicht bewährt habe, die Juden vielmehr täglich ihre ſchlimmen Vorſätze zur Abwendung der Neuchriſten vom katholiſchen Glauben fortſetzten, ſo bleibe dem Königspaare nichts weiter übrig, als durch deren vollſtändige Vertreibung ihnen die Gelegenheit zu benehmen, diejenigen, welche bisher treu im Chriſtentume verharrt, als auch diejenigen, welche zwar abgefallen waren, aber ſich gebeſſert und zur heiligen Mutterkirche zurückgekehrt ſind, ferner abtrünnig zu machen. Daher habe das Königspaar in Beratung mit einigen Kirchenfürſten, Granden und Gelehrten beſchloſſen, die Juden aus allen ſeinen Staaten auszuweiſen. Kein Chriſt ſolle bei Strafe der Güterentziehung Juden nach Ablauf des Termins ſchützen oder beherbergen.

So war denn endlich der von Fernblickenden längſt gefürchtete Streich geführt. Die ſpaniſchen Juden ſollten das Land verlaſſen, mit dem alle Faſern ihres Herzens verwachſen, in dem die Gräber ihrer Vorfahren ſeit mindeſtens fünfzehn Jahrhunderten waren,

und zu deſſen Größe, Reichtum und Bildung ſie ſo viel beigetragen hatten. Betäubend wirkte der Schlag auf ihre Gemüter. Abrabanel glaubte ihn noch durch ſeinen Einfluß abwenden zu können. Er eilte zum Königspaar und bot ihm die überſchwenglichſten Summen von den Juden an, wenn das Edikt wieder aufgehoben würde. Seine chriſtlichen Freunde, angeſehene Granden, unterſtützten ſein Geſuch. Fernand, der mehr auf Bereicherung als auf die Verherrlichung des katholiſchen Glaubens ſah, war ſchon geneigt, nachzugeben. Da ſoll der fanatiſch-giftige Generalinquiſitor Torquemada ſeinen Machtſpruch dagegen erhoben haben. Er habe im Palaſt, ſo wird erzählt, die Unterhandlung vernommen, ſei in den Saal zum Königspaare geeilt, habe ein Kruzifix hingehalten und die geflügelten Worte geſprochen: „Judas Iſchariot hat Chriſtus für 30 Silberlinge verkauft, Eure Hoheit wollen ihn für 300 000 Dukaten verkaufen. Hier iſt er, nehmt und verkaufet ihn“. Dieſe Worte oder die Einflüſſe glaubenswütiger Geiſtlichen haben zunächſt auf Iſabella gewirkt, ſtandhaft auf dem Edikt zu beharren, und ſie, die überhaupt kühner als der König war, wußte auch ihn in der judenfeindlichen Stimmung zu erhalten. Vergeblich waren auch die Schritte, welche der beſondere Günſtling der Königin, Don Abraham Senior, zur Abwendung dieſes Schlages von ſeinen Glaubensgenoſſen gethan hat. Juan de Lucena, Mitglied des königlichen Rates von Aragonien, ſo viel wie Miniſter, war beſonders beharrlich thätig, das Edikt aufrecht zu erhalten. Ende April (1492) zogen Ausrufer und Trompeter durch das ganze Land und verkündeten: daß die Juden nur bis Ende Juli im Lande bleiben dürfen, um ihre Angelegenheiten zu ordnen; wer von ihnen noch ſpäter auf ſpaniſchem Boden betroffen würde, ſollte dem Tode verfallen. Wie unſäglich groß auch die Verzweifelung der ſpaniſchen Juden war, ſich von dem teuren Geburtslande und der Aſche ihrer Väter loszureißen und einer ungewiſſen Zukunft entgegenzugehen in der Fremde, unter Völkern, deren Sprachen ſie nicht verſtanden und die vielleicht noch feindſeliger als die ſpaniſchen Chriſten gegen ſie verfahren würden, ſo mußten ſie ſich doch mit dem Gedanken vertraut machen und ernſtliche Vorbereitungen zur Auswanderung treffen. Bei jedem Schritte gewahrten ſie, daß ſie einem noch grauſigeren Geſchicke entgegen gehen würden. Hätten ſie mit ihren Reichtümern ausziehen können, wie die engliſchen

Juden gegen Ende des dreizehnten und die französischen ein Jahrhundert später, so würden sie sich in der Fremde eine leidliche Existenz haben gründen können. Aber die jüdischen Kapitalisten durften ihre Baarschaft nicht mitnehmen und waren daher gezwungen sie auf Wechsel zu geben. Spanien hatte aber damals wegen seines vorherrschend ritterlichen und kirchlichen Charakters keine Welthandelsplätze, wo Papiere im Werte gewesen wären, wie in Italien. Das Geschäft im Großen war meistens in Händen der Juden und der Neuchristen — und die Letzteren waren aus Furcht vor der Inquisition gezwungen, sich von ihren Stammgenossen fern zu halten. Diejenigen, welche Grundstücke hatten, mußten sie um einen Schleuderpreis losschlagen, weil sich kein Käufer fand, und mußten bei Christen betteln, ihnen dafür nur die geringste Wertsache zu geben. Ein Zeitgenosse, Andreas Bernaldez, Pfarrer von Los Palacios, berichtet: daß die schönsten Häuser und die prachtvollsten Landgüter der Juden um eine Kleinigkeit verkauft wurden. Ein Haus wurde um einen Esel und ein Weinberg um ein Stück Tuch oder Leinwand verschleudert. So zerrannen die Reichtümer der spanischen Juden in Nichts und konnten ihnen in den Tagen der Not nicht helfen. Torquemada, welcher bei dieser Gelegenheit seine bis dahin erwiesene Unmenschlichkeit noch übertreffen wollte, untersagte den Christen jeden Verkehr mit ihnen. In seinen Ländern ließ der König Fernand auf das Eigentum der Ausgewiesenen Beschlag legen, damit davon nicht bloß ihre Schulden gedeckt, sondern auch die Ansprüche, welche die Klöster an sie zu haben vorgaben, befriedigt würden. Torquemada machte es ferner den Dominikanern zur Pflicht, den verzweifelten Juden das Christentum zu predigen und sie aufzufordern, die Taufe zu empfangen und im Lande zu bleiben. Dagegen ermahnten die Rabbinen die Gemeinden, im Glauben standhaft auszuharren, die Trübsale als Prüfungen hinzunehmen und ihrem Gott zu vertrauen, der ihnen so oft in Nöten beigestanden. Es bedurfte aber gar nicht der feurigen Ermahnung von Seiten der Rabbinen. Einer ermutigte den Anderen zur Treue und Standhaftigkeit für das Judentum. „Lasset uns stark sein“, so sprachen sie zu einander, „für unsere Religion und für die Lehre unserer Väter vor den Lästrern und Feinden. Wenn sie uns leben lassen, werden wir

leben, wenn sie uns töten, werden wir sterben. Wir wollen den Bund unseres Gottes nicht entweihen, unser Herz soll nicht verzagen, wir wollen im Namen unseres Gottes wandeln". Hätten sie sich etwa taufen lassen sollen, um dem Blutgerichte der Inquisition zu verfallen? Das Kreuz hatte auch für die laueſten Juden seine Anziehungskraft verloren, seitdem sie gesehen, unter welchen nichtigen Vorwänden ihre Stammgenossen dem Scheiterhaufen überliefert wurden. Ein Jahr vor dem Erlaß des Verbannungsedikts wurden in Sevilla allein zweiunddreißig Neuchristen lebendig, sechzehn im Bilde verbrannt und 625 zur demütigenden Büßung verurteilt. Auch blieb es den Juden nicht unbekannt, mit welcher Falschheit Torqemada die Schlachtopfer anzulocken wußte. Nach Granada hatten sich viele Scheinchristen aus Sevilla, Cordova und Jaen geflüchtet und waren dort zum Judentum zurückgetreten. Nach der Eroberung dieser Stadt ließ Torquemada einen Aufruf an sie ergehen, wenn sie zur Mutterkirche zurückkehren wollten — „welche ihren Schoß stets offen hält, um diejenigen aufzunehmen die mit Zerknirschung und Reue sich an sie wenden" — sollten sie mit Milde behandelt und ihnen im Geheimen ohne Aufsehen die Absolution erteilt werden. Einige ließen sich von der süßlichen Stimme verlocken, begaben sich nach Toledo und wurden — zum Feuertode begnadigt. Daher kam es, daß trotz der Predigten der Dominikaner und trotz der unsäglich verzweifelten Lage nicht Viele und zwar nur Reiche und Gebildete im Jahre der Ausweisung aus Spanien zum Christentum übergingen. Von bekannten Namen bekehrten sich nur der reiche Steuerpächter und Großrabbiner Abraham Senior mit seinen Söhnen und seinem Schwiegersohn Meïr. Man erzählte sich, Don Abraham hätte mit Verzweifelung im Herzen die Taufe empfangen, weil die Königin, welche den Finanzmeister nicht missen mochte, gedroht habe, über die abziehenden Juden noch mehr Elend zu verhängen, wenn dieser sich nicht fügen sollte. Groß war in der That die Freude bei Hofe über die Bekehrung Senior's und seiner Familie. Das Königspaar selbst und der Kardinal vertraten Pathenstelle bei ihnen. Die Täuflinge nahmen den Namen Coronel an, und ihre Nachkommen wurden später zu hohen Staatsämtern befördert.

Das gemeinsame Unglück und der gleiche Schmerz erzeugten bei den spanischen Juden in der letzten Zeit vor ihrer Aus-

wanderung, ein Gefühl innigſter Brüderlichkeit. Die Reichen unter ihnen, obwohl ihr Vermögen zuſammengeſchmolzen war, teilten doch brüderlich mit den Armen, ließen ihnen an nichts fehlen, damit ſie nicht in die Klauen der Seelenhäſcher gerieten, und ſorgten für die Koſten ihrer Auswanderung. Der greiſe Rabbiner Iſaak Aboab, der Freund Abrabanels, reiſte im Voraus mit dreißig angeſehenen Juden nach Portugal, um mit dem Könige João II. wegen Überſiedelung oder Durchreiſe der ſpaniſchen Auswanderer durch deſſen Land Unterhandlungen anzuknüpfen; es gelang ihnen mit ihm einen verhältnismäßig günſtigen Vertrag abzuſchließen. Freilich ließ ſich der Schmerz der Trennung von der ſchwärmeriſch geliebten Heimat nicht überwinden. Je näher der Tag des Scheidens heranrückte, deſto mehr durchwühlte er das Herz der Unglücklichen. Die Gräber der Vorfahren, das war ihnen das Teuerſte, davon konnten ſie ſich am ſchwerſten trennen, und der Gedanke daran erfüllte ſie mit düſterer Trauer.

Die Juden von Segovia brachten drei Tage vor ihrer Auswanderung auf den Gräbern ihrer Vorfahren zu, vermiſchten deren Staub mit ihren Thränen und rührten durch ihre herzzerreißenden Klagen die Gemüter der Katholiken. Die Leichenſteine riſſen ſie aus, nahmen ſie mit als teure Reliquien oder ſchenkten ſie den zurückgebliebenen Marranen. — Endlich rückte der Tag heran, an welchem ſie zum Wanderſtabe greifen mußten. Sie hatten ſich noch eine Galgenfriſt von zwei Tagen ausgewirkt und durften ſtatt am 31. Juli zwei Tage ſpäter das Land verlaſſen, und es fiel gerade auf den Trauertag des neunten Ab, der ſo vielfach an den Untergang der Herrlichkeiten im Altertum erinnert und ſo oft im Verlaufe der jüdiſchen Geſchichte die Söhne Israels in Trauer und Schmerz ſah. Mindeſtens 300 000 Juden verließen das Land, das ſie ſo ſehr geliebt haben, und das ſie verwünſchen mußten, und wanderten teils nach Norden, nach dem nahegelegenen Königreiche Navarra, teils nach dem Süden, um nach Afrika, Italien oder der Türkei überzuſiedeln, größtenteils aber nach Portugal. Um die Menge nicht bei der Wanderung traurigen Gedanken zu überlaſſen, welche den Einen und den Andern geneigt hätte machen können, den Entſchluß zu ändern, zum Kreuze zu greifen, um im Lande bleiben zu können, ließen manche Rabbinen mit Pfeifen und Trommeln rauſchende Muſik machen, um der Menge auf kurze Zeit den nagenden Schmerz vergeſſen zu machen.

Spanien verlor damit den zwanzigsten Teil seiner gewerbfleißigsten, betriebsamsten, gebildetsten Bewohner, überhaupt seinen gesunden Mittelstand, diejenige Volksklasse, welche den Landesreichtum nicht bloß schuf, sondern ihn auch wie das Blut im Organismus in steter Bewegung hielt. Denn es gab nicht bloß unter den spanischen Juden Kapitalisten, Kaufleute, Ackerbauer, Ärzte und Gelehrte, sondern auch Handwerker, Waffenschmiede und Metallarbeiter aller Art und jedenfalls keine Müßiggänger, die den ganzen Tag Siesta hielten. Die Juden hätten durch die bald darauf erfolgte Entdeckung Amerika's Spanien zum reichsten, blühendsten und dauerhaftesten Staat erhoben, der vermöge seiner Regierungseinheit jedenfalls mit Italien hätte wetteifern können. Torquemada wollte es aber nicht: er zog es vor, die Spanier für ein bluttriefendes Götzentum zu erziehen. Der Abzug der Juden aus Spanien machte sich bald auf eine empfindliche Weise für die Christen bemerkbar. Der schwungvolle Geist, die Rührigkeit und die blühende Kultur wanderten mit den Juden aus Spanien aus. Die kleinen Städte, denen die Anwesenheit der Juden einiges Leben gegeben hatte, entvölkerten sich rasch und sanken zu unbedeutenden Flecken herab, verloren den Sinn für Selbständigkeit und Freiheit und leisteten dem immer mehr sich zuspitzenden Despotismus der spanischen Könige und der blödsinnigen Glaubenswut der Priester Vorschub statt Widerstand. Die spanischen Granden beklagten sich nicht lange nach der Vertreibung der Juden, daß ihre Städte und Plätze bedeutungslos und menschenleer geworden seien, und bemerkten, wenn sie die nachteiligen Folgen hätten ahnen können, würden sie sich dem königlichen Befehle widersetzt haben. Der Mangel an Ärzten stellte sich zunächst ein. Die Stadt Vittoria mit der Umgegend war durch den Abzug der Juden genötigt, einen Arzt aus der Ferne kommen zu lassen und ihm einen hohen Jahrgehalt auszusetzen, oder die Bevölkerung fiel in Krankheitsfällen den menschenhinraffenden Quacksalbern, aufschneiderischen Pfuschern oder dem Aberglauben betrügerischer oder selbstbetrogener Beschwörer in die Hände. Mit einem Worte, Spanien ging durch die Vertreibung der Juden der Barbarei entgegen, und das Geld, welches die amerikanische Besitzungen nach dem Mutterlande führten, trugen nur dazu bei, die Einwohner träger, dümmer

und knechtiſcher zu machen. Der Name Jude ſchwand immer mehr aus dem Lande, wo dieſer Volksſtamm eine ſo gewichtige Rolle geſpielt hatte, und deſſen Litteratur mit jüdiſchen Elementen ſo ſehr geſchwängert war, daß die Männer der Bildung immer wieder an die Juden erinnert wurden. Lehrhäuſer, Hoſpitäler, wie überhaupt Alles, was die Juden bei ihrer Auswanderung nicht mitnehmen konnten oder durften, ließ der König für den Fiskus einziehen und verwandelte die Gebethäuſer in Kirchen, Klöſter oder Schulen, in welchen das Volk verdummt gemacht wurde.

Die prachtvolle Synagoge in Toledo, welche der jüdiſche Staatsmann Don Samuel Allavi erbaut hatte, wurde in eine Kirche (de nuestra Señora, San Benito) verwandelt und bildet noch heute mit ihrem mauriſchen Style, ihren zierlichen Säulen und ihren weiten Räumen eine Zierde der Stadt. Zwar blieben noch Juden in Spanien zurück, Juden mit der Maske des Chriſtentums, ſogenannte Neuchriſten. Sie hatten ihren abziehenden Brüdern eifrigen Beiſtand geleiſtet. Viele von ihnen hatten Gold und Silber von den Auswanderern in Empfang genommen und es ihnen bei Gelegenheit durch zuverläſſige Perſonen nachgeſchickt oder verwahrt, oder dafür Wechſel auf auswärtige Plätze ausgeſtellt. Dieſe Vorſchubleiſtung war oft trügeriſch. Denn als das fanatiſche Königspaar Kunde davon erhielt, ließ es die hinterlegten Wertſachen aufſuchen und mit Beſchlag belegen und ſuchte die Zahlung der Wechſel zu hintertreiben.

Indeſſen wie groß auch die Hinderniſſe waren, viele Marranen erkalteten nicht in ihrem Eifer für die vertriebenen Stammesgenoſſen. Sie verfolgten Diejenigen, welche ſich unmenſchlicher Härte gegen die Auswanderer ſchuldig gemacht hatten, mit unerbittlicher Strenge und überlieferten ſie dem Ketzergerichte — das Werkzeug gegen die Urheber kehrend. Aber ſie mußten jetzt noch mehr als früher auf ihrer Hut ſein, durften nicht gegen das geringſte verſtoßen, mußten um ſo eifriger ſich bekreuzen, Roſenkränze zählen und Paternoſter murmeln, je anhänglicher ſie in ihrem Innern dem Judentume waren. Manchmal war ihre Empfindung ſtärker als ihr Wille, durchbrach den Damm der Lippe und wurde zu einer folgenſchweren That, wie bei jenem Marranen in Sevilla, der beim Anblick eines nachgebildeten Leibes, der Jeſus vorſtellen ſollte, und zur Anbetung in der Kirche erhoben

wurde, ausrief: „Wehe, wer so etwas sehen, so etwas glauben muß!“ Solche Äußerungen in unbewachten Augenblicken gaben natürlich die beste Gelegenheit für Untersuchung, Einkerkerung, Folter und Autos-da-Fé nicht bloß an dem auf frischer That ertappten Marranen, sondern an seinen Verwandten, Freunden, allen denjenigen seines Geschlechtes, die Vermögen besaßen. Es war ohnehin dem, durch den öfteren Anblick der Todesqualen der Schlachtopfer abgestumpften Volke ein Bedürfnis geworden, von Zeit zu Zeit so feierliche Schauspiele von Menschenopfern zu sehen. Es ist daher gar nicht zu erstaunen, wenn unter dem ersten Generalinquisitor Thomas de Torquemada in vierzehn Jahren (1485—1498) mindestens zwei Tausend Juden als unbußfertige Sünder verbrannt worden sind. Freilich war er so verhaßt, daß er in steter Todesfurcht lebte. Auf seinem Tische hatte er ein Einhorn, dem der Aberglaube jener Zeit die Kraft zuschrieb, die Wirkung der Gifte aufzuheben. Ging Torquemada aus, so war er stets von einer Leibwache (Familares) von fünfzig Reitern und zwei Hundert Soldaten zu Fuß begleitet, welche ihn vor Anfällen schützen sollte. Sein Nachfolger, der zweite Generalinquisitor Deza, errichtete noch mehr Scheiterhaufen: aber es kam bald dahin, daß die Blutmenschen einander selbst zerfleischten. Deza wurde vor seinem Ende als heimlicher Jude angeklagt. Als dann noch die Verfolgung gegen die zurückgebliebenen Moriscos und gegen die Anhänger des deutschen Kirchenreformators Luther hinzukamen, wurde Spanien durch die Wut des heiligen Offiziums buchstäblich in eine Menschenschlachtbank verwandelt. Mit Recht tadelten fast sämtliche europäische Fürsten und sogar das Parlament von Paris die Verkehrtheit Fernand's und Isabella's, eine so nützliche Volksklasse vertrieben zu haben. Der damalige Sultan Bajazet bemerkte dazu: „Ihr nennt Fernand einen klugen König, er, der sein Land arm gemacht und unser Land bereichert hat!“

Glücklich verhältnismäßig mindestens für eine kurze Zeit waren noch die nordspanischen Juden von Catalonien und Aragonien, welche in dem nahegelegenen Navarra ein Unterkommen gesucht haben. Da war doch wenigstens Aussicht, das Leben zu fristen und sich nach anderweitigen Zufluchtsstätten umsehen zu können. In Navarra hatte die Inquisition einmütigen Widerstand von Seiten

des Herrſchers und des Volkes gefunden. Als einige Marranen, welche an dem Morde des Inquiſitors Arbues beteiligt waren, nach dieſem Königreiche entflohen waren, und die blutdürſtigen Ketzerrichter deren Auslieferung verlangt und Schergen dahin geſchickt hatten, erklärte die Stadt Tudela, daß ſie ſolche unberechtigte Angriffe auf Perſonen, die bei ihr Aſyl geſucht, nicht dulden werde, und verſperrte ihnen die Thore. Vergebens drohte der König Fernand, welcher ein Auge auf Navarra hatte, mit ſeinem Zorne. Wiewohl ſich mehrere navarrenſiſche Städte gegen die Aufnahme der Flüchtlinge ſträubten, ſo ſind doch etwa 12000 ſpaniſcher Auswanderer in Navarra zugelaſſen worden. Die Meiſten nahm wohl der Graf von Lerin auf. Aber die Juden genoſſen nur wenige Jahre Ruhe in Navarra. Denn auf das wiederholte ungeſtüme Drängen des Königs Fernand, welcher die Ausgewieſenen mit bitterem Ingrimm verfolgte, ſtellte ihnen zuletzt der König von Navarra die unglückliche Wahl zwiſchen Auswandern und Taufen. Die meiſten gingen zum Chriſtentum über, weil ihnen nur eine kurze Zeit zur Vorbereitung und keine Zeit zum beſonnenen Überlegen gelaſſen war. Selbſt in der ſonſt wegen ihrer Frömmigkeit ſo berühmten Gemeinde von Tudela ließen ſich 180 Familien taufen.

Auch diejenigen Juden waren noch glücklich, welche, ohne ſich in trügeriſche Hoffnungen einzulullen, daß das Dekret der Ausweiſung widerrufen werden würde, den Endtermin nicht abgewartet, ſondern ſich noch vor Ablauf desſelben nach Italien, Afrika oder der Türkei begeben hatten. Denn an Gelegenheit zum Auswandern fehlte es ihnen nicht. Die ſpaniſchen Juden hatten damals einen ſo weittragenden Klang, und ihre Vertreibung hatte ſo viel Aufſehen in Europa gemacht, daß ſich eine Menge Schiffe in die ſpaniſchen Häfen einfanden, um die Auswanderer aufzunehmen und weiter zu befördern, nicht bloß einheimiſche, ſondern auch italieniſche Fahrzeuge aus Genua und Venedig. Die Schiffseigner hatten Ausſicht auf ein einträgliches Geſchäft. Viele Juden von Aragonien, Catalonien und Valencia hatten ein Auge auf Neapel geworfen und ſchickten Abgeordnete an den damaligen König Ferdinand I., um Aufnahme zu bitten. Dieſer Fürſt war frei von Vorurteil gegen die Juden, und auch von einem gewiſſen Mitleid wegen ihres Unglücks gegen ſie beſeelt. Er mochte ſich auch großen induſtriellen und geiſtigen Nutzen von der

Einwanderung der ſpaniſchen Juden verſprochen haben. Mag es nun aus Berechnung oder Edelmut geſchehen ſein, genug, er hieß ſie Willkommen und öffnete ihnen ſein Land. Viele Tauſende landeten nun im Hafen von Neapel und wurden gut aufgenommen. Die dortigen jüdiſchen Gemeinden handelten brüderlich an den Neuangekommenen, zahlten für die Armen, welche den Überfahrtslohn nicht leiſten konnten und verſorgten ſie mit den augenblicklichen Bedürfniſſen.

Auch Abrabanel und ſein ganzes Haus waren nach Neapel ausgewandert. Hier lebte er Anfangs als Privatmann und ſetzte ſeine, infolge des Staatsdienſtes in Spanien unterbrochenen Arbeiten fort, die bibliſchen Bücher der Könige zu erläutern. Als der König von Neapel von ſeiner Anweſenheit erfuhr, lud er ihn zu ſich ein und betraute ihn mit einem Hofamte, wahrſcheinlich im Finanzfache. Sei es aus eigenem edlem Antriebe oder auf Verwenden Abrabanel's, der König von Neapel erwies den eingewanderten Juden eine rührende Menſchlichkeit, welche grell gegen die Grauſamkeit des ſpaniſchen Königspaares abſtach. Die Unglücklichen hatten nämlich mit vielen Übeln zu kämpfen, und wenn ſie von einem befreit zu ſein glaubten, überfiel ſie ein anderes noch ſchonungsloſeres. Eine hinraffende Seuche hatte ſich nämlich an die Ferſe der ſpaniſchen Auswanderer geheftet entweder wegen ihrer trüben Gemütsſtimmung oder wegen Überfüllung auf den Schiffen. So ſchleppten ſie den Tod mit ſich herum. Kaum waren ſie ſechs Monate im Neapolitaniſchen angeſiedelt, ſo raffte die Peſt viele von ihnen hin. Und der König Ferdinand, welcher davon eine Aufregung der Bevölkerung gegen die Juden befürchtete, gab ihnen einen Wink, die Leichname bei Nacht und im Stillen zu beerdigeu. Als ſich aber die Peſtkrankheit nicht mehr vertuſchen ließ und jeden Tag mehr zunahm, drangen Volk und Adel in den König, ſie zu verjagen. Aber Ferdinand mochte nicht auf dieſen unmenſchlichen Vorſchlag eingehen; er ſoll ſogar gedroht haben, ſeine Krone niederzulegen, wenn den Juden Unbilde zugefügt werden ſollten. Er ließ daher Krankenhäuſer vor der Stadt für die Juden errichten, ſandte ihnen Ärzte und lieferte ihnen Unterhalt. Ein ganzes Jahr ſorgte er auf eine edle Weiſe für die Unglücklichen, welche Verbannung und Peſt in lebendige Leichen verwandelt hatten. — Auch diejenigen, welche ſo glücklich waren,

den Hafen von Piſa zu erreichen, fanden eine brüderliche Aufnahme. Die Söhne Jechiel's von Piſa, des alten Freundes Abrabanel's, hatte gewiſſermaßen am Hafen Standquartier genommen, um die Auswanderer aufzunehmen, zu verpflegen, unterzubringen oder weiter zu befördern.

Haarſträubend ſind die Schilderungen der Zeitgenoſſen von den gehäuften Leiden, welche die jüdiſch-ſpaniſchen Verbannten an andern Orten verfolgten. Diejenigen, welche Hunger und Peſt verſchont hatten, kamen durch die Hände der entmenſchten Menſchen um. Es hatte ſich nämlich das Gerücht verbreitet, die Juden hätten Gold und Silber, das ſie aus Spanien nicht mitnehmen durften verſchluckt, damit ſpäter ihr Leben zu friſten. Kannibalen ſchlitzten darum ihnen den Leib auf, um in deren Eingeweiden Goldſtücke zu ſuchen. Die genueſiſchen Schiffer benahmen ſich am unmenſchlichſten gegen die Auswanderer, welche ſich ihnen anvertraut hatten. Aus Habſucht oder aus reiner Luſt, ſich an dem Todesröcheln der Juden zu weiden, ſchleuderten ſie Manche von ihnen ins Meer. An der Küſte von Afrika ereilten ſie Qualen und Tod von den barbariſchen Berbern und der Bekehrungsſucht der Chriſten.

Diejenigen, welche den Hafen von Genua erreichten, hatten mit neuem Elende zu kämpfen. In dieſer blühenden Handelsſtadt beſtand ein Geſetz, daß Juden nicht länger als drei Tage dort weilen dürften. Da die Schiffe, auf welchen die Juden weiter oſtwärts geführt werden ſollten, der Ausbeſſerung bedurften, ſo geſtattete die Behörde, daß die Juden einige Tage nicht in der Stadt, ſondern nahe beim Molo ſo lang weilen durften, bis die Schiffe wieder hergeſtellt ſein würden. Geſpenſtern gleich ſtiegen ſie aus den Schiffen, abgezehrt, bleich, hohläugig, und wenn ſie ſich nicht ein wenig bewegt hätten, um ihrem Schiffskerker inſtinktmäßig zu entkommen, ſo hätte man ſie für eben ſo viele Leichname halten können. Die ausgehungerten Kinder gingen in die Kirchen und ließen ſich um einen Biſſen Brot taufen, und Chriſten waren unbarmherzig genug, nicht nur ſolche Opfer anzunehmen, ſondern mit dem Kreuze in der einen und mit Brot in der andern Hand ſich unter die Juden zu miſchen und ſie ſolchergeſtalt zur Bekehrung zu verlocken. Es war denen, welche beim Molo von Genua landeten, nur kurze Friſt zum Aufenthalte zugemeſſen worden; doch

zog sich ein Teil des Winters hin, ohne daß die Schiffe ausgebessert worden wären. Je länger sie nun daselbst verweilten desto mehr verminderte sich ihre Zahl durch den Übertritt namentlich der Jünglinge und durch Plagen aller Art. Andere Städte Italiens mochten sie nicht einmal auf kurze Zeit ans Land steigen lassen, teils weil gerade damals ein Notjahr war, und teils weil die Juden die Seuche mit sich schleppten.

Die Überbleibsel von Genua, welche nach Rom gelangten, machten eine noch bitterere Erfahrung. Ihre eigenen Religions- und Stammgenossen verschworen sich gegen sie, sie nicht zuzulassen aus Furcht, daß der Zuwachs neuer Ansiedler ihrem Gewerbe Schaden bringen möchte. Sie schossen 1000 Dukaten zusammen, um sie dem damaligen Papste Alexander VI., jenem berüchtigten Scheusal, anzubieten, daß er den spanischen Juden keine Aufnahme gestatten möge. Dieser sonst gewissenlose Kirchenfürst war doch über diesen hohen Grad von Herzlosigkeit gegen die eigenen Genossen so sehr empört, daß er die Juden Roms samt und sonders auszuweisen befahl. Es kostete daher der römischen Gemeinde noch 2000 Dukaten, den Befehl rückgängig zu machen, und sie mußten sich gefallen lassen, die Einwanderer aufgenommen zu sehen.

Die griechischen Inseln Corfu, Candia und andere füllten sich mit den unglücklichen spanischen Juden, welche sich teils dahin geschleppt hatten, teils als Sklaven dahin verkauft worden waren. Die meisten Gemeinden auf diesen Inseln hatten Mitleid mit ihnen und waren bedacht, sie zu verpflegen oder gar loszukaufen. Sie machten die größten Anstrengungen, um die Gelder herbeizuschaffen, und verkauften den Synagogenschmuck, um ihre Brüder nicht in Not oder Sklaverei zu lassen. Perser, welche gerade auf der Insel Corfu anwesend waren, kauften spanische Vertriebene, um von den Juden ihres Landes ein hohes Lösegeld zu erzielen. Elkana Kapsali, Vorsteher der Kandianer Gemeinde, war unermüdlich, Gelder zum Bedarf der spanischen Juden aufzutreiben. — Am glücklichsten waren diejenigen, welche die Grenze der Türkei erreichen konnten. Denn der türkische Sultan Bajazet II. erwies sich nicht nur als der am menschlichsten fühlende Monarch gegen die Juden, sondern auch als der einsichtsvollste und klügste. Er verstand es besser als die christlichen Fürsten zu schätzen, welche verborgene Reichtümer die verarmten Juden Spaniens mitbrachten nicht in den Verschlingungen ihrer

Eingeweide, ſondern in den Falten ihres Gehirns, und er wollte ſie für den Wohlſtand ſeines Landes ausnutzen. Er erließ einen Befehl durch die europäiſchen Provinzen ſeines Reiches, die gehetzten Juden aufs freundlichſte und mildeſte aufzunehmen. Er verhängte Todesſtrafe über diejenigen, welche ſie hart anfahren oder bedrücken ſollten. Der Großrabbiner Moſe Kapſali war unermüdlich thätig die jüdiſch-ſpaniſchen Unglücklichen, welche als Bettler oder Sklaven nach der Türkei gekommen waren, aufs kräftigſte zu unterſtützen. Er reiſte in den Gemeinden umher und legte den begüterten Mitgliedern eine Almoſenſteuer auf „zur Auslöſung der ſpaniſchen Gefangenen“. Er brauchte auch nicht viel Zwang anzuwenden; denn die türkiſchen Juden ſteuerten gern bei, den Schlachtopfern des chriſtlichen Fanatismus aufzuhelfen. So ließen ſich Tauſende von ſpaniſchen Juden in der Türkei nieder, und ehe ein Menſchenalter verging, hatten ſie die Führerſchaft unter den türkiſchen Juden erreicht und die Türkei gewiſſermaßen in ein morgenländiſches Spanien umgewandelt.

Anfangs ſchien auch den nach Portugal eingewanderten ſpaniſchen Juden ein glückliches Los zu winken. Denn viele Auswanderer zogen es vor, einſtweilen einen Ruhepunkt im Nachbarlande zu finden, weil ſie ſich mit der Hoffnung ſchmeichelten, daß ihre Unentbehrlichkeit für Spanien nach ihrem Abzuge erſt recht ans Licht treten, dem verblendeten Königspaare die Augen öffnen und es veranlaſſen würde, die Verbannten mit offenen Armen wieder aufzunehmen. Im ſchlimmſten Falle, ſo dachten die Ausgewieſenen, würden ſie von Portugal aus ſich eher umſehen können, wohin ſie ſich wenden ſollten, und würden Schiffe finden, die ſie ohne Ungemach nach Afrika oder Italien ſetzen würden. Als ihre Deputierten den Antrag an den König João II. ſtellten, war er dafür, ſie für Geld aufzunehmen. Einige Räte ſprachen ſich aus Mitleid mit den unglücklichen Juden oder aus Liebedienerei gegen den König günſtig dafür aus; Andere oder die Meiſten derſelben waren aus Judenhaß oder aus Ehrgefühl entſchieden dagegen. Der König überwand aber alle Bedenklichkeiten, weil er durch das Einzugsgeld von den Einwanderern große Summen zu erlangen hoffte, um damit den beabſichtigten afrikaniſchen Krieg nachdrücklich führen zu können. Es war Anfangs davon die Rede, daß die ſpaniſchen Verbannten die Erlaubnis zum

dauernden Aufenthalte in Portugal erhalten sollten. Aber diese Begünstigung schien den portugiesischen Juden selbst äußerst bedenklich, weil dadurch die Zahl der Juden im Mißverhältnis zu dem kleinem Lande einen bedeutenden Zuwachs erhalten, die meist verarmten Einwanderer den portugiesischen Gemeinden zur Last fallen und den König, der ohnehin nicht sehr menschenfreundlich und noch dazu judenfeindlich gesinnt war, feindselig gegen die portugiesische Gesamtjudenheit stimmen würden. Die jüdisch-portugiesischen Notabeln hielten daher Beratung darüber, und manche lieblose Stimme ließ sich vernehmen: daß sie selbst Schritte thun müßten, die Aufnahme der spanischen Verbannten zu hintertreiben. Der edle Greis Joseph aus der Familie Ibn-Jachja sprach zwar mit dem wärmsten Gefühle für die unglücklichen Brüder; aber seine Stimme wurde übertönt. Von ihrer festen Ansiedelung war nun keine Rede mehr, sondern lediglich von der Erlaubnis zum kurzen Aufenthalte, um von Portugal aus die Weiterreise anzutreten. Die Bedingungen, welche den spanischen Juden gestellt wurden, waren: Jeder Einziehende, reich oder arm, mit Ausnahme der Säuglinge, sollte ein bestimmtes Kopfgeld (etwa 8 Gold-Cruzados = ungefähr 1 Pfund) in vier Terminen zahlen, Handwerker jedoch, Metallarbeiter und Waffenschmiede, welche im Lande sich dauernd niederzulassen gedächten, nur die Hälfte. Die Übrigen dürften nur acht Monate im Lande bleiben. Jedoch machte sich der König anheischig, für Schiffe zu billigen Fahrpreisen zu sorgen, welche sie nach einem anderen Lande befördern sollten. Diejenigen, welche über diese Frist hinaus in Portugal betroffen würden oder keinen Zahlungsschein vorzuzeigen vermöchten, sollten der Knechtschaft verfallen.

Mit Genehmigung dieser Bedingungen ging eine große Menge spanischer Juden — man schätzte sie auf 95 000 Seelen — über die portugiesische Grenze. Der König wies den Einwanderern bestimmte Städte zum vorläufigen Aufenthalte an, wofür sie noch an die Bürger eine Steuer zu zahlen hatten. So gering auch an Zahl die Juden in dem kleinen Lande waren, so zeichneten sich mehrere von ihnen durch Wissenschaft aus, und der König João II., wie ungünstig er ihnen auch war, zog Nutzen von ihnen. Von mehreren jüdischen Ärzten ließ er sich behandeln. Mehr Nutzen zog das Land von jüdischen Kennern der Mathematik und Astronomie.

Die fieberhafte Unruhe, ungekannte Länder zu entdecken, und mit ihnen in Handelsverbindung zu treten, wovon das kleine Portugal befallen war, gab diesen Wissenschaften einen praktischen Wert, die bis dahin nur als eine Art Liebhaberei für Müßiggänger galten — und diese waren gerade Lieblingsfächer gebildeter Juden auf der pyrenäischen Halbinsel. Wenn Indien — das Land des Goldes und der Gewürze, auf welches die Portugiesen mit krampfhafter Sehnsucht gespannt waren — aufgefunden werden sollte, mußte die bisherige Küstenschiffahrt, welche langsam und gefahrvoll war, aufgegeben und der Weg auf der hohen See eingehalten werden. Aber dann liefen die Schiffe Gefahr, die Richtung zu verlieren und sich in der grenzenlosen Wasserwüste zu verirren. Die Entdeckungsschiffer sahen sich daher nach astronomischen Tafeln um, welche ihnen feste Punkte zeigen sollten, nach Sonnen- und Sternenhöhen zu schiffen. In diesem Fache waren aber gerade spanische Juden Meister gewesen. Ein Vorbeter von Toledo, Zag Ibn-Said hatte im dreizehnten Jahrhundert Sterntafeln, unter den Namen alfonsinische Tafeln bekannt, angelegt, die auch von den Fachmännern in Deutschland, Frankreich, England und Italien angenommen und nur geringfügig geändert worden waren.

Als nun João II. von Portugal Schiffe zur Entdeckung Indiens auf dem Atlantischen Meere längst der westafrikanischen Küste aussenden wollte, ließ er eine Art astronomischen Kongreß zusammentreten, welcher brauchbare Sterntafeln ausarbeiten sollte. In diesem Kongreß saßen neben dem berühmten deutschen Astronomen Martin von Behaim, neben dem christlichen Leibarzte des Königs Rodrigo, auch zwei Juden, ein gewisser Mose und der königliche Leibarzt Joseph (José) Vecinho oder de Viseu. Der Letztere legte den immerwährenden astronomischen Kalender die Tafeln der sieben Planeten zu Grunde, welche der als Chroniker bekannt gewordene Abraham Zacuto für einen Bischof von Salamanca früher ausgearbeitet und demselben gewidmet hatte. Joseph Vecinho hat auch das Instrument zur Messung der Sternhöhe, das so unentbehrlich für die Schiffahrt war (nautisches Astrolabium), in Verbindung mit christlichen Fachmännern verbessert. Dadurch war es erst Vasco de Gama möglich geworden, den Seeweg nach Indien um das Vorgebirge der guten Hoffnung zu finden. Auch die Länderkunde und die

Gewandtheit zweier Juden, des Rabbi Abraham de Beja und Joseph Zapateiro de Lamego, benutzte der König João II., schickte sie nach Asien, um Mitteilungen an seine Auskundschafter, welche nach dem fabelhaften Lande des Priesters Johann gehen sollten, zu bringen und solche von ihnen zu empfangen. Obwohl also der König João II. kenntnisreiche und gewandte Juden zu seinem Zwecke verwendete, hatte er doch kein Herz für den jüdischen Stamm In demselben Jahre, in dem er Joseph Zapateiro und Abraham de Beja nach Asien für Erkundigungen aussandte, ernannte er auf Antrag des Papstes Innocenz VIII. eine Inquisitionskommission gegen die aus Spanien nach Portugal geflüchteten Marranen und ließ diejenigen, welche dem Judentume mehr oder weniger anhänglich waren, ebenso wie Fernand und Isabella in Spanien zum Feuertode oder zum ewigen Kerker verurteilen. Als einige Marranen nach seinen Besitzungen in Afrika hinübergeschifft waren, und dort sich frei zum Judentume bekannt hatten, erließ er ein Verbot bei Todesstrafe und Vermögenseinziehung gegen die Auswanderung von getauften Juden oder Neuchristen zur See. An dem Hauche dieses harten, herzlosen Monarchen hing das Leben oder der Tod von Hunderttausenden der jüdisch-spanischen Verbannten.

Auch gegen diese Unglücklichen in Portugal verschworen sich nicht bloß die bösen Menschen, sondern auch eine Natur. Gleich bei ihrer Ankunft in Portugal wütete eine bösartige Seuche und raffte Tausende von ihnen hin. Die portugiesische Bevölkerung, welche ebenfalls durch die Pest litt, glaubte die Juden hätten sie eingeschleppt und murrten gegen den König, daß er die verwünschten, an deren Fersen sich die Pest geheftet, ins Land gebracht hatte. Don João hielt daher strenger auf die Erfüllung der Bedingung als er sonst gethan haben würde, daß die Übriggebliebenen Portugal binnen acht Monaten verlassen sollten. Anfangs stellte er ihnen laut Vertrag Schiffe zu billigem Fahrpreise zur Verfügung und befahl den Schiffskapitänen, sie mit Menschlichkeit zu behandeln und sie nach den Plätzen zu führen, welche sie selbst angeben würden. Aber die Schiffsherren, meistens von Judenhaß oder Gewinnsucht geleitet, kehrten sich, einmal auf der See, wenig an des Königs Befehl, da sie wegen ihrer begangenen Unmenschlichkeit keine Kläger zu fürchten hatten. Sie forderten mehr Geld als ursprünglich bedungen war

und erpreßten es den Hilflosen, oder sie führten sie solange auf der Wasserfläche umher, bis den Unglücklichen der Mundvorrat ausgegangen war. Dann verlangten sie für Lieferung von Lebensmitteln große Summen, so daß die Unglücklichen zuletzt ihre Kleider um Brot hingeben mußten, und fast nackt an irgend einem Hafenplatze ausgesetzt wurden. Frauen und Mädchen wurden in Gegenwart der Männer und Eltern geschändet; der christliche Namen wurde zur Schmach gemacht. Oft setzten die Unmenschen die Unglücklichen an einen öden Punkt aus und überließen sie dem Hunger, der Verzweiflung oder der Wut barbarischer Mauren, die den Rest zu Gefangenen machten.

Die Leiden der auf Schiffen aus Portugal Ausgewanderten erzählt ein Augenzeuge, der Kabbalist Juda Ben Jakob Chajjat. Das Schiff, auf dem sich er, seine Frau und noch zweihundertfünfzig jedes Alters und Geschlechtes befanden, lief im Winter (anfangs 1493) vom Hafen von Lissabon aus und irrte vier Monate auf den Wellen umher, weil kein Hafen sie wegen der Pest aufnehmen wollte. Natürlich wurden die Lebensmittel auf dem Schiffe knapp. Das Schiff wurde noch dazu von biskayschen Seefahrern gekapert, geplündert und in den spanischen Hafen von Malaga geschleppt. Den Juden wurde weder gestattet, ans Land zu steigen, noch abzusegeln, noch wurden ihnen Lebensmittel geliefert. Die Geistlichen und Behörden der Stadt wollten sie durch Hungerqual für die Christuslehre geneigt machen. Es gelang ihnen auch wirklich, hundert Personen mit ausgemergelter Gestalt und hohlen Augen zu werben. Die Übrigen aber blieben standhaft im Glauben und fünfzig von ihnen, Greise, Jünglinge, Jungfrauen, Kinder, erlagen dem nagenden Hunger; darunter auch Chajjat's Frau. Erst dann regte sich einiges Mitleid im Herzen der Malagesen, und sie lieferten ihnen Brot und Wasser. Als die Überbleibsel nach zwei Monaten die Erlaubnis erhielten, nach der afrikanischen Küste abzusegeln, traf sie bitteres Leid in anderer Gestalt. Wegen der Pest wurden sie in keine Stadt gelassen und waren auf das Gras des Feldes angewiesen. Chajjat selbst wurde von einem boshaften Mohammedaner in einen grausigen Kerker von Schlangen und Molchen geworfen, zum Übertritt zum Islam unter verlockenden Bedingungen aufgefordert und im Weigerungsfalle mit dem Tode durch Steinigung bedroht. Alle diese gehäuften

Leiden machten ihn aber auch nicht einen Augenblick in seiner religiösen Überzeugung wankend. Endlich wurde er von den Juden eines kleinen Städtchens ausgelöst und nach Fez gebracht. Dort aber herrschte eine so große Hungersnot, daß Chajjat gezwungen war, für ein Stück Brot, das auch für Hunde zu schlecht gewesen wäre, täglich mit seinen Armen eine Mühle zu drehen.

So sehr auch die portugiesischen Schiffsleute die von ihnen an den Juden begangenen Unmenschlichkeiten zu verheimlichen suchten, so kamen sie doch ans Tageslicht und schreckten die noch Zurückgebliebenen zurück, auf Schiffen aus zuwandern. Die Armen vermochten auch nicht das Geld für Schiffslohn und Zehrung zu erschwingen. Sie verschoben daher die Abreise von Tag zu Tag und wiegten sich in die Hoffnung, der König werde Gnade vor Recht ergehen lassen und sie in Portugal dulden Allein Don João's Herz war nicht vom Strahl der Gnade und des Mitleids erwärmt. Er behauptete, daß eine größere Zahl, als bedungen war, in Portugal eingewandert wäre, und bestand darauf, daß der Vertrag pünktlich erfüllt werde. Diejenigen, welche nach Ablauf der acht Monate zurückgeblieben waren, wurden richtig zu Sklaven gemacht und an Edelleute verschenkt oder verkauft, welche sich diesen oder jenen Juden ausgewählt hatten (1493).

Der König João II. ging aber noch weiter in der Grausamkeit gegen die unglücklichen spanischen Juden. Den der Sklaverei verfallenen Eltern ließ er die Kinder von 3—10 Jahren entreißen und auf die Seite schaffen, um sie nach den neuentdeckten San-Thomas- oder verlorenen oder Schlangeninseln zu bringen und dort im Christentum erziehen zu lassen. Das Wehegeschrei der trostlosen Mütter, das Gewinsel der Kinder, die Wut der Väter, die sich vor Schmerz das Haar ausrauften, nichts vermochte den Herzlosen zu bewegen, sein Edikt zu widerrufen. Die Mütter flehten, ihre Kinder begleiten zu dürfen. Eine Mutter, der die Schergen sieben Kinder geraubt hatten, warf sich dem Könige zu Füßen bei seinem Austritt aus der Kirche und flehte, ihr wenigstens das jüngste zu lassen. Don João ließ sie fortdrängen und wehklagen „wie eine Hündin, der man die Jungen entzieht". Was Wunder, wenn manche Mutter sich mit ihren Kindern ins Meer stürzte, um in den Wellen bei ihren Lieblingen zu bleiben.

Die Inseln San Thomas, wohin die Kleinen geschleppt wurden, waren von Eidechsen, giftigen Schlangen und Verbrechern bewohnt, welche zur Strafe aus Portugal dahin transportiert worden waren. Die meisten jüdischen Kinder kamen auf der Reise dahin um oder wurden ein Fraß der wilden Bestien. Von den Überlebenden heirateten später Brüder und Schwestern in Unwissenheit einander. Vielleicht war des Königs verdüstertes, erbittertes Gemüt seit dem Tode seines einzigen legitimen Sohnes Schuld an seiner Unmenschlichkeit gegen die Juden.

Nachdem João II. freudlos ins Grab sank (Ende Okt. 1495) schien unter seinem Nachfolger, seinem Vetter Manoel, der ein Gegenstück zu ihm bildete, freundlich, mild und ein Liebhaber der Wissenschaften war, den Juden Portugals und dem Rest der spanischen Verbannten ein freundlicher Stern zu leuchten. Dieser König, welcher die Verurteilung der spanischen Juden zur Sklaverei nicht gebilligt haben mochte, und belehrt, daß sie nur gezwungener Weise und aus Angst vor tausendfachem Tode über die Frist zurückgeblieben waren, schenkte allen, welche in Sklaverei waren, die Freiheit. Das Gold, welches die Freudetrunkenen ihm dafür anboten, wies er zurück. Freilich hatte er dabei den Hintergedanken, wie berichtet wird, die Juden durch Milde für den Übertritt zum Christentum zu gewinnen. Den jüdischen Mathematiker und Astronomen Abraham Zacuto, welcher aus Nordspanien (wo er seine Lieblingswissenschaften selbst Christen gelehrt hatte) nach Lissabon ausgewandert und zurückgeblieben war, stellte Manoel als seinen Hofastrologen an. Indessen diente ihm dieser nicht bloß mit der Deutung der Konstellation. Zacuto hatte, obwohl ein nüchterner, beschränkter, im Aberglauben seiner Zeit befangener Mann, gediegene Kenntnisse in der Astronomie, verfaßte ein Werk darüber (außer seinen astronomischen Tafeln) und gab für die Schiffahrt die Anfertigung eines genauen Instrumentes zur Messung der Sternhöhen aus Metall anstatt des bis dahin aus unzuverlässigem Holze gebrauchten. Unter dem Könige Don Manoel, unter dem Portugal durch Länderstrecken in Indien und Amerika erweitert wurde, konnten die Juden ein wenig aufathmen. Er gestattete den fanatischen Predigermönchen nicht gegen sie zu züngeln.

Kurz, sehr kurz war indes der Glücksschimmer der Juden

unter Manoel; die finstere Kirchlichkeit des spanischen Hofes verwandelte ihn in schauerliches Düster. Sobald der junge König von Portugal den Thron bestiegen hatte, war das spanische Königspaar darauf bedacht, eine Heiratsverbindung mit ihm einzugehen, um an dem feindlichen Nachbar einen Freund und Bundesgenossen zu haben. Es ließ ihm die jüngere Tochter, Johanna, die wegen ihrer Eifersucht und ihres wahnsinnigen Benehmens berühmt gewordene Fürstin, Karls IV. Mutter, antragen. Manoel ging gerne auf diese Verbindung ein, hatte aber ein Auge auf die ältere Schwester Isabella II., welche früher mit dem Infanten von Portugal verheiratet und bald darauf Witwe geworden war. Isabella hatte zwar eine entschiedene Abneigung gegen eine zweite Ehe; aber ihr Beichtvater gab ihr zu verstehen, wie sie dadurch die Verherrlichung des christlichen Glaubens fördern würde. Der spanische Hof hatte es nämlich mit Verdruß gesehen, daß der portugiesische König die jüdischen und mohammedanischen Flüchtlinge aufgenommen hatte. Die eheliche Verbindung sollte ihn bewegen, die Hand von ihnen abzuziehen. Sie sagten ihm daher die Hand ihrer ältesten Tochter unter der Bedingung zu, daß er sich mit Spanien gegen den König von Frankreich, Karl VII., verbinden und daß er die Juden aus Portugal verjagen sollte, sowohl die eingeborenen, wie die aus Spanien eingewanderten. Beide Bedingungen waren dem König Manoel sehr unangehm. Denn mit Frankreich stand er in guten Beziehungen, und von den Juden zog er bedeutenden Nutzen durch ihr Geld, ihre Rührigkeit, ihre Gewandtheit und ihre Kenntnisse. Er ging daher mit seinen vertrauten Granden über diese für den Staat wichtige Judenfrage zu Rate. Die Meinungen waren aber darüber geteilt. Manoel selbst blieb noch einige Zeit schwankend, weil seine edle Natur sich gegen diese Härte und Wortbrüchigkeit sträubte. Den Ausschlag gab erst die Infantin Isabella. Sie hegte einen fanatischen, fast persönlichen Haß gegen die Juden, war im Wahne — oder ließ es sich von den Geistlichen einreden — daß das Unglück, welches über den König João II. in seinen letzten Tagen hereingebrochen war, durch die Aufnahme der Juden herbeigeführt worden sei, und sie, an der Brust des Aberglaubens genährt, fürchtete auch für ihre Ehe mit Manoel ein Unglück, wenn die Juden ferner in Portugal geduldet blieben. Welch eine

bodenlose Liebloſigkeit in dem Herzen einer jungen Frau! Für den König Manoel trat dadurch ein unverſöhnlicher Widerſtreit der Gefühle und Gedanken ein. Die Ehre, das Staatsintereſſe und die Menſchlichkeit geboten, die Juden nicht hilflos zu verſtoßen; aber die Hand der ſpaniſchen Infantin und die Hoffnung auf den Beſitz der ſpaniſchen Krone waren nur durch das Elend der Juden zu gewinnen. Liebe oder Berechnung neigte das Zünglein in der Wage zu Gunſten des Haſſes. Als der König ſeine Braut an der Grenze erwartete, erhielt er ein Schreiben von ihr, daß ſie nicht eher Portugal betreten werde, bis das Land von den „fluchbeladenen“ Juden geſäubert ſein würde.

Der Heiratsvertrag zwiſchen Don Manoel und der ſpaniſchen Infantin Iſabella II. wurde daher mit dem Elende der Juden beſiegelt. Am 30. November 1496 war er unterzeichnet, und ſchon am 24. des folgenden Monats erließ der König einen Befehl: daß ſämtliche Juden und Mauren ſeines Königreiches die Taufe empfangen oder das Land innerhalb einer Zeitfriſt bei Todesſtrafe verlaſſen ſollten. Um ſein Gewiſſen zu beſchwichtigen, verfuhr der König anfangs milde gegen diejenigen, welche ſein Edikt in grenzenloſes Elend treiben ſollte. Er dehnte die Friſt zur Auswanderung lange genug aus, bis zum Oktober des nächſtfolgenden Jahres, ſodaß ihnen Zeit bliebe, Vorkehrungen zu treffen; er beſtimmte ferner drei Hafenplätze für ihren freien Auszug (Liſſabon, Oporto und Setubal) Daß er die Juden durch Verheißungen von Ehren und Vorteilen zum Chriſtentum zu locken ſuchte, lag ſo ſehr in der verkehrten Anſicht der Zeit, daß er nicht dafür verantwortlich gemacht werden kann. Dennoch ließen ſich anfangs nur wenige zur Taufe verlocken.

Aber gerade das milde Verfahren Manoels ſchlug zum größeren Verderben der Juden aus. Da ſie lange Zeit hatten, ſich zur Auswanderung vorzubereiten, und es ihnen unverwehrt war, Gold und Silber mitzunehmen, ſo glaubten ſie ſich nicht beeilen zu müſſen und ihre Abreiſe aufſchieben zu dürfen. Vielleicht änderte ſich gar der Sinn des Königs. Sie hatten Freunde bei Hofe, welche zu ihren Gunſten wirkten. Ohnehin waren die Wintermonate nicht geeignet, ſich dem Meere anzuvertrauen. Die meiſten von ihnen warteten alſo das Frühjahr ab. Inzwiſchen änderte ſich allerdings der Sinn des Königs Manoel, aber nur zu

ihrem grauſigen Elende. Es verdroß ihn nämlich, daß ſo wenige Juden ſich zur Annahme des Chriſtentums entſchloſſen hatten. Er ſah ſie nicht gerne mit ihren Reichtümern und ihrer Brauchbarkeit abziehen und ſann daher darauf, ſie im Lande, freilich als Chriſten, behalten zu können. Nur der erſte Schritt koſtete ihm Überwindung, der zweite wurde ihm ſchon leicht.

Im Staatsrate regte er die Frage an, ob die Juden mit Gewalt zur Taufe gebracht werden dürften. Zu Ehren der portugieſiſchen Geiſtlichkeit muß es geſagt werden, daß dieſelbe ſich entſchieden und freimütig dagegen ausgeſprochen hat. Der Biſchof Fernando Coutinho von Algarvien führte kirchliche Autoritäten und päpſtliche Bullen an, daß die Juden nicht zur Annahme des Chriſtentums gezwungen werden dürften, weil dieſes ein freies und nicht ein gezwungenes Bekenntnis erheiſche. Manoel war aber ſo ſehr darauf verſeſſen, die fleißigen Juden zu behalten, daß er endlich erklärte: er kümmere ſich nicht um die beſtehenden Geſetze und Autoritäten und werde nach ſeiner Eingebung handeln.

Auf den Rat eines boshaften jüdiſchen Täuflings Levi-Ben-Schem-Tob, wahrſcheinlich als Chriſt Antonio genannt, welcher eine giftige Schrift gegen das Judentum verfaßt hatte, ließ der König ſämtliche Synagogen und Lehrhäuſer ſchließen und verbot den Juden, ſich zum gemeinſamen Gebet an Sabbaten zu verſammeln. Als dieſes Mittel aber nicht verſchlug, da eifrige Juden ihre Wohnungen als Betplätze einräumten, obgleich ſie grauſame Strafen dafür erduldeten, erließ Manoel abermals auf Rat des Täuflings (anfangs April 1497) einen geheimen Befehl, daß ſämtliche jüdiſche Kinder, Knaben wie Mädchen, bis zum vierzehnten Jahre im ganzen Lande am Oſterſonntag den Eltern mit Gewalt entriſſen und zum Taufbecken geſchleppt werden ſollten. Trotz der Heimlichkeit, mit der die Vorbereitungen dazu betrieben wurden, erfuhren es doch einige Juden und trafen Anſtalten, ſich und ihre Kinder durch raſche Auswanderung von der „Befleckung durch die Taufe“ zu retten. Als Manoel Wind davon erhielt, erteilte er den Befehl, die gewaltſame Taufe der Kinder ſofort auszuführen. Herzzerreißende Szenen kamen bei dieſer Gelegenheit in den Städten, wo Juden wohnten, vor, als die Schergen die Kinder in die Kirchen ſchleppen wollten. Die Eltern umklammerten ihre

Lieben, und dieſe hielten krampfhaft an jenen feſt, ſie wurden aber mit Peitſchenhieben und Schlägen von einander geriſſen! In der Verzweiflung, von ihren Kindern auf ewig getrennt zu werden, erdrückten manche Eltern ihre Kinder in der Umarmung oder warfen ſie in Brunnen und Flüſſe und legten dann Hand an ihr eigenes Leben. „Ich habe es geſehen“, erzählt der Biſchof Coutinho, „wie Viele an den Haaren zum Taufbecken geſchleift wurden, und wie die Väter mit verhülltem Haupte und mit Schmerzensſchrei ihre Kinder begleiteten und am Altar gegen dieſe unmenſchliche Gewalttaufe proteſtierten. Ich habe noch anderes unausſprechlich Grauſiges geſehen, das ihnen zugefügt wurde.“ In der Erinnerung der Zeit genoſſen blieb die gräßliche Art, mit der ein edler und gebildeter Jude Iſaak Ibn-Zachin ſeine Kinder und ſich umbrachte, um ſie nicht dem Chriſtentum verfallen zu ſehen. Chriſten ſelbſt wurden von dem Jammergeſchrei und den Thränen der jüdiſchen Väter, Mütter und Kinder zu Mitleid und Erbarmen bewegt, und trotz des Verbotes, den Juden Beiſtand zu leiſten, verbargen ſie manche Unglückliche in ihren Häuſern, um ſie wenigſtens für den Augenblick zu retten. Aber das Herz des Königs Manoel und ſeiner jungen Gattin, der Spanierin Iſabella II., blieb ungerührt von dieſen Jammerſzenen. Die getauften Kinder, denen chriſtliche Namen beigelegt wurden, ließ der König in verſchiedene Städte verteilen und chriſtlich erziehen. Entweder infolge eines heimlichen Befehles oder aus Übereifer ſchleppten die Schergen nicht bloß Kinder, ſondern auch Jünglinge und Mädchen bis zum Alter von zwanzig Jahren zur Taufe.

Viele Juden Portugals mögen wohl bei dieſer Gelegenheit zum Chriſtentum übergegangen ſein, um mit ihren Kindern beiſammen bleiben zu können. Aber das genügte dem Könige nicht, der ſich nicht aus Glaubenseifer, ſondern aus politiſchen Rückſichten bis zur Herzloſigkeit verhärtet hatte; ſämmtliche Juden Portugals ſollten mit oder ohne Überzeugung — darauf kam es ihm nicht an — Chriſten werden und im Lande bleiben. Zu dieſem Zwecke brach er noch mehr als ſein Vorgänger ſein gegebenes Verſprechen. Als die Friſt zur Auswanderung immer näher rückte, befahl er, daß die Juden ſich nur in dem einzigen Hafenplatze, Liſſabon, einſchiffen dürften, während er ihnen drei Plätze zugewieſen hatte. So mußten denn alle diejenigen, welche auswandern wollten, in

Lissabon zusammenströmen — man sagt — 20 000 Seelen mit brennendem Schmerz im Herzen, aber bereit, alle Qualen zu erdulden, um nur ihrer Überzeugung treu zu bleiben. Was that der Unmensch? Er wies ihnen allerdings in der Hauptstadt Wohnungen an, legte aber ihrer Einschiffung so viele Hindernisse in den Weg, daß die Zeit verstrich, und der Oktober herankam, an dem sie, wenn noch auf portugiesischen Boden betroffen, das Leben oder wenigstens die Freiheit verwirken sollten. Als sie solcher Gestalt seinen Händen preisgegeben waren, ließ er diejenigen, welche noch zurückgeblieben waren, in einem Raum, wie das Vieh, in Ställe einsperren und eröffnete ihnen, daß sie nun seine Sklaven seien, und er also nach Belieben mit ihnen verfahren dürfe. Wenn sie sich freiwillig zum Christentum bekennen, dann sollten sie Ehre und Reichtümer erhalten, wo nicht, so würden sie ohne Mitleid mit Gewalt zur Taufe gezwungen werden. Als Viele von ihnen dennoch standhaft blieben, verbot er, ihnen drei Tage und drei Nächte Nahrung und Wasser zu reichen, um sie durch Hunger und Durst mürbe zu machen. Auch dieses Mittel verschlug bei den Meisten nicht; sie verschmachteten lieber, als daß sie sich zu einer Religion verstehen sollten, welche solche Bekenner hatte. Darauf ließ Manoel mit Gewalt gegen die Widerstrebenden vorgehen. An Stricken, an Haaren und Bärten wurden sie aus der Pferche zu den Kirchen geschleppt. Um dem zu entgehen, stürzten sich Einige aus den Fenstern und zerschmetterten ihre Glieder, Andere rissen sich los und stürzten sich in Brunnen. In der Kirche selbst töteten sich einige. Ein Vater breitete seinen Gebetmantel über seine Söhne, und brachte sie und zuletzt sich selbst um. Manoel's grausiges Verfahren tritt noch greller hervor, wenn man damit vergleicht, wie er gegen die Mauern vorgehen ließ. Auch sie mußten Portugal verlassen; aber ihrer Auswanderung wurde kein Hindernis in den Weg gelegt, aus Rücksicht, damit es nicht die mohammedanischen Fürsten in Afrika und der Türkei an den unter ihnen wohnenden Christen vergelten sollten. Weil die Juden keinen Annehmer auf Erden hatten, weil sie hülflos waren, darum erlaubte sich Manoel — welchen Geschichtsschreiber den Großen nennen — solche unmenschliche Gewaltthätigkeiten gegen sie.

Auf diese Weise sind viele eingeborene portugiesische und eingewanderte spanische Juden zum Christentume geführt worden, das

ſie, wie die chriſtlichen Zeitgenoſſen es ſelbſt mit Beſchämung erzählen, offen verachtet haben. Es befanden ſich einige darunter, welche ſpäter angeſehene rabbiniſche Autoritäten wurden, wie Levi Ben Chabib, ſpäter Rabbiner in Jeruſalem. Diejenigen, welche mit ihrem Leben und ihrem Glauben glücklich entkommen waren, betrachteten es als eine beſonders, gnadenreiche, wunderbare Fügung Gottes. Iſaak Ben-Joſeph Caro, der aus Toledo nach Portugal übergeſiedelt war, hatte dort ſeine erwachſenen wie unmündigen Söhne („die ſchön wie Königsſöhne waren") ſämtlich verloren und dankte ſeinem Schöpfer für die Gnade, daß er trotz der Gefahren auf dem Meere nach der Türkei gelangen konnte. Auch Abraham Zacuto ſchwebte mit ſeinem Sohn Samuel in Todesgefahr, obgleich oder weil er Günſtling, Aſtrolog und Chronikſchreiber des Königs Manoel war. Beide waren aber glücklich, die herbe Prüfung zu beſtehen, entkamen aus Portugal, gerieten zweimal in Gefangenſchaft und ſiedelten ſich dann in Tunis an.

Die Aufregung, welche die gewaltſame Bekehrung der Juden in Portugal hervorgerufen hatte, hörte nicht ſobald auf. Diejenigen, welche aus Liebe zu ihren Kindern oder Todesfurcht, ſich die Taufe gefallen gelaſſen hatten, gaben die Hoffnung nicht auf, durch Schritte am päpſtlichen Hofe ihre gewaltſame Bekehrung rückgängig machen zu können, zumal es Jedermann in Europa bekannt war, daß der Papſt Alexander VI. und ſein ihm ähnliches Kardinalkollegium für Geld zu Allem zu bewegen waren. Ein Witzwort machte damals durch alle chriſtlichen Länder die Runde:

Es verkaufte Alexander Himmelsſchlüſſel, Altar, Chriſtus.
Hat er's doch ſelbſt gekauft, kann's darum auch verfeilſchen.

Rom war ein Schandplatz, eine Aſtartenherberge, eine Giftbude geworden, wo aber auch Unſchuldige für Geld ihr Recht erkaufen konnten. Die portugieſiſchen Neuchriſten ſchickten daher eine Geſandtſchaft von ſieben Leidensgenoſſen an den Papſt Alexander. Sie vergaßen natürlich den Beutel mit Geld nicht. Der Papſt und das ſogenannte heilige Kollegium zeigten ſich ihnen günſtig, namentlich nahm ſie der Kardinal von Sankta Anaſtaſia in ſeinen Schutz. Der ſpaniſche Geſandte Garcilaſo arbeitete aber im Auftrage des ſpaniſchen Königspaares ihnen entgegen. Die Angelegenheit der portugieſiſchen Juden müſſen indeſſen doch eine günſtige Wendung genommen

haben; denn der König Manoel entschloß sich zu Zugeständnissen. Er erließ (30. Mai 1497) ein Dekret der Milde. In demselben erteilte er allen gewaltsam getauften Juden Amnestie und bestimmte eine Frist von zwanzig Jahren, innerhalb welcher sie nicht vor das Inquisitionstribunal wegen Judaisierens gezogen werden sollten, weil sie sich erst ihrer alten Gewohnheiten entledigen und in den katholischen Glauben einleben müßten, wozu eine geraume Zeit erforderlich sei. Ferner bestimmte das Dekret, daß nach Ablauf dieser Frist gegen die des Judaisierens Angeklagten ein regelmäßiges Zeugenverhör angewendet, und wenn sie dessen überführt würden, ihre Güter nicht wie in Spanien konfisziert werden, sondern den Erben verbleiben sollten. Endlich verordnete das Dekret, daß diejenigen getauften Ärzte und Chirurgen, welche nicht Lateinisch verständen, sich hebräischer Lehrbücher bedienen dürften. Es war damit den Zwangschristen bewilligt und gestattet, im Geheimen ohne Furcht vor Strafen als Juden leben zu dürfen und auch ihr Schrifttum zu behalten. Denn wer konnte damals in Portugal ein hebräisches Buch von einem andern unterscheiden? Die Talmudbeflissenen konnten daher unter der Maske des Katholicismus nach wie vor ihrem liebgewonnenen Studium obliegen, und sie thaten es auch.

Indessen sollte diese Milde nur den portugiesischen Marranen zu Gute kommen, aber nicht denen, welche von auswärts eingewandert waren. Diese Klausel hat Manoel aus Rücksicht auf den spanischen Hof oder vielmehr auf seine Frau, die spanische Infantin Isabella, aufgenommen. Denn diese bestand darauf, daß die aus Spanien nach Portugal geflüchteten Marranen dem Moloch der Inquisition ausgeliefert werden sollten. In dem Ehevertrag zwischen dem König von Portugal und dieser fanatischen Isabella wurde ausdrücklich bedungen (August 1497), daß sämtliche Personen von hebräischem Geschlechte, welche, von der Inquisition verurtheilt, Schutz in Portugal suchen sollten, innerhalb eines Monats ausgewiesen werden müßten.

So waren denn so viel Tausend portugiesische Juden zum Scheine Christen geworden, aber mit dem festen Entschlusse, jede Gelegenheit wahrzunehmen, um auszuwandern und in einem freien Lande ihre ihnen durch Qualen nur um so teurer gewordene Religion zu bekennen. Ihre Seele war, wie der Dichter Samuel

Usque sie schildert, von der empfangenen Taufe nicht befleckt worden. Indessen waren auch noch einige Juden zurückgeblieben, welche die Zwangstaufe mit aller Macht von sich abgewehrt hatten; unter ihnen Simon Maimi, wahrscheinlich der letzte Großrabbiner (Arrabi mor) von Portugal, ein skrupulös frommer Mann, ferner seine Frau, seine Schwiegersöhne und noch einige Andere. Sie waren in strenger Haft, weil sie das Judentum nicht abschwören und auch äußerlich nicht die Kirchenriten mitmachen mochten. Um sie zu bekehren, wurden Simon Maimi und seine Leidensgenossen, bestallte Rabbiner, auf die unmenschlichste Weise gefoltert. Im Kerker wurden sie bis an den Hals eingemauert und drei Tage in dieser qualvollen Lage gelassen. Als sie dennoch standhaft blieben, so wurden die Mauern niedergerissen; drei waren den Qualen erlegen, auch Simon Maimi, auf dessen Bekehrung es am meisten abgesehen war, weil sein Beispiel die Übrigen nachgezogen hätte. Zwei Marranen wagten ihr Leben, um die Leiche des frommen Dulders auf dem jüdischen Begräbnisplatz zu bestatten, obwohl es streng verboten war, die jüdischen Schlachtopfer durch andere Personen als durch Henker zu beerdigen. Heimlich begleiteten noch einige Marranen den stillbeweinten Heiligen zur letzten Ruhe und hielten ihm dort die Trauerfeierlichkeit.

Wahrscheinlich nach dem Tode seiner Gattin, der Urheberin seiner Unmenschlichkeit gegen die Juden (Isabella starb an der Geburt des Thronerben von Portugal und Spanien am 24. August 1498 und der Infant zwei Jahre später) gestattete Manoel, daß die wenigen standhaft gebliebenen Juden auswandern dürften. Unter diesen befand sich Abraham Saba, Prediger und kabbalistischer Schriftsteller, dessen zwei Kinder gewaltsam getauft und zurückgehalten wurden, ferner Schemtob Lerma und Jakob Lual. Aber die Genossen des Simon Maimi und seine Schwiegersöhne blieben noch lange im Kerker, wurden später nach Arzilla (in Afrika) geschickt, dort gezwungen am Sabbat Schanzarbeiten zu verrichten und starben zuletzt den Märtyrertod. So handelten die Bekenner der Religion der Liebe.

Achtzig Jahre später führte Manoel's Urenkel, der abenteuerliche König Sebastian, die Blüte des portugiesischen Volkes nach Afrika zu neuen Eroberungen hinüber. In einer einzigen Schlacht wurde die Kraft Portugals gebrochen, die Adligen getötet oder zu

Gefangenen gemacht. Die Gefangenen wurden nach Fez gebracht und dort den Enkeln der so unsäglich mißhandelten portugiesischen Juden auf dem Sklavenmarkt zum Kauf angeboten. Die gebeugten portugiesischen Adligen und Ritter waren schon getröstet, wenn sie von Juden als Sklaven angeworben wurden, weil sie deren mildes, menschliches Gefühl kannten. So handelten die Bekenner des Gottes der Rache.

Sechstes Kapitel.

Neue Wanderung der Juden und Marranen.

(1497 — 1520.)

Die ebenso unkluge, wie unmenschliche Ausweisung der Juden aus der pyrenäischen Halbinsel bildet nach manchen Seiten hin einen Wendepunkt in der Gesamtgeschichte des jüdischen Stammes. Sie war nicht bloß für die Verbannten, sondern auch für die Gesamtjudenheit von weittragenden, allerdings meistens trüben Folgen begleitet. Ihr Glanz war damit erloschen, ihr Stolz gedemütigt. Der Schmerz über dieses traurige Erlebnis durchdrang die Juden aller Länder, so weit sie Kunde davon hatten. Es war allen zu Mute, als wenn die Söhne Zion's zum dritten Male in die Verbannung und in das Elend geschickt worden wären. Mag es Einbildung oder Überhebung gewesen sein, daß die spanischen (sefardischen[1]) Juden dem edelsten Stamme entsprossen seien, und daß sich unter ihnen Nachkommen des Königs David in grader Linie befunden hätten; in den Augen sämtlicher Juden galten sie thatsächlich als die edelsten, als eine Art jüdischen Adels. Und nun hatten grade sie die härtesten Leiden getroffen. Die Verbannung, die Gewalttaufen, der Tod in jeder scheußlichen Gestalt, durch Verzweiflung, Hunger, Pest, Feuer, Schiffbruch, alle Plagen vereint hatten ihre Zahl von Hunderttausenden auf kaum den zehnten Teil heruntergebracht, und die Übriggebliebenen wandelten größtenteils wie Gespenster umher, wurden von einem Lande zum

[1]) Konventionell wurde in dieser Zeit das Wort Sepharad in der Bibel auf die ganze pyrenäische Halbinsel angewendet, so daß Sephardim oder Sefardim sämtliche Juden Spaniens, Castilianer, Aragonesen, Leonesen, Navarresen und auch Portugiesen umfaßt.

andern gehetzt und mußten, ſie, die Fürſten unter den Juden, als Bettler an den Thüren ihrer Brüder pochen. Die mindeſtens 30 Millionen Dukaten, welche die ſpaniſchen Juden allein bei der Vertreibung in Beſitz hatten, waren unter der Hand zerronnen, und ſo ſtanden ſie völlig entblößt da in einer feindlichen Welt, welche an den Juden nur noch das Geld ſchätzte. Auch viele deutſche Juden wurden zur ſelben Zeit aus einigen Städten des Weſtens und Oſtens ausgewieſen; aber ihr Elend glich nicht dem der ſefardiſchen Juden. Sie kannten weder die Süßigkeit eines Vaterlandes, noch die Bequemlichkeiten des Lebens, ſie waren mehr abgehärtet, wenigſtens an Schmach und freche Behandlung gewöhnt.

Ein halbes Jahrhundert nach der Verbannung der Juden aus Spanien und Portugal begegnet man überall Flüchtlingen, hier einer Gruppe, dort einer Familie oder auch vereinzelten Züglern. Es iſt eine Art Völkerwanderung im Kleinen, die oſtwärts ging, meiſtens nach der Türkei, als ſollten ſich die Juden wieder ihrer Urheimat nähern. Aber auch ihre Wanderungen, bis ſie wieder ſichere Wohnplätze erreichen und einigermaßen zur Ruhe gelangen konnten, ſind herzbeklemmend durch die Unfälle aller Art, die Erniedrigungen, die Schmach, die ſie betroffen haben, ſchlimmer als der Tod.

Die edle Familie Abrabanel blieb von herben Schlägen und unſtäten Wanderungen nicht verſchont. Der Vater Iſaak Abrabanel, der in Neapel am Hofe des gebildeten Königs Ferdinand I. und ſeines Sohnes Alfonſo eine angenehme hohe Stellung gefunden hatte, mußte bei Annäherung der Franzoſen die Stadt verlaſſen und mit ſeinem königlichen Gönner eine Zuflucht in Sicilien, dann auf der Inſel Korfu Sicherheit ſuchen und ließ ſich in Monopoli (Apulien) nieder. Die Reichtümer, die er im Dienſte des portugieſiſchen und ſpaniſchen Hofes erworben hatte, waren zerronnen, Frau und Kinder von ihm getrennt und zerſtreut, und er lebte in düſterer Stimmung, woraus ihn nur die Beſchäftigung mit der heiligen Schrift zu reißen vermochte. — Sein älteſter Sohn Jehuda Leon Medigo Abrabanel hielt ſich in Genua auf, wo er ſich, trotz des unſtäten Lebens und des nagenden Schmerzes um ſein ihm entriſſenes und im Chriſtentum in Portugal erzogenes Söhnchen, mit Idealen be-

schäftigte. Er war viel gebildeter, gedankenreicher und überhaupt bedeutender als sein Vater und hätte mehr Beachtung als dieser verdient. Leon Abrabanel trieb die Arzneikunde nur als Brotstudium (wovon er den Namen Medigo erhielt), dagegen Astronomie, Mathematik und Philosophie als Lieblingsfächer. Er wurde Leibarzt des spanischen Großkapitäns, Gonsalvo de Cordova, des Eroberers und Vizekönigs von Neapel. Der heldenmütige, liebenswürdige und verschwenderische de Cordova teilte nämlich nicht den Haß seines Gebieters gegen die Juden. Als König Fernand nach Eroberung des Königreichs Neapel (1504) befohlen hatte, die Juden von hier ebenso wie aus Spanien zu verweisen, hintertrieb es der Großkapitän mit der Bemerkung: daß sich im Ganzen nur wenig Juden im Neapolitanischen befänden. Die Ausweisung dieser Wenigen würde dem Lande nur zum Nachteil gereichen, weil sie nach Venedig übersiedeln und ihren Gewerbfleiß und ihre Reichtümer dorthin tragen würden. Infolgedessen durften die Juden noch einige Zeit im Neapolitanischen bleiben. Aber gegen die eingewanderten Marranen aus Spanien und Portugal ließ Fernand die grausige Inquisition in Benevent einführen.

Der zweite von Isaak Abrabanel's Söhnen, Isaak II., lebte als Arzt zuerst in Reggio (Calabrien) und später in Venedig und ließ seinen Vater auch dahin kommen. Der jüngste Sohn, Samuel, später ein hochherziger Beschützer seiner Glaubensgenossen, hatte es noch am besten; er weilte nach der Auswanderung im Schatten des stillen Lehrhauses in Salonichi, wohin ihn der Vater zur Ausbildung im jüdischen Wissen gesandt hatte. Dieser betrat noch einmal die politische Laufbahn. In Venedig hatte er Gelegenheit, einen Konkurrenzstreit zwischen dem portugiesischen Hofe und der venezianischen Republik zu schlichten, welcher infolge der von den Portugiesen angelegten ostindischen Kolonien und besonders wegen des Gewürzhandels ausgebrochen war. Einige einflußreiche Senatoren erkannten bei dieser Gelegenheit Isaak Abrabanel's richtigen politischen und finanziellen Blick und zogen ihn seitdem bei wichtigen Staatsfragen zu Rate. Aber seine Kraft war durch die vielen Leiden und Wanderungen gebrochen. Noch vor dem siebzigsten Lebensjahre hatte ihn die Hinfälligkeit des Greisenalters beschlichen. Die gehetzten Opfer des spanischen Fanatismus hätten einen Leib von Erz und Kraft von Stein haben müssen, um dem Andrang

von Leiden nicht zu erliegen. Wer vermag den umherirrenden Verbannten mit wunden Füßen und noch mehr wundem Herzen zu folgen, bis sie irgendwo Rast oder die Ruhe des Grabes gefunden haben! Aber gerade diese Riesenhaftigkeit des Elends, das sie erduldet, hob das Bewußtsein des sefardischen Juden zu einer Höhe, welche an Hochmut streifte. Wen Gottes Hand so wuchtig schwer, so nachhaltig getroffen, wer so unsäglich viel gelitten, der müsse ein besonders Auserwählter sein, dieser Gedanke oder dieses Gefühl lebte in der Brust aller Übriggebliebenen mehr oder minder klar. Sie betrachteten ihre Vertreibung aus der pyrenäischen Halbinsel als ein drittes Exil und sich selbst als besondere Lieblinge Gottes, die er gerade wegen seiner größern Liebe zu ihnen nur um so härter gezüchtigt habe. Wider Erwarten stellte sich bei ihnen eine gehobene Stimmung ein, welche die erduldeten Leiden zwar nicht vergessen machte, aber sie verklärte. Sobald sie sich nur von der Wucht ihres tausendfachen Elends ein wenig frei fühlten und aufzuatmen vermochten, schnellten sie wieder empor und trugen wie Fürsten ihre Häupter hoch. Alles hatten sie verloren, nur ihr spanisch-vornehmes Wesen und ihren Stolz nicht. Sie hatten auch einigermaßen die Berechtigung dazu. So sehr sie auch seit der Überhandnahme der wissenfeindlichen, streng frommen Richtung im Judentum und seit der erfahrenen Ausschließung aus den Gesellschaftskreisen in den höheren Wissenschaften zurückgekommen waren und ihre, Jahrhunderte lang behauptete Meisterschaft eingebüßt hatten, so waren sie doch den Juden aller übrigen Länder an Bildung, Haltung und auch an innerem Gehalt bei weitem überlegen, die sich in ihrer äußeren Erscheinung und ihrer Sprache zeigte. Ihre Liebe zu ihrer Heimat war so groß, daß sie keinen Raum in ihren Herzen für den Haß ließ, den sie gegen die Rabenmutter, die sie ins Elend gestoßen, hätten empfinden müssen. Wo sie hinkamen, gründeten sie daher spanische oder portugiesische Kolonien. Sie brachten die spanische Sprache, die spanische Würde und Vornehmheit nach Afrika, der europäischen Türkei, nach Syrien und Palästina, nach Italien und Flandern und überall hin mit; wohin sie verschlagen wurden, hegten und pflegten sie wie das spanische Wesen, so die reine Sprache aus ihrer Heimat mit so viel Liebe, daß sie sich unter ihren Nachkommen bis auf den heutigen Tag fast unverdorben erhalten hat.

Dadurch konnten sie im Verkehr mit Christen ebenbürtig und männlich ohne Scheu und Kriecherei auftreten. Sie bildeten in diesem Punkte einen Gegensatz gegen die deutschen Juden, welche gerade das, was den Menschen zum Menschen macht, eine reine und schöne Sprache, mißachteten und dagegen verwahrlostes und kauderwelsches Sprechen so wie Zurückgezogenheit von der christlichen Welt als Religiosität betrachteten. Die sefardischen Juden legten überhaupt Gewicht auf Formen, auf Geschmack in ihrer Tracht, auf Anstand in den Synagogen und eben so auf die Mittel zum Gedankenaustausch. Die Rabbinen spanischer oder portugiesischer Zunge predigten in ihrer Landessprache und legten auf Wohllaut großen Wert. Diese Überlegenheit der Juden sefardischer Abstammung und Bildung wurde auch von den übrigen Juden anerkannt und bewundert. Daher durften jene sich herausnehmen überall die Herren zu spielen und oft trotz ihrer Minderheit die Gemeinden anderer Zunge zu meistern. In dem Jahrhundert nach ihrer Verbannung sind sie fast ausschließlich die Träger der geschichtlichen Begebenheiten; die Namen ihrer Stimmführer erklingen überall, sie lieferten Rabbiner, Schriftsteller, Denker und Phantasten. In allen Ländern mit Ausnahme Deutschlands und Polens, wohin sie niemals oder nur vereinzelt gedrungen waren, wurden die sefardischen Juden die Tonangeber.

Der nordafrikanische Küstenstrich und das bewohnbare Binnenland waren mit Juden dieser Abkunft gefüllt, wo sie sich in dem Jahrhundert der großen Verfolgung von 1391 bis zur vollständigen Vertreibung zahlreich angesammelt hatten. Obwohl von den kleinen berberischen Tyrannen und der unciviliſierten und verkommenen maurischen Bevölkerung meistens mit Willkür behandelt und öfter zum Tragen einer schändenden Tracht gezwungen, blieb doch für die Gewandtheit hervorragender Juden daselbst Spielraum genug, sich auszuzeichnen, sich zu einer hohen Stufe emporzuschwingen und einen umfangreichen Wirkungskreis einzunehmen. In Marrokko stand ein reicher und geschichtskundiger Jude, welcher dem Fürsten dieses Staates bedeutende Dienste geleistet, bei diesem in hohem Ansehen. In Fez, wo eine Gemeinde von 5000 jüdischen Familien bestand, in deren Händen die meisten Gewerke lagen, lebte ein Jude spanischer Abkunft, Samuel Alvalensi, der wegen seiner Tüchtigkeit und seines

Mutes bei dem König beliebt war und bei der Bevölkerung so viel Vertrauen genoß, daß sie ihn zum Führer annahm. — In der bedeutenden Residenzstadt Tlemsen (Tremcen) nahm die sehr zahlreiche jüdische Gemeinde spanischer Abkunft den größten Teil ein. Hier traf nach der Flucht aus Spanien der achtzehnjährige Jakob Berab ein (geb 1474, gest. 1541), einer der rührigsten Männer unter den spanischen Auswanderern, der scharfsinnigste Rabbiner seiner Zeit nächst seinem deutschen Namensgenossen, Jakob Polak, aber zugleich ein querköpfiger, rechthaberischer und unverträglicher Mann, der sich viele Gegner zuzog, aber auch viele Verehrer hatte.

In Algier leitete die bereits verringerte Gemeinde ein Abkömmling spanischer Flüchtlinge von 1391, Simon Duran II., ein Sohn des philosophisch gebildeten Rabbiners Salomon Duran. Er galt zu seiner Zeit gleich seinem Bruder als hochangesehene rabbinische Autorität. Von edler Gesinnung wie sein Vater war Simon Duran eine Schutzwehr für seine Glaubensgenossen und ein Rettungsanker für die spanischen Verbannten, die in seine Nähe versprengt worden waren; denn er scheute weder Geldverlust, noch Lebensgefahr, wo es galt, Religiosität, Sittlichkeit und Rettung seiner Stammgenossen durchzusetzen. Fünfzig versprengte Flüchtlinge, die Schiffbruch erlitten hatten, waren an die Küste von Sevilla geworfen, von den fanatischen Spaniern — dem Worte des Ediktes gemäß — in Kerker gesperrt und zwei Jahre lang darin gehalten worden. Sie hatten täglich den Tod erwartet, wurden aber doch zuletzt begnadigt, d. h. als Sklaven verkauft. Als solche kamen sie in kläglichem Zustande nach Algier und wurden durch die Bemühung Simon Durans um 700 Dukaten, welche die kleine Gemeinde zusammengeschossen, ausgelöst. In Tunis hatten zwei bedeutende sefardische Männer einige Jahre eine Zuflucht gefunden: der Geschichtsschreiber und Astronom Abraham Zacuto, der bereits am Abend seines Lebens stand, und ein Jüngerer Mose Alaschkar. Zacuto, welcher auf der pyrenäischen Halbinsel bereits eine Schule von christlichen und mohammedanischen Jüngern in der Mathematik und Astronomie hatte, dessen Schriften, durch Druck veröffentlicht, vielfach gelesen und benutzt wurden, war gezwungen, wie ein Geächteter herumzuirren, und war nur mit Not dem Tode entronnen. In Tunis scheint er

einige ruhige Jahre verlebt zu haben und hier hatte er seine mehr berühmte als brauchbare Chronik vollendet (Jochasin 1504). Geschichtswerk darf man sie nicht nennen; sie hat nur das Verdienst, die Geschichtsforschung unter den Juden angeregt zu haben. Zacuto's Chronik war ein Kind des Alters und der Drangsale; er hat sie mit zitternder Hand und mit bangem Gemüt wegen der nächsten Zukunft und ohne genügende litterarische Hilfsmittel zu Stande gebracht, und insofern verdient sie Nachsicht.

Gleichzeitig mit Zacuto lebte in Tunis Mose Ben Isaak Alaschkar. Er war ein scharfsinniger Talmudist wie sein jung verstorbener Lehrer Samuel Alvalensi, ein richtig denkender Kopf, ohne beschränkte Einseitigkeit. Obwohl der Kabbala huldigend, nahm er doch Maimuni und dessen philosophisches System gegen die verketzernden Ausfälle der Finsterlinge in Schutz.

Vor dem Schrecken, den die spanischen Waffen über die nordafrikanischen Juden gebracht haben, scheinen Zacuto und Alaschkar mit vielen Andern Tunis verlassen zu haben. Sie hatten die Unmenschlichkeit der überkatholischen Spanier gegen die Juden hinlänglich kennen gelernt. Der erstere wanderte nach der Türkei und scheint gleich darauf müde ins Grab gestiegen zu sein (vor 1515). Alaschkar floh nach Ägypten und nahm dort vermöge seiner vielseitigen Kenntnisse und seines Reichtums eine sehr geachtete Stellung ein.

In Ägypten und namentlich in der Hauptstadt Kairo hatten sich ebenfalls viele jüdisch-spanische Flüchtlinge angesammelt und hier in kurzer Zeit ein bedeutendes Übergewicht über die jüdischen Ureinwohner erlangt. Als sie dort eintrafen, fungirte noch über sämtliche ägyptische Gemeinden, wie in früherer Zeit, ein jüdischer Oberrichter oder Fürst (Nagid, Reïs) in der Person des eben so edlen, wie reichen Isaak Kohen Schalal. Es war ein biederer Charakter, der sein hohes Ansehen, welches von dem ägyptischen Mameluken-Sultan anerkannt war, und seinen Reichtum zum Wohl der Gemeinden und der dahin versprengten Flüchtlinge verwendete. Ohne Neid beförderte er verdienstvolle Männer unter den spanischen Auswanderern zu Ämtern, und dadurch gelangten diese nach und nach zu bedeutendem Einflusse. Unter ihnen fand in Kairo eine Zufluchtsstätte ein Mann von bedeutendem Namen. David Ibn-Abi Simra (geb. um 1470,

geſt. um 1573), ein Jünger des Myſtikers Joſeph Saragoſſi, reich an Kenntniſſen, Tugenden, Schätzen und Nachkommen, der bald die Einheimiſchen überſtrahlte und die höchſte rabbiniſche Autorität erlangte.

Eine politiſche Wandlung in Ägypten brachte die Spanier an die Spitze der dortigen Judenheit. Das Nilland mit dem dazu gehörigen Syrien und Paläſtina, deſſen Eroberung den Sultanen von Konſtantinopel ſo ſchwer wurde, fiel endlich Selim I. als ſichere Beute zu. In einer entſcheidenden Schlacht unweit Aleppo erfocht er einen glänzenden Sieg über den letzten Mamelukenſultan, und ſein Marſch von Syrien nach Ägypten glich einem Triumphzug (1517). Den Sommer deſſelben Jahres brachte Selim damit zu, eine neue Ordnung in Ägypten zu ſchaffen, es in vollſte Abhängigkeit von der Türkei zu bringen und überhaupt es in eine Provinz zu verwandeln, die von einem ihm ergebenen Paſcha als Vizekönig regiert werden ſollte. Einen Juden ſpaniſcher Abkunft Abraham de Caſtro ſetzte Selim zum Münzpächter für die neue türkiſche Prägung ein, und dieſer erlangte durch ſeine Reichtümer und ſeinen Einfluß eine gewichtige Stimme im türkiſchen Beamtenkreiſe und in der ägyptiſchen Judenheit. De Caſtro war ſehr wohlthätig, ſpendete alljährlich 3000 Goldgulden für Almoſen und nahm überhaupt ein lebendiges Intereſſe an den Angelegenheiten ſeiner Glaubensgenoſſen.

Die alte Ordnung der ägyptiſchen Judenheit ſcheint Selim I. oder der Vizeſultan verändert zu haben. Bis dahin befand ſich ſeit Jahrhunderten ein Oberrabbinat und ein Oberrichteramt über ſämtliche Gemeinden, deſſen Inhaber eine Art fürſtliche Gewalt hatte. Er ernannte die Rabbiner für die Gemeinde, entſchied die Streitigkeiten unter den Juden ganz allein in höchſter Inſtanz, hatte das Recht, jede neue Einrichtung oder Maßregel zu beſtätigen oder zu verwerfen, durfte ſelbſt gewiſſe Leibesſtrafen über Vergehen und Verbrechen von Seiten der Glaubensgenoſſen unter ſeiner Gerichtsbarkeit verhängen und bezog für dieſe Funktionen bedeutende Einnahmen. Dieſe Ordnung wurde ſeit der Herrſchaft der Türken über Ägypten aufgehoben. Jede Gemeinde erhielt fortan die Selbſtſtändigkeit, ihren Rabbiner ſelbſt zu wählen und ihre Angelegenheit ohne Vormundung zu ordnen. Der letzte jüdiſch-ägyptiſche Fürſt oder Großrabbiner, Iſaak Schalal, wurde ſeiner

Würde entsetzt und begab sich mit seinen Reichtümern nach Jerusalem, wo er ein Wohlthäter der anwachsenden Gemeinde wurde. Das Rabbinat von Kairo erhielt darauf der spanische Einwandrer David Ibn-Abi-Simra wegen seiner vielfachen vortrefflichen Eigenschaften. Sein Ansehen stieg so bedeutend, daß er einen sehr alten Brauch aufheben durfte, der sich in allzu übertriebener Erhaltungssucht von Jahrhundert zu Jahrhundert wie ein abgestorbenes Glied hingeschleppt hatte. Die babylonischen Juden hatten vor mehr denn achtzehn Jahrhunderten die syrische oder seleucidische Zeitrechnung zum Andenken an den Sieg des syrischen Königs Seleucos über die anderen Feldherrn Alexander's des Großen angenommen. Das syrische Reich und die Seleuciden waren längst untergegangen, Syrien war nach einander eine Beute der Römer, der Byzantiner, der Mohammedaner, der Mongolen und Türken geworden; nichts destoweniger hatten die babylonischen und von ihnen die ägyptischen Juden die alte Zeitrechnung beibehalten und sich derselben nicht bloß für geschichtliche Erinnerungen und weltliche Urkunden, sondern auch für Ausstellung von Scheidebriefen und ähnlichen Dokumenten bedient. Während die palästinensischen und europäischen Juden nach einander eine andere Zeitrechnung eingeführt hatten: seit der Tempelzerstörung und seit Erschaffung der Welt, hielten die babylonischen und ägyptischen Juden an der seleucidischen Aera so fest, das jede Scheidungsurkunde, die nicht nach derselben datiert wäre, als ungültig angesehen wurde. Diese veraltete Zeitrechnung hob Ibn-Abi-Simra für Ägypten auf und führte dafür die bereits allgemein angenommene seit der Erschaffung der Welt ein; seine Neuerung fand keinen Widerspruch.

Während seines Rabbinats schwebte eine schwere Gefahr über den Häuptern der Gemeinde von Kairo. Der vierte vicekönigliche Pascha von Ägypten, Achmed Schaitan (Satan), hegte einen Plan, Ägypten von der Türkei wieder loszureißen und sich zum selbstständigen Herrscher desselben aufzuwerfen. Als ihm die ersten Schritte dazu gelungen waren, stellte er an den jüdischen Münzpächter Abraham de Castro das Ansinnen, die Prägung der Münzen mit seinem Namen zu versehen. Dieser ging zum Schein darauf ein und ließ sich den Befehl dazu schriftlich von Achmed ausstellen. Damit versehen, suchte er sich heimlich aus Ägypten zu entfernen und eilte nach Konstantinopel an den

Hof Sulaiman's II., um Anzeige von dem verräterischen Abfall des Pascha zu machen. Dadurch fand sich Achmed in der Ausführung seines Planes gehemmt. Den Zorn über de Castro's Flucht ließ er daher an den Juden aus, warf einige derselben, wahrscheinlich de Castro's Verwandte und Freunde, in Kerker und gestattete den Mameluken, das Judenquartier in Kairo zu plündern. Er entbot darauf zwölf angesehene Juden in seinen Palast und legte ihnen das Herbeischaffen einer unerschwinglichen Summe binnen kurzer Zeit auf, mit der Drohung, sie mit Weib und Kindern unbarmherzig umkommen zu lassen. Zur größeren Sicherheit hielt er die berufenen Vorsteher als Geißel zurück. Das Flehen der Gemeinde um Nachsicht und Aufschub beantwortete der Wütherich mit noch schrecklicheren Drohworten. In dieser hoffnungslosen Lage wendeten sich die Juden im inbrünstigen Gebete zu Gott. Da die gesammelten Gelder aber kaum den zehnten Teil der von Achmed Schaitan geforderten Summe entsprach, ließ sein Geheimschreiber auch die Sammler in Fesseln legen und bedrohte sie, so wie sämtliche Gemeindeglieder, Klein und Groß, noch an demselben Tage mit dem sicheren Tode, sobald sein Herr nur das Bad verlassen haben werde. In demselben Augenblick, als der Katib diese Drohung ausgesprochen, wurde der Pascha von einem seiner Wesire Mohammed-Bey und von einigen Mitverschworenen im Bade überfallen und schwer verwundet. Achmed Schaitan entfloh zwar aus dem Schlosse, wurde aber verraten, eingeholt, gefesselt und dann enthauptet. Mohammed-Bey befreite darauf die gefesselten jüdischen Vorsteher aus dem Kerker und sämtliche Juden Kairo's von der Todesgefahr. Der Tag der Errettung (der 28. Adar 1524) wurde eine Zeit lang von den ägyptischen Juden als Gedenktag (Purim-Kairo) gefeiert.

Durch die Einwanderung der Spanier und Portugiesen erhielt auch Jerusalem wie mehrere palästinische Städte einen großen Zuwachs an Gemeindemitgliedern und eine hohe Bedeutung; auch hier wurden diese binnen kurzer Zeit ganz besonders Stimmführer und Tonangeber. In der allerkürzesten Zeit von sieben Jahren war die Zahl der Juden in der heiligen Stadt von kaum siebzig auf zweihundert Familien angewachsen und wiederum in einem Zeitraum von zwei Jahrzehnten (1495 — 1521) war sie auf fünfzehnhundert gestiegen. Der Wohlstand der jüdischen

Bewohner Jerusalems hatte sich durch den Zufluß neuer Ansiedler unendlich gehoben. Während früher fast sämtliche Gemeindeglieder bettelarm waren, gab es drei Jahrzehnte später nur noch zweihundert Almosenempfänger. Was noch höher anzuschlagen ist, auch die Sittlichkeit hatte sich durch die Einwanderer bedeutend gehoben. Jerusalem war nicht mehr die Räuberhöhle, welche Obadja da Bertinoro, der von Italien dahin eingewandert war, angetroffen hatte. Die Gemeindeglieder wurden nicht mehr von einem habsüchtigen, gewaltthätigen, verräterischen Vorstande bis aufs Blut gequält und zur Verzweiflung oder zur Auswanderung getrieben; Eintracht, Verträglichkeit, Gerechtigkeitsgefühl und Ruhe waren in ihre Mitte eingekehrt. Es herrschte zwar darin eine übertriebene äußerliche Frömmigkeit vor; aber diese stand nicht mehr in grellem Widerspruche zu einem empörend unsittlichen Lebenswandel. Viel, sehr viel hatte zu dieser Gehobenheit der Sittlichkeit und der Gesinnung in Jerusalem der sanfte und liebenswürdige italienische Prediger Obadja da Bertinoro beigetragen, der mehr als zwei Jahrzehnte der anwachsenden Gemeinde mit Wort und Beispiel innige Religiösität, Gesinnungsadel und Entwöhnung von barbarischer Rohheit lehrte. Als er in Jerusalem eingetroffen war, schrieb er an seine Verwandten: „Wenn es in diesem Lande einen einsichtsvollen Juden gäbe, der die Leitung einer größeren Körperschaft mit Billigkeit und Sanftmut verstände, so würden sich ihm nicht bloß die Juden, sondern auch die Mohammedaner gern fügen.“ Damals ahnte Bertinoro nicht, daß ihm selbst diese schöne Rolle zufallen würde, die Rohheit zu sänftigen, die Unsittlichkeit zu verbessern, die Niedrigkeit zu veredeln. Mit seinem milden, herzgewinnenden Wesen entwaffnete er die Bosheit und heilte die Schäden, welche er in der Jerusalemer Gemeinde angetroffen, beklagt und schonungslos aufgedeckt hatte. Obadja war ein Schutzengel für die heilige Stadt, entfernte den Schmutz von ihr und umgab sie mit einem sauberen Feierkleide. „Wollte ich sein Lob verkünden“, so berichtete ein italienischer Jerusalem-Pilger, „würde ich nicht fertig werden. Er ist der angesehenste Mann im Lande und nach seinem Befehle wird alles geleitet, seinen Worten wagt niemand zu widersprechen. Predigt er, so lauscht jedes Ohr auf sein Wort, und man vernimmt dabei nicht das leiseste Geräusch, so still andächtig sind seine Zuhörer.“ — Verbannte aus der pyre-

näiſchen Halbinſel, die dahin verſprengt waren, unterſtützten ihn in ſeinem edlen Werke.

Wahrſcheinlich kamen durch die Vermittlung des Obadja da Bertinoro und ſeiner Geſinnungsgenoſſen die trefflichen Beſchlüſſe zu ſtande, welche ſich die Gemeinde ſelbſt als unverbrüchliche Geſetze aufgelegt und in eine Tafel in der Synagoge zur Erinnerung eingegraben hatte; ſie waren gegen früher eingeſchlichene Mißbräuche gerichtet. Juden ſollten keine falſche Münze kaufen, und wenn zufällig dazu gelangt, ſie nicht ausgeben. Dann auch am Grabe des Propheten Samuel keinen Wein trinken. Denn an dieſem Tage pflegten Männer und Frauen gemiſcht dahin zu wallen und zwar die letzteren unverſchleiert, ſodaß, wenn der Weinrauſch die Sinne benebelt hatte, Unfug entſtand. — Eine noch größere Bedeutung erhielt die heilige Stadt durch die Einwanderung des Iſaak Schalal aus Ägypten mit ſeinen Reichtümern, ſeiner Erfahrung und ſeinem Anſehen; ſie fing dadurch an, wieder mitzuzählen.

Nächſt Jeruſalem hatte die verhältnismäßig jüngſte Stadt Paläſtina's, Safet in Galiläa, eine ſtarke jüdiſche Bevölkerung und Gewicht erlangt, die allmälich ſo ſehr zunahmen, daß Safet der Mutterſtadt den Rang ablaufen konnte. Sie beherbergte zwar am Ende des fünfzehnten und im Anfang des nächſten Jahrhunderts nur etwas über dreihundert jüdiſche Familien, Urbewohner (Moriscos), Berbern und Sefardim. Auch hatte ſie anfangs noch keinen bedeutenden Talmudkundigen, dem die Führerſchaft zugefallen wäre. Sie erhielt ihre Bedeutung und ihren weitreichenden Einfluß erſt durch die Einwanderung eines ſpaniſchen Flüchtlings, der ihrer Gemeinde Halt und Richtung gab. Joſeph Saragoſſi wurde für Safet ungefähr dasſelbe, was Obadja da Bertinoro für Jeruſalem geworden war. Aus Spanien (Saragoſſa) vertrieben, war er nach Safet gekommen und hatte dort einen Ruhepunkt gefunden. Joſeph Saragoſſi war ebenfalls eine ſanfte, herzgewinnende Perſönlichkeit und betrachtete es als ſeine Lebensaufgabe, Friedfertigkeit zu predigen und die geſtörte Eintracht in den Familien und im Gemeindeleben wieder herzuſtellen. Selbſt unter den Mohammedanern wirkte er in dieſem Sinne verſöhnend und beſchwichtigend, und ſie liebten und verehrten ihn deswegen wie einen Friedensengel. Als er Safet

einſt wieder verlaſſen wollte, klammerte ſich die Gemeinde förmlich an ihn und ſetzte ihm einen Jahrgehalt aus, wozu der mohammedaniſche Stadthauptmann zwei Drittel aus ſeiner Kaſſe beiſteuerte. Joſeph Saragoſſi verpflanzte das Talmudſtudium nach Safet, aber auch die Kabbala, da er ein überfrommer Myſtiker war. Durch ihn wurde dieſe bis dahin jungfräuliche Gemeinde ein kabbaliſtiſches Neſt.

Auch in der halb paläſtinenſiſchen Hauptſtadt Syriens, in Damaskus, bildete ſich neben einer uralten moſtarabiſchen Gemeinde durch den Zuwachs von Flüchlingen eine ſefardiſche, und ſie zählte in dieſer Zeit fünfhundert jüdiſche Familien. Die Spanier bauten in kurzer Zeit nach ihrer Ankunft eine Prachtſynagoge in Damaskus, Khathaib genannt; bald vermehrten ſie ſich ſo ſehr, daß ſie ſich in mehrere Gruppen, nach der Landsmannſchaft aus ihrer Heimat, ſpalteten.

Die Hauptſtrömung der ſefardiſchen Verbannten floß nach der europäiſchen Türkei; der größte Teil der Überbleibſel von den 300 000 Geächteten fand in dem Lande ein Aſyl, deſſen Einwohner nicht die Liebe zu ihrem Aushängeſchilde hatten. Die Sultane Bajazet II, Selim I. und Sulaiman I. haben nach einander die eingewanderten flüchtigen Juden nicht bloß geduldet, ſondern ſie auch mit außergewöhnlicher Zuvorkommenheit aufgenommen und ihnen dieſelbe Freiheit eingeräumt, welche andere Völkerſchaften, Armenier und Griechen, dort genoſſen. Ein jüdiſcher Dichter ſchilderte mit Begeiſterung die freie Stellung, welche ſeine Glaubensgenoſſen dort einnahmen. „Die große Türkei, ein weites und ausgedehntes Meer, welches unſer Herr mit dem Stabe ſeiner Barmherzigkeit öffnete (wie beim Auszuge aus Ägypten), damit darin die Hochflut Deines gegenwärtigen Mißgeſchickes (Jakob), wie die Menge der Ägypter einſt ſich darin verliere und untergehe. Dort haſt Du die Pforten der Freiheit und die Stellung auf gleich und gleich zur ungehemmten Befolgung des Judentums ſtets offen; ſie verſchließen ſich Dir nie. Dort kannſt Du Dein Inneres erneuern, Deinen Stand ändern, die Gebräuche und die falſchen und irrtümlichen Lehren (das Chriſtentum) abſtreifen, Deine alte Wahrheit wieder in Dich aufnehmen, die dem göttlichen Willen zuwiderlaufenden Gewohnheiten hinter Dir laſſen, die Du durch die Gewaltthat der Völker, unter denen Du als Pilger gewandert, nachzuahmen gezwungen warſt.“

Die eingewanderten Juden hatten in der Türkei in der ersten Zeit außerordentlich glückliche Tage, weil sie dem verhältnismäßig jungen Staate wie gerufen gekommen waren. Die Türken waren gute Krieger, aber schlechte Bürger. Den Griechen, Armeniern und Christen anderer Bekenntnisse konnten die Sultane bei ihren oft gespannten Verhältnissen zu den christlichen Staaten wenig trauen; sie galten ihnen als geborene Spione und Verräter. Auf die Treue, Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit der Juden dagegen konnten sie rechnen. Sie bildeten daher einerseits die Geschäftsführer und andererseits den Bürgerstand in der Türkei. Nicht bloß der Handel im Großen und Kleinen, zu Wasser und zu Lande war in ihren Händen, sondern auch die Handwerke und Künste. Sie, namentlich die aus Spanien und Portugal entflohenen Marranen, verfertigten für die Kriegslust der Türken neue Rüstungen und Feuerwaffen, große Kanonen, fabrizierten Pulver und lehrten den Türken damit umzugehen. So hatte die verfolgungssüchtige Christenheit ihren Hauptfeinden, den Türken, gewissermaßen selbst die Waffen geliefert, mit denen diese in den Stand gesetzt waren, ihr Niederlage auf Niederlage und Demütigung auf Demütigung zu bereiten. Besonders beliebt waren jüdische Ärzte in der Türkei, geschickte Jünger aus der Schule Salamanca's, und sie wurden wegen ihrer Gewandtheit, ihrer höheren Bildung, ihrer Verschwiegenheit und Klugheit den christlichen, ja sogar den mohammedanischen Ärzten vorgezogen. Diese jüdischen Ärzte, meistens spanischer Abkunft, erlangten an dem Hofe der Großsultane und bei Vesiren und Paschas weitreichenden Einfluß.

Sultan Selim hatte zum Leibarzte einen aus Spanien eingewanderten Joseph Hamon; sein Sohn und Enkel nahmen nach einander dieselbe Stellung ein. Sein Sohn Mose Hamon (geb. um 1490, st. vor 1565), Leibarzt des klugen Sultan Sulaiman, war noch viel angesehener und einflußreicher als der Vater, wegen seiner Geschicklichkeit und seines männlichen Charakters. Er pflegte den Sultan auf seinen Kriegszügen zu begleiten. Aus Persien, wohin er Sulaiman auf einem Siegeszuge gefolgt war, brachte Mose Hamon einen gelehrten Mann, Jakob Tus (oder Taws) mit (um 1535), der den Pentateuch ins Persische übersetzt hat. Diese Übersetzung ließ er später auf eigene Kosten, nebst einer

chaldäischen und arabischen Übersetzung drucken. — Mose Hamon galt als Beschützer seiner Stammgenossen und Beförderer des Judentums.

Die Hauptstadt Konstantinopel hatte eine sehr zahlreiche jüdische Gemeinde, welche mit jedem Tage durch neue Flüchtlinge aus der pyrenäischen Halbinsel anwuchs, die größte in Europa wurde und wohl 30000 Seelen zählte. Sie hatte vier und vierzig Synagogen, d. h. ebenso viele Gemeindegruppen. Denn die jüdische Körperschaft in der türkischen Hauptstadt und in den übrigen Städten bildete nicht eine geschlossene Einheit, sondern zerfiel in verschiedene Gruppen und Bruchteile, je nach dem Lande oder dem Orte ihrer Heimat, von denen jede ihre Eigenart bewahren, ihre Erinnerungen erhalten, ihre Liturgie und ihren Ritus beibehalten und sogar ihre eigene Synagoge und ein eigenes Rabbinatskollegium haben wollte. Die Gesamtgemeinde teilte sich daher in lauter Landsmannschaften, die sich gegen einander abschlossen und nicht zu einem großen Ganzen verschmelzen mochten. Jede Kleingemeinde verteilte die Steuern unter ihre Mitglieder selbstständig nicht bloß für ihren Kultus, ihre Gemeindebeamten, ihr Armenwesen, ihre Hospitäler und Schulen, sondern auch für die Abgaben an den Staat.

In der ersten Zeit hatten allerdings die angesessenen Juden, welche die Mehrzahl bildeten, das Übergewicht über die Eingewanderten. Das Großrabbinat bekleidete nach dem Tode des verdienstvollen, aber verkannten Mose Kapsali der wahrscheinlich aus einer eingewanderten griechischen Familie stammende Elia Misrachi, welcher unter den Sultanen Bajaset, Selim I. und vielleicht auch unter Sulaiman Sitz im Divan hatte, wie sein Vorgänger, und der offiziell-religiöse Vertreter der türkischen Gesamtjudenheit war. Diesen hohen Posten verdiente er auch wegen seiner rabbinischen und anderweitigen Gelehrsamkeit und seines biedern, gerechten Charakters. Elia Misrachi (geb. um 1455, gest. zw. 1525—1527) war, als ein Zögling der deutschen Schule, ein tiefer Talmudkundiger und ein strengfrommer Mann; aber er war darum doch nicht der Wissenschaft abgeneigt. In der Jugend war er ein Heißsporn und führte eine Fehde mit den Karäern in der Türkei. Im Alter dagegen war Elia Misrachi milder gegen sie gestimmt und legte sein gewichtiges Wort ein, um eine Un-

gerechtigkeit der Stockfrommen gegen ſie abzuwenden. Einige Finſterlinge, namentlich von der apuliſchen Gemeinde in Konſtantinopel, wollten den freundnachbarlichen Verkehr zwiſchen Rabbaniten und Karäern auf eine gewaltſame Weiſe ſtören. Sie verſammelten ihre Gemeindemitglieder und ſprachen mit der Thora-Rolle im Arm den Bann über diejenigen aus, welche noch ferner Karäern, Erwachſenen wie Unmündigen, in Bibel oder Talmud Unterricht erteilen oder ihnen auch nur profane Fächer, Mathematik, Naturkunde, Logik oder Muſik lehren ſollten. Auch ſollten rabbaniſche Dienſtboten nicht mehr bei karäiſchen Familien in Dienſt treten. Der größte Teil der Konſtantinopolitaner Gemeinde war aber mit dieſer unduldſamen Maßregel der Überfrommen ſehr unzufrieden. Aber dieſe brachten ein rohes, mit Knitteln verſehenes Geſindel in die Synagoge, wo die Beratung ſtattfinden ſollte, daß jene gar nicht zu Worte kommen konnten. So wurde der Bannbeſchluß in feierlicher Form von einer trotzigen Minderheit gegen den Widerſpruch und die guten Gründe der Mehrheit durchgeſetzt. Da trat der Rabbiner Elia Misrachi mit entſchiedener Offenheit gegen dieſes gewaltſame Treiben auf.

Die türkiſchen Juden hatten zu dieſer Zeit auch eine Art politiſchen Vertreter, Anwalt oder Kämmerling (Kahija), welcher Zutritt zu dem Sultan und zu den Großwürdenträgern hatte und mit ſeinem Amt vom Hofe belehnt war. Schaltiel, ein als edel geſchilderter Mann, hatte dieſe Würde unter Sulaiman inne. Bei jeder Ungerechtigkeit und jedem gewaltthätigen Verfahren gegen die Juden im türkiſchen Reiche, die bei dem Hochmute der türkiſchen Bevölkerung gegen Andersgläubige, Juden wie Chriſten, bei dem Willkürregimente der Provinzial-Paſcha's und bei dem Fanatismus der chriſtlichen Griechen und Bulgaren niemals fehlten, trat der Kahija Schaltiel für ſeine Glaubensgenoſſen ein und erlangte bei Hofe für Summen die Abſtellung derſelben. — Die zweitgrößte Gemeinde des türkiſchen Reiches war Salonichi, eine ungeſunde Stadt, die aber nichts deſtoweniger die ſefardiſchen Auswanderer anzog. Es entſtanden hier bald mindeſtens zehn Gemeinden, und die meiſten davon waren ſefardiſchen Urſprungs. Später vergrößerten ſie ſich zu ſechs und dreißig Gemeindegruppen. Salonichi wurde eine förmliche Judenſtadt, in welcher mehr Juden, als Nichtjuden wohnten. Ein jüdiſcher Dichter (Samuel Usque) nennt

dieſe Stadt „eine Mutter des Judentums von vorzüglichen Pflanzen und fruchtbaren Bäumen, wie man ſie gegenwärtig auf dem ganzen Erdenrunde nicht wieder findet. In ihr hat ſich der größte Teil der verfolgten und verbannten Söhne aus Europa und anderen Teilen der Erde geſammelt, und ſie nimmt ſie mit Liebe und Herzlichkeit auf, als wenn ſie unſere allerehrwürdige Mutter Jeruſalem wäre“. In kurzer Zeit erlangten hier die ſefardiſchen Einwanderer das volle Übergewicht über ihre Stammgenoſſen anderer Sprachen, und ſelbſt über die Urgemeinde, ſo daß die ſpaniſche Sprache die herrſchende in Salonichi wurde. Hier hatte ſich Jehuda Benveniſte, Enkel des edlen Abraham Benveniſte niedergelaſſen, der ſo viel von ſeinem väterlichen Vermögen gerettet hatte, daß er eine großartige Bücherſammlung beſaß. Er war die Fahne, um die ſich die Schwergeprüften ſammeln konnten. Vertreter des Talmuds waren hier eine Gelehrten-Familie Taytaſak und Jakob Ibn Chabib; obwohl keineswegs Fachmänner erſter Größe. Auch Philoſophie und Aſtronomie wurde in Salonichi von ſefardiſchen Einwanderern einigermaßen gepflegt. Aber am meiſten fand hier die Kabbala Pflege und zwar ebenfalls von ſpaniſchen Einwanderern: von Joſeph Taytaſak, Samuel Franco. Salonichi in der europäiſchen Türkei und Safet in Paläſtina wurden mit der Zeit die Hauptneſter für kabbaliſtiſches Brüten.

Auch in Kleinaſien bevölkerten die ſefardiſchen Flüchtlinge die Städte: Amaſia, Bruſſa, Tria und Tokat. In Griechenland entſtanden ebenfalls mehrere bevölkerte Gemeinden. In Patras, Negroponte und Theben gab es ebenfalls nicht unbedeutende Gemeinden, von denen die Thebaner als ſehr gelehrt, d. h. talmudkundig galten.

Eine anſehnliche Gemeinde war in Canea auf der Inſel Kandia (Kreta); welche zu Venedig gehörte. Hier ſtanden zwei berühmt gewordene Familien an der Spitze, die Delmedigo's, Söhne und Verwandte des Philoſophen Delmedigo, und die Kapſali's, Verwandte des ehemaligen Großrabbiners der Türkei.

Elia Kapſali, (geb. um 1490, geſt. um 1555) war ein guter Geſchichtskenner. Als einſt die Peſt Kandia verheerte und die Bevölkerung in Trauer verſetzte, verfaſſte er (1523) eine Geſchichte der türkiſchen Dynaſtie in einem ſehr anmutigen hebräiſchen Style, in durchſichtiger und gehobener Sprache, fern von Überladungen. Kapſali beſtrebte ſich, nur die Wahrheit zu erzählen. Er

flocht darin die Geſchichte der Juden ein, und ſchilderte in düſteren Farben das tragiſche Geſchick der aus Spanien Vertriebenen, wie er es aus dem Munde der Flüchtlinge vernommen hatte. Obwohl er eine Nebenabſicht bei Abfaſſung derſelben erzielen wollte, die Erheiterung der wegen der Peſt Verſtimmten und Traurigen, ſo kann ſie doch zum Muſter eines ſchönen hebräiſchen Geſchichtsſtyls dienen und hat auch als ſolches gedient und Nachahmung gefunden.

In Italien wimmelte es damals von flüchtigen Juden. Faſt die meiſten derer, welche aus Spanien, Portugal oder Deutſchland ausgewieſen worden waren, berührten zuerſt den italieniſchen Boden, um, je nachdem, ſich unter dem Schutze eines der duldſamen Machthaber dort niederzulaſſen oder weiter nach Griechenland, der Türkei oder Paläſtina zu wandern. Merkwürdiger Weiſe zeigte ſich das damalige Papſttum am judenfreundlichſten unter den italieniſchen Fürſten. Alexander VI., Julius II., Leo X. und Clemens VII. hatten andere Intereſſen zu verfolgen und anderen Liebhabereien nachzuhängen, als daß ſie ihr Augenmerk auf Quälereien gegen die Juden hätten richten ſollen. Sie und ihr Kardinalkollegium beachteten die kanoniſchen Geſetze nur inſoweit, als ſie dieſelben zur Erhöhung ihrer Macht und zur Füllung ihrer Säckel brauchten. Mit vollſtändiger Vergeſſenheit des Beſchluſſes auf dem Baſeler Konzil: daß jüdiſche Ärzte nicht von Chriſten zu Rate gezogen werden ſollten, wählten dieſe Päpſte und ihre Kardinäle gerade vorzugsweiſe jüdiſche Leibärzte. Es ſcheint, daß bei dem geheimen Kriege, dem Ränkeſchmieden und der Giftmiſcherei, welche ſeit Alexander VI. in der Kurie im Schwange waren — wo Einer in dem Andern einen geheimen Feind argwöhnte — jüdiſche Ärzte vorgezogen wurden, weil von ihnen nicht zu befürchten war, daß ſie ſtatt eines Heilmittels einem Papſt oder Kardinal eine Giftpille reichen würden. Alexander VI. hatte einen jüdiſchen Arzt um ſich, Bonet de Lates, aus der Provence eingewandert, der auch Sternkunde verſtand, einen aſtronomiſchen Ring anfertigte und die Beſchreibung desſelben in lateiniſcher Sprache dem Papſte in überſchwenglicher Lobhudelei widmete. Bonet de Lates war ſpäter auch ein ſehr beliebter Leibarzt des Papſtes Leo X. und hatte auf deſſen Entſchlüſſe Einfluß. Julius II. hatte einen ſolchen an Simeon Zarfati. So waren denn überhaupt jüdiſche Heilkünſtler am meiſten damals in Italien geſucht.

Abraham de Balmes (ſt 1521), aus Lecce, Leibarzt des Kardinals Domenici Gricimani, der philoſophiſche Kenntniſſe beſaß und ein Werk über hebräiſche Sprache verfaßte, das ein Chriſt zugleich mit lateiniſcher Überſetzung herausgab; ferner Juda oder Laudadeus de Blanes in Perugia; Obadja oder Servadeus de Sforno (Sfurno geb. um 1470, geſt. 1550), Arzt in Rom und Bologna, der neben mediziniſchen Studien auch bibliſche und philoſophiſche trieb, und einige ſeiner hebräiſchen Schriften mit lateiniſcher Überſetzung dem König Heinrich II. von Frankreich widmete. Sie überragte der ſpaniſche Fachgenoſſe, Jakob Mantin, der aus Tortoſa nach Italien geſchleudert, dort als Arzt und Philoſoph viel geleiſtet und einen Namen hinterlaſſen hat. Mantin (geb. um 1490, geſt. um 1549) war ſehr ſprachkundig, er verſtand außer der Sprache ſeines Geburtslandes und ſeines Volksſtammes noch das Lateiniſche, Italieniſche und Arabiſche. Er war ein ſehr gelehrter Arzt und Philoſoph und überſetzte mediziniſche, und metaphyſiſche Schriften aus dem Hebräiſchen oder Arabiſchen ins Lateiniſche. Er ſtand als Leibarzt in hohem Anſehen bei einem Papſte, bei dem Geſandten des Kaiſers Karl V. in Venedig und bei dem Fürſten Herculo Gonzaga. Eine aus dem Arabiſchen überſetzte philoſophiſche Schrift widmete er dem Dogen von Venedig Andreas Griti. Aber ſeine Gelehrſamkeit wurde durch ſein ſchlechtes Herz verdunkelt.

Abraham Fariſſol, (geb. 1451, geſt. um 1525), aus dem franzöſiſchen Kirchenſtaate Avignon, war aus einer unbekannten Veranlaſſung, vielleicht aus Not, nach Ferrara ausgewandert. Fariſſol war der erſte jüdiſche Schriftſteller, der ſtatt ſich mit dem geſtirnten Himmel, mit Aſtronomie und Aſtrologie, zu beſchäftigen — wozu jüdiſche Denker im Mittelalter eine allzugroße Neigung hatten — ſich auf Länderkunde, auf Erforſchung des Erdkreiſes eingehend beſchäftigt, wozu die wunderbaren Entdeckungen der Südküſte Afrikas' und Indiens durch die Portugieſen und die Auffindung Amerika's durch die Spanier ihm Anregung gegeben hatten.

Fariſſol hatte Zutritt zu dem Hofe des Herzogs von Ferrara, Ercole (Hercules) d'Eſte I., eines der beſten Fürſten Italiens, welcher mit den Medici in der Förderung der Wiſſenſchaft wetteiferte. Der Herzog fand Vergnügen an deſſen Geſprächen und lud ihn öfter ein, über religiöſe Fragen mit gelehrten Mönchen zu disputieren.

Durch den Einfluß jüdiſcher Ärzte und überhaupt gebildeter Juden wurden jüdiſche Flüchtlinge aus der pyrenäiſchen Halbinſel und Deutſchland und ſogar Scheinchriſten, welche in den Schoß des Judentums zurückgekehrt waren, in vielen norditalieniſchen Städten aufgenommen und zur Verkehrsfreiheit zugelaſſen. Die bedeutendſten Gemeinden in Italien bildeten ſich nach Aufreibung der Juden von Neapel durch Zuwachs aus der Fremde im Römiſchen und Veneziani=ſchen. Hier neben Venedig in die blühende Stadt Padua und dort neben Rom die Hafenſtadt Ancona. Im Rate der egoiſtiſchen venetianiſchen Republik herrſchten in Betreff der Juden zwei ent=entgegengeſetzte Anſichten. Einerſeits mochte der Handelsſtand die von den Juden zu erwartenden Vorteile nicht entbehren und über=haupt nicht mit ihnen anbinden, um es nicht mit deren Glaubens=genoſſen in der Türkei (den levantiſchen Juden) zu verderben. Andrerſeits hegten die venetianiſchen Handelshäuſer Brotneid gegen die jüdiſche Kaufmannſchaft. Daher wurden die Juden im Venetianiſchen, je nachdem die eine oder die andere Stimmung im hohen Rate der Signoria überwog, bald gehegt, bald bedrückt. In Venedig wurde zuerſt unter allen italieniſchen Städten, wo Juden wohnten, ein beſonderes Judenquartier, (Ghetto), für ſie eingeführt (März 1516).

Durchſchnittlich erhielten die eingewanderten Juden, Spanier oder Deutſche, in Italien das Übergewicht über die Einheimiſchen. Eine bedeutende Rolle ſpielten die Abrabanel in Italien. Das Familienhaupt zwar, Iſaak Abrabanel, durch Leiden und Alter gebrochen, ſtarb, noch ehe die ſchwankenden Verhältniſſe Feſtigkeit an=nahmen. Auch ſein älteſter Sohn Leon Medigo übte wenig Ein=wirkung auf einen Kreis. Er war dazu zu ſehr philoſophiſcher Träumer und Idealiſt, eine Dichternatur, die ſich nicht gerne mit den Dingen dieſer Welt befaßte. Einflußreich auf ſeine Zeit war nur der jüngſte der drei Brüder, Samuel Abrabanel (geb. 1473, geſt. um 1550). Er galt zu ſeiner Zeit als der angeſehenſte Jude in Italien und wurde von ſeinen Stammgenoſſen wie ein Fürſt verehrt. Er allein unter ſeinen Brüdern erbte von ſeinem Vater die Finanzwiſſen=ſchaft und ſcheint, nach ſeiner Rückkehr aus dem talmudiſchen Lehr=hauſe von Salonichi, ſich darauf verlegt zu haben und bei dem Vize=könig von Neapel Don Pedro de Toledo im Finanzfache verwendet worden zu ſein. Er erwarb in Neapel ein ſehr bedeutendes Ver=

mögen, das man auf mehr als 200000 Zechinen schätzte. Den Reichtum verwendete er, um den in seiner Familie erblich gewordenen Zuge, gewissermaßen Bedürfnisse, edelmütiges Wohlthun zu üben, seinerseits zu genügen. Der marranische Dichter Samuel Usque entwirft eine schwärmerische Schilderung von dessen Charakter und Herzen. „Samuel Abrabanel verdient Trismegistos (Dreimal Groß) genannt zu werden; er ist groß und weise im Gesetze, groß im Adel und groß im Reichtume. Mit seinen Glücksgütern ist er stets großherzig, eine Hilfe für die Trübsale seines Volkes. Er verheiratet Waisen in Unzahl, unterstützt Bedürftige, bemüht sich, Gefangene auszulösen, so daß er alle die großen Eigenschaften vereinigt, welche zur Prophetie befähigen".

Zur Erhöhung seines Glückes hatte ihm der Himmel eine Lebensgefährtin zugeführt, die eine Ergänzung seiner hohen Tugenden war, und deren Namen Benvenida Abrabanela von den Zeitgenossen nur mit andächtiger Verehrung ausgesprochen wurde. Zartfühlend, tiefreligiös, zugleich klug und mutig, war sie auch ein Muster des gebildeten Tones und des feinen Umgangs, worauf in Italien mehr Gewicht, als in den übrigen europäischen Staaten gelegt wurde. Der mächtige spanische Vizekönig von Neapel Don Pedro ließ seine zweite Tochter Leonora mit Benvenida vertraulich verkehren, um sich an ihr zu bilden. Als diese Tochter später Herzogin von Toskana geworden war, hielt sie sich immer noch zu der jüdischen Donna und gab ihr den Ehrennamen Mutter. Dieses edle Paar, Samuel Abrabanel und Benvenida, in dem sich Zartheit und Weltklugheit, warme Anhänglichkeit an das Judentum mit geselligem Anschluß an nichtjüdische Kreise vereinigte, war zugleich der Stolz und der Notanker der italienischen Juden und aller Derer, welche in deren wohlthuende Nähe kamen Es bildete einen kleinen Mittelpunkt für die jüdische Wissenschaft in Süditalien. Auch christliche Männer der Wissenschaft verkehrten in Abrabanel's Kreise.

In Italien hatten damals die Juden wenigstens noch die Freiheit und die Fähigkeit, mit den Christen ein Wort zu wechseln. Stiegen sie aber über die Alpen nach Deutschland, so wehte für sie zugleich eine atmosphärisch und politisch rauhe Luft. Die deutsche Bevölkerung war damals nicht weniger feindselig gegen die Juden als die spanische. Sie hatte sie zwar nicht wie in Spanien

um eine hohe Stellung und den Einfluß an den Höfen zu beneiden; aber sie gönnte ihnen nicht einmal das elende Leben in den Judengassen, worin sie zusammengepfercht wohnten. Aus einigen Gegenden Deutschlands waren sie bereits verjagt, aus dem Kölnischen, Mainzischen, aus Augsburg; in ganz Schwaben gab es damals keine Juden. Aus anderen Gegenden wurden sie fast gleichzeitig mit denen aus der pyrenäischen Halbinsel vertrieben. Der Kaiser Friedrich III. nahm sich zwar bis in seine letzte Stunde der von aller Welt Geächteten an. Er hatte ebenfalls einen jüdischen Leibarzt — gewiß eine Seltenheit in Deutschland — den gelehrten Jakob Ben-Jechiel Loans, dem er viele Gunst zugewendet und den er zum Ritter ernannt hat. Auf seinem Totenbette soll Friedrich seinem Sohn die Juden warm empfohlen haben, sie zu beschützen und den verläumderischen Anklagen gegen sie, deren Grundlosigkeit er sattsam erfahren hatte, kein Ohr zu leihen. Wie es scheint, stand Jakob Loans auch beim Kaiser Maximilian, dem es zugefallen war, Deutschland in den allerschwierigsten Lagen zu regieren, in Gunst; denn dieser Kaiser ernannte seinen Verwandten Joselin Loans aus Rosheim zum Vertreter, Verteidiger und Beschirmer der Juden und ließ ihn einen besonderen Eid leisten.

Aber schon der Umstand, daß die deutschen Juden einen Verteidiger nötig hatten, beweist, daß sie nicht auf Rosen gebettet waren. Denn Kaiser Maximilian war kein fester Charakter, vielmehr allen Einflüssen und Einflüsterungen zugänglich und hat den Rat seines Vaters nicht immer befolgt. Sein Verhalten gegen die Juden war daher stets schwankend; bald erteilte er ihnen Schutz oder sagte ihn ihnen wenigstens zu, bald bot er die Hand, wenn auch nicht zu ihrer blutigen Verfolgung, so doch zu ihrer Ausweisung und Demütigung. Den lügenhaften Anschuldigungen gegen sie von Hostienschändung und Kindermord, welche die Dominikaner gerade unter seiner Regierung geflissentlich verbreiteten, und die seit dem angeblichen Märtyrertum des kleinen Simon von Trient mehr Glauben fanden, schenkte auch Kaiser Maximilian hin und wieder Gehör. Daher kamen während seiner Zeit nicht bloß Judenvertreibungen in Deutschland und seinen Nebenländern vor, sondern auch Judenhetzen und Marter. Des Märtyrertodes waren sie so sehr täglich gewärtig, daß ein eigenes Sündenbekenntnis für solche Fälle formuliert wurde, damit die unschuldig Angeklagten,

wenn zum Abfall aufgefordert, ihr Bekenntnis mit dem Tode besiegeln und sich freudig für den einzigen Gott hingeben sollten. Wurden Juden irgend wo mit Bewilligung oder durch passives Verhalten des Kaisers ausgewiesen, so hatte dieser kein Bedenken, ihre zurückgelassenen liegenden Gründe für sich einziehen und zu Geld schlagen zu lassen.

Die Nürnberger Gemeinde verjagte der Kaiser zwar nicht geradezu, aber er erteilte den Bürgern die Erlaubnis dazu — um schnödes Geld. Und da machte noch die Christenheit den Juden ungerechten Geldgewinn zum Vorwurfe, während sie — eigentlich doch nur die Reichen — allenfalls solches Unrecht nur im Kleinen begingen! Gleich nach Maximilian's Regierungsantritt ging ihn die Bürgerschaft an, die Ausweisung der Judenschaft „wegen loser Aufführung" zu gestatten. Diese „lose Aufführung" formulierte sie in den Anklagen: daß die Juden durch Aufnahme fremder Glaubensgenossen ihre Zahl über Gebühr vermehrt, daß sie übermäßigen Wucher getrieben und mit Schuldforderung Betrug geübt, dadurch die Verarmung von Handwerksleuten herbeigeführt, und endlich, daß sie schlechtem Gesindel Herberge gegeben hätten. Um den Haß gegen sie rege zu machen, ließ der reiche Bürger Antonius Koberger die giftgeschwellte judenfeindliche Schrift des spanischen Franciskaners Alfonso de Spina auf eigene Kosten drucken, welche die Lateinischkundigen, d. h. die gebildeten Klassen, in dem Wahne bestärken sollte: daß die Juden Gotteslästerer, Hostienschänder und Kindesmörder wären. Nach langem Bitten und Betteln gewährte endlich Kaiser Maximilian die Bitte des Rates „wegen der Treue, welche die Stadt Nürnberg von je her dem kaiserlichen Hause erwiesen", hob die Schutzprivilegien der Juden auf, erlaubte dem Rate, eine Frist zur Vertreibung festzusetzen, verlangte aber, daß die Häuser, Liegenschaften, Synagogen und selbst der Friedhof dem kaiserlichen Fiskus zufallen. Er räumte noch dazu der Stadt Nürnberg das Privilegium ein, niemals mehr Juden aufnehmen zu müssen (5. Juli 1598). Nur vier Monate bewilligte der Rat anfangs zur Vorbereitung für die Verbannung — und im Rate saß damals schon der gebildete, mit Tugend und Humanität um sich werfende Patrizier Willibald Pirkheimer, später eine Säule des Humanistenkreises. — Auf das Flehen der Unglücklichen wurde ihnen die Galgenfrist um noch

drei Monate verlängert. Aber von den Schöppen in die Synagoge zusammengerufen, mußten sie einen Eid leisten, daß sie bis dahin bestimmt auswandern würden. Endlich verließ (10. März 1599) die ohnehin sehr heruntergekommene Gemeinde Nürnbergs die Stadt, wo sie sich nach dem Ende des schwarzen Todes wieder angesiedelt hatte.

Um dieselbe Zeit wurden auch die Juden anderer deutscher Städte ausgewiesen, aus Ulm, Nördlingen, Kolmar und Magdeburg. Der Regensburger Gemeinde, damals der ältesten in Deutschland, erging es noch schlimmer, und sie vernahm bereits die Warnungsstimme, sich auf Verbannung gefaßt zu machen. Seitdem die Bürger dieser Reichsstadt durch die Händel mit den Juden wegen falscher Blutanklage von Seiten des Kaiser Friedrich Demütigungen und Geldverlust erfahren hatten, war die ehemalige Verträglichkeit zwischen Juden und Christen daselbst geschwunden und hatte Verbitterung und Gehässigkeit Platz gemacht. Anstatt diese aufeinanderfolgenden Unfälle ihrem eigenen Unverstande beizumessen, beschuldigte die Bürgerschaft die Juden als Urheber ihres Verfalls und ließ ihren Unmut an denselben aus. Die Pfaffen, verbittert, daß ihr Anschlag gegen die Juden mißlungen war, fanatisierten, wie früher Ferrand Martinez in Spanien und seine Nachfolger, die Volksmasse täglich mit bitterer Galle gegen sie und predigten geradezu: die Juden müßten ausgeschafft werden. Infolge dessen wollten ihnen die Müller kein Mehl, die Bäcker kein Brot verkaufen (1499); die Geistlichkeit hatte die Handwerker mit Entziehung des Abendmahles bedroht, falls sie den Juden Lebensmittel zukommen ließen. An manchen Tagen durften die Juden auf dem Markte gar nicht, an anderen nicht vor einer bestimmten Tagesstunde und erst nach den Christen ihre Einkäufe an Lebensmitteln machen. Den Christen wurde „bei des Rates ernsthafter Strafe“ untersagt, für Juden Einkäufe zu machen, und daß ein Jeder die Ehre Gottes und seine Seligkeit zu Herzen nehmen möge“, herzlos gegen die Juden zu sein. Der Rat beschäftigte sich bereits ernstlich mit der Beratung, den Kaiser Maximilian um seine Zustimmung zur Vertreibung der Juden aus Regensburg anzugehen, und allenfalls etwa vierundzwanzig Familien zu behalten. Nur noch wenige Jahre waren ihnen vergönnt, ein elendes Leben daselbst zu führen. Im ganzen

gab es mit Regensburg nur noch drei große Gemeinden in Deutschland, nämlich in Frankfurt a. M. und Worms, und auch diese wurden öfter mit Verbannung bedroht.

In Prag wohnten zwar sehr viele Juden, aber diese Stadt wurde damals nicht zum eigentlichen Deutschland gezählt, sondern als ein eigenes Kronland, über welches Ladislaus, zugleich König von Ungarn, so zu sagen, regierte. Die böhmischen Juden hatten es unter diesem König nicht besser als in Deutschland; das Judenquartier in Prag wurde öfter von Pöbelhaufen geplündert. Die Vertreibung der Juden aus Böhmen war ein Herzenswunsch der Bürger. Doch hatten die Juden auch ihre Gönner, namentlich unter dem Adel. Als auf einem Landtage die Frage wegen Ausweisens oder Verbleibens der Juden zur Sprache gekommen war, ging der Beschluß durch (7. August 1501): daß sie von der Krone Böhmen in ewigen Zeiten geduldet werden sollten. Wenn der Eine oder der Andere unter ihnen sich gegen die Gesetze verginge, sollten die Schuldigen allein bestraft, und deren Verbrechen nicht an der ganzen Judenheit geahndet werden. Der König Ladislaus bestätigte diesen Landtagsbeschluß, um ihn nur zu bald zu brechen; denn die Prager Bürgerschaft gab sich alle erdenkliche Mühe, ihn zu vereiteln. Sie nahm den König so sehr gegen die Juden ein, daß er ihre Ausweisung bestätigte und diejenigen Christen mit Verbannung bedrohte, die sich unterfangen sollten, eine Fürbitte für die Juden einzulegen. Dennoch blieben sie im Lande, man weiß nicht durch welche günstige Fügung. Täglich der Ausweisung gewärtig, gewöhnten sie sich doch, sich an dem flammenzuckenden Krater anzubauen. Ein Abkömmling der italienischen Druckerfamilie Soncin, Gerson Kohen, legte eine hebräische Druckerei in Prag an (um 1503), die erste in Deutschland, beinahe vier Jahrzehnte nach der Entstehung hebräischer Druckereien in Italien.

Viel Gelehrsamkeit scheint damals in der Prager Gemeinde nicht heimisch gewesen zu sein; denn die Gerson'sche Druckerei lieferte in einer geraumen Zeit nicht einmal ein talmudisch-rabbinisches Werk, sondern sorgte nur für den Synagogenbedarf, während die italienischen und türkischen Druckereien wichtige Schriften aus der älteren Zeit und der Gegenwart verbreiteten. Nur eine einzige rabbinische Autorität Prags wird aus dieser Zeit genannt, und diese, Jakob Polak (geb. um 1460, gest. 1535), war ein Aus-

länder. Er war nächst seinem Namensverwandten im Morgenlande, Jakob Berab, der gründlichste und scharfsinnigste Talmudist dieser Zeit. Merkwürdiger Weise sollte die staunenswerte Fertigkeit, den Talmud spitzfindig zu behandeln, welche erst in Polen ihre höchste Ausbildung erhalten sollte, von einem geborenen Polen ausgehen.

Nächst Italien und der Türkei war Polen in dieser Zeit eine Zufluchtsstätte für die Gehetzten und Ausgewiesenen, namentlich aus Deutschland. Hier — wozu auch Litthauen durch Personalunion gehörte — waren die Juden weit besser gestellt, als in den Nachbarländern jenseits der Weichsel und der Karpathen, obwohl der Mönch Capistrano das gute Verhältnis zwischen dem Königtum und den Juden auf einige Zeit gestört hatte.

Die Könige und der Adel waren auf sie gewissermaßen angewiesen und räumten ihnen in der Regel, wenn nicht andere Interessen ins Spiel kamen, Rechte ein, weil die Juden mit ihren Kapitalien und ihrem Handel den Bodenreichtum des Landes in Fluß brachten und die für ein geldarmes Land so unentbehrliche Barschaft verschaffen konnten. Zollpacht und Branntweinbrennereien waren größtenteils in den Händen der Juden. Es versteht sich von selbst, daß sie Äcker besaßen und nicht bloß Handel, sondern auch Handwerke betrieben. Gegen 500 christliche Großhändler gab es in Polen 3200 jüdische, aber dreimal so viel Handwerker, darunter Gold- und Silberarbeiter, Schmiede und Weber. Das für die Juden so überaus günstige Statut Kasimir's IV. bestand noch immer für sie in Kraft. So wurden sie im Allgemeinen als Bürger im Staate angesehen, brauchten keine schändenden Abzeichen zu tragen und durften gar Waffen führen. Nach dem Tode dieses staatsklugen Königs erhoben zwar zwei Gegner ihre Waffen gegen sie; einerseits die Geistlichkeit, welche in der günstigen Stellung der Juden im Polenreiche eine Schmälerung des Christentums erblickte, und andererseits die deutsche Kaufmannschaft, welche sich seit langer Zeit in den Städten angesiedelt, ihre Zunft- und Zopfwesen aus Deutschland mitgebracht hatte und den jüdischen Handels- und Handwerkerstand aus Brotneid haßte. Beiden vereint gelang es zu Zeiten, die Nachfolger Kasimir's, seine Söhne Johann Albert und Alexander, der Art gegen die Juden einzunehmen, daß sie deren Privilegien

aufhoben, sie in Judenquartiere einschränkten oder sie hier und da aus Städten ganz auswiesen (1496—1505). Doch schon ihr nächster Nachfolger Sigismund I. (1506—1548) war ihnen günstiger und schützte sie öfter gegen Verfolgungen und Ausschließung. Die kräftigste Stütze hatten aber die polnischen Juden an dem polnischen Adel, der die deutschen Städte aus nationaler Antipathie haßte und daher die Juden zum eigenen Nutzen und als Werkzeug gegen die anmaßlichen Deutschen benützte. Und da die Adligen zugleich die Palatine, Woywoden und hohen Beamten waren, so blieben die beschränkenden Gesetze gegen die Juden — zum Verdruß der Geistlichkeit und der deutschen Zünftler — stets toter Buchstabe. Polen blieb daher ein gesuchtes Asyl für die irgendwo verfolgten Juden. Wollte sich ein zum Christentum übergetretener Jude oder auch ein geborener Christ frei zum Judentum bekennen, so konnte er es ebenso gut in Polen thun, wie in der Türkei.

Die Rabbinen waren für die Krone wichtige Mittelspersonen, sie hatten die Befugnis, die Kopfsteuer von den Gemeinden einzuziehen und an die Staatskasse abzuliefern. Daher wurden die Rabbiner großer Städte vom König gewählt oder bestätigt, galten als Oberhäupter zur Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten, vertraten sie bei der Krone und führten den Titel Archirabbiner. Sie behielten, wie bisher, die bürgerliche Gerichtsbarkeit; aber auch die peinliche wurde ihnen hin und wieder eingeräumt, unwürdige Mitglieder zu verbannen und auch mit dem Tode zu bestrafen. Aber in dem Lande, welches mehrere Jahrhunderte die Hauptheimat für den Talmud und die Pflanzstätte für Talmudjünger und Rabbiner werden sollte, welches gewissermaßen eine Zeit lang eine talmudische Atmosphäre hatte, gab es im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts noch keine rabbinische Größe. Erst die zahlreich dorthin eingewanderten deutschen Talmudkundigen haben dieses Studium dort heimisch gemacht. Von der Rhein- und Maingegend, von Bayern, Schwaben, Böhmen und Österreich hatten sich ganze Scharen jüdischer Familien an den Ufern der Weichsel und des Dnieper angesiedelt, und diese brachten nach dem Verlust ihrer Habe das Teuerste mit, was sie mit dem Leben verteidigten und ihnen nicht geraubt werden konnte, ihre religiöse Überzeugung, die Sitte der Väter und ihre Talmudkenntnisse. Die

deutſche-rabbiniſche Schule, der in der Heimat jeder Luftzug verſperrt worden war, ſchlug ihr Zelt in Polen und Litthauen, in Ruthenien (Reußen) und Volhynien auf, verbreitete ſich nach allen Seiten und verwandelte ſich unter der Hand, mit ſlaviſchen Elementen geſchwängert, in eine eigenartige, in eine polniſche Schule.

Aber nicht bloß deutſche Talmudkunde haben die jüdiſch-deutſchen Flüchtlinge nach Polen verpflanzt, ſondern auch die deutſche Sprache — in ihrer damaligen Beſchaffenheit; Sie impften ſie den eingeborenen Juden ein und verdrängten nach und nach aus deren Munde die polniſche oder ruthenische Sprache. Wie die ſpaniſchen Juden einen Teil der europäiſchen oder aſiatiſchen Türkei in ein neues Spanien verwandelt haben, ſo machten die deutſchen Juden Polen, Litthauen und die dazu gehörigen Landesteile gewiſſermaßen zu einem neuen Deutſchland. Mehrere Jahrhunderte hindurch zerfielen daher die Juden in ſpaniſch Redende und deutſch Sprechende, gegen welche die Italiens als eine wenig zählende Klaſſe verſchwanden, da auch hier die Juden Spaniſch oder Deutſch verſtehen mußten. Das deutſche Weſen, die deutſche Unbeholfenheit und Biederkeit haben die in Polen angeſiedelten Juden nach und nach abgelegt und überwunden, nur die Sprache nicht. Sie verehrten ſie wie ein Palladium, wie eine heilige Erinnerung, und wenn ſie ſich auch im Verkehr mit Polen der Landesſprache bedienten, im trauten Familienkreiſe, im Lehrhauſe und im Gebete behielten ſie das Deutſche bei. Sie galt ihnen nächſt dem Hebräiſchen als eine heilige Sprache. Es traf ſich recht glücklich für die Juden, daß zur Zeit, als ſich neue Leiden über ihren Häuptern in Deutſchland ſammelten, ſie an der Grenze ein Land fanden, das ihnen gaſtliche Aufnahme und Schutz gewährte. Denn es brach damals ein Sturm in Deutſchland aus, der ſein erſtes Wehen im beſchränkten jüdiſchen Kreiſe hatte, wodurch nach und nach die Aufmerkſamkeit der ganzen Chriſtenheit auf die Juden mehr, als ihnen lieb war, gelenkt wurde. Eine weitreichende, weltgeſchichtliche Geburt, welche Europa umwandeln ſollte, lag, ſo zu ſagen, in einer jüdiſchen Krippe.

Die humaniſtiſche und Reformations-Zeitepoche.

Erſtes Kapitel.

Der Humaniſtenkreis und die Reformation.

(1500 — 1530.)

Wer hätte das damals ahnen können, daß gerade von dem deutſchen Volke, von dem Lande der Raubritter, der täglichen Fehden um die nichtigſten Dinge, der Zerfahrenheit politiſcher Zuſtände, eine Bewegung ausgehen würde, welche die europäiſchen Zuſtände bis in ihre Tiefen erſchüttern, eine neue Geſtaltung der politiſchen Verhältniſſe ſchaffen und dem Mittelalter den Todesſtoß verſetzen würde? Eine Reformation der Kirche und des politiſchen Zuſtandes, welche erleuchtete Geiſter damals geträumt haben, hätte man am allerwenigſten von Deutſchland erwarten können. Und doch ſchlummerten in dieſem Volke ſtille Kräfte, welche nur geweckt zu werden brauchten, um eine Wiederverjüngung anzufachen. Unter den Deutſchen herrſchte noch größere Lebenseinfachheit und Sittenſtrenge, pedantiſch zwar und mit lächerlicher Außenſeite, als in den tonangebenden romaniſchen Ländern, in Italien, Frankreich und Spanien, wo bereits Überfeinerung, Überſättigung und ſittliche Fäulnis eingetreten waren. Gerade weil ſich bei den Deutſchen die urgermaniſche Plumpheit am längſten behauptet hatte, konnte es den ſittenverderbenden Geiſtlichen nicht ganz gelingen, ſie mit dem Gifte ihrer Laſterhaftigkeit zu verderben. Die niedrige Geiſtlichkeit war hier im Verhältnis zu der der übrigen europäiſchen Länder keuſcher und verſchämter. In Rom und in Italien verlachte man in den gebildeten Kreiſen und am meiſten am päpſtlichen Hofe das Chriſtentum und ſeine Glaubenslehren und

klammerte sich nur an die daraus entsprungene politische Macht. In Deutschland dagegen, wo man außer in Trinkstuben wenig lachte, machte man mit dem Christentume mehr Ernst, dachte es sich noch als ein Ideal, das einmal lebendig gewesen und wieder lebendig werden müßte.

Aber diese sittlichen Keime im deutschen Volksstamme waren so sehr verborgen und vergraben, daß es günstiger Umstände bedurfte, sie ans Licht zu treiben und als geschichtliche Mächte hervortreten zu lassen. Einen großen Anteil an der Erweckung der schlummernden Kräfte hatte mittelbar der Talmud. Man darf kühn behaupten, daß der Streit für und wider den Talmud das Bewußtsein der Deutschen wachgerufen und eine öffentliche Meinung geschaffen hat, ohne welche die Reformation, wie so viele andere Versuche in ihrer Geburtsstunde gestorben oder gar nicht zur Geburt gelangt wäre. Ein geringfügiges Gerölle hatte einen erschütternden Lawinensturz herbeigeführt.

Das unscheinbare Sandkörnchen, welches diesen Sturz herbeigeführt, war ein unwissender, grundgemeiner jüdischer Wicht, welcher nicht verdient hat, daß von ihm in Litteratur und Geschichte die Rede sei, den aber die Vorsehung bestimmt zu haben scheint, wie den Stinkkäfer, ein nützliches Werk wider Willen zu vollbringen. Joseph Pfefferkorn war seines Handwerks ein Metzger. Seine sittliche Verworfenheit war noch größer als seine Unwissenheit. Er beging einen Diebstahl mit Einbruch, wurde ertappt, dafür mit Kerkerhaft bestraft und nur auf dringendes Bitten seiner Verwandten und Erlegung von Strafgeld davon befreit. Diese Schmach, so scheint es, hatte er mit Taufwasser abwaschen wollen, und die Kirche war nicht sehr wählerisch, sie nahm auch einen solchen Wicht auf, als er sich zur Annahme des Christentums im sechs und dreißigsten Lebensjahre mit Weib und Kindern meldete. In Köln wurde er von den unwissenden, hochmütigen und fanatischen Dominikanern gehegt und gepflegt. Köln war damals ein Eulennest lichtscheuer Großsprecher, welche den Anbruch einer hellen Zeit mit dem dichten Nebel wissensfeindlicher Dummgläubigkeit zu verdunkeln bestrebt waren. An der Spitze desselben stand Hochstraten (Hoogstraten), Inquisitionsrichter oder Ketzermeister, ein gewaltthätiger, rücksichtsloser Mensch, der sich nach Brandgeruch verkohlter Ketzer förmlich sehnte. Ihm

ähnlich war Arnold aus Tungern, Professor der Dominikaner-Theologie. Der Dritte im Bunde war Ortuin de Graes aus Deventer (Ortuinus Gratius), der Sohn eines Geistlichen, der es darin seinem Vater nachthun wollte.

Ortuin de Graes hegte einen so glühenden Haß gegen die Juden, daß er nicht bloß aus Glaubenseifer entstanden sein konnte. Er verlegte sich förmlich darauf, durch judenfeindliche Schriften den Haß der Christen gegen sie rege zu machen. Allein zu unwissend, auch nur eine Flugschrift zu stande zu bringen, zog er getaufte Juden heran, die ihn mit Stoff versehen mußten. Ein Jude, der bei irgend einer Verfolgung oder aus anderen Gründen in seinem fünfzigsten Lebensjahre zum Christentum übergetreten war und den Namen Victor von Karben angenommen hatte, wurde zum Rabbiner gestempelt — er verstand nur wenig Hebräisch und Rabbinisch — um seiner Bekämpfung des Judentums und Anerkennung des Christentums mehr Gewicht beizulegen. Freiwillig oder gezwungen machte Victor von Karben (der es mit Schmerz aussprach, er habe beim Übertritt Frau, drei Kinder, Brüder und liebe Freunde verlassen) den Juden zum Vorwurfe: daß sie voller Bosheit gegen die Christen wären und alles Christliche schmähten.

Von diesem ließ sich Ortuin Gratius das Material zu Anklagen gegen die Juden, ihren Talmud, und ihre Abscheulichkeiten liefern und machte ein Buch daraus. Victor von Karben scheint doch nicht recht brauchbar oder schon zu alt gewesen zu sein, um einen von weiter Hand angelegten Plan ausführen zu helfen, damit dem Dominikanerorden, als dem Ketzergericht über Menschen und Schriften, einträgliche Geschäfte zufielen. Sie brauchten aber einen Juden dazu; denn ihre eigene Firma war nicht lange vorher in außerordentliche Mißachtung geraten.

Brauchbarer schien Pfefferkorn. Er gab seinen Namen zu einer neuen judenfeindlichen Schrift her, welche wiederum Ortuin Gratius zuerst lateinisch ausgearbeitet hat. Einen „Spiegel zur Ermahnung“, sich zum Christentum zu bekehren, hielt er den Juden vor. Diese erste judenfeindliche Schrift unter Pfefferkorn's Namen thut noch freundlich mit den Juden, streichelt sie noch ein wenig und läßt sich sogar angelegen sein, die häufigen Anschuldigungen gegen sie von Stehlen und Schlachten von Christenkindern als unwahr und verläumderisch zu erklären. Sie richtet noch die

Bitte an die Chriſten, die Juden nicht auszuweiſen, da ſie bisher ſtets von einem Exil ins andere gehetzt wurden, ihnen auch keinen allzu unerträglichen Druck aufzulegen, da ſie doch gewiſſermaßen auch Menſchen ſeien. Aber dieſe Freundlichkeit war nur Maske, es war ein ausgeſtreckter Fühler, um ſicheren Boden zu gewinnen.

Die kölniſchen Dominikaner hatten es nämlich darauf angelegt, auf Konfiszierung der talmudiſchen Schriften zu dringen, wie zur Zeit Ludwigs des Heiligen von Frankreich. Darauf zielte von weitem die erſte Flugſchrift Pfefferkorn's. Sie ging nämlich darauf los, den Talmud zu verdächtigen. Sie machte abwechſelnd mit zärtlichen Anrufungen und boshaften Schmähungen den Juden zum Vorwurf: daß ſie dem Wucher ergeben ſeien, zum Kirchenbeſuch nicht zwangsweiſe angehalten würden und dem Talmud anhingen. Würden dieſe Hinderniſſe beſeitigt werden, ſo würden die Juden ſich maſſenhaft zur Kirche drängen. Die Flugſchrift ermahnte daher die Fürſten und Völker: dem Wucher der Juden zu ſteuern, ſie zum Kirchenbeſuche und zum Anhören von Predigten zu zwingen und endlich den Talmud zu verbrennen. Sie geſtand zwar ein, daß es nicht billig wäre, das Eigentumsrecht der Juden auf ihre Schriften zu verletzen Allein da die Chriſten ſich doch nicht ſcheuen, den Juden allerlei Gewalt anzuthun, ſo ſei dagegen die Konfiszierung ihrer talmudiſchen Schriften eine unſchuldige Sache. Darauf ganz allein hatte es dieſe unter Pfefferkorns Namen erſchienene Schrift abgeſehen. — Es war damals ein weit verbreitetes Urteil in Deutſchland, daß die Kölner Nachteulen mit Pfefferkorn dabei ein Geſchäft machen wollten. Wenn ſie auf die Fürſten und die öffentliche Meinung einwirken könnten, die Talmudexemplare mit Beſchlag zu belegen, worüber dann die Dominikaner als geſetzliche Inquiſitionsrichter die Verfügung hätten, ſo würden die deutſchen Juden, die den Talmud nicht miſſen konnten, mit vollen Händen kommen, um die Konfiszierung rückgängig zu machen. Darum traten ſie unter Pfefferkorns Schild in dem nächſten Jahre mit noch gehäſſigeren Forderungen auf in mehreren Schriften, worin auseinandergeſetzt wurde: es ſei Chriſtenpflicht, die Juden wie räudige Hunde zu verjagen. Sollten die Fürſten darauf nicht eingehen, ſo möge das Volk die Sache in die Hand nehmen, zuerſt die Fürſten angehen, den Juden alle Bücher mit Ausnahme der Bibel und alle Pfänder mit Gewalt

zu nehmen, noch mehr, ihnen die Kinder zu entreißen und sie christlich erziehen zu lassen und die Erwachsenen als unverbesserliche Schelme ins Elend zu jagen. Es sei keine Sünde, den Juden das Schlimmste zuzufügen, da sie nicht Freie, sondern mit Leib und Gut Eigentum der Fürsten seien. Sollten diese auf das Gesuch des Volkes nicht gutwillig eingehen, so möge dieses sich in Massen versammeln, ja, einen Aufruhr machen und mit Ungestüm die Erfüllung der Christenpflicht zur Schädigung der Juden verlangen. Die Massen sollten sich zu Rittern Christi aufwerfen und sein Testament vollziehen. Wer den Juden Leides zufügt, sei ein Glied Christi, wer sie aber begünstigt, der sei noch schlimmer als sie und werde jenseits mit ewigem Weh in höllischem Feuer bestraft werden.

Aber Pfefferkorn, Ortuin Gratius und die Kölner Judenfresser kamen doch etwas zu spät. Aufläufe zum Totschlagen der Juden waren nicht mehr an der Zeit, wenn diese auch damals nicht weniger als zur Zeit der Kreuzzüge und des schwarzen Todes gehaßt und verachtet waren. Die Fürsten waren noch weniger zu bewegen, die Juden zu vertreiben, da mit ihnen auch ein regelmäßig einlaufender Einnahmeposten weggefallen wäre. Um Bekehrung der Juden war man damals auch nicht mehr sehr eifrig, vielmehr wiesen manche Christen höhnisch und spottend auf getaufte Juden. Es hatte sich damals ein Gleichniß unter den Christen gebildet: Ein getaufter Jude gleiche weißer reiner Leinewand. So lange sie frisch ist, erfreue sich das Auge daran, einige Tage im Gebrauche, wird sie beseitigt und zum Schmutze geworfen. So wird ein übergetretener Jude nach frischer Taufe von den Christen gehegt; gehen dann Tage vorüber, wird er vernachlässigt, gemieden, ausgeschlossen und dann gar verspottet.

Die deutschen Juden, welche von Pfefferkorns Eifer neue Gefahren für sich fürchteten, arbeiteten ihm, soviel sie vermochten, entgegen. Jüdische Ärzte, welche an den fürstlichen Höfen beliebt waren, scheinen ihren Einfluß bei ihren Gönnern geltend gemacht zu haben, um Pfefferkorns Anschuldigungen als erlogen zu bezeichnen. Das letzte Ziel der Kölner Dunkelmänner, den Talmud zu vernichten, glaubten sie indeß weit eher erreichen zu können. Die Talmudexemplare und überhaupt jedes mit ihrer Religion zusammenhängende Buch, außer der Bibel, sollte den Besitzern

genommen und Haussuchung darüber gehalten werden; sie sollten sogar durch die Folter zum Ausliefern derselben gezwungen werden. Auf den Kaiser Maximilian hatten sie es besonders abgesehen, ihn wollten sie bestürmen, auf ihn, der nicht leicht zu einer Gewaltthat die Hand bot, geradezu einen Druck ausüben, damit er die Juden samt deren Schriften und Geldbeutel ihrer Willkür überliefere. Sie bedienten sich dazu der büßermäßigen Überfrömmigkeit einer unglücklichen Fürstin als Helferin.

Die schöne Schwester Maximilians, Kunigunde, Lieblingstochter des Kaisers Friedrich III., hatte ihren greisen Vater in ihrer Jugend viel Herzeleid verursacht. Hinter dem Rücken des Vaters hatte sie sich mit dessen erklärtem Feind verheiratet. Lange Zeit mochte der tiefgekränkte Vater nicht einmal ihren Namen nennen hören. Als ihr Gemahl im Mannesalter starb (1508), war die verwitwete Kunigunde vielleicht aus Reue über ihren Jugendfehler aus ihren herzoglichen Gemächern in ein Franziskanerkloster in München getreten. Als Äbtissin der Klarissinnen kasteite sie ihren Leib. Auf das verdüsterte Gemüt dieser Fürstin spekulierten nun die Kölner Dominikaner. Sie versahen Pfefferkorn mit Empfehlungsschreiben an sie. Er sollte ihr mit giftiger Zunge das schändliche Treiben der Juden, ihre Schmähungen gegen Jesus, Maria, die Apostel und die Kirche überhaupt schildern; auch sollte er ihr an die Hand geben, daß die Judenschriften samt und sonders all' diese Schändlichkeiten enthielten und abgethan zu werden verdienten. Wie leicht ist nicht ein Weib, und noch dazu ein stockgläubiges, in Klostermauern verdumpftes, zu überreden? Kunigunde schenkte den Verläumdungen gegen die Juden und ihr Schrifttum um so mehr Glauben, als sie aus dem Munde eines ehemaligen Juden kamen, der doch deren Gewohnheiten und Bosheiten kennen müsse, besonders auf dessen Versicherung, mit der Vertilgung der jüdischen Schriften würden sich sämtliche Juden nach und nach zum Christentum bekehren.

Pfefferkorn erlangte von der fürstlichen Nonne leicht, was er gewünscht. Sie gab ihm ein dringendes Schreiben an ihren kaiserlichen Bruder mit, worin sie denselben beschwor, den Lästerungen der Juden gegen das Christentum zu steuern und einen Befehl zu erlassen, daß ihnen sämtliche Schriften mit Ausnahme der Bibel entrissen und verbrannt werden mögen. Sonst würden die Sünden

der Gotteslästerung, welche täglich von den Juden begangen würden, auf sein gekröntes Haupt fallen. Mit diesem Schreiben versehen, begab sich Pfefferkorn stracks ins Lager des Kaisers.

Dem fanatischen Schreiben Kundigunden's und Pfefferkorn's mündlichen Anschwärzungen gelang es, Maximilian ein Mandat (vom 10. August 1509) abzugewinnen, worin er dem getauften Bösewicht Vollgewalt über die Juden einräumte. Er sollte das Recht haben, die jüdischen Schriften überall im deutschen Reich zu untersuchen und alle, deren Inhalt gegen die Bibel und den Christenglauben gerichtet wären, zu vernichten. Den Juden schärfte das Mandat ein, bei Vermeidung von schwerer Strafe an Leib und Gut, keinen Widerstand zu leisten und ihre Schriften Pfefferkorn zur Verfügung vorzulegen.

Triumphierend eilte Pfefferkorn mit dem Vollmachtschreiben des Kaisers in den Händen, das ihn zum Herrn über die Juden gemacht, nach Deutschland zurück, um Jagd auf die jüdischen Schriften oder die jüdischen Säckel anzustellen. Er begann sein Geschäft mit der damals bedeutendsten deutschen Gemeinde Frankfurt, wo es viele Talmudkundige, folglich viele Talmudexemplare und auch wohlhabende Juden gab und außerdem Talmudexemplare und verwandte Schriften zum Verkauf auf der Messe aufgestapelt lagen. Auf Pfefferkorn's Veranlassung versammelte der Rat sämtliche Juden in der Synagoge und verkündigte ihnen des Kaisers Befehl, ihre Schriften auszuliefern. Im Beisein von Geistlichen und Räten wurden dann sämtliche Gebetbücher, welche sich in den Synagogen befanden, konfisziert. Es war gerade Vorabend des Hüttenfestes (Freitag, 28. September 1509). Aus eigener Machtvollkommenheit oder mit dem Vorgeben, auch dazu vom Kaiser ermächtigt zu sein, verbot Pfefferkorn den Besuch der Synagoge für den Feiertag; er beabsichtige an demselben Haussuchung zu halten. Denn ihm lag am meisten daran, der Talmudexemplare habhaft zu werden. Indessen waren die anwesenden Geistlichen nicht so rücksichtslos, das Fest der Juden in Trauer zu verwandeln, und verschoben diese Nachforschung nach den Büchern auf den folgenden Montag. Was thaten die Juden? Auch das zeugt für das Wesen einer neuen Zeit, daß sie es wagten, Einspruch gegen diesen gewaltthätigen Eingriff zu thun. Sie ließen nicht mehr, wie früher in Deutschland, Beraubungen, Plünderungen und selbst den Tod mit stiller Lammesgeduld über

ſich ergehen. Sie beriefen ſich vielmehr auf ihre von Kaiſern und Päpſten verbrieften Rechte, welche ihnen Religionsfreiheit zuſicherten, und der Beſitz ihrer Gebet- und Lehrbücher ſei darin eingeſchloſſen. Sie verlangten Aufſchub der Bücherkonfiskation, um an den Kaiſer und das Kammergericht zu appelieren. Der Vorſtand der Frankfurter Gemeinde ſandte noch dazu einen Deputierten an den Kurfürſten und Erzbiſchof von Mainz, Uriel von Gemmingen, um ihn, zu deſſen Sprengel Frankfurt gehörte, zu bewegen, den Geiſtlichen ihre Mitthätigkeit an der ungerechten Sache zu verbieten. Als Pfefferkorn die Hausſuchung begann, langte ein Schreiben vom Erzbiſchof an, welcher zunächſt den Geiſtlichen verbot, Pfefferkorn Beiſtand zu leiſten. Dadurch wurde der Anſchlag vereitelt. Denn auch die Ratsherren zogen ſich von der Sache zurück, ſobald ſie von der Teilnahme des höchſten geiſtlichen Würdenträgers in Deutſchland für die Juden Kunde hatten. Dieſe legten nicht die Hände in den Schooß; denn wenn ſie auch nicht wußten, daß die mächtigen Dominikaner hinter Pfefferkorn ſtanden, ahnten ſie doch, daß Judenfeinde ſich dieſes boshaften Wichtes bedienten, um Verfolgungen über ſie heraufzubeſchwören. Sie ſandten ſofort einen Anwalt für ihre Sache, Jonathan Zion, an den Kaiſer und einen andern an die nahen und fernen deutſchen Gemeinden, zu gemeinſamer Beratung auf einen Gemeindetag für den folgenden Monat zuſammenzukommen, um Schritte zur Abwendung der Gefahr zu thun und beſonders Gelder zuſammenzuſchießen.

Für den Augenblick ſchien die für die Juden ſo peinliche Angelegenheit eine günſtige Wendung zu nehmen, beſonders durch das Verhalten des Erzbiſchofs von Mainz. Sei es aus Rechtsgefühl — er war ein billig denkender Mann — oder aus Judenfreundlichkeit oder aus Abneigung gegen die dominikaniſche Ketzerriecherei oder endlich aus Eiferſucht, daß der Kaiſer in ſeine Befugniſſe eingegriffen und einem ſolchen Wicht geiſtliche Gerichtsbarkeit in ſeinem Sprengel übertragen hatte, Uriel von Gemmingen nahm geradezu Partei für die Juden. Er richtete ein Schreiben an den Kaiſer (5. Okt.), worin er einen leiſen Tadel ausſprach, daß der Kaiſer einem ſo unwiſſenden Menſchen Vollmacht in dieſer Angelegenheit erteilt hatte, behauptete, daß ſeines Wiſſens dergleichen läſterliche und chriſtenfeindliche Schriften unter den Juden ſeines

Sprengel nicht vorhanden seien, und gab zu verstehen, wenn der Kaiser durchaus auf der Untersuchung und Konfiskation des jüdischen Schrifttums bestehen sollte, er einen Sachkenner damit betrauen müsse. Pfefferkorn ließ der Erzbischof zwar nach Aschaffenburg kommen, aber nur, um seine Parteinahme nicht zu verraten, und gab ihm zu verstehen, daß dessen von Maximilian mitgebrachtes Mandat einen Formfehler enthielte, wodurch es unwirksam würde, da die Juden die Giltigkeit desselben anfechten könnten. Bei dieser Unterredung tauchte zum ersten Male der Name Reuchlins auf, sei es, daß Pfefferkorn oder der Erzbischof ihn zuerst genannt hatte. Es wurde nämlich dabei besprochen, den Kaiser anzugehen, Reuchlin (auch Viktor von Karben) und einen Kölner Dominikaner zu Richtern über die Schriften der Juden zugleich mit Pfefferkorn zu ernennen.

Dieser oder die Kölner Dominikaner glaubten sich nämlich der Mithülfe eines Mannes versichern zu müssen, der vermöge seiner Gelehrsamkeit, seines Charakters und seiner geachteten Stellung die Maßregel wirksamer zu machen versprach. Reuchlin, der Stolz Deutschlands, sollte ihr Bundesgenosse werden, um etwaige Gegner derselben von vornherein zu entwaffnen. Es soll auch im Plane gelegen haben, diesen von den Finsterlingen scheel angesehenen Mann, welcher zu ihrem Verdrusse die hebräischen Sprachstudien zuerst in Deutschland und in Europa überhaupt unter den Christen angeregt hat, so oder so zu kompromittieren. Aber eben durch diese feinen Kniffe haben Pfefferkorn und seine Führer nicht nur ihre Sache vollständig vereitelt, sondern einen Sturm erzeugt, welcher in kaum einem Jahrzehnt das ganze Gebäude der katholischen Kirche tief erschüttert hat. Mit Recht sagte man später: der halbjüdische Christ habe dem Christentume mehr geschadet, als es sämtliche unfläthige Schriften der Juden vermocht hätten. Johannes Reuchlin aus Pforzheim (geb. 1455, gest. 1522) hat das Mittelalter in die neue Zeit hinüberleiten helfen und hat darum einen klangvollen Namen in der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts erhalten. Er hat unter dem lateinischen Namen Capnio mit seinen jüngeren Zeitgenossen Erasmus von Rotterdam die Schmach der Barbarei von Deutschland genommen und durch ihr Beispiel und ihre Anregung auf weite Kreise bewiesen, daß die Deutschen in Kenntnis der altlateinischen und griechischen Sprache, in geschmackvoller Darstellung und überhaupt in humanistischer

Bildung mit den Italienern wetteifern konnten. Neben einer erſtaunlichen Gelehrſamkeit in der klaſſiſchen Litteratur und einem eleganten Style beſaß Reuchlin einen lauteren, gediegenen Charakter, edle Geſinnung, eine in jeder Beziehung bewährte Rechtſchaffenheit, eine bewunderungswürdige Wahrheitsliebe und ein weiches Gemüt. Vielſeitiger als Erasmus verlegte ſich Reuchlin auf die Kenntnis des Hebräiſchen, um die gottbegnadete Sprache inne zu haben und es darin dem Kirchenvater Hieronymus gleich zu thun, der ſein Vorbild war. Reuchlin's Liebe zur hebräiſchen Sprache wurde gar zur Schwärmerei, als er bei ſeiner zweiten Reiſe nach Rom den gelehrten Jüngling, das Wunderkind Italiens, Pico de Mirandola, in Florenz kennen gelernt und von ihm erfahren hatte, welche tiefe, wunderbare Geheimniſſe in den hebräiſchen Quellen der Kabbala verborgen lägen. Reuchlin hatte ſeit der Zeit einen wahren Durſt nach der hebräiſchen Litteratur; aber er konnte ihn nicht löſchen. Erſt im reifen Alter gelang es ihn, tiefer in die Kenntnis der hebräiſchen Sprache eingeführt zu werden. Bei ſeinem Aufenthalte in Linz, am Hofe des greiſen Kaiſers Friedrich III., lernte er den kaiſerlichen Leibarzt und jüdiſchen Ritter Jakob Loans kennen, und dieſer wurde ſein Lehrer in der hebräiſchen Sprache und Litteratur.

Seine mit ſo viel Eifer erworbenen hebräiſchen Kenntniſſe ſuchte Reuchlin alsbald zu verwerten. Er arbeitete ein Werkchen aus: von dem wunderbaren Worte, das eine begeiſterte Lobrede auf die hebräiſche Sprache iſt. „Die Sprache der Hebräer iſt einfach, unverdorben, heilig, kurz und feſt, in welcher Gott mit den Menſchen und die Menſchen mit den Engeln unmittelbar und und ohne Dolmetſch von Angeſicht zu Angeſicht verkehren, wie ein Freund mit dem andern zu ſprechen pflegt". Ein für ſeine Altertümer eingenommener Jude könnte nicht begeiſterter davon ſprechen. Reuchlin ſtellt ſich zur Aufgabe, nachzuweiſen, daß die Weisheit aller Völker, die Symbole der heidniſchen Religion, die Formen ihres Kultus nichts weiter als Verkennung und Entſtellung der hebräiſchen Wahrheit ſeien, welche in den Worten, Buchſtaben, ja ſelbſt in den Figuren der hebräiſchen Buchſtaben geheimnisvoll und tief enthalten ſei.

Reuchlin mochte übrigens fühlen, daß ſeine hebräiſchen Kenntniſſe noch manche Lücke hatten, und ſo ließ er es ſich nicht ver-

drießen, als Gesandter des Churfürsten von der Pfalz in Rom, um dessen Sache am Hofe des Papstes Alexander VI. zu vertreten, (1498—1500), sich in der hebräischen Litteratur durch einen anderen, Lehrer Obadia Sforno, weiter zu bilden. So saß der deutsche Humanist, der bereits ein gefeierter Mann war, dessen lateinische Reden von Italienern bewundert wurden, zu den Füßen gelehrter Juden, um sich im Hebräischen zu vervollkommnen.

Da er nun in Deutschland, ja man kann sagen in ganz Europa, der einzige Christ war, der sich mit der heiligen Sprache vertraut gemacht hatte, und die Sehnsucht nach Kenntnis derselben, so wie des Griechischen nicht vereinzelt war, so drängten ihn seine zahlreichen Freunde eine hebräische Sprachlehre auszuarbeiten, welche die Lernbegierigen in den Stand setzen sollte, sich selbst darin zu belehren. Die erste hebräische Sprachlehre von einem Christen ausgearbeitet, die Reuchlin als ein „Denkmal, dauernder als Erz" bezeichnete (vollendet März 1506), war freilich dürftig genug ausgestattet. Sie lieferte lediglich das Allernotwendigste zur Aussprache und zur Formenlehre und zugleich ein Wörterbuch, dessen Unvollkommenheit von einem Anfänger nicht überraschen darf. Aber diese Grammatik hatte eine bedeutende Wirkung; sie regte die hebräischen Studien bei einem großen Kreis von Humanisten an, die sich seitdem mit allem Eifer darauf warfen. Bei der lutherischen Kirchenreformation erzeugten diese Studien einen neuen Gärungsstoff. Eine Reihe von Jüngern Reuchlin's, Sebastian Münster, Widmannstadt, traten in seine Fußtapfen und hoben die hebräische Sprache zur Ebenbürtigkeit mit der griechischen.

Wenn Reuchlin in die Judengasse herabstieg, um einen daselbst vergrabenen Schatz zu heben, so war er darum Anfangs doch nicht weniger als seine Zeitgenossen von dickem Vorurteil gegen den jüdischen Stamm befangen. Uneingedenk seines ehemaligen Glanzes und ohne Blick für dessen gediegenen, wenn auch von einer abschreckenden Schale umgebenen Kern, betrachtete Reuchlin ihn nicht nur als barbarisch und alles Kunstsinnes bar, sondern auch als niedrig und verworfen. Er beteuerte aufs feierlichste, daß er weit entfernt sei, die Juden zu begünstigen. Mit dem zerfahrenen Kirchenvater Hieronymus, seinem Musterbilde, bezeugte er, daß er die jüdische Nation gründlich haßte. Zugleich mit seiner hebräischen Sprachlehre verfaßte er ein Sendschreiben (Missive), worin er alles

Elend der Juden aus ihrem verblendeten Unglauben herleitete, ſtatt es in der Liebloſigkeit der Chriſten gegen ſie zu ſuchen. Reuchlin beſchuldigte ſie nicht weniger als Pfefferkorn der Läſterung gegen Jeſus, Maria, die Apoſtel und die Chriſten überhaupt.

Später hatte es Reuchlin zu bedauern, dieſe judenfeindliche Schrift verfaßt zu haben, denn ſein Herz teilte nicht das Vorurteil ſeines Kopfes. Wo er mit einzelnen Juden zuſammentraf, wendete er ihnen ſein Herz oder wenigſtens Achtung zu; er mochte finden, daß ſie beſſer waren, als das Bild, welches ſich Chriſten von den Juden entworfen hatten. Sein Rechtsgefühl konnte es nicht über ſich bringen, den Juden geradezu Unrecht thun zu laſſen oder gar die Hand dazu zu bieten. Obwohl ſich Reuchlin bis dahin auch nicht einmal einen Schatten von Ketzerei hatte zu Schulden kommen laſſen und mit dem Dominikanerorden auf beſtem Fuße ſtand, ſo ſahen die Finſterlinge doch in ihm inſtinktmäßig ihren geheimen Feind. Das Pflegen der Wiſſenſchaft, die Beſchäftigung mit der klaſſiſchen Litteratur, die Begeiſterung für die griechiſche Sprache, welche Reuchlin in Deutſchland zuerſt geweckt hatte und nun gar die Einführung der hebräiſchen Sprache, die Bevorzugung der „hebräiſchen Wahrheit“ gegen die verdorbene, in der Kirche als kanoniſch geltende lateiniſche Überſetzung der Bibel, „Vulgata“ genannt, das Alles galt den Finſterlingen als ebenſo viele Frevel, gegen die zwar nicht ſofort von Seiten der Ketzergerichte eingeſchritten werden konnte, die ihm aber einen Platz in ihrem ſchwarzen Buche ſicherten.

Der Auftrag an Pfefferkorn, den geheimen Agenten der Kölner Dominikaner, Reuchlin bei der Unterſuchung der läſterlichen, jüdiſchen Schriften heranzuziehen, war, wie bereits angedeutet, eine ſchlau berechnete Falle. Auf ſeiner zweiten Reiſe in des Kaiſers Lager ſuchte Pfefferkorn daher Reuchlin in deſſen Behauſung geradezu auf, bemühte ſich, ihn zum Bundesgenoſſen ſeiner giftigen Pläne gegen die Juden zu machen, und zeigte ihm des Kaiſers Mandat. Reuchlin lehnte dieſes Anſinnen halb ab, lobte zwar das Beſtreben, die jüdiſchen Schmähſchriften gegen das Chriſtentum zu vertilgen, meinte aber das Mandat des Kaiſers habe einen Formfehler, wodurch das Einſchreiten gegen die jüdiſchen Schriften ungeſetzlich erſchiene. Reuchlin ſoll ihm damals auch zu verſtehen gegeben haben, ſich dabei zu beteiligen, wenn er dazu aufgefordert werden ſollte. Pfefferkorn begab ſich infolgedeſſen zum Kaiſer, um ein zweites

formgerecht eingerichtetes und unanfechtbares Mandat von ihm zu erwirken.

Der Anwalt der Frankfurter Gemeinde, Jonathan Zion, und ein in der Umgebung des Kaisers beliebter Jude, Isaak Trieſt, wendeten indeſſen allen Eifer an, um Pfefferkorn's Plan zu vereiteln. Sie wurden von angeſehenen Chriſten unterſtützt, von dem Vertreter des Erzbiſchofs und vom Markgrafen von Baden. Die jüdiſchen Anwälte machten zunächſt die Privilegien geltend, welche den Juden von den Kaiſern und Päpſten Religionsfreiheit verbrieft haben, wonach es auch dem Kaiſer nicht geſtattet ſei, Eingriffe in ihre innern Angelegenheiten, in den Beſitz ihres religiöſen Schrifttums, zu machen. Die jüdiſchen Anwälte verfehlten auch nicht, dem Kaiſer beizubringen, daß ihr Ankläger ein verworfener Menſch, ein Dieb und Einbrecher ſei. Schon glaubten ſie am Ziele ihrer Wünſche zu ſein. Der Kaiſer hatte ihr Geſuch in einer Audienz angehört und hat ſchließlich Uriel von Gemmingen, ihren Gönner, zum Kommiſſar in dieſer Sache ernannt. War das nicht ein günſtiges Zeichen?

Allein ſie kannten Maximilian's wankelmütigen Charakter nicht. Sobald Pfefferkorn von neuem bei ihm mit einem eigenhändigen Schreiben ſeiner Schweſter erſchien, worin die überfromme Nonne ihn beſchwor, das Chriſtentum nicht durch Rücknahme des Mandats zu ſchädigen, neigte ſich das Zünglein der Wage gegen die Juden. Ohnehin wurmte es den Kaiſer, daß die ſo tief ſtehenden Juden in Frankfurt es gewagt hatten, ſeinem Mandat zuwider, die Auslieferung der Bücher in ihren Häuſern zu verweigern.

Darauf hin erließ er ein zweites Mandat (10. November 1509). Darin machte Maximilian den Juden zum Vorwurf: daß ſie ſich erkühnt, Widerſtand zu leiſten, befahl die Konfiskation fortzuſetzen, ernannte allerdings den Erzbiſchof Uriel zum Kommiſſar, gab ihm aber an die Hand, Gelehrte von den Hochſchulen Köln, Mainz, Erfurt und Heidelberg und gelehrte Männer wie Reuchlin, Viktor von Karben und auch den im Hebräiſchen völlig unwiſſenden Ketzerrichter Hochſtraten hinzuzuziehen.

Mit dieſem Mandat in der Taſche eilte Pfefferkorn nach dem Schauplatz ſeiner Thätigkeit in die Rheingegend zurück. Der Erzbiſchof Uriel ernannte darauf den Regens der Univerſität Mainz

zu seinem Deligierten, um die Bücherkonfiskation seitens der Juden zu leiten. Mit ihm zusammen begab sich Pfefferkorn abermals nach Frankfurt, und die Jagd auf hebräische Schriften begann von neuem. So wurden den Frankfurter Juden 1500 handschriftliche Werke abgenommen (mit den bereits früher eingezogenen) und in das Rathaus niedergelegt. Auch in anderen Städten betrieb Pfefferkorn sein Geschäft mit vielem Eifer.

Schlimmer noch als des Kaisers wankelmütiges Verhalten war die Teilnahmlosigkeit der größeren Gemeinden Deutschlands für die Beschickung eines Gemeindetages zur Beratung und Vereitelung der boshaften Anschläge Pfefferkorn's oder richtiger der Dominikaner. Kleinere Gemeinden hatten allerdings ihre Beiträge zu den Ausgaben für diese so peinliche Sache beigesteuert; aber die größeren und reicheren, Rothenburg an der Tauber, Weißenburg und Fürth, auf welche die Frankfurter am meisten gerechnet hatten, zeigten einen gleichgültigen Sinn. Als aber infolge des zweiten Mandats des Kaisers die jüdischen Bücher von neuem nicht bloß in Frankfurt, sondern auch in anderen Gemeinden konfisziert wurden, rafften sich die Gemeinden zur That auf.

Der Rat von Frankfurt wurde zunächst zu ihren Gunsten umgestimmt. Zur Frankfurter Frühjahrsmesse pflegten jüdische Buchhändler ihre Bücherballen zum Verkauf zu bringen. Da nun Pfefferkorn auch diese zu konfiszieren drohte, so weigerte sich der Rat von Frankfurt, zu diesem Ansinnen die Hand zu bieten, weil er das Meßrecht nicht verletzen lassen mochte. Ohnehin hatten die jüdischen Buchhändler Geleitschriften von den Fürsten und Herren ihrer Heimat, welche nicht bloß ihre Person, sondern auch ihr Gut schützten. Der Erzbischof Uriel verhielt sich schmollend dazu, und war mehr den Juden zugeneigt. Er berief die vom Kaiser bezeichneten gelehrten Männer zur Prüfung der jüdischen Bücher nicht zusammen, sondern that nur, was er nicht unterlassen konnte. Auch von Seiten mancher Fürsten, welchen die Juden über die Tragweite dieser seltsamen Konfiskation die Augen geöffnet hatten, scheinen Beschwerden an den Kaiser gelangt zu sein. Die öffentliche Meinung war besonders gegen Pfefferkorn eingenommen.

Dieser und die Dominikaner ruhten aber auch nicht, sondern machten Anstrengungen, den Kaiser und auch die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. Es war wunderbar, daß die Feinde der

Öffentlichkeit der bis dahin ſtummen Richterin den Mund geöffnet und ihr zur Macht verholfen haben. Zu dieſem Zwecke erſchien unter Pfefferkorn's Namen eine neue Schmähſchrift gegen die Juden: „Zu Lob und Ehren des Kaiſers Maximilian“. Sie blies dem Kaiſer ganze Wolken von Weihrauch ins Geſicht und bemerkte mit Bedauern, daß die Anſchuldigungen gegen die Juden und den Talmud in chriſtlichen Kreiſen aus Leichtfertigkeit und Unverſtand ſo wenig beachtet würden. Die Kölner Dominikaner — ſie ſtanden ſtets hinter Pfefferkorn — ſuchten durch die öffentliche Meinung einen moraliſchen Druck auf Maximilian auszuüben.

Dieſe muß indeſſen ſo ſehr gegen die Finſterlinge geſprochen haben, daß Maximilian ſich bewogen fühlte, einen für einen Kaiſer ungewöhnlichen Schritt zu thun, ſeine früheren Befehle gewiſſermaßen zu widerrufen und dem Rat von Frankfurt zu befehlen, den Juden ihre Schriften zurückzuſtellen (23. Mai 1510) „bis zur Vollendung unſeres Vornehmens und Beſchau der Bücher“. Die Freude der Juden war groß, wie ſich denken läßt. Waren ſie doch einer großen Gefahr entronnen. Denn es handelte ſich nicht bloß um ihr Schrifttum, das ihrem Herzen ſo teuer war, ſondern um ihre Stellung im deutſch-römiſchen Reiche. Aber ſie hatten zu früh triumphiert. Die Dominikaner gaben die bereits errungenen Erfolge nicht ſo leicht auf. Ein trübſeliger Vorfall in der Mark Brandenburg gab ihren feindlichen Beſtrebungen neue Nahrung und einen Anhaltspunkt zu Anklagen. Ein Dieb hatte in einer Kirche ein Ciborium mit einer vergoldeten Monſtranz geſtohlen. Über die Hoſtie befragt, machte er Geſtändniſſe, ſie an Juden im Brandenburgiſchen verkauft zu haben. Natürlich ſchenkte man dem Diebe vollen Glauben, und der Biſchof von Brandenburg betrieb die Verfolgung der brandenburger Juden mit glühendem Eifer. Darauf ließ der Kurfürſt Joachim I. die des Verbrechens Angeklagten nach Berlin bringen. Zu der Anſchuldigung der Hoſtienſchändung kam die des Kindermordes hinzu. Joachim ließ ſie nun foltern und dann auf einem Roſte achtunddreißig verbrennen. Mit Standhaftigkeit und mit Lobgeſang im Munde waren dieſe Märtyrer von Brandenburg zum Feuertode gegangen (19. Juli 1510) bis auf zwei, welche vor Todesangſt die Taufe genommen hatten und, ſcheinbar ehrenvoller, nur enthauptet worden waren. Das iſt die erſte Kunde von den Juden in Berlin und Brandenburg Dieſer

Vorfall machte viel Aufſehen in Deutſchland und die Kölner Dominikaner benutzten ihn, um den Kaiſer recht ungünſtig gegen die Juden umzuſtimmen. Sie ſchoben wieder dieſelbe Mittelsperſon vor. Die Herzogin-Äbtiſſin Kunigunde, welcher die grauenhafte Schlechtigkeit der Juden durch dieſen Vorfall noch greller geſchildert wurde, ſollte abermals auf den Kaiſer einwirken. Die Dominikaner wußten ihr beizubringen, zu welchem Nachteil es dem Chriſtentum gereichen würde und bereits gereiche, daß die hoſtienſchänderiſchen und kindermörderiſchen Juden ſich rühmen können: ihre Schriften ſeien ihnen auf des Kaiſers Geheiß wieder zugeſtellt worden, der Kaiſer billige gewiſſermaßen die darin enthaltenen Schmähungen gegen die chriſtliche Religion. Darauf beſtürmte ſie ihren Bruder förmlich und that bei ihrer Zuſammenkunft mit ihm in München einen Fußfall, ihn unter Thränen beſchwörend, die Angelegenheit der jüdiſchen Schriften wieder aufzunehmen.

Maximilian war in Verlegenheit. Er mochte einerſeits ſeiner geliebten Schweſter einen ſo innig gehegten Wunſch nicht verſagen, andererſeits war er von Pfefferkorns Lügengewebe gegen die Juden nicht ſehr erbaut. Er fand indes eine Auskunft, um nach beiden Seiten hin billig zu erſcheinen. Er erließ ein neues Mandat, das vierte in dieſer Angelegenheit (6. Juli 1510), an den Erzbiſchof Uriel, die Sache wieder aufzunehmen, aber unter einer anderen Geſtalt. Dieſer ſollte Gutachten darüber von deutſchen Univerſitäten und von den namhaft gemachten Perſonen, Reuchlin, Viktor von Karben und Hochſtraten einholen Der Ausfall des Urteils oder der Urteile über den Wert des jüdiſchen Schrifttums ſollte ihm durch Pfefferkorn, als Anreger der Sache, übermittelt werden. Die Juden hatten Urſache, mit bangem Gefühle dem Ausfallen der Gutachten entgegenzuſehen. Ihr Weh und Wohl hing davon ab. Reuchlins Gutachten war ein Glückswurf für ſie; es iſt zwar ſehr pedantiſch und in dem ſchwerfälligen Style damaliger Rechts-Auseinanderſetzungen gehalten, aber nicht ohne Geſchicklichkeit ausgearbeitet. Er ging dabei von dem richtigen Geſichtspunkte aus, daß man bei Beantwortung dieſer Frage die jüdiſchen Bücher nicht in Bauſch und Bogen als ein gleichartiges Schrifttum zu behandeln habe; vielmehr müſſe man darin (außer der Bibel) ſechs von einander verſchiedene Klaſſen auseinanderhalten. Die Klaſſe der Auslegungsſchriften oder Bibel-

kommentare — von R. Salomon (Raschi), Ibn Esra, den Kimchiden, Moses Gerundensis und Levi Ben-Gerson — weit entfernt, dem Christentum nachteilig zu sein, sei vielmehr für die christliche Theologie unentbehrlich. Das beste, was die gelehrten Christen über die alttestamentliche Schriftauslegung geschrieben, stammte von Juden, als Brunnen, woraus die rechte Wahrheit und das Verständnis der heiligen Schrift fließen. Wenn man aus den umfangreichen Schriften des besten christlichen Auslegers, des Nikolaus de Lyra, die Bestandteile ausscheiden wollte, die er von Raschi entlehnt, so würde das, was er aus dem eignen Kopfe hinzugefügt hat, in wenig Blättern zusammenzufassen sein. Es sei auch eine Schande, daß viele Doktoren der christlichen Theologie wegen Unkenntnis des Hebräischen und Griechischen die Schrift falsch auslegten. — Die Klasse der hebräischen Schriften, welche Philosophie, Naturwissenschaften und freie Künste enthalten, unterschieden sich in nichts von solchen, welche etwa in griechischer, lateinischer oder deutscher Sprache geschrieben sind. Was nun den Talmud selbst betrifft, gegen den die Hauptanklage gerichtet war, so gestand Reuchlin ein, nichts, gar nichts davon zu verstehen; aber auch andere gelehrte Christen verständen nicht mehr davon, es sei denn durch die Anklagen, welche die Gegner desselben, in neuester Zeit Pfefferkorn dagegen erhoben haben. Er kenne aber auch manche, welche kein Wort vom Talmud verstehen und doch ihn verdammen. Wie will aber jemand gegen die Mathematik schreiben, ohne ein Wort davon zu verstehen? Er sei daher der Meinung, daß der Talmud nicht verbrannt werden sollte, wenn es auch wahr sein sollte, daß unter vielem andern auch Schmähworte gegen die Stifter des Christentums darin enthalten seien. „Wäre der Talmud so verdammenswert, wie behauptet wird, so hätten ihn unsere Vorfahren vor vielen hundert Jahren, die mehr Ernst mit dem christlichen Glauben gemacht haben, als wir in unserer Zeit, längst verbrannt. Die getauften Juden, Peter Schwarz und Pfefferkorn, die einzigen, welche auf dem Verbrennen desselben bestehen, mögen ihre Privatabsichten dabei haben."

Reuchlin schloß sein Gutachten mit dem Resultat: Man sollte den Juden keineswegs ihre Schriften nehmen oder verbrennen, vielmehr an jeder deutschen Universität zwei Professoren der

hebräiſchen Sprache anſtellen, welche allenfalls auch das Rabbiniſche zu lehren hätten; dann könnten die Juden auf ſanftem Wege durch Überzeugung zum Chriſtentum bekehrt werden.

Gewiß, ſeitdem die Juden von der Chriſtenheit gemißhandelt und verfolgt wurden, haben ſie keinen ſo wohlwollenden Sachwalter gefunden, wie an Reuchlin und noch dazu in einer amtlichen Erklärung für den Reichskanzler und den Kaiſer. Zwei Punkte, welche Reuchlin betont hatte, waren von beſonderer Wichtigkeit für die Juden. Der erſte: daß die Juden Mitbürger des deutſch-römiſchen Reiches ſeien und desſelben Rechtes und Schutzes genießen. Es war gewiſſermaßen der erſte ſtotternd ausgeſprochene Laut zu jenem befreienden Worte vollſtändiger Gleichſtellung, welches mehr als drei Jahrhunderte brauchte, um voll ausgeſprochen und anerkannt zu werden. Damit war der mittelalterliche Spuk zum Weichen gebracht, als wenn die Juden durch Veſpaſians und Titus' Eroberung Jeruſalems ihren Nachfolgern, den römiſchen und deutſchen Kaiſern, mit Gut und Blut verfallen wären. Die Juden haben auch ein Recht, das geachtet werden müſſe, auch von Kaiſer und Reich, von Geiſtlichen und Weltlichen, das war der erſte ſchwache, zitternde Lichtſtrahl nach ſo langer düſterer Nacht. — Der zweite Punkt, den Reuchlin ſchon mit mehr Offenheit betonte, war nicht minder wichtig: die Juden dürfen nicht als Ketzer angeſehen und behandelt werden. Da ſie außerhalb der Kirche ſtünden und zum chriſtlichen Glauben nicht gezwungen ſeien, ſo ſeien die Begriffe Ketzerei und Unglauben — jene entſetzenerregenden und tötlichen Bannwörter im Mittelalter — gar nicht auf ſie anwendbar.

Von welchem Nutzen ſein Gutachten für die Juden war, erkennt man erſt aus dem Urteil der zu Rate gezogenen Fakultäten, denen der Talmud natürlich ein Buch mit ſieben Siegeln war. Die Kölner Dominikaner ſamt und ſonders, die theologiſche Fakultät, der Ketzermeiſter Hochſtraten und der graue Täufling Viktor von Karben, welche ſämtlich aus einem Munde ſprachen, ließen ſich gar nicht auf die Beweisführung ein, das der Talmud Schädliches und Chriſtenfeindliches enthalte; ſie ſchickten das vielmehr voraus, waren daher mit ihrem Rate bald fertig: Die talmudiſchen Schriften und auch alle übrigen, welche wohl desſelben Geiſtes ſein würden, den Juden zu entreißen und zu ver-

brennen. Sie gingen aber noch weiter, namentlich hatte Hochstraten die Keckheit es auszusprechen, die Juden sollten auf die Anklagebank gesetzt werden. Kundige Männer sollter nämlich ketzerische Stellen aus dem Talmud und den übrigen jüdischen Schriften ausziehen und zusammenstellen. Dann sollten die Juden befragt werden, ob sie die Schädlichkeit der Schriften, in welchen solches gelehrt würde, anerkennen oder nicht. Geständen sie es ein, so dürften sie nichts dagegen haben, wenn solche lästerliche und ketzerische Schriften dem Feuer übergeben würden. Beharrten sie dagegen halsstarrig, solche Stellen als einen Teil ihres Bekenntnisses anzusehen, dann möge sie der Kaiser der Inquisition als offenbare Ketzer zur Bestrafung überlassen.

Die Mainzer Fakultät gab ein ähnliches Urteil ab, ging aber noch viel weiter. Nicht bloß sämtliche talmudische und rabbinische Schriften seien voll von Irrtümern und Ketzereien, sondern auch die heiligen Schriften dürften davon verdorben und verschlechtert worden sein. Daher seien auch diese den Juden abzunehmen, zu untersuchen und, wenn nach Erwarten befunden, dem Scheiterhaufen zu überliefern. Das war nicht minder schlau angelegt: der hebräische Text der Bibel stimmt nicht mit dem Texte der lateinischen, von der Kirche benutzten Vulgata überein, welche von Stümpern herrührt. Wie, wenn man die unverdorbene Mutter der entarteten Tochter gegenüber stellte und ihr bewiese, daß, sofern sie nicht die Fehler der Tochter teile, sie nicht verdiente zu existieren? Ja, es war ein guter Einfall der Dominikaner, sich den unbequemen hebräischen Text, „die hebräische Wahrheit", vom Halse zu schaffen, jenen Text, der zu dem Kinderspiele der kirchlichen Deutelei majestätisch den Kopf schüttelte. Wenn die Mainzer und Kölner Theologen mit ihrem Gutachten durchgedrungen wären, so wäre das Buch vom Sinai, die Prophetenworte, die Psalmenlieder, Denkmäler einer gnadenreichen Zeit, den Flammen überliefert und dafür ein Bastard (die verdorbene Vulgata) untergeschoben worden. Die Mainzer und Kölner Dominikaner scheinen es geahnt zu haben, daß von dem schlichten Wortsinn der Bibel ihrem Unwesen der Untergang drohte. Glücklicher Weise haben die Kölner ihren schlau angelegten Plan durch ein Bubenstück selbst vereitelt.

Reuchlin hatte sein günstiges Gutachten über die jüdische

Litteratur versiegelt durch einen vereideten Boten an den Kurfürsten-Erzbischof Uriel von Mainz überschickt. Er hatte vorausgesetzt, daß es als Amtsgeheimnis nur von demselben und vom Kaiser erbrochen und gelesen werden würde. Aber Pfefferkorn, der sich dem Ziele nahe glaubte, Rache an den Juden nehmen zu können, bekam es erbrochen noch vor dem Kaiser in die Hand. Wie dies zugegangen war, blieb ein unaufgehellter Punkt. Reuchlin bezeichnete die Kölner geradezu als gewissenlose Siegelbrecher. Fast sollte man ihnen dankbar sein, daß sie die anfangs in Amtsgeheimnis gehüllte Sache an die Öffentlichkeit gebracht, dadurch ein anderes Tribunal geschaffen und die Gefährdung der Juden in die Gefährdung der Kirche verwandelt haben. Sie waren nämlich über Reuchlin's Urteil außer sich geraten, weil dessen Stimme viel Gewicht beim Kaiser und seinen Räten hatte. Sie machten sich daher bald daran, eine geharnischte Widerlegung gegen dessen Parteinahme für Juden und ihr Schrifttum in die Welt zu schicken und zwar in deutscher Sprache, um ihre Sache volkstümlich zu machen, und die Menge so zu fantasieren, daß der Kaiser selbst außer stande sein sollte, auf Reuchlin zu hören.

Diese Schmähschrift, der „Handspiegel", unter Pfefferkorn's Namen, aber von den Dominikanern verfaßt, in tausend Exemplaren verbreitet, gegen einen so hochgestellten und hochgeachteten Mann, einen Mitrichter des schwäbischen Bundes, einen Gelehrten, der einer ganzen Universität gleichkam, machte natürlich außerordentliches Aufsehen. Es war seit Erfindung der Buchdruckerkunst die erste geharnischte Schmähschrift gegen einen Würdenträger, und noch dazu in deutscher Sprache zu jedermanns Verständnis geschrieben. Reuchlin's Freunde — und deren gab es nicht wenige — waren über die Unverschämtheit eines getauften Juden, der sich rechtgläubiger geberdete als ein in Ehren stehender, geborener Christ, mit Recht empört. Die Kölner Dominikaner hatten darin ihrem giftigen Hasse mehr nachgegeben, als die Klugheit riet. Gegen solche Angriffe mußte Reuchlin etwas thun; seine Ehre war zu tief verletzt. Zunächst eilte er zum Kaiser Maximilian und führte Klage gegen seinen boshaften Verläumder Pfefferkorn. Der Kaiser gab durch Wort und Geberden seinen Unwillen darüber zu erkennen und beruhigte den aufgeregten Reuchlin mit der Aussicht, die Angelegenheit durch den Bischof von Augsburg untersuchen zu

lassen. Aber im Drange der Geschäfte, in der Verwicklung der italienischen Händel, vergaß er — wie die Großen der Erde zu allen Zeiten — Reuchlin, die ihm widerfahrene Kränkung und die ihm versprochene Genugthuung. Die Frankfurter Herbstmesse nahte heran, auf welcher Pfefferkorn den Rest der Exemplare feil bieten wollte, ohne daß für Reuchlin etwas dagegen geschehen war.

So war denn Reuchlin gezwungen, für die Talmudfrage, als eine persönliche Angelegenheit, einzutreten, die öffentliche Meinung als Richterin anzurufen und dadurch der Sache einen weittragenden Klang zu geben. Er verfaßte (Ende August oder Anfang September 1511) seine weltgeschichtlich berühmt gewordene Gegenschrift „Augenspiegel“ (oder Brille, eine Brille auf dem Titelblatte gezeichnet). Darin zeichnete er die Gemeinheit Pfefferkorn's und seiner Mitarbeiter dem deutschen Publikum in scharfen Linien, aber damit deckte er, ohne es zu wollen, die Blößen des damaligen Christentums auf. Das war eine Schrift, von der man ohne Übertreibung sagen kann, sie wog eine That auf. Sie war zunächst gegen Pfefferkorn, aber doch auch gegen die Kölner Dominikaner, als öffentliche Gönner, Beschützer und Anreger seiner Schmähungen, gerichtet.

Er erzählte in schlichten, treuherzigen Worten den ganzen Hergang, wie der getaufte „Jud“ alle Anstrengungen gemacht, den Talmud durchaus für gefährlich auszugeben und dem Scheiterhaufen zu überliefern, und wie er auch ihn, Reuchlin, dazu habe benutzen wollen. Er teilt die Aktenstücke des Kaisers und des Erzbischofs von Mainz an ihn und sein Gutachten mit. Er berichtet, wie sich Pfefferkorn auf unehrliche Weise das Gutachten zu verschaffen gewußt und eine Schmähschrift dagegen ausgearbeitet, welche nicht weniger als vierunddreißig Unwahrheiten gegen ihn enthalte. Der ganze Ton im „Augenspiegel“ giebt die gerechte Entrüstung eines Ehrenmannes, dem ein Wicht ein Bein gestellt hat, sehr gut wieder.

Besonders empört war Reuchlin über die gegen ihn erhobene Beschuldigung: er habe um Geldeswillen die Schutzschrift für den Talmud erlassen. Mit gerechter Entrüstung beteuerte er daher: daß er sein Lebtag, von seinen Kindeszeiten an bis auf diese Stunde von den Juden oder ihretwegen weder Heller, noch Pfennig, weder Gold, noch Silber, weder Kreuz, noch Münz

empfangen habe. Nicht minder empfindlich war Reuchlin über die Geringschätzung seiner hebräischen Kenntnisse und namentlich über die Beschuldigung, daß er seine hebräische Sprachlehre nicht selbst verfaßt habe. Würdig ist auch sein Auftreten für die Juden. Der Schelm Pfefferkorn hatte ihm zum Vorwurf gemacht, daß er von den Juden hebräisch gelernt und also mit ihnen verkehrt hätte, was gegen die kanonische Satzung verstieße. Darauf Reuchlin: „Der getaufte Jud schreibt: das göttliche Recht verbiete mit den Juden Gemeinschaft zu haben, das ist nicht wahr. Es mag jeder Christ vor Gericht mit ihnen rechten, von ihnen kaufen, ebenso ihnen etwas schenken oder geben. Es kann ein Fall vorkommen, daß ein Christ mit einem Juden eine gemeinsame Erbschaft antritt. Man darf auch mit ihnen sprechen und von ihnen lernen, wie der heilige Hieronymus und Nikolaus de Lyra gethan haben. Und endlich soll ein Christ den Juden lieben, wie seinen Nächsten, das alles ist in den Gesetzen begründet."

Man kann sich denken, welches Aufsehen Reuchlin's „Augenspiegel" in deutscher Sprache gemacht hat, als er zur Zeit der Frankfurter Messe erschien, damals der Sammelplatz von vielen Tausenden, zu einer Zeit, wo es noch keine Öffentlichkeit gegeben hat, und jedermann einer Skandalgeschichte volle Aufmerksamkeit schenkte. Daß ein gefeierter Mann, wie Reuchlin, einen Ankläger der Juden als Verläumder, Lügner und Wicht an den Pranger stellte, war so neu und überraschend, daß sich die Leser die Augen rieben und sich fragen mußten: ob sie nicht bisher wie in einem Traume geduselt haben. Die Juden griffen noch gieriger nach der Schrift, weil zum erstenmal ein Ehrenmann mit gewichtiger Stimme für sie in die Schranken trat, und die so oft wiederholte Anschuldigung gegen sie als Verläumdung brandmarkte. Sie jubelten, daß sie endlich einmal einen Annehmer gefunden und dankten Gott, daß er sie in ihrer Not nicht verlassen. Wer will es ihnen verargen, daß sie für Verbreitung der Reuchlin'schen Schrift geschäftig waren? Am meisten jedoch sorgten die Finsterlinge selbst vom Gelichter der Kölner für deren Verbreitung. Von allen Seiten, von gelehrten und ungelehrten Kreisen kamen Glückwünsche an Reuchlin und Äußerungen der Freude darüber, daß er den unverschämten Pfefferkorn und seine Hintermänner so derb abgefertigt hat.

Mit der Veröffentlichung und Verbreitung von Reuchlin's Augenspiegel und seiner Verteidigung des Talmud war ein Kampf eröffnet der mit jedem Tag ernster wurde, einen immer größeren Umfang annahm und eine über den Gegenstand weit hinauszielende Tragweite erhielt. Denn die Finsterlinge, welche noch im Vollbesitze ihrer Macht und ihrer Schreckmittel waren, nahmen die Herausforderung nicht gleichgiltig hin. Pfefferkorn's Sache war doch eigentlich die ihrige. Und nun hatte es ein Mann gewagt, ihrem Plane entgegenzutreten, die Verdammnis des Talmud nicht gut zu heißen, vielmehr ihn als gewissermaßen unentbehrlich für das Christentum auszugeben, die Verfolgung der Juden nicht zu billigen, sondern noch obendrein zu empfehlen, sie zu lieben. Welch' eine Frechheit! Es hat sie in eine so unheilige Wut versetzt, daß sie über das Ziel hinausschossen, Thorheiten über Thorheiten begingen und so ihrer Sache einen bedeutenden Schaden zufügten.

Ein Stadtprediger, Peter Meyer in Frankfurt am Main, welcher das Verkaufsgebot des Augenspiegels durchsetzen wollte, aber nicht konnte, beging den zweiten Fehlgriff. Er kündigte von der Kanzel beim Gottesdienste an: Pfefferkorn werde an der nächsten Vorfeier des Marienfestes gegen Reuchlin's Judenschrift predigen, und er ermahnte die Gläubigen, sich recht zahlreich zur Predigt einzufinden. Nichts konnte verkehrter als dieser Einfall sein. Pfefferkorn mit einer abschreckenden Gestalt, mit ausgeprägt jüdischen Zügen und mit Gemeinheit verratender Miene sollte vor einem christlichen Publikum in seinem jüdisch-deutschen Kauderwelsch predigen! Jedes Wort und jede Bewegung an ihm mußte die Zuhörer zum Lachen reizen und die aufrichtigste andächtigste Stimmung verscheuchen. Außerdem war es nach katholischer Satzung einem Laien und noch dazu einem verheirateten Laien streng verboten, die Funktionen eines Geistlichen auszuüben. Nicht lange vorher war ein einfältiger Schafhirt durch richterlichen Urteilsspruch wegen angemaßten Predigeramtes verbrannt worden. Um die Form zu wahren, predigte Pfefferkorn an dem bestimmten Tage (7. Sept. 1511) nicht in der Kirche, sondern vor dem Eingange derselben vor einer großen Volksmenge. Es muß sich recht possierlich ausgenommen haben, zu sehen, wie dieser häßliche Jude das Zeichen des Kreuzes über die Gläubigen machte und von dem christlichen Glauben mit jüdischem Jargon sprach. Pfefferkorn war

es dabei hauptsächlich zu thun, die Juden und ihre Gönner dem Abscheu der Zuhörer zu überliefern.

Bisher hatte sich der Haupturheber des ganzen Skandals, der boshafte Ketzermeister Jakob Hochstraten, hinter der Linie gehalten und nur nach und nach seine Kreaturen ins Feuer geschickt, zuerst Pfefferkorn, dann Ortuin Gratius und Arnold von Tongern. Von jetzt an trat er selbst in den Vordergrund mit einer so unverschämten Hoheitsmiene, als müßten sich alle, Geistliche und Weltliche, vor ihm beugen, vor seiner Brauenbewegung in den Staub sinken, als ob er das Recht hätte, Satzung und Herkommen mit Füßen zu treten. Um das geschwächte Ansehen des Ordens durch Gewaltmittel zu retten, mußten sämtliche Dominikaner gemeinsame Sache machen und allen Eifer anwenden, um Reuchlin's und des Talmuds Verdammnis durchzusetzen. Der Kampf erhielt dadurch eine große Ausdehnung, er wurde Ordensangelegenheit.

Angeblich von seinem Provinzial dazu ermächtigt, erließ Hochstraten (15. September 1513) als Inquisitor ein Vorladungsschreiben an Reuchlin, sich binnen sechs Tagen in Mainz des Morgens um acht Uhr zu stellen, um wegen Begünstigung der Juden und Geruches der Ketzerei gerichtet zu werden. Er hatte vorher eine geharnischte Anklageschrift gegen Reuchlin's „Augenspiegel" und den Talmud ausgearbeitet. Er hatte sich auch vorsichtig nach Bundesgenossen umgesehen, um in diesem ernsten Streite nicht allein zu stehen. An vier Universitäten hatte er kurz vorher Schreiben gerichtet und sie gebeten, sich gutachtlich über Reuchlin's Schrift „Augenspiegel" zu äußern, natürlich in seinem Sinne, und alle hatten seinen Erwartungen entsprochen. Am bestimmten Tage (20. September) fand sich Hochstraten mit einer Schar von Dominikanern in Mainz ein, wählte beliebig aus Gesinnungsgenossen Richter zu einer Kommission aus, eröffnete die Sitzung und trat zugleich als Ankläger und Richter in einer Person auf.

Die Anklagepunkte, die er vorbrachte, waren natürlich dieselben, die Pfefferkorn und Arnold von Tongern bereits gegen den „Augenspiegel" erhoben hatten. Es war immer derselbe Grundton: Reuchlin begünstigte die Juden allzusehr, „betrachte sie, die unverschämten Hunde", halb und halb als Glieder der Kirche, als gleichberechtigte Menschen, seine Schrift rieche oder schmecke allzu-

ſehr nach Ketzerei. Hochſtraten ſtellte daher den Antrag an die Kommiſſion, die Sentenz auszuſprechen: daß Reuchlin's „Augenſpiegel“ voll geſpickt von Ketzereien und Irrtümern, allzu gönneriſch für die ungläubigen Juden, beleidigend gegen die Kirche und daher zu verdammen, zu unterdrücken und durch Feuer zu verbrennen ſei. Man darf dabei nicht den großen Abſtand zwiſchen einem deutſchen und einem ſpaniſchen Inquiſitionstribunal überſehen. Ein Torquemada oder Ximenes de Cisneros hätten nicht ſo viel Federleſens gemacht, ſondern mit dem Buche zugleich den Verfaſſer zum Scheiterhaufen verurteilt. Hochſtraten's Herz war auch keineswegs zu weit für eine ſolche Sentenz; er durfte es aber nicht wagen, weil er ganz Deutſchland, geiſtliche wie weltliche Machtinhaber, gegen ſich gehabt hätte.

Über einen ſolchen mit Unrecht begonnenen und mit Verletzung aller Formen geführten Prozeß war das Rechtsgefühl vieler Ehrenmänner und beſonders Reuchlins zahlreicher Freunde und Verehrer empört. Die von der Fäulnis der Theologie noch nicht angeſteckte, von der Scholaſtik noch nicht verkleiſterte und von Rückſichten freie, ſtudierende Jugend der Mainzer Univerſität gab ihren Unwillen über dieſes ſchamloſe Inquiſitionsverfahren laut zu erkennen, riß die Doktoren der Rechtsgelehrſamkeit mit hin, und das bewog auch ernſte Männer von Einfluß einſchreiten.

Zur Überraſchung der Dominikaner erſchien der bereits gealterte, ehrwürdige Reuchlin in Mainz, begleitet von zwei angeſehenen Räten des Herzogs von Württemberg. Das Kapitel gab ſich zwar die größte Mühe, einen Vergleich zu ſtande zu bringen. Aber Hochſtraten, welcher den Rauch des Scheiterhaufens aufwirbeln ſehen wollte, ließ ſich auf nichts ein und verſchob die Unterhandlung bis zum 12. Oktober, an welchem das Endurteil gefällt werden ſollte.

Schon hatte der Ketzermeiſter an alle Geiſtliche in Mainz den Befehl erteilt, von den Kanzeln zu verkünden, daß jedermann, Chriſten wie Juden, gehalten ſei, bei Vermeidung empfindlicher Strafen, die Exemplare des „Augenſpiegels“ für den Scheiterhaufen auszuliefern. Außerdem wurde dem Volke 300 Tage Ablaß verheißen, wenn es ſich am anberaumten Tage auf dem Kirchplatze einfinden würde, um dem Autodafé beizuwohnen und ihm Glanz zu verleihen. Am beſtimmten Tage war in der That

der Platz vor der Kirche in Mainz gedrängt voll von Zuschauern, Neugierigen, Teilnehmenden und Ablaßbedürftigen. Pfauengleich aufgeblasen schritten die Väter und Brüder des Dominikanerordens und Theologen von den Universitäten Köln, Löwen und Erfurt, welche dazu eingeladen waren, auf die Tribüne zu, die dafür errichtet war, und „die Erde zitterte unter ihren Füßen". Hochstraten, bisher Ankläger, nahm wieder den Platz unter den Richtern ein. Schon schickten diese sich an, die Verwünschungsformel auszusprechen und das Feuer anschüren zu lassen, als ein Bote vom Erzbischof Uriel eiligen Schrittes herankam mit einem Schreiben, welches seine Lippen verstummen machte. Uriel von Gemmingen war, wie die meisten Bischöfe jener Zeit, mehr weltlich als kirklich gesinnt. Die Anmaßung der Kölner Dominikaner und ihr ungerechtes Verfahren gegen Reuchlin empörten auch ihn. Daher erließ er ein Handschreiben an die aus seinem Stifte gewählten Kommissäre, das Urteil für einen Monat bis zu neuer Vermittelung aufzuschieben. Sollten sie aber nicht darauf eingehen wollen, so enthebe er sie mit dem Schreiben ihrer Befugnisse als Inquisitionsrichter, und alles, was sie bisher beschlossen haben, sei null und nichtig. Mit verblüfften Gesichtern hörten die Dominikaner das laute Verlesen dieses, ihre Machination vereitelnden Schreibens durch den Mund des Notars an. Hochstraten allein wagte zuerst freche Äußerungen über versagtes Recht zu sprühen. Die übrigen Genossen schlichen sich beschämt davon, verfolgt von dem Gespötte der Gassenjugend und dem Rufe der Erwachsenen: „Möchten doch diese Brüder auf Scheiterhaufen verbrannt werden, welche einem Biedermanne solche Schmach anthun wollen."

Als Sieger feierten ihn darauf Hermann vom Busche, der Missionär für humanistische Bildung (wie ihn ein geistvoller Schriftsteller der Neuzeit treffend nennt) und Ulrich von Hutten, der Ritter für Recht und Wahrheit, in einem schwärmerischen Lobliede: „Reuchlin's Triumph".

„Jauchze, wofern du dich selbst erkennst, ja jauchze, mein Deutschland!"

Das ist der Refrain. Deutschland sollte die Augen öffnen und dem Besieger der boshaften Dominikaner bei seiner Heimkehr ins Vaterland einen glänzenden Triumph, seinem großen, seinem unsterblichen Reuchlin einen erhebenden Empfang im schönsten

Schmucke unter Blumengewinden und rauschender Musik bereiten. Hochstraten wird als überwundener gefährlichster Feind in Fesseln geführt, als häßlicher Feuermann, dessen steter Ruf es ist: „in's Feuer mit Schriftstellern und ihren Schriften! Magst du Wahres oder Falsches, Gerechtes oder Ungerechtes erdenken, er hat immer Feuer für dich bereit. Er verschlingt Feuer, er nährt sich davon, er haucht Flammen aus!“ Mit ihm werden seine Spießgesellen in Ketten geschleppt, Ortuin Gratius, Arnold von Tongern und Pfefferkorn. Diesen Erzschelm zerfleischte die dichterische Jugend am schonungslosesten:

„Rufet herbei mir zwei Henkersknechte zum neuen Triumphe!
„Bringet, ihr Schergen, das Werkzeug mir mit, vergesset das Kreuz nicht.
„Bringet die Stricke und den mit Seilen umwundenen Haken.
„So nun gerüstet, erweiset ihr, Henker, folgenden Dienst mir:
„Schleudert ihn hin, das verhaßte Gesicht zur Erde gewendet,
„Aufwärts richtet die Knie, daß er den Himmel nicht schaue,
„Daß sein stierender Blick euch nicht berühre. Mit seinem
„Lästernden Mund beiß' er den Boden und speise den Staub auf.
„Zaudert ihr noch, ihr Henker? So sperrt doch ihm hurtig den Mund auf.
„Reißet die Zunge ihm aus, dem Stifter unsäglicher Übel,
„Daß er mir im Triumphszuge Verruchtes nicht spreche.
„Hauet die Nase und Ohren ihm ab und treibet den Haken
„Fest in die Füße hinein, an den aufgerichteten Knien
„Zerrt ihn herum, daß Gesicht und Brust den Boden mir fege,
„Schlagt das Gebiß ihm heraus und machet die Lippen unschädlich!
„Habt ihr die Hände hinter dem Rücken ihm fest auch geknebelt?
„Stutzet dennoch ihm ab die Fingerspitzen, ihr Henker.
„„Schrecklich! Unmenschlich“! (rufet entrüstet mir Tongern entgegen)
„Schrecklich, unmenschlich wär solch ein Beginnen? Schrecklicher, glaub ich,
„Waren die Laster, die ihr mit frechem Sinne begangen.“

Daß die Juden auch ihre Freude an dem Ausgang dieses Ketzergerichtes hatten, läßt sich denken. Handelte es sich ja doch dabei in erster Reihe um sie selbst. Denn wenn Reuchlin's „Augenspiegel“ verurteilt worden wäre, so hätte kein noch so wohlwollender Christ sich ihrer annehmen dürfen, wenn er sich nicht als Judengönner dem Verdacht der Ketzerei und der Kirchenstrafe hätte aussetzen wollen. Sodann wäre damit auch das jüdische Schrifttum in feierlicher Weise verketzert. Wenn es wahr ist, was die Dominikaner erzählten, daß die Rabbiner infolge dessen aus ganz Deutschland zu einer Synode in Worms zusammengekommen

wären und an der Niederlage der wütenden Dominikaner gegen Reuchlin ein Vorzeichen von dem Untergang des römiſchen (päpſtlichen) Reiches gefunden haben, ſo hätten ſie allerdings einen prophetiſchen Blick bekundet.

Indeſſen war Reuchlin noch lange nicht ſo weit, über ſeine und der Juden Feinde triumphieren zu können. Sie waren, wenn auch für den Augenblick gedemütigt, noch lange nicht überwunden. Er ſelbſt kannte ihre Liſt und Bosheit zu ſehr, als daß er ſich der Siegesfreude unthätig hätte überlaſſen ſollen. Er wußte wohl, daß ſie ihre Verfolgung gegen ihn von jetzt an verdoppeln werden. Daher beeilte auch er ſich, die Berufung an den päpſtlichen Stuhl anzumelden, damit von dort aus ſeinen erbitterten Feinden Stillſchweigen auferlegt werde. Reuchlin fürchtete aber mit Recht, daß bei der Unzuverläſſigkeit und Käuflichkeit der päpſtlichen Kurie ſeine Sache eine ſchlimme Wendung nehmen könnte, wenn die Unterſuchung außerhalb ſeines Gerichtsbezirkes unter dem Einfluß der Kölner Dominikaner geführt werden ſollte. Daher wandte er ſich an den jüdiſchen Leibarzt des damaligen Papſtes Leo X., an Bonet de Lates, mit einem hebräiſchen Briefe, den Papſt günſtig für ſeine Sache zu ſtimmen.

Leo, aus der erlauchten Familie der Mediceer, von dem ſein Vater ſagte, er ſei der Klügſte ſeiner Söhne, hatte erſt einige Monate vorher den päpſtlichen Stuhl beſtiegen. Er war ein vornehmer Herr, der ſich mehr für Politik als für Religion intereſſierte, mehr römiſcher Heide als katholiſcher Chriſt war, der von ſeiner olympiſchen Höhe mit Verachtung auf theologiſche Streitfragen wie auf Kinderſpiele herabſah und nur darauf bedacht war, wie er zwiſchen den zwei einander befehdenden Staaten, Öſterreich und Frankreich, oder richtiger den Häuſern Habsburg und Valois, ohne Gefährdung der weltlichen Intereſſen das Schifflein des Papſttums hindurchlavieren könnte. Mit einer heute überraſchenden Offenheit durfte dieſer Papſt die Äußerung thun: „Wie viel die Fabel von Chriſtus uns und den Unſrigen zu allen Zeiten Nutzen gebracht hat, iſt bekannt“ [1]). Ihm war nun die Frage zur Entſcheidung vorgelegt, ob Reuchlin's „Augenſpiegel“ nach Ketzerei rieche, und ob er die Juden nach Gebühr oder über Gebühr begünſtigt habe. Leo, deſſen

[1]) Quantum nobis nostrisque illa de Christo fabula profuerit omnibus saeculis, notum est.

Papsttum in eine Zeit fiel, wo die theologischen Fragen Europa in Brand zu stecken drohten, verstand davon vielleicht weniger als sein Koch. Es kam also darauf an, in welchem Lichte ihm die Streitfrage zwischen Reuchlin und den Dominikanern gezeigt wurde. Darum bat Reuchlin den Leibarzt Bonet de Lates, da er sich stets in den päpstlichen Gemächern bewege und der „Leib seiner Heiligkeit" seiner Hand übergeben sei, ihn dafür zu gewinnen, daß die Untersuchung nicht in Köln oder in dessen Nähe geführt werden möge; denn da wäre seine Sache verloren. Reuchlin teilte ihm den ganzen Hergang mit, wie Pfefferkorn und die Kölner Dominikaner sich gegen die Juden und den Talmud verschworen, und wie nur seine außerordentliche Bemühung den Talmud vor dem Scheiterhaufen gerettet. Hätten die Dominikaner diesen Brief in die Hände bekommen und lesen können, so hätten sie den vollgültigsten Beweis von Reuchlin's Judenfreundlichkeit führen können; denn darin gab er Vieles zu, was er öffentlich verschwiegen hatte.

Es läßt sich denken, daß Bonet de Lates seinen Einfluß beim Papste zu Gunsten Reuchlin's geltend gemacht hat. Wahrscheinlich ist es seinem Eifer zuzuschreiben, daß Leo so bald (21. November 1513) ein Breve an die Bischöfe von Speier und Worms erließ, die Streitfrage zwischen Reuchlin und Hochstraten zusammen oder je einer, selbst oder durch delegirte Richter, zu untersuchen und mit Ausschluß jedes anderen Tribunals das Urteil zu fällen, dem sich die besiegte Partei ohne Widerrede zu unterwerfen habe. Der Bischof von Worms, ein Dahlberg, mit dem Reuchlin auf freundschaftlichem Fuße stand, mochte die Kommission nicht annehmen. So setzte der junge Bischof von Speier, Georg, Pfalzgraf und Herzog von Bayern, zwei Richter ein, welche beide Parteien binnen Monatsfrist vor ihr Tribunal in Speier vorluden. Reuchlin erschien, von einem Prokurator und anderen Freunden begleitet, pünktlich. Hochstraten dagegen, auf die Macht der Dominikaner vertrauend, stellte sich nicht, noch sandte er einen förmlich genügenden Sachwalter. Er trug ganz offen Verachtung gegen diese Kommission, den Bischof, ja selbst gegen den Papst zur Schau. Die Richter betrieben den Prozeß Anfangs nicht mit gebührendem Nachdruck, vielmehr mit einer gewissen Mattherzigkeit, vielleicht aus Furcht vor der Rache der Dominikaner. Und so zog sich der Prozeß ein Vierteljahr hin (Januar — April 1514).

Der Spruch, der endlich durchweg zu Gunsten Reuchlin's ausfiel, besagte: daß Reuchlin's „Augenspiegel“ weder Irrtümer, noch Ketzereien enthalte oder „danach röche“, daß er nicht über Gebühr die Juden begünstige, daß demnach Hochstraten den Verfasser verleumdet habe, ihm daher Stillschweigen über diese Materie aufzulegen sei, daß der Augenspiegel von Jedermann gelesen und gedruckt werden dürfe, und daß Hochstraten in die Kosten verurteilt sei (111 rheinische Goldgulden).

Die Kölner Dominikaner knirschten mit den Zähnen, tobten und rasten über diesen Ausfall des Prozesses zu ihrer Beschämung, dachten aber nicht daran, sich dem Urteilsspruch des apostolischen Kommissars zu unterwerfen. War es damals bei der Zerfahrenheit Deutschlands überhaupt schwer den Urteilsspruch eines Richters in Vollzug zu setzen, so waren die Dominikaner noch weniger geneigt, etwas darauf zu geben, sobald er gegen sie ausgefallen war. Das Erkenntnis des Bischofs von Speier verlachten sie als ein von einem dummen Jungen ausgegangenes. Den Anschlag des Urteils in Köln riß der freche Pfefferkorn ab. Hochstraten hatte außergerichtlich, d. h. ohne auch nur dem als apostolischen Richter fungierenden Bischof von Speier eine Anzeige davon zu machen, an den Papst appelliert, obwohl er früher eine solche Berufung verworfen hatte. Seine Hoffnung, den Prozeß gegen Reuchlin dennoch zu gewinnen und den Augenspiegel verdammt zu sehen, gründete er auf die Käuflichkeit am römischen Hofe: „In Rom ist alles für Geld zu haben“, äußerte er sich offen. „Reuchlin ist arm, sie, die Dominikaner, sind reich, daher wird das Recht durch Geld unterdrückt werden“. Hochstraten konnte auch auf Gesinnungsgenossen unter den Kardinälen rechnen, die, mit demselben Geifer gegen die freie Wissenschaft schäumend, jedenfalls den Prozeß so lange hinzuschleppen imstande sein würden, daß Reuchlin's Vermögen zur Bestreitung der Kosten nicht ausreichen würde. Außerdem rechneten die Dominikaner, von einigen Universitäten, namentlich von der tonangebenden in Paris, ein Verdammungsurteil gegen den Augenspiegel zu erlangen, und damit auf die päpstliche Kurie einen Druck ausüben zu können. Sämtliche Dominikaner und Finsterlinge innerhalb und außerhalb Deutschlands machten daher gemeinschaftliche Sache, Reuchlin zu Falle zu bringen.

Diese Kraftanstrengung der Dominikanerpartei hatte aber die

Wirkung, daß ſich auch die Freunde der freien Wiſſenſchaft, die Feinde der Scholaſtik, der Verdummung und der kirchlichen Theologie, mit einem Worte, die Humaniſten, aufrafften und zum gemeinſamen Handeln verbanden. Es bildete ſich ein förmlicher Humaniſtenorden, eine Reuchliniſtiſche Partei, deren Mitglieder ſtillſchweigend einander und für Reuchlin in die Hände arbeiteten. „Einer unterſtützte den Andern und ſprach zum Genoſſen: ſei mutig“. „Alle, die wir zur Schar der Pallas gehören, ſind dem Reuchlin nicht minder ergeben, als Soldaten dem Kaiſer“. Es war ein förmlicher Bund, deſſen Glieder zur Unterſtützung Reuchlin's um neue Anhänger förmlich warben. So entſtanden in der Chriſtenheit infolge der giftigen Pfefferkorn'ſchen Feindſeligkeit gegen Talmud und Juden zwei Parteien: Reuchliniſten und Arnoldiſten (wie die Dominikaner genannt wurden), die einander bitter bekämpften. Es war ein Kampf des mittelalterlichen Dunſtes mit dem aufgehenden Tageslicht einer beſſeren Zeit.

Am kräftigſten arbeiteten für Reuchlin und gegen die Finſterlinge das damalige junge Deutſchland: nächſt Hermann vom Buſche, Crotus Rubianus (Johann Jäger) und der feurige Ulrich von Hutten, die kräftigſte, männlichſte Erſcheinung in dieſer Zeit. Ja, Hutten's Thatendrang erhielt erſt durch dieſe leidenſchaftliche Fehde zwiſchen Reuchlin und den Dominikanern ein rechtes Ziel. Bisher hatte er nur Fechterſtreiche in die leere Luft geführt, ſeinen ritterlichen Mut und ſeinen feurigen Genius an phantaſtiſche Gegner ausgelaſſen. Nun erſt gingen dem ſechsundzwanzigjährigen Jüngling die Augen auf, und er erblickte den wahren Feind, den mit ſeinem Ritterſchwerte und ſeiner noch ſchärferen Geiſtesklinge auf Tod und Leben zu bekämpfen, eine preiswürdige, ruhmreiche Lebensaufgabe wäre. Die Dominikaner, die Pfaffen, die Dunkelmänner zu vernichten, das Reich des Geiſtes, der freien Wiſſenſchaft aufzurichten, Deutſchland von dem Alpdrucke des kirchlichen Aberglaubens und der Barbarei zu erlöſen, es aus ſeiner Niedrigkeit zu erheben und es zum Schiedsrichter Europa's zu machen, das ſchien ihm ein Ziel, nach dem er zu ringen habe. Sobald Hutten dieſes Bewußtſein klar wurde, arbeitete er mit dem Aufgebot ſeiner ganzen Kraft raſtlos darauf hin, zunächſt für Reuchlin, welcher als Fahne der humaniſtiſchen Beſtrebungen galt, um ihm zum Siege über ſeine Todfeinde zu verhelfen.

Aber auch reife Männer in Ansehen und Würden traten immer mehr für Reuchlin auf: Der Herzog Ulrich von Würtemberg und sein ganzer Hof; Graf von Helfenstein in Augsburg, der Domherr Graf von Nuenar, die Patrizier Welser, Pirkheimer und Peutinger in Regensburg, Nürnberg und Augsburg mit ihrem Anhange, viele Pröbste, Domherrn und Kapitularen, sogar Kardinäle und hohe Geistliche in Italien. Egidio von Viterbo, General des Augustinerordens in Rom, der Gönner und Schüler des jüdischen Grammatikers Elias Levita, der in die jüdische Litteratur verliebt war und eine Übersetzung des kabbalistischen Buches Sohar veranstaltete, schrieb an Reuchlin: „Die Lehre (Thora), die dem Menschen im Feuer geoffenbart wurde, ist zum erstenmal aus dem Feuer gerettet worden, als Abraham dem glühenden Kalkofen entkam, und jetzt ist sie zum zweitenmal durch Reuchlin vor dem Feuer bewahrt worden, da die Schriften gerettet sind, wodurch das Gesetz erst Licht erhielt, durch deren Untergang ewige Finsternis wieder eintreten würde. Indem wir für Deine Sache uns abmühen, verteidigen wir nicht Dich, sondern das Gesetz, nicht den Talmud, sondern die Kirche". Bemerkenswert ist es, daß der Franziskanerorden aus Haß gegen die Dominikaner für Reuchlin Partei nahm.

Fast in jeder größeren Stadt gab es Reuchlinisten und Antireuchlinisten, die nicht selten bis zur Schlägerei einander befehdeten. Das Losungswort der Einen war: Rettung des Augenspiegels und Erhaltung des Talmud, und der Anderen: Verdammung und Verbrennung beider. Unwillkürlich wurden die Reuchlinisten auch Judenfreunde und suchten nach Gründen, sie zu verteidigen. Die Anhänger der Dominikaner dagegen wurden nur noch erbittertere Judenfeinde und stöberten nach jedem verschollenen Buche, um daraus die Bosheit der Juden zu belegen.

Immer mehr Geräusch machten diese Händel in Europa. Waren sie bisher nur auf Deutschland beschränkt, so begannen sie jetzt auf zwei entlegenen Schauplätzen zu spielen, in Rom und Paris. Hochstraten und die Dominikaner arbeiteten mit allem Nachdruck daran, daß das Speier'sche Urteil hier von der bedeutendsten Universität und dort von der päpstlichen Kurie verworfen und Reuchlin's Schrift zum Scheiterhaufen verurteilt werden sollte.

Sie hatten hier wie dort mächtige und einflußreiche Verbündete, welche ihrem Parteieifer mit Hingebung dienten.

Reuchlin war daher auch seinerseits genötigt, obwohl sein Prozeß formgültig vom apostolischen Gerichte in Speier gewonnen war, Schritte zu thun, damit die Appellation durch die Intriguen seiner Feinde keine Wirkung erlangen möge. Und es gelang auch seinen Freunden, den Papst dahin zu bestimmen. Leo X. ernannte als Untersuchungsrichter den Kardinal und Patriarchen Dominico Grimani. Es war bekannt, daß dieser Kirchenfürst die rabbinische Litteratur und die Kabbala pflegte, auch als Patron des Franziskanerordens die Dominikaner haßte und also Partei für Reuchlin genommen hatte. Ohne Zweifel waren angesehene Juden in Rom ebenfalls für Reuchlin thätig; aber sie, wie die deutschen Juden hatten den richtigen Takt, sich im Hintergrund zu halten, um die Streitfrage nicht durch ihr offenes Hervortreten als eine bloße Judensache erscheinen zu lassen und zu kompromittieren. Kardinal Grimani erließ hierauf (Juni 1514) eine Vorladung an beide Parteien, jedoch mit offenbarer Begünstigung für Reuchlin, wegen seines vorgerückten Alters einen Vertreter zu senden, an Hochstraten aber sich persönlich zu stellen. Mit Empfehlungen und gespicktem Geldbeutel versehen, erschien der Ketzermeister in Rom mit unerschütterlicher Zuversicht, den Sieg zu erringen. Was war nicht alles für Geld in Rom zu erlangen!

Ulrich Hutten, der Hebel ansetzte, das in Laster gesunkene Papsttum zum Sturze zu bringen, geißelte es mit schneidigen Versen:

„Auf! ihr Männer, wohlauf, legt Hand an, lebet vom Raube.
„Mordet, vom heiligen Gut stehlet, verletzet das Recht.
„Eure Rede sei Gräuel und Eure Händel Verbrechen.
„Wälzet Euch im Pfuhle der Luft, leugnet im Himmel den Gott.
„Bringet Ihr Geld nach Rom, so seid ihr die rechtlichsten Leute.
„Tugend und Seligkeit kauft und erkauft man zu Rom.
„Ja, auch künftig Verruchtes zu thun, erkauft man in Rom sich.-
„Drum wenn ihr toll, so seid gut, wenn ihr verständig, seid schlecht".

Reuchlin konnte nichts bieten; er war arm. Ihm stand nicht die Wünschelrute über die Goldschätze stockfrommer Weiber zu Gebote und auch nicht die Zauberformel über Beichtväter, welche geschickte Schatzgräber waren. Empfehlungen hatte er aber von Freunden und Gönnern. Der Kaiser Maximilian, der Urheber

aller dieſer Wirren — weil er Pfefferkorn's Gemeinheiten und der hyſteriſchen Frömmigkeit ſeiner Schweſter ein allzugeneigtes Ohr geliehen — ſpäter aber ſeine Unklugheit bereuend, verwendete ſich öfter beim Papſte für Reuchlin. Er ſehe ein, ſchrieb der Kaiſer, daß die Kölner widerrechtlich und durch Ränke den Streit in die Länge ziehen wollen, um den unſchuldigen, gelehrten und mit der Kirchenlehre wohl übereinſtimmenden Reuchlin aufzureiben. Das, was jener (zu Gunſten des jüdiſchen Schrifttums) geſchrieben, ſei in ſeinem, des Kaiſers Auftrag zu gutem Zwecke und Frommen der Chriſtenheit geſchehen!

Aber die Dominikaner trotzten der öffentlichen Meinung, dem Kaiſer und dem Papſte. Von dem Letzteren ſprachen ſie wie von einem Schulbuben, der unter ihrer Zuchtrute ſtünde. Wenn er nicht in ihrem Sinne die Entſcheidung treffen ſollte, ſo würden ſie ihm den Gehorſam aufkündigen, von ihm abfallen und ſelbſt eine Kirchenſpaltung nicht ſcheuen. Sie ließen Drohungen fallen, daß ſie ſich, im Falle Reuchlin den Sieg davon tragen ſollte, mit den Huſſiten in Böhmen gegen den Papſt verbinden würden. So verblendet war dieſe Rotte in ihrem Rachegefühl, daß ſie aus bloßer Rechthaberei den Katholicismus untergrub. Auch die Majeſtät des Kaiſers ſchonten ſie nicht, als ſie erfuhren, daß Maximilian ſich für Reuchlin beim Papſt verwendet hatte, und häuften Schmähungen auf ihn.

Ihre Hoffnung ſetzten die Dominikaner am meiſten auf den Ausſpruch der Pariſer Univerſität, der Mutter ſämtlicher europäiſcher Hochſchulen. Wenn dieſe angeſehenſte theologiſche Fakultät Reuchlin's Schrift und den Talmud verdammte, dann würde der Papſt ſelbſt nicht wagen, ſich mit ihr in Widerſpruch zu ſetzen. Alle Hebel ſetzten ſie daher in Bewegung, von Paris aus ein ihnen günſtiges Gutachten zu erlangen. Beſonders wurde der König von Frankreich Ludwig XII. durch ſeinen Beichtvater Guillaume Haquinet Petit bearbeitet, auf die theologiſche Fakultät zu Gunſten der Dominikaner einen Druck auszuüben. Die Politik, welche Frankreich und den deutſchen Kaiſer entzweit hatte, ſpielte ebenfalls in dieſen Streit hinein. Weil der Kaiſer von Deutſchland für Reuchlin war, entſchied ſich der König von Frankreich für die Dominikaner und gegen den Talmud. — Die Entſcheidung war aber nicht leicht getroffen, da Reuchlin auch in Paris viele und warme

Freunde zählte. Daher zog sich die Beratung in die Länge (Mai bis Anfangs August 1514).

Es gab allerdings unter den Stimmenden Manche, welche sich zu Gunsten Reuchlin's aussprachen oder doch die Ungesetzlichkeit der Verhandlung hervorhoben; aber sie wurden von den Fanatikern so sehr überschrieen, daß sie gar nicht zu Worte kommen konnten. Für viele französische Theologen war das Beispiel maßgebend, daß Ludwig der Heilige auf Drängen des getauften Juden Nikolaus Donin und im Auftrage des Papstes Gregorius IX. drei Jahrhunderte vorher den Talmud hatte verbrennen lassen. Und in diesem Sinne fällte die Pariser theologische Fakultät den Spruch. Da Reuchlin's Augenspiegel Ketzereien enthalte und mit allem Eifer die talmudischen Schriften verteidige, so verdiene er, zum Feuer verurteilt zu werden.

Groß war der Jubel der Dominikaner und namentlich der Kölner über dieses Urteil. Sie glaubten dadurch gewonnenes Spiel zu haben und den Papst selbst zwingen zu können, sich demselben zu unterwerfen. Sie säumten nicht, diese mühsam durchgesetzte Errungenschaft durch eine neue Schmähschrift dem Publikum bekannt zu machen. Der Prozeßgang, an sich in Rom außerordentlich schleppend, wurde von den Dominikanern geflissentlich noch mehr hingehalten. Hochstraten hatte der Anklageschrift eine Übersetzung des „Augenspiegels" beigelegt, welche das Original an vielen Stellen geradezu gefälscht und dem Verfasser ketzerische Sätze in den Mund gelegt hatte. Die niedergesetzte Kommission ließ zwar von einem in Rom anwesenden Deutschen, Martin von Gröningen, eine andere wortgetreue Übersetzung veranstalten; aber daran mäkelte wieder die Gegenpartei. Durch allerlei Hindernisse rückte der Prozeß nicht von der Stelle und kostete Reuchlin bereits im ersten Verlaufe über 400 Goldgulden. Das war's, worauf die Dominikaner gerechnet hatten, ihren Gegner, den Judengönner, in Armut zu versetzen, damit er verhindert werde, sein Recht zu verfolgen. So schwand immer mehr die Aussicht, Reuchlin's Sache in Rom triumphieren zu sehen. Daher waren Reuchlin's Freunde darauf bedacht, einen anderen Richterstuhl für diese Streitsache zu schaffen, von dem übelberatenen oder eingeschüchterten Papste an die öffentliche Meinung zu appellieren.

Während der Spannung der Gemüter, als kleine und größere Kreiſe, hohe und niedrige Geiſtliche, Fürſten und gebildete Bürger auf Nachrichten lauſchten, wie der Reuchliniſche Prozeß in Rom ausgefallen ſei oder ausfallen dürfte, dichtete einer der jüngeren Humaniſten (wahrſcheinlich zuerſt Crotus Rubianus in Leipzig) eine Reihe von Briefen, welche ihresgleichen, was Witz, Laune und beißende Satyre betrifft, noch nicht in der Litteratur hatten. Die „Briefe der Dunkelmänner“ (epistolae obscurorum virorum im Laufe des Jahres 1515 veröffentlicht), größtenteils an den ſchuftigen Ortuin Gratius gerichtet, reden die Sprache der ungehobelten Mönche. Sie legen ihren niedrigen Sinn, ihren Hochmut, ihre erſtaunliche Unwiſſenheit, Lüſternheit, Gehäſſigkeit und Unflätigkeit, ihr erbärmliches Latein und ihre noch erbärmlichere Moral, ihre Faſelei, ihr widriges Geklätſche bloß, kurz ſie führen alle ihre Untugenden und Unausſtehlichkeiten ſo handgreiflich vor Augen, daß ſie auch dem Halbgebildeten einleuchteten. Alle Feinde Reuchlin's: Hochſtraten, Arnold von Tongern, Ortuin Gratius, Pfefferkorn und ihre Helfershelfer, die Pariſer Univerſität, wurden mit Stacheln und Skorpionen gegeißelt, daß nicht ein geſunder Fleck an ihnen blieb. Dieſe künſtleriſchen Satyren, welche mehr als ariſtophaniſchen Spott enthalten, wirkten um ſo beißender, als die Dominikaner, die Doktoren der Theologie, ſich darin ſelbſt gaben, wie ſie waren, ſich ſelbſt in ihrer widrigen Blöße zeigten, gewiſſermaßen ſich ſelbſt an den Pranger ſtellten. Es konnte aber nicht fehlen, daß bei dieſer Verhöhnung der Dunkelmänner auch die Schäden des Papſttums, der ganzen hierarchiſchen Tyrannei und der Kirche überhaupt blosgelegt wurden. Waren doch die Dominikaner mit ihrer hochmütigen Unwiſſenheit und frechen Unzucht nur Ausflüſſe, naturgemäße Wirkungen aus der katholiſchen Ordnung und Inſtitution! So wirkten die ſatyriſchen Briefe der „Dunkelmänner“ wie eine ätzende Säure, um den ohnehin faulen Leib der katholiſchen Kirche vollends zu durchfreſſen.

Die Juden und der Talmud waren die erſte Veranlaſſung zu den Reuchliniſchen Händeln, ſie durften in den Dunkelmänner-Briefen nicht fehlen. Solchergeſtalt wurden die ſo ſehr verachteten Juden auf die Tagesordnung gebracht. In einem Briefe legte angeblich der Magiſter Johannes Pellifex dem ſogenannten Gewiſſensrat Ortuin eine Gewiſſensfrage vor. Er ſei neulich mit

einem jungen Theologen zur Zeit der Frankfurter Meſſe vor zweien anſtändig ausſehenden Männern vorübergegangen, welche ſchwarze Röcke und Kapuzen mit Mönchshüllen getragen, ſo daß er ſie für Geiſtliche gehalten, vor ihnen eine Reverenz gemacht und das Baret gezogen habe. Sein Begleiter habe ihn aber darauf zu ſeinem Entſetzen aufmerkſam gemacht, daß es Juden geweſen. Sein Begleiter habe gar behauptet: er habe damit eine Todſünde begangen, weil es an Götzendienſt anſtreife und gegen das erſte der Zehngebote verſtoße. Denn wenn ein Chriſt einem Juden Ehre erweiſe, handle er gegen das Chriſtentum und ſcheine ſelbſt ein Jude zu ſein, und die Juden könnten ſich rühmen, ſie ſeien mehr als die Chriſten, würden dadurch nur in ihrem Unglauben beſtärkt, verachteten den Chriſtenglauben und wollten ſich nicht taufen laſſen. (Es iſt das dieſelbe Anklagereihe, welche die Dominikaner gegen Reuchlin wegen ſeiner Begünſtigung der Juden ausſpintiſiert hatten.) Der junge Theologe erzählt darauf eine Geſchichte, wie er einmal vor dem Bilde eines Juden in der Kirche mit dem Hammer in der Hand, in der Meinung: es ſei der heilige Petrus, das Knie gebeugt, dann bei näherer Betrachtung tiefe Reue darüber empfunden hätte. In der Beichte bei den Dominikanern hätte ihm der Beichtvater auseinandergeſetzt, daß er damit, wenn auch unwiſſentlich, eine Todſünde begangen habe, und er, der Beichtvater, hätte ihm nicht die Abſolution erteilen können, wenn er nicht zufällig biſchöfliche Befugnis gehabt hätte. Wenn das aber wiſſentlich geſchehen wäre, ſo hätte nur der Papſt die Sünde tilgen können. Und ſo rät der junge Theologe dem Magiſter Pellifex wegen ſeiner Reverenz vor den zwei Juden vor dem Offizial zu beichten, weil er hätte genau hinſehen müſſen und ſolchergeſtalt die Juden durch das gelbe Rad am Kleide von den Geiſtlichen unterſcheiden können. Pellifex richtet nun an Ortuin Gratius die gewichtige Frage: ob er damit eine Todſünde oder eine verzeihliche Sünde begangen, ob es ein einfacher oder ein vor den Biſchof oder gar vor den Papſt gehöriger Fall ſei. Auch möge Ortuin ihm ſchreiben, ob die Frankfurter Bürger recht daran thäten, die Juden in derſelben Tracht wie die Doktoren der heiligen Theologie einhergehen zu laſſen. Der Kaiſer ſollte Solches nicht dulden, daß ein Jud, der wie ein Hund iſt, ein Feind Chriſti . . . (das war die Sprache der Dominikaner). Gewiß, nichts konnte

beſſer die Erbärmlichkeit und Spitzfindigkeit der ſcholaſtiſchen Theologen geißeln, als dieſer Brief es thut.

Ein ſchallendes Gelächter ging durch das weſtliche Europa beim Leſen der Dunkelmännerbriefe. Alle, die in Deutſchland, Italien, Frankreich und England Lateiniſch verſtanden, lachten oder kicherten über Form und Inhalt dieſer Selbſtbekenntniſſe der Dominikaner und Scholaſtiker. Dieſe plumpen Gemeinheiten, dieſe dickköpfige Unwiſſenheit, dieſe überklug ſich ſpreizende Albernheit, dieſe Unzüchtigkeit in Wort und Wendung, ſtachen allzugrell ab gegen die äußerliche Gelahrtheit und Ehrbarkeit des Standes, dem alle dieſe Lächerlichkeiten in den Mund gelegt wurden, und regten auch den ernſteſten Mann zum Lachen an. Man erzählte ſich: daß Erasmus, der beim Leſen dieſer Briefe an einem Halsgeſchwür gelitten, durch das krampfhafte Lachen davon befreit worden. Die luſtige Komödie der Einfältigen ſcharte vollends die Lacher auf Reuchlin's Seite, und die Dominikaner waren in der öffentlichen Meinung gerichtet, wie auch das Urteil des päpſtlichen Stuhles ausfallen mochte. Man riet hin und her, wer der Verfaſſer derſelben ſei. Einige meinten, Reuchlin ſelbſt, andere Erasmus, Hutten oder der und jener aus dem Humaniſtenkreiſe ſei der Verfaſſer. Hutten gab die rechte Antwort auf die Frage nach dem Verfaſſer: „Gott ſelbſt war's“ [1]). Es zeigte ſich in der That immer mehr, daß der ſo kleinlich begonnene Streit um Verbrennung des Talmuds eine weltgeſchichtliche Bedeutung angenommen hatte, in welcher der Einzelwille gewiſſermaßen untergeht und für den Dienſt des Allgemeinen getrieben wird. In Rom und Köln erkannten tieferblickende Reuchliniſten darin das Werk der Vorſehung.

Nur die deutſchen Juden konnten ſich dem Lachen nicht überlaſſen. Die Dominikaner hatten inzwiſchen auf einem anderen Wege daran gearbeitet, zu ihrem Hauptziele zu gelangen, oder wenigſtens Rache an den Juden zu nehmen. Was frommte es den Juden, daß einige erleuchtete Chriſten, auf das Judentum aufmerkſam gemacht, eine beſondere Vorliebe für dasſelbe faßten und ihre neugewonnene Überzeugung in Schriften kund gaben? Die chriſtliche Geſellſchaft im Ganzen und Großen war nun einmal gegen

[1]) Est Deusmet, eine glückliche Perſiflage des damaligen Mönchslatein.

die jüdiſche Lehre und deren Anhänger eingenommen. Mit Recht ſagte Erasmus damals: „Wenn es chriſtlich iſt, die Juden zu haſſen, ſo ſind wir ſehr chriſtlich.“ Daher wurde es ihren Feinden leicht, ſie zu ſchädigen. Pfefferkorn hatte öfter darauf hingewieſen, daß es in Deutſchland nur noch drei große jüdiſche Gemeinden gäbe: Regensburg, Frankfurt und Worms, und mit der Vertilgung derſelben würde es mit der Judenheit im deutſchen Reiche ganz und gar zu Ende ſein.

Um eine Austreibung der Juden aus Frankfurt und Worms zu bewirken, hatten die Judenfeinde ein zweckmäßiges Mittel erſonnen. Der junge Markgraf Albert von Brandenburg, bisher Biſchof von Magdeburg, der ſpäter in der Reformationsgeſchichte eine traurige Berühmtheit erlangte, war zum Erzbiſchof von Mainz erwählt worden. Die Judenfeinde hatten wahrſcheinlich auf Anregung von Köln aus den Erzbiſchof Albert bewogen, eine Einladung an geiſtliche und weltliche Herren und an Städte, namentlich Frankfurt und Worms, ergehen zu laſſen, auf einer Tagſatzung in Frankfurt zuſammen zu kommen, um zu beraten, daß die Juden ausgewieſen und nimmermehr zugelaſſen werden ſollten. Der Einladung folgend, erſchienen in Frankfurt (7. Januar 1516) viele Abgeordnete. Das Programm lautete: daß ſämtliche Stände ſich einigen und bündig verpflichten mögen, auf alle Gerechtſame und Nutzen von den Juden zu verzichten, ihre jüdiſchen Unterthanen auszuweiſen und ſolche niemals mehr unter welchem Titel auch immer für die Dauer oder zeitweiſe aufzunehmen. Dieſen gemeinſamen Beſchluß ſollten ſie dem Kaiſer unterbreiten und um deſſen Beſtätigung bitten. Keine einzige Stimme machte das Recht der Menſchlichkeit geltend oder zeigte Mitleid, daß die Juden ins Elend geſtoßen werden ſollten; ſo entmenſcht und verſtockt hatte die damalige Kirche das Herz der Gläubigen gemacht. Auf dieſer Tagſatzung zu Frankfurt wurde indes nur — wie es bei den deutſchen Ratsverſammlungen zu geſchehen pflegte — ein neuer Tag zur endgültigen Entſcheidung (8. März) beſchloſſen.

Die Juden dieſer Gegend ſahen eine ſichere Gefahr über ihrem Haupte ſchweben; denn wenn die deutſchen Fürſten und Herren ſonſt uneinig und ſaumſelig waren, in Verfolgung der Juden waren ſie ſtets einig und rührig. Es blieb ihnen daher nichts

übrig, als eine Deputation an den Kaiſer Maximilian zu ſenden und ihn anzuflehen, ihnen mit ſeiner Gnade gegen den Ratſchluß der ihnen übelwollenden Stände beizuſtehen. Der Kaiſer erinnerte ſich glücklicherweiſe, daß die Juden, wenn auch unter verſchiedener großer und kleiner Herren Unterthänigkeit, doch im Grunde ſeine und des Reiches Kammerknechte waren, und daß ihre Vertreibung einem Eingriffe in ſeine Souverainitätsrechte gleichkäme. Maximilian beeilte ſich demgemäß, ein ſehr ſtrenges Handſchreiben an den Kurfürſten Albert und das Domkapitel von Mainz, an ſämtliche geiſtliche und weltliche Herrſchaften und die Städte zu richten, drückte ihnen darin unumwunden ſein Mißfallen an ihrer Beratung aus und unterſagte ihnen, zur angemeldeten Zeit zuſammen zu kommen. Die Juden dieſer Gegend waren für den Augenblick gerettet. Der Erzbiſchof von Mainz oder in deſſen Abweſenheit das Domkapitel gab aber die Betreibung der Sache nicht auf. Die Judenfeinde, die Freunde der Kölner Dominikaner, hofften immer noch, den Kaiſer gegen die Juden umzuſtimmen. Ihre Hoffnungen wurden aber getäuſcht. Dieſe Juden wurden vor der Hand nicht ausgewieſen. Aber die alte und wegen ihrer Haltung geachtete Gemeinde von Regensburg wurde kurz nach Maximilian's Ableben in Folge der Aufwiegelung der Handwerker und der Wühlereien des brauſeköpfigen Dompredigers Balthaſar Hubmaier auf Nimmerwiederkehr verjagt (Februar 1519).

Während deſſen hatte der Reuchliniſche Prozeß, deſſen Mittelpunkt der Talmud bildete, einen zwar wegen des Hin- und Herziehens zweier Parteien, durch Minen und Gegenminen ſehr langſamen, aber doch merklichen Fortſchritt gemacht. Hochſtraten, einſehend, daß die Kommiſſion zu Gunſten Reuchlin's entſcheiden würde, verlangte mit Ungeſtüm die Entſcheidung durch ein Konzil, weil es ſich nicht um einen Rechtsſtreit, ſondern um eine Glaubensſache handele. Papſt Leo, der es mit keiner Partei verderben wollte, mußte im Widerſpruche mit ſeinen eigenen wiederholten Befehlen zum Teil darauf eingehen. Auf der einen Seite drang nämlich der Kaiſer Maximilian und viele deutſche Fürſten darauf, Reuchlin freizuſprechen und den Dominikanern den Mund zu ſchließen, und von der anderen Seite führte der König von Frankreich und der junge Karl (damals Herzog von Burgund), künftiger Kaiſer von Deutſchland, König von Spanien und Herrſcher von

Amerika, eine fast drohende Sprache gegen den Papst, daß die Sache mit mehr Ernst betrieben und das judengönnerische Buch endlich verurteilt werden möge. Leo hielt es daher für geraten, die bedenklich werdende Angelegenheit von seinen Schultern abzuwälzen. Er übertrug die Entscheidung einer Prüfungskommission aus den Mitgliedern des damals tagenden großen Laterankonzils. So wurde die Talmudfrage zur wichtigen Sache einer ökumenische Synode, gewissermaßen zu einer europäischen Frage erhoben und damit an die große Glocke gehängt.

Als die Kommission sich zu Gunsten Reuchlin's ausgesprochen hatte, bearbeitete Hochstraten und seine Freunde Leo X. ein Mandat zu erlassen, daß der Prozeß vor der Hand niedergeschlagen werde. Dieser Ausweg entsprach vollständig Leo's Charakter und Stellung zwischen den leidenschaftlich erregten Parteien. Er liebte die Aufregung nicht, und er würde sie sich zugezogen haben, wenn er sich für die eine oder andere Seite entschieden ausgesprochen hätte. Er wollte es auch weder mit den Humanisten, noch mit den Dunkelmännern, weder mit dem deutschen Kaiser, noch mit dem König von Frankreich und dem Regenten von Spanien verderben. So blieb der Prozeß in der Schwebe und konnte jeden Augenblick bei günstigerer Zeitlage von den Dominikauern wieder aufgenommen werden. Hochstraten mußte zwar Rom unter Schimpf und Schmach verlassen, aber er gab die Hoffnung nicht auf, sein Ziel doch endlich zu erreichen. Es war ein willensstarker Mann, der sich durch Demütigungen nicht niederbeugen ließ; er war auch so gewissenlos, daß ihm Lügen und Verdrehungen leicht wurden.

Wenn Papst Leo geglaubt hat, durch seinen Machtspruch die Händel niederschlagen zu können, so hat er das Ansehen des Papsttums überschätzt und die Parteien, so wie den innersten Kern der Entzweiung verkannt. Die Gemüter waren zu sehr erhitzt, als daß sie durch ein Wort von oben herab sich hätten beruhigen können. Beide Parteien wollten nicht den Frieden sondern den Krieg, den erbittertsten Krieg auf Tod und Leben. Als Hochstraten aus Rom zurückkehrte, war er seines Lebens nicht sicher. Wütende Reuchlinisten machten öfter Anschläge auf ihn. Hutten war, seitdem er das Treiben in Rom mit reifem Blicke kennen gelernt hatte, am eifrigsten, den Sturz der Geistlichen-Herrschaft in Deutschland herbei zu führen.

Das Geheimnis konnte nicht mehr gewahrt werden, es wurde von den Dächern laut verkündet, daß die Kirche einen klaffenden Riß erhalten hatte. Nicht ihre Gegner, sondern der Provinzial des Dominikanerordens, Eberhard von Cleve, und das ganze Kapitel gestanden in einem offiziellen Schreiben an den Papst ein, daß der Streit ihnen, den Predigermönchen, Haß und Verachtung eingetragen, daß sie für Alle zur Fabel geworden, daß sie — ja wohl, unverdient! — als Feinde der brüderlichen Liebe, des Friedens und der Eintracht in Rede und Schrift verschrieen werden, daß ihre Predigten verachtet, ihre Beichtstühle gemieden, daß Alles, was sie unternehmen, verlacht und als Hochmut und Überhebung ausgelegt werde.

Inzwischen pflanzte sich der Streit zwischen Reuchlin und den Dominikanern und namentlich Hochstraten auf einem anderen Gebiete fort und berührte das Judentum an einer anderen Fläche. Die Kabbala bildete eigentlich den dunklen Hintergrund dieser Bewegung. Aus Schwärmerei für diese Geheimlehre, welche den Schlüssel zum tieferen Verständnis der Philosophie und des Christentums bieten sollte, hatte Reuchlin auch den Talmud geschont wissen wollen, weil darin nach seiner Meinung mystische Elemente enthalten seien. Die junge Kabbala war die Schutzpatronin des grauen Talmuds geworden. Reuchlin verstand aber noch wenig von dieser Afterwissenschaft. Seine Wißbegierde und sein Eifer ließen ihm keine Ruhe, sich darin zu orientieren. Es war für ihn bei den Angriffen seiner Gegner auf seine Rechtgläubigkeit, Redlichkeit und Gelehrsamkeit nun gar zu einer Ehrensache geworden, die Übereinstimmung der Kabbala mit dem Christentum gründlich nachweisen zu können. Allein er hatte das Unglück, in seinen hebräischen Studien, in schlechte Hände zn geraten. Nachdem er lange nach einem Leitfaden gesucht, machte ihn das Ungefähr mit der trübsten Quelle der Kabbala bekannt, mit einigen sinnlosen Schriften des Kabbalisten Joseph Gicatilla aus Castilien, welche der Täufling Paul Riccio jüngsthin ins Lateinische übersetzt hatte.

Sobald Reuchlin von der Fundgrube des sinnverwirrten Joseph Gicatilla erfuhr, hatte er keine Ruhe, bis er sie erhielt, und er machte sich darüber her, die Kabbala von neuem für die Dogmen des Christentums auszubeuten. Infolge der ihm auf-

gegangenen Wahrheit, daß die Kabbala die höchste Erkenntnis, die Mysterien des Christentums, offenbare und bestätige, arbeitete Reuchlin ein Werk aus, von der kabbalistischen Wissenschaft, und widmete es dem Papste Leo X., um seiner Streitsache, daß die jüdischen Schriften statt verbrannt, gehegt zu werden verdienten, neues Gewicht zu geben. Reuchlin mußte auf den Beifall des Papstes, dem er das Werk gewidmet hatte, gerechnet haben, daß er dem schwankenden Glauben von einer anderen Seite neue Stütze zu verleihen im stande sei. Er knüpfte daran die Hoffnung, daß Leo X. den Urteilsspruch in dem Streit zwischen ihm und den Dominikanern, der zwar niedergeschlagen, aber von den Letzteren doch noch mit Eifer betrieben wurde, endgültig fällen und ihm Frieden und Ruhe gewähren würde. Die christlich gefärbte Kabbala sollte seine Fürsprecherin am päpstlichen Hofe sein. In der That stand er damals nicht vereinzelt mit seiner Affenliebe für die Geheimlehre. Nicht nur Kardinäle, sondern der Papst selbst versprachen sich viel von einer Ausbeute der Kabbala für das Christentum.

Als das Interesse an dem Reuchlin'schen Streit lauer zu werden anfing, tauchte eine andere Bewegung in Deutschland auf, welche das fortsetzte, was jener angebahnt hatte, die festen Säulen des Papsttums und der katholischen Kirche bis auf den Grnnd zu erschüttern und eine Neugestaltung Europa's vorzubereiten. Die so weittragende Reformation hatte erst durch den ursprünglich sich um den Talmud drehenden Streit einen günstigen Luftzug vorgefunden, ohne welchen sie weder hätte entstehen, noch wachsen können. Aber die reformatorische Bewegung, welche in kurzer Zeit eine weltgeschichtlich wirkende Macht wurde, aus winzigen Anfängen entstanden, bedurfte eines kräftigen Rückhaltes, wenn sie nicht im Keim erstickt werden sollte. Martin Luther, eine kräftige, derbe, eigensinnige und leidenschaftlich erregte Natur, die mit Zähigkeit an ihren Überzeugungen und Irrtümern festhielt, gab ihr diesen Rückhalt. Der willensstarke Luther wurde durch den Widerspruch allmählich zu der Überzeugung geführt daß der jedesmalige Papst, und dann noch weiter, daß das Papsttum überhaupt nicht unfehlbar sei, und daß der Glaubensgrund nicht der päpstliche Wille, sondern das Schriftwort sei.

Der Tod des greisen Kaisers Maximilian (1519), dem die theologischen Wirren, die er hervorgerufen, über den Kopf gewachsen

waren, und die Wahl des neuen Kaisers, die sich ein halbes Jahr hinschleppte, zogen das Spiel der Politik hinein, und es entstand dadurch ein Wirrwar, in welchem Freunde und Feinde der freien religiösen Richtung oder der trüben Stockgläubigkeit nicht mehr zu unterscheiden waren. Hutten und die Humanisten waren für die Wahl Karl's V., in dessen Hauptland Spanien doch die Dominikaner die Oberhand hatten und die Flammen der Scheiterhaufen nicht erlöschen ließen, und der päpstliche Hof war gegen ihn. Immer mehr wurde die Reuchlinische und Lutherische Sache, gewissermaßen der Talmud und die Reformation, untereinander gemischt. So weit war es gekommen, daß die Kurfürsten zur Zeit ihrer Versammlung zur Königswahl sich entschieden für Reuchlin gegen die verfolgungssüchtigen Kölner aussprachen. — Anstatt den Talmud zu verdammen, ermunterte der Papst Leo einige Unternehmer, denselben zu drucken. So war durch die allen Zeitgenossen unbegreifliche Bewegung das Unerwartete eingetroffen: Reuchlin gerechtfertigt, der Talmud gerechtfertigt und gewissermaßen vom Papsttum begünstigt. In der That unternahm Daniel Bomberg, ein reicher, edler christlicher Druckereibesitzer aus Antwerpen, in demselben Jahre eine vollständige Ausgabe des babylonischen Talmuds in zwölf Foliobänden mit Kommentarien zu drucken, das Muster sämtlicher späteren Ausgaben. — Leo versah die Talmudausgabe mit schützenden Privilegien. Die Dominikaner erlitten auf der ganzen Linie eine vollständige Niederlage.

Die geistvolle stumme Komödie ursprünglich in französischer oder lateinischer Sprache und ins deutsche übersetzt, stellt Reuchlin recht anschaulich als Urheber der großen immer mehr um sich greifenden Bewegung dar. Sie läßt einen Doktor, dessen Name Capnion (Reuchlin) auf dem Rücken zu lesen, auftreten, ein Bündel krummer und gerader Reiser auf die Bühne hinwerfen und sich entfernen. Eine andere Figur (Erasmus) bemüht sich vergebens, die Stäbe zu ordnen und die krummen gerade zu biegen, schüttelt den Kopf über das Chaos und verschwindet. Auch Hutten kommt darin vor. Luther erscheint im Mönchsgewande, bringt einen Feuerbrand und zündet die krummen Reiser an. Eine andere Figur in kaiserlicher Tracht schlägt mit dem Schwerte auf das um sich greifende Feuer und giebt ihm dadurch noch mehr Spielraum. Endlich

erſcheint der Papſt, will löſchen, greift nach einem Eimer, der aber voll Öl iſt, gießt es ins Feuer und ſchlägt die Hände über dem Kopfe zuſammen wegen der hell auflodernden Flammen, die nicht mehr zu erſticken gehen. Pfefferkorn und der Talmud hätten in dieſer ſtummen Komödie nicht fehlen ſollen; denn dieſe haben den Zunder zu dem Brande geliefert.

Schon lagen die Verhältniſſe derart, daß jeder Luftzug den Brand nur noch mehr begünſtigte. Luther hatte auf dem Reichstage zu Worms Standhaftigkeit und Mut erlangt und durch ein Feſtigkeit verratendes Wort den Bruch mit dem Papſttum vollendet. Obwohl der Kaiſer Karl, durch eigenen ſtockkirchlichen Sinn und von Finſterlingen belagert und ermahnt, geneigt war, den Reformator als Ketzer dem Scheiterhaufen zu überliefern, ſo ließ er ihn doch aus politiſcher Berechnung, den Papſt dadurch in Händen zu haben, ungefährdet abziehen und erklärte ihn erſt ſpäter in die Reichsacht. Indeſſen war Luther bereits auf ſeinem Patmos, der Wartburg, verborgen und geborgen. Während er hier in der Stille an einer deutſchen Überſetzung der Bibel arbeitete, wurde im Wittenbergiſchen von den reformatoriſchen Heißſpornen alle kirchliche Ordnung umgeſtoßen, der Gottesdienſt in den Kirchen verändert, Meſſe und Prieſterornamente abgeſchafft, die Mönchsgelübde aufgehoben und Prieſterehen eingeführt — d h., die Prieſter erklärten ihre bisherigen heimlichen Konkubinen öffentlich als ihre Gattinnen. Die Gemüter waren für die Reformation vorbereitet. Sie faßte daher in Norddeutſchland, Dänemark und Schweden feſte Wurzel, drang in Preußen, Polen und andererſeits in Frankreich und ſogar in Spanien ein, in das Land düſterer, dumpfer Kirchlichkeit und blutdürſtiger Verfolgungsſucht. Zwingli, der Reformator der Schweiz, ſagte ſich nach vielem Schwanken ebenfalls vom Papſttum los, da dort mehr Freiheit der Bewegung, als in dem geknechteten Deutſchland herrſchte wurde der neue Gottesdienſt eingeführt, Prieſterehen eingeſegnet, Bilder und Kruzifixe zerſtört und Klöſter aufgehoben. Eine neue Ordnung der Dinge war eingetreten, das allmächtige Rom war gegenüber dem neuen Geiſte ohnmächtig. Schwärmereien der Wiedertäufer begannen die Gemüter zu erhitzen und alle Lebensverhältniſſe umzugeſtalten.

Für die Juden hatte Luther's Reformation anfangs nur eine geringe Wirkung. Indem ſich Katholiken und Neuerer namentlich

in Deutschland in jeder Stadt in den Haaren lagen, hatten sie keine Muße zu Judenverfolgungen, es trat daher hier eine kleine Pause ein. Luther selbst, dessen Stimme bereits mächtiger als die der Fürsten klang, nahm sich ihrer anfangs an und strafte die vielfachen Beschuldigungen gegen sie Lügen. In seiner derben und innigen Weise äußerte er sich gleich anfangs darüber: „Diese Wut (gegen Juden) verteidigen noch einige sehr abgeschmackte Theologen und reden ihr das Wort, indem sie aus großem Hochmut daher plaudern: die Juden wären den Christen Knechte und dem Kaiser unterworfen. Ich bitte Euch darum, sagt mir: wer wird zu unserer Religion übertreten, wenn es auch der allersanftmütigste und geduldigste Mensch wäre, wenn er sieht, daß sie so grausam und feindselig und nicht allein nicht christlich, sondern mehr als viehisch von uns traktiert werden?“

In einer eignen Schrift, deren Titel schon die verbissenen Judenfeinde stutzig zu machen geeignet war: „Daß Jesus ein geborner Jude gewesen“ (1523), sprach sich Luther noch derber gegen den unvertilgbaren Judenhaß aus: „Unsere Narren, die Papisten, Bischöfe, Sophisten und Mönche, haben bisher also mit den Juden verfahren, daß, wer ein guter Christ gewesen, hätte wohl mögen ein Jude werden. Und wenn ich ein Jude gewesen wäre, und hätte solche Tölpel und Knebel den Christenglauben regieren und lehren gesehen, so wäre ich eher eine Sau geworden, als ein Christ. Denn sie haben mit den Juden gehandelt, als wären es Hunde und nicht Menschen, haben nichts mehr thun können, als sie schelten. Sie sind Blutsfreunde, Vettern und Brüder unseres Herrn; darum, wenn man sich des Blutes und Fleisches rühmen soll, so gehören die Juden Christo mehr an, denn wir. Ich bitte daher meine lieben Papisten, wenn sie müde geworden, mich Ketzer zu schimpfen, daß sie nun anfangen, mich einen Juden zu schelten.“ „Darum wäre mein Rat“, so fährt Luther fort, „daß man säuberlich mit ihnen (den Juden) umgehe; aber nun wir mit Gewalt sie treiben und gehen mit Lügenteiding um und geben ihnen schuld, sie müßten Christenblut haben, daß sie nicht stinken und weiß nicht, was des Narrenkrams mehr ist, — auch daß man ihnen verbietet, unter uns zu arbeiten, hantieren und andere menschliche Gemeinschaft zu haben, damit man sie zu wuchern treibt, wie sollen sie zu uns kommen? Will man ihnen

helfen, so muß man nicht des Papstes, sondern der christlichen Liebe Gesetz an ihnen üben und sie freundlich annehmen, mit lassen werben und arbeiten, damit sie Ursache und Raum gewinnen, bei uns und um uns zu sein.“ Das war ein Wort, wie es die Juden seit einem Jahrtausend nicht gehört hatten. Man kann darin Reuchlin's milde Verwendung für sie nicht verkennen.

Manche heißblütige Juden sahen in der Auflehnung der Lutheraner gegen das Papsttum den Untergang der Jesuslehre überhaupt und den Triumph des Judentums Drei gelehrte Juden kamen zu Luther, um ihn für das Judentum zu gewinnen. Schwärmerische Gemüter unter den Juden knüpften gar an diesen unerwarteten Umschwung und namentlich an die Erschütterungen, welche das Papsttum und der abgöttische Reliquien- und Bilderdienst erfahren, die kühnsten Hoffnungen von dem baldigen Untergange Roms und dem Herannahen der messianischen Zeit der Erlösung. — Mehr als der jüdische Stamm gewann die jüdische Lehre durch die Reformation. Bis dahin wenig beachtet, kam sie in der ersten Zeit der Reformation gewissermaßen in Mode. Reuchlin hatte nur den bescheidenen, frommen Wunsch ausgesprochen, daß an den wenigen deutschen Universitäten auf einige Zeit Lehrer der hebräischen Sprache wirken mögen. Durch die zunehmende Einsicht, daß die Bibel ohne diese Kenntnis ein verschlossenes Buch bleibt, suchten Fürsten und Universitäten förmlich nach Lehrern derselben und errichteten Lehrstühle für die hebräische Sprache, nicht nur in Deutschland und Italien, sondern auch in Frankreich und Polen. Die leichte, lachende klassische Muse, welche die Herzen von den kirchlichen Formen abgezogen hatte, wurde immer mehr vernachlässigt und dafür die ernste hebräische Matrone hervorgesucht. Jünglinge und Männer scharten sich um Juden, von denen sie die hebräische Sprache erlernen konnten. Es entstand dadurch ein gemüthliches Verhältnis zwischen jüdischen Meistern und christlichen Jüngern — allerdings zum gräulichen Ärger der Stockfrommen auf beiden Seiten; manches Vorurteil wurde dadurch beseitigt. Der Hauptlehrer der Christen war der Grammatiker von deutscher Abkunft Elia Levita (geb. um 1468, gest. 1549). Dieser arme Mann, der um das tägliche Brot zu kämpfen hatte, hat den Grund zur Kenntnis der hebräischen Sprache unter Christen gelegt. Die Plünderung Padua's führte

ihn über Venedig nach Rom, wo ihn der Kardinal Egidio de Viterbo zum Behufe grammatiſcher und kabbaliſtiſcher Studien ins Haus genommen und ihm mit ſeiner Familie mehr als zehn Jahre den Lebensunterhalt gewährt hatte. Auch andere hochgeſtellte Chriſten ſaßen zu Levita's Füßen: George de Selve, Biſchof von Lavour, franzöſiſcher Geſandter, ebenſo gelehrt wie ſtaatsklug. Gegen den Vorwurf, den ihm überfromme Rabbiner deswegen machten, verteidigte ſich Levita mit der Bemerkung, daß ſeine chriſtlichen Jünger durchweg Freunde der Juden wären und deren Wohl zu befördern ſuchten. Gegen den feſten Glauben der damaligen Zeit, daß die hebräiſchen Vokalzeichen uralt, womöglich vom Sinaï zugleich mit dem Geſetztafeln geoffenbart ſeien, führte Levita die Behauptung durch: dieſe Zeichen ſeien nicht einmal in der talmudiſchen Zeit bekannt geweſen, ſondern erſt ſpäter eingeführt worden. Man kann ſich denken, welchen Sturm dieſe Behauptung gegen ihn erhoben hat. Sie warf mit einem Schlage die feſtgewurzelte Anſicht um. Die Stockfrommen erhoben ein Zetergeſchrei gegen ihn, als hätte er mit ſeiner Behauptung das ganze Judentum geleugnet. Elia Levita war daher bei ſeinem Glaubensgenoſſen wenig beliebt und hielt ſich mehr zum chriſtlichen Gelehrtenkreiſe, was ihm nicht weniger Tadel von den Stockfrommen zuzog und auch Folgen für ſeine Nachkommen hatte.

Er war übrigens nicht der einzige Lehrer der hebräiſchen Litteratur und Sprache für Chriſten. Wie vor ihm Obadja Sforno Reuchlin im Hebräiſchen Unterricht erteilt hatte, ſo that es gleichzeitig mit Levita, Jakob Mantin und auch Abraham de Balmes. Es entſtand überhaupt eine förmliche Schwärmerei für die hebräiſche Sprache in der Chriſtenheit. Die Drucker rechneten ſo ſehr auf guten Abſatz, daß an mehreren Stellen Italiens und Deutſchlands ältere oder jüngere hebräiſche-grammatiſche Schriften aufgelegt wurden, auch da, wo keine Juden wohnten. Alle Welt wollte hebräiſch lernen, das hebräiſche Sprachgut und Schrifttum verſtehen. Wenige Jahre vorher galt den Vertretern der Kirche die Kenntnis des Hebräiſchen als Luxus oder gar als ein verderbliches Übel, an Ketzerei anſtreifend; durch die Reformation dagegen wurde es in die notwendigen Fächer der Gottesgelehrtheit eingereiht. Luther ſelbſt lernte hebräiſch, um gründlicher in den Sinn der Bibel eindringen zu können.

Am auffallendsten zeigte sich dieser Umschwung der Gesinnung in Frankreich. Die tonangebende Pariser Universität hatte in der Mehrzahl ihrer Mitglieder Reuchlin's Augenspiegel zu Gunsten des Talmud und der hebräischen Studien zum Feuer verurteilt. Kaum sechs Jahre später entstanden daselbst ein Lehrstuhl und eine Druckerei für das Hebräische, und gerade jener Beichtvater des Königs Ludwig, Guillaume Haquinet Petit, dessen Ohrenbläserei die Verdammung der Reuchlin'schen Schrift durchgesetzt hat, dieser Dominikaner selbst trat als Förderer der hebräischen Litteratur auf. Auf seinen Antrag ließ der König Franz I. den in hebräischer Literatur eingelesenen Bischof von Corsica, Augustin Justiniani, nach Frankreich kommen. Dieser junge König hatte oder zeigte wenigstens, seinem Vorgänger unähnlich, Interesse an der Hebung der Studien und auch des Hebräischen. Er ließ Elia Levita einladen, nach Frankreich zu kommen, um dort den Lehrstuhl der hebräischen Sprache einzunehmen, wahrscheinlich auf Antrag seines Verehrers de Selve. Man muß erwägen, was das damals bedeutet hat. Im eigentlichen Frankreich durfte seit mehr als einem Jahrhundert kein Jude wohnen oder auch nur weilen, und nun wurde ein Jude berufen, nicht blos dort seinen Aufenthalt zu nehmen, sondern eine ehrenhafte Stellung anzutreten und Christen Unterricht zu erteilen. Welcher Umschwung! Elia Levita schlug jedoch diesen zuvorkommenden Antrag aus; er hätte sich als einziger Jude dort nicht behaglich fühlen können, und die Zulassung der Juden in Frankreich nebenbei zu betreiben, dazu war er nicht der Mann. Justiniani übernahm dafür die Aufgabe, die Kenntnis des Hebräischen in Frankreich anzubahnen. Auf der Universität zu Rheims fingen unter ihm die französischen Studenten an, Hebräisch zu radebrechen. Da es aber an Exemplaren mangelte, so ließ Justiniani die schlechte hebräische Grammatik von Mose Kimchi drucken. Was noch merkwürdiger ist, in Paris, wo 300 Jahre vorher die jüdischen Stockorthodoxen mit Hülfe der Dominikaner Maimuni's religionsphilosophisches Werk: „Führer der Irrenden", verbrannt hatten, ließ der Dominikaner Justiniani eine lateinische Übersetzung desselben drucken (1520). Selbstverständlich blieben die christlichen Lehrer der hebräischen Sprache von den jüdischen Meistern abhängig: sie konnten keinen Schritt ohne diese setzen. Als Paulus Fagius, reformatorischer Priester und Jünger

Reuchlin's, eine hebräiſche Druckerei in Isny anlegen wollte, berief er Elia Levita dahin. Dieſe Einladung nahm er an, weil er in Not war und für ſeine chaldäiſchen und rabbiniſchen Wörterbücher keinen Verleger fand. Paul Fagius waren dieſe Werke gerade ſehr lieb, weil ſie ihm den Schlüſſel zu der von chriſtlichen Gelehrten ſo ſehr geſuchten Kabbala zu bieten ſchienen.

Durch die Reuchliniſche und Lutheriſche Bewegung kam auch die ſo lange vernachläſſigte Bibelkenntnis einigermaßen in Schwung. Judentum und Chriſtentum beruhen auf der heiligen Schrift, und doch war dieſe gerade den Bekennern beider Religionen durchweg fremd geworden. Dieſes herrliche Denkmal einer gnadenreichen Zeit war von ſo vielen Hüllen verſchleiert, von dem Spinngewebe zumeiſt ſinnloſer Auslegungen ſo ſehr eingeſponnen und überhaupt durch das Beiwerk ſo ſehr verunſtaltet, daß es ſeinem wahren Werte nach vollſtändig unkenntlich geworden war. Weil man Alles in der heiligen Schrift ſuchte und hineindeutelte, fand man gerade den richtigen, wahren Sinn nicht. Dem chriſtlichen Laienvolke war die Bibel ſeit langer Zeit unzugänglich geworden, weil das Papſttum deren Übertragung in die Volksſprache aus inſtinktmäßiger Furcht unterſagt hatte. So kannten die Gläubigen nur Bruchſtücke daraus, nur abgeriſſene Verſe und auch dieſe nicht einmal recht, weil ſie durch die verkehrte Auslegung entſtellt waren. Selbſt Geiſtliche fanden ſich nicht heimiſch darin, weil ſie ſie nur aus der lateiniſchen Sprache der Vulgata kannten, und dieſe den Grundgedanken der biblischen Wahrheiten durch Unverſtand und Verkehrtheit verwiſcht hatte. Es war daher eine wichtige That, als Luther in ſeiner Einſamkeit auf der Wartburg die Bibel, das alte und neue Teſtament, in die deutſche Sprache überſetzte. Luther mußte dazu, wie ſchon angegeben, etwas Hebräiſch lernen und Juden um Auskunft fragen. Es war den damals Lebenden, als wenn das Gottesbuch erſt neu geoffenbart worden wäre; dieſe reine Stimme hatten ſie noch nicht vernommen. Ein friſcher Hauch ſtrömte den Menſchen daraus entgegen, als die Wälle entfernt waren, welche dieſe Lebensluft des Geiſtes ſo lange abgeſperrt hatten.

Das klaſſiſche Altertum hatte den Geſchmack eines kleinen Kreiſes verfeinert. Das hebräiſche Altertum dagegen hat das ganze Geſchlecht verjüngt, ihm wieder Sinn für Einfachheit und un-

gekünstelte Lebensverhältnisse beigebracht. Bald wurde die Bibel in alle europäischen Sprachen übertragen, und die Katholiken selbst waren genötigt, von dem päpstlichen Verbote abzugehen, sie dem Volke in verständlicher Sprache zu übergeben. Auch die Juden fühlten das Bedürfnis nach der heiligen Schrift in der Landessprache. Diesem half der unermüdliche Elia Levita ab, der eine deutsche Übersetzung in Constanz auf seiner Rückreise von Isny nach Venedig anfertigte Eine spanische Übersetzung besorgte ein aus Portugal entkommener Marrane Duarte de Pinel in Ferrara, der sich als Jude Abraham Usque nannte. Die Nachfrage nach hebräischen Bibeln war so bedeutend, daß Daniel Bomberg das großartige Geschäft unternahm, das alte Testament mit den Kommentarien von Raschi, Ibn Esra, Kimchi, Gersonides und anderen zu drucken. Der Absatz der umfangreichen rabbinischen Bibel war so groß, daß immer mehr neue Auflagen davon erschienen.

Zweites Kapitel.

Die marranische Rührigkeit und die kabbalistisch-messianische Schwärmerei.

(1530 — 1548).

Es ist erstaunlich und doch wieder nicht erstaunlich, daß die hochwogige Bewegung, die krampfhafte Erschütterung in dem ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts, welche die christliche Welt aus den Angeln gehoben, die Juden innerlich kaum berührt hat. Während in der Christenheit eine durchgreifende Veränderung in Denkweise, Sitte und selbst in Sprache vorging, das Alte, Überkommene hier abgelegt und verworfen und dort frisch aufgeputzt wurde, damit es wie neu aussähe, mit einem Worte: während sich eine neue Zeitepoche herausarbeitete, blieb bei den Juden Alles beim Alten. Das kam daher, daß sie bis dahin kein eigentliches Mittelalter hatten, darum brauchte für sie auch keine neue Zeit anzubrechen. Sie bedurften keiner Wiedergeburt, brauchten nicht den unzüchtigen Lebenswandel abzustellen, den Krebsschaden sittlicher Fäulnis zu heilen, dem Übermut und der Raubsucht ihrer geistlichen Führer einen Damm entgegen zu setzen. Sie hatten

nicht ſo viel Wuſt wegzuräumen. Damit ſoll aber nicht geſagt ſein, daß innerhalb der Judenheit Alles lauter Glanz war. Das Judentum, ſeine erhebenden und verſittlichenden Gedanken, waren bis dahin nicht zum Durchbruch gekommen; auch hier fehlte beim Volke die Innerlichkeit der Religion und bei den Führern die Klarheit des Geiſtes. Werkthätigkeit und ſcholaſtiſcher Dunſt waren auch unter den Juden heimiſch. Im Gottesdienſte wurde die Erhebung und im Geſchäftsleben öfter der redliche Sinn vermißt. Der Synagogen-Ritus hielt krampfhaft Alles feſt, was aus dem Altertum überkommen war, füllte ſich noch dazu mit unverſtändlichen Beſtandteilen und hatte im Ganzen einen unſchönen Charakter. Predigten gab es in den deutſchen Gemeinden und ihren anderweitigen Kolonien ſo gut wie gar nicht, höchſtens talmudiſche Vorträge, welche dem Volke, namentlich dem weiblichen Geſchlechte, unverſtändlich waren und daher das Gemüt kalt ließen. Die ſpaniſch-portugieſiſchen Prediger bedienten ſich zwar der klangvollen Sprache ihrer Heimat; aber ihre Vorträge waren von ſcholaſtiſchem Wuſt gefüllt und für die Laienwelt nicht weniger unverſtändlich.

Ein Übelſtand war auch die zäh unterhaltene Zerſplitterung der Gemeinden. Die Hetzjagd gegen die Juden hatte in größeren Städten Italiens und der Türkei Flüchtlinge aus der pyrenäiſchen Halbinſel und Deutſchland zuſammengewürfelt, die weit entfernt, ſich mit der Urgemeinde zu verbinden, ſich vielmehr gegen ſie und gegen einander abſperrten. Es gab daher in manchen Städten nicht bloß italieniſche, romaniſche (griechiſche), ſpaniſche, portugieſiſche, deutſche und hin und wieder moghrebiſche (afrikaniſche) Gemeinden, ſondern faſt ebenſoviel Gruppen, als es Landſchaften oder Städte in deren jeweiligem Mutterlande gab. Es gab daher z. B. in Konſtantinopel, Adrianopel, Salonichi in Griechenland und vielen anderen Städten eine bunte Karte von Gemeinden, von denen jede ihren eigenen Vorſtand, Synagogen-Ritus, Rabbiner, Lehrhäuſer, Armenpflege, ihren eigenen Dünkel und ihre gegenſeitige Eiferſüchteleien hatte. Unter dieſen Umſtänden konnte nichts Großes, Gemeinnütziges, Allgemeines zuſtande kommen. Die geiſtlichen Führer, obwohl im Allgemeinen ſittlich und auch innerlich religiös, beugten ſich nicht ſelten vor den Reichen ihrer Gemeinde, ſahen dem Übermut und der Ungebührlichkeit nach und traten ihnen nicht mit Mut entgegen.

Schlimmer noch als diese Zersplitterung in lauter Gemeindeatome war die Gebrochenheit der Kraft, der kleinliche Geist, das gewissermaßen am Boden Kriechen nicht bloß unter den Juden deutscher Zunge, sondern selbst unter den Schichten der sefardischen Auswanderer. Nur wenn es galt, für die Überkommnisse der Väter zu sterben, zeigten sich Alle groß und heldenmütig; sonst war die Thätigkeit auch der Großen aufs Kleinliche gerichtet. Keine neue Bahn wurde eingeschlagen, selbst nicht beim Anblick der täglichen Umwälzungen in der christlichen Welt. Diejenigen, welche sich noch auf der Höhe der Wissenschaft hielten, gingen meist auf betretenen Bahnen und traten sie nur noch breiter. Die vorherrschende Richtung war, das Alte und die Alten zu erläutern, Kommentarien zu schreiben, sogar Kommentarien zu Kommentarien (Superkommentarien). Die Talmudisten legten den Talmud, und die philosophisch Gebildeten Maimuni's „Führer" aus. Kein Laut echter Poesie entströmte dem Munde derer, welche doch an dieser Brust großgezogen worden waren, nicht einmal ein Mark- erschütterndes Klagelied, das den Schmerz zu verklären vermag. Die einzige Erscheinung, welche eine Veränderung der Lage und der Zeit beurkundete, ist daß Interesse an geschichtlichen Erinnerungen, freilich meistens auch nur unter den Juden pyrenäischer Abkunft. Die grenzenlosen Leiden, die sie erduldeten, wollten sie den nachfolgenden Geschlechtern überliefern. Die neuen Leiden brachten ihnen auch die alten seit der grauen Vorzeit in frische Erinnerung und ließen sie erkennen, daß die Geschichte des jüdischen Stammes eine lange Reihe schmerzensreichen Märtyrertums war. Sonst tauchte nichts Neues in dieser Zeit auf. Die jüdischen Lehrer für christliche Kreise Abraham Farißol, Jakob Mantin, Abraham de Balmes, wiewohl von diesen hochgeehrt, galten wenig in jüdischen Kreisen und übten ebensowenig Einfluß wie der ihnen weit überlegene Denker Elia Delmedigo. Die wissenschaftliche Richtung war nicht beliebt.

Isaak Abrabanel, der Überlieferer des alten jüdisch-spanischen Geistes, fand in Maimuni's philosophischen Schriften manches dem Judentum Widersprechende Ketzerische und verdammte die freien Forscher, welche über das Gegebene hinaus gegangen waren. Ein portugiesischer Flüchtling Joseph Jabez und ein spanischer Abraham Ben-Salomo aus Trujillo wälzten alle Schuld

an der Ausweisung der Juden aus Spanien und Portugal auf die Philosophie. Sie sei die große Sünderin gewesen, welche Israel verführt habe, darum sei das Strafgericht über dasselbe so herb ausgefallen.

Ein frischer Hauch weht nur aus der philosophischen Schrift des geistvollen Leon Abrabanel oder Medigo, die schon durch ihren Titel „Gespräche von der Liebe“ (Dialoghi d'amore) zu verstehen giebt, daß der Leser es nicht mit Abgeschmacktheiten der Alltagsphilosophen zu thun hat. Wenn keiner, so bewies dieser Sprößling der alten edlen Familie Abrabanel die Schmiegsamkeit des jüdischen Geistes. Aus einem behaglichen Leben herausgerissen, in ein fremdes Land geworfen, unstätt durch ganz Italien gehetzt und im Herzen den nagenden Schmerz um den lebendigen Tod seines ihm entrissenen Erstgeborenen, behielt Leon Medigo die Geisteskraft, sich in die neuen Verhältnisse zu schicken, sich in italienische Sprache und Litteratur zu versenken und die zerstreuten Züge philosophischer Gedanken in seinem Kopfe zu einem einheitlichen Bilde zu sammeln und abzurunden. In kaum zehn Jahren seit seiner Flucht aus Spanien konnte er als gelehrter Italiener gelten, konnte mit den feingebildeten Männern des mediceïschen Zeitalters an Geschmack wetteifern und sie noch an Vielseitigkeit des Wissens übertreffen. Mit derselben Feder, mit der er seinem in Portugal im Scheinchristentum erzogenen Sohne einen herzzerreißenden Ermahnungsbrief in hebräischen Versen schrieb: „des Judentums stets eingedenk zu bleiben, die hebräische Sprache und Litteratur zu pflegen und sich die Trauer seines Vaters, den Schmerz seiner Mutter zu vergegenwärtigen“, mit derselben Feder schrieb er seine „Dialoge der Liebe“, welche der tiefen Liebe Philo's zu Sophia entströmen. Dieser scheinbare Roman bildet den Ausgangspunkt zu Leon Medigo's philosophischem System. Das Ganze klingt mehr wie eine philosophische Idylle, denn als ein strenges System; es herrscht darin mehr Phantasie als Gedanken vor, und die darin niedergelegten Bemerkungen sind mehr sinnig als wahr. Möglich, daß Leon Medigo seine tieferen Gedanken in ein anderes, jetzt verschollenes Werk, „die Harmonie des Himmels“ betitelt, niedergelegt hat. Dem Judentume stehen seine Liebesdialoge durchaus fern. Sein Werk wurde daher unter Christen mehr als unter Juden geschätzt. Die Italiener waren stolz darauf,

philoſophiſche Gedanken zum erſten Male in ihrer von ihnen ſo ſchwärmeriſch geliebten Sprache entwickelt zu ſehen. „Die Liebesgeſpräche“ wurden eine Lieblingslektüre gebildeter Leſer, ins Lateiniſche und Spaniſche überſetzt. Die Widmung der ſpaniſchen Überſetzung nahm der finſtere, judenmörderiſche König Philipp II. von Spanien an. Juda Medigo bildete eine rühmenswerte Ausnahme.

In die der ſtrengen logiſchen Zucht entwöhnten Köpfe niſtete ſich die Kabbala mit ihrem tönenden Nichts ein; ſie füllte gewiſſermaßen den leer gewordenen Raum aus. Im ſechzehnten Jahrhundert begann erſt ihre Herrſchaft über die Gemüter. Ihre Gegner waren tot oder nicht gelaunt, ſich mit der ganzen Zeitrichtung auf den Kriegsfuß zu ſetzen, welche dem Geheimnisvollen, Auffallenden nur allzu geneigt war. Sefardiſche Flüchtlinge Juda Chajat, Baruch von Benevent, Abraham Levi, Meïr Ben-Gabbai, Ibn-Abi Simra hatten die Kabbala nach Italien und der Türkei eingeſchleppt und erweckten ihr mit außerordentlicher Rührigkeit eifrige Anhänger. Auch die Schwärmerei chriſtlicher Gelehrter, Egidio von Viterbo, Reuchlin, Galatini und ſelbſt eines Papſtes für die Kabbala übte auf die Juden eine Rückwirkung aus. Dieſer Lehre müſſe doch eine tiefe Wahrheit zu Grunde liegen, wenn ſie von vornehmen Chriſten ſo ſehr geſucht wird! Die kabbaliſtiſch-gläubigen Prediger entwickelten deren Lehre — was bisher nicht vorgekommen war — von der Kanzel. Mit frecher Anmaßung behaupteten die Kabbaliſten, daß ſie allein im Beſitze der moſaiſchen Überlieferung ſeien, und daß der Talmud und die Rabbinen ſich vor ihnen beugen müßten. Solchergeſtalt wurde die Geheimlehre mit ihrer Träumerei und Spielerei, die bisher nur in den Köpfen weniger Adepten ſpukte, allgemein unter die Judenheit verbreitet und berückte den geſunden Sinn. Der Widerſtand von Seiten der Rabbinen gegen ihre Eingriffe in den Ritus und das religiöſe Leben überhaupt war nur ſchwach, da auch ſie von der Göttlichkeit der Kabbala überzeugt waren.

Es konnte nicht fehlen, daß die hohle Kabbala in den hohlen Köpfen Schwärmerei erzeugte. Wie bei den Eſſäern, ſo war auch bei den ſoharistiſchen Myſtikern die Meſſiashoffnung der Angelpunkt ihrer ganzen Lehre. Das meſſianiſche Reich oder das Himmelreich oder das Reich der ſittlichen Ordnung zu fördern

und das Eintreffen desſelben durch Buchſtaben- und Zahlen-Spielereien im Voraus zu berechnen und zu verkünden, das war ihr Hauptaugenmerk. Iſaak Abrabanel, obwohl der Kabbala nicht allzuſehr zugethan, hatte dieſer meſſianiſchen Schwärmerei aus frommer Beſorgnis Vorſchub geleiſtet. Die gehäuften Leiden der wenigen Überbleibſel von den Juden Spanien's und Portugal's hatten Vielen den Mut gebrochen und die Ausſicht auf beſſere Zeiten geraubt.

Dieſe Hoffnungsloſigkeit und Verzweiflung ſeiner Landsleute, die, wenn um ſich greifend, die Wünſche der Kirche erfüllt hätten, ſchmerzten den im innigſten Glauben bewährten Iſaak Abrabanel, und er verfaßte, um dieſem gefährlichen Unmute entgegen zu treten, drei Schriften, um aus der Bibel, namentlich aus dem Buche Daniel, und aus den agadiſchen Sentenzen, wie er glaubte, mit der allerſtrengſten Beweisführung die Berechnung gefunden zu haben, die meſſianiſche Zeit müſſe notwendiger Weiſe im Jahre 5263 ſeit der Weltſchöpfung (1503) anbrechen und die Vollendung derſelben mit dem Falle Roms etwa vier Jahreswochen ſpäter eintreten.

Dieſe ſo beſtimmt von einem beſonnenen Manne, einer hochgeachteten Perſönlichkeit verbürgte meſſianiſche Berechnung ſcheint, verbunden mit anderen kabbaliſtiſchen Träumereien, einen Schwärmer aufgeregt zu haben, für die allernächſte Zeit das Eintreffen der meſſianiſchen Erfüllung zu verkünden. Ein Deutſcher Aſcher Lämlein (oder Lämlin) trat in Iſtrien in der Nähe von Venedig als meſſianiſcher Vorläufer auf (1502). Er verkündete: daß wenn die Juden ſtrenge Buße, Kaſteiung, Zerknirſchung und Wohlthätigkeit betätigen würden, der Meſſias nach einem halben Jahre unfehlbar eintreffen müſſe. Die Gemüter waren durch die Leiden und den kabbaliſtiſchen Duſel für ſolche krampfhafte Erwartungen empfänglich; daher hatte Aſcher Lämlein einen Kreis von Anhängern gewonnen, welche ſeine Verkündigung verbreiteten. Sie fanden in Italien und Deutſchland Anklang und Glauben. Es wurde viel gefaſtet, viel gebetet, viel geſpendet. Man nannte die Zeit: das Bußjahr! Man rechnete ſo gewiß auf die Erlöſung und Rückkehr nach Jeruſalem, daß man das Beſtehende geradezu niederriß. Die Nüchternen und Beſonnenen wagten nicht, der allgemeinen Schwärmerei entgegen zu treten. Selbſt Chriſten ſollen an Aſcher Lämlein's meſſianiſche Prophetie geglaubt haben. Aber der

Prophet ſtarb oder kam plötzlich um, und damit hatte der Schwindel ein Ende. Viele Juden traten infolge deſſen zum Chriſtentum über. Iſaak Abrabanel, der das von ihm ausgerechnete Jahr und die Lämleiniſche Bewegung erlebt hatte, mag nicht wenig davon beſchämt geweſen ſein.

Allein mit dem erfolgloſen Ende des Lämleiniſchen Bußjahres war die Meſſiashoffnung keineswegs in den Gemütern der Juden erloſchen; ſie war ihnen notwendig, um ſich in dem Elend aufrecht zu erhalten. Die Kabbaliſten hörten darum nicht auf, dieſe Hoffnung von Neuem anzuregen und deren wunderbare Verwirklichung von Neuem zu verheißen. Drei Jahrzehnte ſpäter entſtand daher eine viel bedeutendere meſſianiſche Bewegung, welche vermöge ihres Umfanges und durch die dabei beteiligten Perſönlichkeiten einen intereſſanteren Verlauf nahm. Die Marranen in Spanien und Portugal ſpielten dabei eine Hauptrolle.

Dieſe Unglücklichſten aller Unglücklichen, die ihrem angeſtammten Glauben entſagt, ſich gewiſſermaßen ihrem eigenen Selbſt entfremdet hatten, Kirchenriten mitmachen, ja ſie noch peinlicher befolgen mußten, obwohl ſie ihnen in tiefſter Seele verhaßt waren, und doch wiederum von der Inquiſition und dem Haſſe der chriſtlichen Bevölkerung gegen ſie an ihre Abſtammung gewieſen wurden, ſie erduldeten ohne Redeſchwulſt ein wahres Höllenleben. Der größte Teil unter ihnen konnte bei aller Anſtrengung über ſich ſelbſt keine Zuneigung zum Chriſtentum faſſen. Wie konnten ſie ein Bekenntnis liebgewinnen, deſſen Träger täglich Menſchenopfer verlangten, und dieſe unter den nichtigſten Vorwänden unter den Scheinchriſten ausſuchten? Unter dem zweiten ſpaniſchen Großinquiſitor Deza waren faſt noch größere Grauſamkeiten vorgekommen, als unter Torquemada. Er und ſeine Werkzeuge, ganz beſonders Diego Rodriguez Lucero, ein frommer Henker in Cordova, hatten ſo viele Schändlichkeiten begangen, daß ein frommer Mönch, Pedro Martyr, die Inquiſition drei Jahrzehnte nach ihrer Entſtehung mit den grellſten Farben ſchilderte. „Der Erzbiſchof von Sevilla (Deza), Lucero und Juan de la Fuente haben alle dieſe Provinzen entehrt. Ihre Leute erkennen weder Gott, noch die Gerechtigkeit an, töten, ſtehlen und ſchänden Weiber und Mädchen zur Schmach der Religion. Die Schäden und das Unglück, welche die ſchlechten Diener der Inquiſition in

meinem Lande verurſacht haben, ſind ſo groß und ſo vielfach, daß jeder darüber betrübt ſein muß". Lucero (der Lichtvolle), von ſeinen Zeitgenoſſen wegen ſeines finſtern Thuns Tenebrero (der Finſtere) genannt, hat die Schlachtopfer zu Tauſenden gehäuft; er war unerſättlich nach jüdiſchem Märtyrerblut. „Gebt mir Juden zum Verbrennen", ſoll er immer gerufen haben. Sein Fanatismus war in kannibaliſche Raſerei umgeſchlagen. Die Schergen der Inquiſition hatten alle Hände voll zu thun. Es entſtand aber dadurch eine drohende Gärung in Cordova; die angeſehenſten Perſonen klagten über dieſes Verfahren des Inquiſitors Lucero und gingen den Großinquiſitor an, ihn ſeines Amtes zu entſetzen. Deza war aber mit ihm einverſtanden, und ſo wurden auch die Unzufriedenen, Ritter, vornehme Damen, Geiſtliche und Nonnen, als Begünſtiger jüdiſcher Ketzerei, angeklagt.

Der dritte Großinquiſitor, Ximenes de Cisneros, verfuhr ſchonender gegen die verdächtigen Altchriſten, ließ aber nicht weniger Neuchriſten von jüdiſcher und mauriſcher Abſtammung verbrennen. Er war es auch, der gegen Karl V. eine drohende Sprache führte, als er im Begriff ſtand um 800 000 Goldkronen den ſpaniſchen Marranen die Freiheit ihrer jüdiſchen Bekenntniſſe einzuräumen. Er verbot ſeinem kaiſerlichen Zöglinge, die Juden zu dulden, wie es Torquemada Karl's Urahnen verboten hatte. Seine Nachfolger waren nicht weniger rechtgläubig, d. h. nicht weniger unmenſchlich. Unter dieſen bekamen die jüdiſchen Schlachtopfer chriſtliche Mitſchuldige und Leidensgenoſſen. Die reformatoriſche Bewegung in Deutſchland hatte auch in Spanien einen Wiederhall gefunden. Luther's und Calvin's Lehre von der Verwerflichkeit des Papſttums, der Prieſterſchaft und des Ceremoniendienſtes war durch die Verbindung Spaniens mit Deutſchland infolge der Perſonal-Union des Kaiſers Karl auch über die Pyrenäen gedrungen. Der Kaiſer, dem die Reformation in Deutſchland ſo viel zu ſchaffen machte, gab dem heiligen Offizium die Weiſung, ſtreng gegen die lutheriſch Geſinnten in Spanien zu verfahren. Dem blutdürſtigen Ungetüme war die ihm zugewieſene Beute willkommen, und fortan ließ es eine Art Gleichheit gegen Juden, Mohammedaner und lutheriſche Chriſten eintreten. Jedes Auto da Fé verkohlte in gleicher Weiſe die Märtyrer der drei verſchiedenen Religionsbekenntniſſe.

Mit den zahlreichen Marranen in Portugal hatte es ein anderes Bewandtnis als in Spanien. Der König Manoel, welcher die zum Auswandern gerüsteten Juden gewissermaßen an den Haaren zur Taufe zerren ließ, hatte ihnen, um sie nicht zur Verzweiflung zu treiben, sein Wort verpfändet, daß sie zwanzig Jahre unbelästigt von der Inquisition wegen ihres Glaubens und Thuns bleiben sollten. Selbst hebräische Bücher zu besitzen und zu lesen war ihnen gestattet. Vertrauend darauf, wagten die portugiesischen Marranen mit weniger Heimlichkeit als die spanischen, die Satzungen des Judentums zu beobachten. In Lissabon, wo die meisten derselben wohnten, hatten sie eine Synagoge, in der sie um so andächtiger zum Gebet zusammen zu kommen pflegten, als sie auch äußerlich die Kirchenriten mitmachen mußten und daher in ihrem Gotteshause mit Zerknirschung Gott um Verzeihung wegen der begangenen Sünde des Götzendienstes anflehten. Die Erwachsenen unterrichteten die Unmündigen in Bibel und Talmud und legten ihnen das Judentum eindringlich ans Herz, um sie vor der Versuchung zum aufrichtigen Übertritt zum Christentum zu warnen. Die portugiesischen Marranen hatten auch mehr Freiheit auszwandern und begaben sich nach Veräußerung ihrer Besitztümer einzeln oder in Gruppen nach der Berberei oder nach Italien und von da nach der Türkei. Zwar hatte Manoel, um der Auswanderung der Marranen zu steuern, eine Ordonnanz erlassen, daß ein Christ ein Tauschgeschäft mit Neuchristen bei Verlust des Vermögens nicht abschließen und liegende Gründe von ihnen nur mit königlicher Erlaubnis kaufen, daß kein Marrane mit Frau, Kindern und Gesinde ohne ausdrückliche Bewilligung des Königs außer Landes reisen dürfte. Aber wie leicht konnte ein solches Gesetz umgangen werden!

Die spanischen Marranen hatten alle Ursache ihre Leidensgenossen in Portugal zu beneiden, und wagten über die Grenze des Landes, wo für sie Scheiterhafen flammten, zu entkommen. Dem arbeitete natürlich die rachsüchtige spanische Regierung entgegen und bewog Manoel ein Gesetz zu erlassen, daß kein Spanier den portugiesischen Boden betreten dürfe, wenn er nicht eine Bescheinigung beibrächte, daß er nicht der Ketzerei beschuldigt sei.

Die portugiesischen Marranen hätten ein leidliches Dasein genießen können, wenn nicht der Volkshaß es ihnen verleidete.

Sie waren weniger als Bekenner des Judentums, denn als eine rührige betriebsame, den Christen überlegene Klasse verhaßt. Die Antipathie der Altchristen steigerte sich noch mehr gegen sie, als die Neuchristen die Befugnis erlangt hatten, alle Gewerbe zu betreiben, die Pacht der Kirchenzehnten zu übernehmen, Ämter zu bekleiden und sogar geistliche Würden erhielten und in Mönchsorden eintraten. Zuerst machte sich der Haß gegen sie durch beschimpfende Benennungen: „Jude, verfluchter Neuchrist“ (Judeo, Marrano converso) Luft, und Manoel mußte solche Bezeichnungen für sie durch ein Gesetz verbieten. Mißernten, welche mehrere Jahre in dem kleinen Portugal Hungersnot erzeugt hatten, wozu sich noch die Pest gesellte, gaben dem Hasse neue Nahrung; denn es hieß allgemein, die getauften Juden trieben Kornwucher, verteuerten die Lebensmittel und exportierten das Getreide ins Ausland. Am glühendsten gehaßt war ein marranischer Emporkömmling, João Rodrigo Mascarenhas, Oberpächter aller Steuern, und durch ihn sämtliche Marranen.

Diese Stimmung gegen die Marranen benutzten die boshaften Dominikaner, um sie, die Lieblinge des Königs Manoel, der Vertilgung preiszugeben. Sie predigten nicht bloß gegen die Gottlosigkeit der Neuchristen, sondern veranstalteten geradezu ein Wunder, um das Volk zu fanatisieren. Die Pest und die anhaltende Mißernte hätten die Marranen verschuldet. Eines Tages verkündeten Dominikaner laut, daß in ihrer Kirche ein in einem Kreuze angebrachter Spiegel in einem Feuerglanz Maria gezeigt hätte und noch andere staunenswerte Wunder. Sie waren in solchen Vorspiegelungen geübt. Viel Volk strömte nach ihrer Kirche, um das Wunder zu bewundern. Bei dieser Gelegenheit forderte ein Dominikaner die an der Kirche versammelte Volksmenge in einer wütenden Predigt zum Morde gegen die verdammten Neuchristen auf, weil der König sie begünstigte, und zwei andere, João Mocho und Fratre Bernardo, zogen gar mit Kreuzen durch die Straßen unter dem Rufe: „Ketzerei, Ketzerei!“ Die ganze Volkshefe der unruhigen Hauptstadt kam in Aufruhr, und zu ihr gesellten sich die deutschen, niederländischen und französischen Matrosen, die Gelegenheit zum Plündern benutzend. So zogen nahe an 10 000 Mörder durch die Stadt und erschlugen die Marranen, Männer, Frauen und Kinder, wo sie sie antrafen,

auf den Straßen, in den Häusern und Verstecken Zwei Tage wurde das Gemetzel fortgesetzt. Ein Deutscher der damals in Lissabon anwesend war, berichtet: „Am Montag bekam ich Dinge zu sehen, die fürwahr unglaublich zu sagen oder zu schreiben sind, wenn man sie nicht selber gesehen hat, von so großer Grausamkeit sind sie". — Schwangere Frauen wurden aus den Fenstern geschleudert und von den draußen Stehenden auf Spießen aufgefangen; die Frucht wurde öfter weithin geschleudert. Das Bauervolk folgte dem Beispiele des hauptstädtischen Gesindels. Schändungen an Frauen und Jungfrauen fehlten bei dieser fanatischen Hetzjagd nicht. Die Zahl der umgekommenen Neuchristen wird auf 2000 — 4000 geschätzt.

Durch dieses Gemetzel war das Los der Marranen in Portugal gefallen. Das Volk wurde durch die Parteinahme des Königs für sie um so erbitterter gegen sie und plante deren Vertilgung. Ihr Leben hing also nur von der augenblicklichen Gunst des Königs ab. Vergebens fuhr Manoel fort, sie zu beschützen. Er bestimmte durch ein Dekret (vom März 1507): daß die Neuchristen den alten gleichgestellt seien, und daß sie auswandern dürften, und durch ein anderes, daß sie noch sechzehn Jahre wegen ihres religiösen Verhaltens nicht vor ein Gericht gestellt werden sollten. Die altchristliche Bevölkerung blieb gegen die neuchristliche feindselig und erbittert. Der König Manoel wurde gewissermaßen von dem Fluche seiner Unthat gegen die Juden verfolgt, er konnte ihre unheilvolle Wirkung nicht bemeistern.

Eine andere Wendung nahm das Verhältnis der portugiesischen Marranen unter seinem Nachfolger João III. (1522—1557), jenem Dummkopf, der den Ruin seines Landes geradezu herbeigeführt hat. Schon als Infant galt er als entschiedener Feind der Neuchristen. Zwar achtete er Anfangs die Bestimmung seines Vaters, sie den Altchristen gleich zu stellen und keine Untersuchung wegen ihres Religionsverhaltens bis zur abgelaufenen Frist anstellen zu lassen. Aber diese günstige Nachsicht verdankten die Marranen den älteren Räten seines Vaters, welche einerseits noch erfüllt von der gewaltsamen Art bei deren Bekehrung waren, und anderseits die Nützlichkeit derselben für das Gedeihen dieses damals kleinen Großstaates zu würdigen wußten. Denn die Marranen waren die nützlichste Volksklasse wegen ihrer Thätigkeit, ihres Groß-

handels, ihrer Bankgeschäfte und ihre Kunstfertigkeit, selbst als Waffenschmiede und Kanonengießer. Sie waren im Alleinbesitze der nützlichen Kenntnisse der Medizin und Naturwissenschaften und was damit zusammenhing. Es gab in Portugal fast nur jüdische, d. h. marranische Ärzte. In dem Maße aber, als sich entgegengesetzte Einflüsse auf João geltend machten, erlangte seine fanatische Stimmung gegen die Neuchristen die Oberhand. Die Königin Katharina, eine spanische Infantin, mit Bewunderung für das Glaubensgericht ihres Vaters erfüllt, und die blutdürstigen Dominikaner, neidisch auf die Macht ihrer Ordensgenossen in Spanien, bestürmten den König mit Klagen über das lästerliche Verhalten der Marranen gegen den Jesusglauben und drangen darauf, deren Treiben durch Einführung der Inquisition zu steuern. João III. trug infolge dessen einem Beamten Jorge Themudo, auf, das Leben der Marranen in Lissabon, ihrem Hauptsitze, zu beobachten und ihm Bericht hierüber zu erstatten. Wie dieser ausgefallen ist, läßt sich an den Folgen ermessen. Themudo wich wohl nicht weit von der Wahrheit ab, wenn er dem Könige mitteilte (Juli 1524), daß einige Marranen Sabbat und Passa-Fest feierten, daß sie dagegen die christlichen Riten und Ceremonien so wenig als möglich mitmachten, nicht der Messe und dem Gottesdienste beiwohnten, nicht zur Beichte gingen, beim Sterben nicht die letzte Ölung verlangten, ihre Leichen in jungfräuliche Erde und nicht in Kirchhöfen beerdigen, daß sie für ihre verstorbenen Verwandten keine Seelenmesse halten ließen und Ähnliches mehr.

João hatte sich aber mit Themudo's Bericht nicht begnügt, sondern eine spionierende Aufpasserei gegen die Marranen veranstaltet. Ein aus Spanien eingewanderter Neuchrist, Namens Henrique Nunes, der später den kirchlichen Ehrennamen Firme-Fé erhielt, wurde vom König dazu gebraucht. Dieser hatte sich in der Schule des Blutmenschen Lucero zum glühenden Marranenhasse ausgebildet, und sein sehnlichster Wunsch war, auch in Portugal Scheiterhaufen für sie entzündet zu sehen. Ihm gab der König den förmlichen, natürlich geheim gehaltenen Auftrag, sich in die Familien der Neuchristen einzuschleichen, mit ihnen wie ein Bruder und Leidensgenosse zu verkehren, sie zu beobachten und ihm seine gesammelten Erfahrungen mitzuteilen. Von Fanatismus und Haß gegen seine Stammgenossen verblendet, merkte Nunes gar

nicht, welch eine verwerfliche Rolle als gemeinem Spion ihm zugeteilt wurde. Er übernahm den Auftrag nur allzuwillig, erfuhr die Seelengeheimnisse der unglücklichen Marranen in Lissabon, Evora und anderen Orten und berichtete Alles, was er gesehen und vernommen, in Briefen an den König. Mit dem Bruderkusse verriet er sie, die ihn in jede Falte ihres Herzens blicken ließen. Er berichtete an den König, daß sie keine katholischen Gebetbücher in ihrem Hause, keine Heiligenbilder auf ihren Schmucksachen und auf Tafelgeschirr hätten u. dergl. m., gab auch die Namen der judaisierenden Marranen an und erteilte gehässige Ratschläge gegen sie.

João III. war infolge dieser durch Verräterei erlangten Nachrichten entschlossen, die Inquisition in sein Land nach dem Muster der spanischen einzuführen, und sandte heimlich den zuverlässigen Nunes an Karl V. nach Spanien, um ihn und durch ihn den Papst dafür zu gewinnen. Die Marranen hatten aber Wind davon bekommen. Zwei derselben setzten dem Spion nach, um seinen Verrat mit dem Tode zu bestrafen. Es waren zwei Franziskaner-Mönche oder solche, die sich zum Schein in das Mönchsgewand gehüllt hatten, Diego Vaz und Andre Dias. Sie erreichten ihn unweit der spanischen Grenze bei Badajoz, töteten ihn und fanden Briefe bei ihm, welche von der Einführung der Inquisition handelten. Die Rächer oder Mörder, wie sie die rechtgläubigen Christen nannten, wurden aber entdeckt, auf die Folter gespannt, um ihre Mitschuldigen anzugeben, und zuletzt zum Galgen verurteilt. Der Verräter Nunes wurde als Märtyrer verehrt, fast heilig gesprochen und erhielt den Ehrennamen Firme-Fé (Glaubensfest).

Man sollte nun erwarten, daß der fanatisierte König nach diesem Vorfall mit noch größerem Eifer die Einsetzung des Inquisitionstribunals betrieben hätte gegen die judaisierenden Marranen, deren Namen ihm durch Nunes' Liste bekannt geworden. Der König ließ in der That sogleich eine strenge Untersuchung einleiten. Allein unerwarteter Weise, wurde sie in die Länge gezogen und keine strenge Maßregel gegen die Marranen erlassen. Der König hat mit einem male damals den Plan zur Einführung der Inquisition fallen lassen. Welchem Umstande hatten die bereits aufs Schlimmste gefaßten portugiesischen Marranen diese Gunst zu verdanken? Ein Zufall, die Kühnheit eines Abenteurers hat

eine Umſtimmung im Gemüte des ſchwachen, wankelmütigen Königs hervorgerufen zu haben.

Ein aus dichtem Dunkel herausgetretener Mann aus dem fernen Oſt, von dem man nicht weiß, ob er ein Betrüger oder ein Alles wagender Schwärmer war, und ob er eine meſſianiſche oder eine politiſche oder Abenteurer-Rolle zu ſpielen gedachte, hat in derſelben Zeit eine tiefgehende Bewegung in der Judenheit veranlaßt, und davon ſind die Marranen im äußerſten Weſten berührt worden. David, der Abſtammung nach wohl ein Morgenländer, der eine geraume Zeit in Arabien und Nubien geweilt, trat nämlich plötzlich mit einer eigentümlichen Rolle in Europa auf und erweckte durch Wahrheit und Dichtung unerfüllbare Hoffnungen. Er gab ſich nämlich als Abkömmling des angeblich unabhängig in Arabien lebenden altisraelitiſchen Stammes Rëuben aus, und zwar als Prinz und Bruder eines dort regierenden jüdiſchen Königs, und ließ ſich daher David Rëubeni nennen. Mit großer Luſt an Abenteueren und Irrfahrten wanderte er viel umher in Arabien, Nubien, Ägypten und kam zuletzt nach Italien. Es hieß, er ſei von ſeinem Bruder, der über dreimal hunderttauſend auserwählte Krieger gebiete, von den ſiebzig Älteſten des Landes Chaibar an die europäiſchen Fürſten, namentlich an den Papſt abgeordnet, um von ihnen Feuerwaffen und Kanonen zu erwirken, damit einerſeits die mohammedaniſchen Völker, welche die Vereinigung dies- und jenſeits des roten Meeres wohnender jüdiſchen Stämme hinderten, zu bekämpfen, und andererſeits mit den kriegstüchtigen jüdiſchen Armeen die Türken aus dem heiligen Lande zu jagen.

David Rëubeni's Perſon und Benehmen trugen dazu bei, ihm Glauben zu verſchaffen. Beides hatte etwas Fremdartiges, Geheimnisvolles, Excentriſches. Er war von ſchwarzer Hautfarbe, zwerghaft und von einer Magerkeit, welche durch anhaltendes Faſten ihn zum durchſichtigen Skelet machte. Dabei beſaß er Mut, Unerſchrockenheit und ein barſches Weſen, welches jede Vertraulichkeit fernhielt. Er ſprach nur hebräiſch, aber in einem ſo verdorbenen Jargon, daß ihn weder die aſiatiſchen, noch die ſüdeuropäiſchen Juden verſtanden. In Rom angekommen (Februar 1524) ritt er auf einem weißen Zeller mit einem Diener und einem Dolmetſch in den päpſtlichen Hof und verlangte gleich eine Audienz

bei dem Kardinal Giulio im Beisein anderer Kardinäle. Er wurde auch vom Papst in Audienz empfangen und überreichte ihm Beglaubigungsschreiben.

Clemens VII. (auf dem päpstlichen Stuhle 1523—1534) war einer der edelsten Päpste, aus dem florentinisch-mediceischen Hause in unehelicher Geburt erzeugt, klug und milde und von dem Bestreben beseelt, Italien unabhängig von den Barbaren d. h. von den Deutschen zu machen. Aber seine Regierung fiel in eine Zeit, als Europa aus den Angeln gehoben war. Auf der einen Seite drohte die von Luther ausgegangene Reformation, die täglich Riesenfortschritte machte, das Papsttum zu untergraben, und auf der anderen Seite drückte die Wucht des in der Hand Karl V. vereinigten großen Reiches von Spanien, Amerika und Deutschland auf ihm. Überwarf sich Clemens mit dem Kaiser, so begünstigte dieser die Reformation und machte Miene, die päpstliche Gewalt einzuschränken. Versöhnte er sich mit ihm, so geriet Italiens Freiheit in Gefahr. So war er trotz seines festen Charakters in steter Schwankung und nahm, wie die meisten seiner Zeitgegossen, zur astrologischen Afterwissenschaft seine Zuflucht, um das, was menschliche Klugheit nicht voraussehen konnte, durch Konstellation zu erfahren.

Diesem Papste scheint David Reubeni Beglaubigungsschreiben von portugiesischen Kapitänen oder Geschäftsträgern, die er in Arabien oder Nubien angetroffen haben mag, überreicht zu haben. Diese Kreditive überschickte der Papst dem portugiesischen Hofe, und als man sie dort bewährt gefunden, wurde David von ihm mit großer Auszeichnung und mit allen Ehren eines Gesandten behandelt. Auf einem Maulesel ritt er durch Rom, begleitet von zehn Juden und mehr als zweihundert Christen. Der Plan mag dem Papste, dessen Unternehmungen durch den Widerstreit der verwickelten Verhältnisse jeden Augenblick durchkreuzt wurden, geschmeichelt haben, einen Kreuzzug gegen die Türkei, und zwar durch ein israelitisches Heer zu veranlassen, den gefährlichsten Feind der Christenheit aus dem heiligen Lande vertreiben zu lassen und solchergestalt wieder die kriegerischen Angelegenheiten in Händen zu haben. Selbst die Ungläubigsten unter den Juden, welche David's Worten nicht ganz trauten, konnten sich vor der überraschenden Thatsache nicht verschließen, daß ein Jude von dem päpstlichen Hofe mit solcher Zuvorkommenheit und Ehre behandelt wurde, und waren auch

ihrerſeits überzeugt, daß mindeſtens ein Korn Wahrheit in David's Angaben liegen müſſe. Viele römiſche und fremde Juden drängten ſich ſeitdem an ihn, der ihnen eine hoffnungsreiche Zukunft zu eröffnen ſchien. Die Señora Benvenida Abrabanela, Frau des reichen Samuel Abrabanel, ſandte ihm aus Neapel bedeutende Geldſummen, eine koſtbare Seidenfahne mit den zehn Geboten eingeſtickt, und ſonſt noch reiche Gewänder. Er aber ſpielte ſeine Rolle meiſterhaft, die Juden in ſcheuer Entfernung zu halten.

Als endlich ein förmliches Einladungsſchreiben vom König João von Portugal an David Reubeni einlief, ſich an deſſen Hof zu begeben, verließ er Rom und reiſte mit einer ſchön geſtickten jüdiſchen Fahne zu Schiffe dahin. In Almeirin, der Reſidenz des Königs bei Santarem, wo David (im November 1525) mit einer zahlreichen Dienerſchaft wie ein Fürſt und mit reichen Geldmitteln eingetroffen war, wurde er ebenfalls mit Auszeichnung behandelt, und es wurde mit ihm ein Plan verabredet, wie für die israelitiſchen Reiche in Arabien und Nubien Waffen und Kanonen von Portugal geliefert werden ſollten.

David's Erſcheinen in Portugal hat dieſe Umſtimmung gegen die Marranen hervorgerufen und den König João bewogen, die beabſichtigte Verfolgung gegen ſie fallen zu laſſen. Zu einer ſo weitreichenden Unternehmung brauchte er ihre Unterſtützung, ihre Kapitalien und ihren Rat. Wollte er zudem ein Bündnis mit einem jüdiſchen König und Volk eingehen, durfte er die Halbjuden in ſeinem Lande nicht verfolgen. Darum erkaltete plötzlich ſein Eifer für die Einführung der Inquiſition in Portugal. Man kann ſich das Erſtaunen und die Freude der Marranen in Portugal denken bei der Wahrnehmung, daß ein Jude nicht nur in Portugal eingelaſſen wurde, ſondern auch Zutritt zum Hofe erhielt und mit demſelben in Verkehr trat! So hätte denn die Erlöſungsſtunde für ſie geſchlagen, nach der ſie ſich in tiefſter Seele geſehnt hatten! Unerwartete Hülfe ſei für ſie eingetroffen, Befreiung und Rettung aus ihrer Angſt. Sie atmeten wieder auf. Gleichviel ob ſich David Reubeni als meſſianiſcher Vorläufer ausgegeben hat oder nicht, die Marranen hielten ihn dafür und zählten die Tage bis zur Zeit, wo er ſie das neue Jeruſalem in herrlicher Pracht ſehen laſſen würde. Sie drängten ſich an ihn, küßten ihm die Hände und behandelten ihn, als wäre er ihr König. Von Portugal aus

drang die angebliche Heilsbotschaft nach Spanien zu den dort noch unglücklicheren Marranen, die sich einem förmlichen Freudentaumel überließen. Der Gemütszustand dieser Menschenklasse war ohnehin aufgeregt, excentrisch und unberechenbar geworden. Täglich und stündlich die Seelenqual erdulden, Religionsgebräuche mitmachen zu müssen, die sie im Grund ihrer Seele verabscheuten und im Versteck die Riten des Judentums unter Seelenangst vor Entdeckung zu beobachten, es war kein Wunder, daß Manche unter ihnen das Gleichgewicht ihrer Seelenkräfte verloren und in wahnsinnähnliche Zustände verfielen. In der Gegend von Herrera hatte sich eine Marranin für eine Prophetin ausgegeben, Verzückungen und Visionen gezeigt, behauptet: Moses und die Engel gesehen zu haben, und die Verheißung ausgesprochen, ihre Leidensgenossen ins heilige Land zu führen. Sie fand viele Gläubige unter den Marranen. Als aber diese Schwärmerei an den Tag gekommen war, wurden in Toledo eine große Menge und in Cordowa mehr als neunzig, welche ihrer Schwärmerei Glauben geschenkt hatten, verbrannt.

Messianische Hoffnungen d. h. Erlösung durch ein Wunder vom Himmel, das war die Atmosphäre, in der die Marranen atmeten und webten. Bei der Nachricht von dem Eintreffen des Gesandten eines jüdischen Reiches am portugiesischen Hofe, flüchteten wiederum eine große Menge spanischer Neuchristen nach Portugal, um dem angeblichen Erlöser nahe zu sein. David, der die Freiheit genoß, in Portugal sich frei zu bewegen, scheint sich aber sehr vorsichtig benommen zu haben; er machte ihnen keine Hoffnung und ermunterte sie nicht, sich offen zum Judentum zu bekennen. Er wußte wohl, daß er über einem Abgrund schwebte, und eine Äußerung oder eine Thatsache von ihm zur Überredung der Neuchristen hinterbracht, ihm das Leben kosten könnte. Dennoch hefteten sich ihre Blicke auf ihn, sie waren mehr denn je erregt und gespannt auf wunderbare Ereignisse, die unfehlbar eintreffen müßten.

Am mächtigsten wurde ein edler, begabter, schöner Jüngling von David Reubeni's Erscheinen und den Hoffnungen, die er erweckte, ergriffen und umgewandelt. Diogo Pires (geb. um 1501, gest. als Märtyrer 1532), der in einer günstigeren Umgebung mit seiner glühenden dichterischen Phantasie auf dem Gebiete des Schönen viel hätte leisten können, wurde ein Werkzeug für die Aufschneiderei des angeblichen Gesandten von Arabien. Als Neuchrist geboren,

hatte sich Pires eine gelehrte Bildung angeeignet, verstand und sprach das Lateinische, die Allerweltssprache der damaligen Zeit, hatte es bis zum königlichen Notar an einem hohen Gerichtshofe gebracht und war bei Hofe außerordentlich beliebt. Er muß aber auch in die hebräische und rabbinische Litteratur von frühester Jugend eingeweiht gewesen sein, und selbst in die Kabbala mußte ihn wohl einer der marranischen Lehrer eingeführt haben. Als David mit seinem chimärischen Plane in Portugal aufgetreten war, wurde Diogo Pires von wilden Träumen und Visionen förmlich besessen, die sämtlich einen messianischen Hintergrund hatten. Er drängte sich daher an ihn, um zu erfahren, ob dessen Sendung mit seinen traumhaften Offenbarungen übereinstimmte. David Rëubeni soll ihn aber kalt behandelt und ihm geradezu bemerkt haben: seine militärische Botschaft habe mit der messianischen Mystik nichts gemein. Diogo Pires war aber im Wahne, die Kälte des angeblichen Gesandten rühre davon her, weil er selbst noch nicht das Bundeszeichen an seinem Leibe trage, und schritt daher zu dieser gefahrvollen Operation; ein dadurch erzeugter Blutverlust warf ihn aufs Krankenlager. David war sehr ungehalten darüber, als ihm Pires diese Mitteilung gemacht hatte, weil beide in Gefahr hätten kommen können, wenn es dem Könige kund würde, daß ein Marrane sich durch einen entschiedenen Akt zum Judentume bekannt hätte, und es dann heißen würde: er sei von jenem dazu überredet worden. Nach der Beschneidung hatte Pires, der den Namen Salomo Molcho angenommen, wahrscheinlich durch die Körperschwäche noch fürchterlichere Traumgesichte. Ihr Inhalt bezog sich immer auf die Marranen und deren messianische Erlösung. Im Traume will er auch vom Himmel durch ein eigenes Wesen, das sich mit ihm unterredete (Magid), einen Auftrag erhalten haben, Portugal zu verlassen und nach der Türkei auszuwandern. Auch David Rëubeni hatte ihm geraten wegen möglicher Entdeckung eilig Portugal zu verlassen. Die Entfernung von Marranen aus Portugal muß damals nicht schwer gewesen sein. Diogo Pires oder Salomo Molo gelangte nach der Türkei und suchte eine messianische Sendschaft und den Tod eines Märtyrers.

Dort machte der junge, schöne, schwärmerische dem Judentume neugewonnene Kabbalist großes Aufsehen. Er gab sich zuerst als einen Sendboten des David Rëubeni aus, von dessen guter Auf-

nahme am päpſtlichen und portugieſiſchen Hofe auch im Morgenlande Gerüchte im Umlauf waren und die Köpfe erhitzt hatten. In Salonichi nahm ihn der kabbaliſtiſche Kreis des Joſeph Taytaſak in Beſchlag und lauſchte auf ſeine Träume und Geſichte. In Adrianopel bekehrte Pires-Molcho den nüchternen, aus Spanien als Knabe ausgewanderten Joſeph Caro zur Kabbala, der ſich bis dahin lediglich mit Anhäufung von talmudiſcher Gelehrſamkeit beſchäftigt hatte. Schwärmerei iſt anſteckend. Caro verfiel auch ſeinerſeits in kabbaliſtiſche Schwärmerei gleich Molcho, hatte auch ſeine Traumviſion (Magid), die ihm geſchmackloſe myſtiſche Schriftdeutungen offenbarte und die Zukunft enthüllte. Sein Kopieren ging ſo weit, daß er gleich Molcho in ſicherſter Erwartung lebte, er werde auf dem Scheiterhaufen als ein dem Herrn angenehmes Ganzopfer verbrannt werden. Molcho's einnehmende Perſönlichkeit, ſeine reine Begeiſterung, ſein romantiſches Weſen, ſeine Vergangenheit, ſeine überraſchende Kenntnis der Kabbala, obwohl als Chriſt geboren, alles an ihm erweckte ihm eine Schar von Anhängern, die auf ſeine myſtiſche Äußerungen lauſchten und ſie gläubig hinnahmen. Er pflegte oft zu predigen, und die Worte floſſen ihm ſprudelnd über die Lippen. Ergraute Männer wandten ſich mit Fragen an den Jüngling, bald ihnen dunkele Schriftverſe zu deuten, bald die Zukunft zu offenbaren. Auf das Drängen ſeiner Freunde in Salonichi veröffentlichte er einen kurzen Auszug ſeiner kabbaliſtiſchen Predigten, deren Hauptinhalt war: die meſſianiſche Zeit werde bald, mit dem Ende des Jahres 5300 der Welt (1540) anbrechen. Die Plünderung und Verheerung Roms (5. Mai 1527) beſtärkte die kabbaliſtiſchen Schwärmer in ihren meſſianiſchen Hoffnungen. Das mit der Beute der ganzen Erde gefüllte Rom, das ſündenvolle katholiſche Babel, war von deutſchen meiſtens lutheriſchen Landsknechten im Sturm erobert und gewiſſermaßen auf Befehl des katholiſchen Kaiſers Karl V. wie eine feindliche Stadt behandelt worden. Der Fall Roms ſollte nach meſſianiſch-apokalyptiſcher Myſtik als ein Vorzeichen für das Erſcheinen des Meſſias eintreffen. Nun war Rom gefallen. In Aſien, der Türkei, Ungarn, Polen, Deutſchland regten ſich daher im Herzen der Juden meſſianiſche Hoffnungen, die ſich an Salomon Molcho's Namen knüpften, und die er zur Verwirklichung bringen ſollte.

In Spanien und Portugal klammerten ſich die Marranen

noch mehr an die Aussichten auf die messianische Erlösung und an David Reubeni, den sie mit oder gegen seinen Willen für einen Vorläufer hielten. Ihre Illussion machten sie so sicher, daß sie kühne Unternehmungen wagten, die ihnen unfehlbar den Tod bringen mußten. Mehrere spanische Marranen, die dem Scheiterhaufen geweiht waren, hatten merkwürdiger Weise eine Zuflucht in Portugal (in Campo-Mayor) gefunden und blieben geduldet. Eine Schar junger Leute unter ihnen drang gar mit bewaffneter Hand von da aus nach Badajoz, von wo sie entflohen waren, um mehrere marranische Frauen, die im Kerker der Inquisition schmachteten, zu befreien, setzten die Stadtbewohner in Schrecken und erlösten in der That die unglücklichen Schlachtopfer. Dieser Vorfall, verbunden mit anderen Anklagen gegen einige Marranen wegen Schändung eines Marienbildes, erweckten in dem König wieder den Gedanken, die Inquisition gegen sie einzuführen.

Ohnehin war David Reubeni's Gunst bei dem König nur von kurzer Dauer. Anfangs vom Hofe mit großer Freundlichkeit aufgenommen und öfter zu Audienzen zugezogen (wobei ein arabisch und portugiesischer Dolmetscher die Unterredung vermittelte) erhielt er die bestimmte Zusage, daß ihm acht Schiffe und 4000 Feuerwaffen zur Verfügung gestellt werden sollten, um seinen Bruder, den angeblichen König von Arabien, in den Stand zu setzen, die Araber und Türken zu bekämpfen. Aber allmählich wurde der König ernüchtert Miguel de Silva, welcher bei David's Anwesenheit in Rom portugiesischer Gesandter am päpstlichen Hofe war und damals schon den angeblichen jüdischen Prinzen von Arabien für einen Abenteurer gehalten hatte, war nach Portugal zurückberufen worden, und er machte die größten Anstrengungen gegenüber den anderen Räten, welche sich von David's keckem Wesen hatten täuschen lassen, ihm die Gunst des Königs zu entziehen. Ohnehin hatten die Huldigungen, welche die Marranen ihm offen und auffallend dargebracht hatten, Mißtrauen gegen ihn erweckt. Miguel de Silva, welcher beauftragt war, die Einführung der Inquisition in Portugal durchzusetzen, konnte darauf hinweisen, daß der König selbst durch Begünstigung des angeblichen jüdischen Fürsten die Marranen in ihrem Unglauben oder in ihrer Anhänglichkeit an das Judentum förmlich bestärke. Dazu kam noch die Beschneidung und die Flucht des königlichen Schreibers Diogo

Pires oder Salomo Molcho. Dieser Vorfall wurde am portugiesischen Hofe mit großem Mißfallen vernommen, und es wurde dem König beigebracht, daß David ihn dazu ermuntert habe.

So erhielt David Reubeni mit einem Male die Weisung, Portugal zu verlassen, nachdem er beinahe ein Jahr da geweilt und mit Auszeichnung behandelt worden war. Nur zwei Monate Frist wurden ihm gewährt, sich einzuschiffen. Das Schiff, das ihn und seine Begleitung trug, wurde an die spanische Küste verschlagen, und David war in Spanien in Gefangenschaft geraten und sollte vor ein Inquisitionsgericht gestellt werden. Indessen hatte der Kaiser Karl ihm die Freiheit gewährt, und er konnte sich nach Avignon, in das päpstliche Gebiet begeben. Sobald der König João mit David Reubeni gebrochen hatte, war der Grund zur Schonung der Marranen weggefallen. Immer mehr wurde der schwankende König von der Königin, den Dominikanern und einigen Großen zum Entschlusse gedrängt, die Inquisition einzuführen. Den Ausschlag gab der Bischof von Ceuta Henrique, ein ehemaliger Franziskaner-Mönch und ein fanatischer Priester. In seinem Sprengel Olivença waren fünf Neuchristen des Judaisierens verdächtigt, und er machte kurzen Prozeß mit ihnen. Ohne sich viel darum zu kümmern, ob das Inquisitionstribunal vom Papste genehmigt und vom Könige gesetzlich eingeführt worden war oder nicht, errichtete er einen Scheiterhaufen und ließ die ohne regelmäßiges Verhör Verurteilten verbrennen (um 1530). Das Volk jauchzte ihm dafür zu und feierte den Mord der Judenchristen durch Stiergefechte. Weit entfernt seine That oder Unthat zu verheimlichen, rühmte sich Henrique derselben und drang in den König, endlich mit der Züchtigung der ketzerischen und lästerlichen Neuchristen Ernst zu machen. Darauf entschloß sich João beim Papste Clemens auf Einrichtung von Untersuchungskommissionen in Portugal anzutragen.

Indessen gab es noch einige Priester aus alter Zeit, welche ihre Stimme laut gegen diese beabsichtigte neue Gewaltmaßregel gegen die Neuchristen erhoben. Es waren besonders Fernando Coutinho, Bischof von Algarvien, und Diogo Pinheiro, Bischof von Funchal; ihre Namen verdienen der Nachwelt überliefert zu werden. Sie waren Zeugen gewesen, unter welchen unmenschlichen Grausamkeiten die Juden unter Manoel zur Taufe

gebracht worden waren und sie konnten sie nach keiner Seite als volle Christen anerkennen, sei es um sie als rückfällige Ketzer zu bestrafen, oder ihnen Richterämter oder geistliche Pfründen anzuvertrauen. Coutinho, welcher den falschen Eifer der jüngeren Geistlichen nicht genug geißeln konnte, erinnerte auch den König daran, daß der Papst Clemens VII. selbst vor Kurzem einigen Marranen gestattete, sich in Rom selbst offen zum Judentume zu bekennen. — Dieser Papst, überzeugt von der Ungerechtigkeit gegen die Neuchristen, hatte ihnen in der That mit Zustimmung des Kardinalkollegiums ein Asyl in Ancona eröffnet und ihnen gestattet, unbeläſtigt das Judentum zu bekennen. — Auch in Florenz und Venedig durften sie ungestraft leben. Das päpstliche Konsistorium selbst habe sich dahin ausgesprochen, daß die portugiesischen Marranen als Juden angesehen werden sollten. Er wäre dafür, so sprach sich Coutinho in seinem Gutachten darüber aus, daß statt der Neuchristen, welche der Schändung christlicher Heiligtümer angeklagt sind, die Zeugen gezüchtigt werden sollten, weil sie falsches Zeugnis ablegten Nur durch milde Behandlung müßten die Neuchristen für den Glauben gewonnen werden. Endlich entschloß sich João, die Frage dem Papste vorzulegen, der, falls er die Einführung der Inquisition guthieße, ihn zugleich seines Versprechens gegen die Marranen entbinden würde. Der portugiesische Gesandte am römischen Hofe, Bras Neto, erhielt den Auftrag, dafür eine Bulle vom Papste zu erwirken. Allein, was in Spanien so leicht durch einen Federstrich bewilligt worden war, das kostete dem Könige von Portugal viele Anstrengung und Kämpfe, und er hat sich der Inquisition nicht recht erfreuen können.

In die Speichen dieses rollenden Rades griff nämlich die schwache Hand des liebenswürdigen kabbalistischen Schwärmers Diogo Pires oder Salomo Molcho ein. Er hatte sich vom Orient nach Italien begeben (1529), um die messianische Sendung, die er in sich fühlte, oder die man ihm zugedacht, zu vollbringen. Er wollte in der christlichen Welthauptstadt ohne Scheu vor Fürsten von der baldigen Erlösung sprechen. Seine Schwärmerei streifte an Wahnwitz, aber mit seinem excentrischen Wesen, von einer anziehenden Persönlichkeit getragen, erweckte er Begeisterung und Glauben. Mann könnte ein Evangelium von seinem Thun, seinen Verkündigungen, seinen Wundern zusammenstellen. Molcho

fand in Ancona, wo bereits eine Gemeinde aus ausgewanderten und zum Judentum zurückgekehrten Marranen bestand, begeisterten Anklang mit seinen apokalyptischen Predigten, in denen er von seinem baldigen Märtyrertode sprach, der zu seiner Erhöhung führen würde. Er fand aber auch da Gegner, welche von seinem Freimut Leiden für die Judenheit oder für die Marranen fürchteten. Sein Wesen und Treiben erregte Aufmerksamkeit. Der Herzog von Urbino Francesko Della Rovere I. gewann ihn, sich in Pesero niederzulassen, in der Erwartung, daß er wohlhabende Marranen anziehen und diese Stadt dadurch eine Bedeutung erlangen würde. Lange hielt er es aber nicht in Pesero aus, es zog ihn nach Rom, wo seine messianische Rolle beginnen sollte. Erstaunlich genug ist es, daß er bei dem Kardinal Lorenzo Pucci, dem Großpönitentiar, welcher allerdings auch für Reuchlin und den Talmud Partei gegen die Dunkelmänner genommen hatte und die ausgewanderten Marranen beschützte, Gunst fand, und noch dazu beim Papste Clemens VII., der ihm, man möchte sagen, eine mystische Sympathie zuwandte. Dieser Papst, welcher seit einigen Jahren den Leidenskelch gekostet hatte, wie nur wenige Päpste vor ihm — er hatte seinen Todfeind Karl V. zum römischen Kaiser krönen müssen (1530), — war nur allzugeneigt auf Träume, Gesichte und Verkündigungen zu hören. Er erteilte dem vom Christentum abgefallenen Marranen Pires — Molcho einen Schutzbrief, weil er ihm verkündet hatte, daß Rom von einer verheerenden Überschwemmung leiden würde, wie er dem portugiesischen Gesandten Bras Neto, welcher die Erlaubnis zur Einführung der Inquisiton erwirken sollte, prophezeit hatte, daß Portugal von einem Erdbeben heimgesucht werden würde, und beide vorausverkündeten unglücklichen Ereignisse eingetroffen waren [1]). So wurde Molcho wie ein Prophet verehrt. Der portugiesische Gesandte Bras Neto sagte ihm, wenn der König von Portugal gewußt hätte, daß Molcho ein so gottgefälliger, zukunftskundiger Mann sei, würde er ihm gestattet haben in seinem Staate ungehindert zu leben. Unter dem Einflusse von Molcho waren der Papst und der Großpönitentiar Pucci entschieden gegen die Einführung der Inquisition in Portugal. Pucci bemerkte dem

[1]) Die Überschwemmung in Rom fand thatsächlich am 8. Oktober 1530 und das Erdbeben zu Lissabon am 26. Januar 1531 statt.

portugieſiſchen Geſandten geradezu: der König von Portugal habe es, wie die Könige von Spanien, mehr auf die Reichtümer der Marranen, als auf die Reinheit des Glaubens abgeſehen. Möge er ihnen lieber erlauben, frei nach ihren Geſetzen zu leben und nur diejenigen beſtrafen, welche, freiwillig den Katholicismus bekennend, dann wieder zum Judentume zurückfallen ſollten. Bras Neto konnte für den Augenblick nichts ausrichten.

Inzwiſchen wurde Molcho von ſeinen eigenen Glaubensgenoſſen und beſonders von dem wiſſensreichen Arzte und Sprachkundigen Jakob Mantin aufs hartnäckigſte verfolgt. Dieſer ſtellte gewiſſermaßen den portugieſiſchen Geſandten zur Rede, daß er einen ehemaligen Chriſten aus Portugal, der gegen das Chriſtentum predigte, frei in Rom einherwandeln ließe. Da ihm der Geſandte kein Gehör ſchenkte, wendete ſich Mantin mit derſelben Anklage an die Inquiſition, brachte Zeugen aus Portugal, die ausſagten, daß Salomo Molcho früher als Chriſt in Portugal gelebt, und bewirkte, daß der Angeklagte vor die Kongregation geladen wurde. Molcho legte hierauf dem Inquiſitionsgericht ſeinen vom Papſte erhaltenen Freibrief vor und glaubte, darauf geſtützt, unbeläſtigt zu bleiben; allein die Richter riſſen ihn ihm aus den Händen, begaben ſich damit zum Papſte und hielten ihm das Ungebührliche vor, daß er einen Verhöhner des Chriſtentums ſchützte. Clemens erwiederte: er brauche Molcho zu einem geheimen Zwecke und wünſche, daß man ihn unbehelligt laſſe. Als die Inquiſition von der Anklage abſtehen wollte, brachte Mantin neue Punkte gegen ihn auf, bis ihn die Kongregation infolge der Anklage zum Tode verurteilte. Ein Scheiterhaufen wurde angezündet, der eine große Volksmenge herbeilockte. Ein Verdammter wurde im Büßerhemd herbeigeführt, ohne Umſtände ins Feuer geworfen, und ein Richter zeigte dem Papſte an, daß der Glaubensakt durch den Tod des Verbrechers geſchehen ſei. Das Erſtaunen des Richters und der Zeugen der Hinrichtung ſoll groß geweſen ſein, als ſie Salomo Molcho ſpäter in den Zimmern des Papſtes lebend angetroffen hatten. Clemens ſoll nämlich um ſeinem Schützling das Leben zu retten, einen Anderen untergeſchoben haben, den Scheiterhaufen zu beſteigen, während Salomo Molcho in den päpſtlichen Gemächern verborgen war. Dies ſoll der Papſt ſelbſt den betretenen Richtern mitgeteilt und ihnen Stillſchweigen

darüber aufgelegt haben Salomo Molcho war gerettet, durfte aber nicht länger in Rom verweilen.

Nach seiner Entfernung aus Rom und besonders nach dem Tode des ihn und die Marranen besonders begünstigenden Kardinals Lorenzo Pucci (August 1531) trat eine andere Stimmung in Betreff der Marranen ein. Ein portugiesischer Unterhändler erlangte vom Papste, der dazu vom Kaiser Karl und von dem Großpönitentiar, Antonio Pucci, Nachfolger seines Oheims, gedrängt wurde, die so lang erbetene Bulle zur Einführung der Inquisition (ausgestellt 17. Dezember 1531), obwohl die Kardinäle Egidio von Viterbo, der Jünger Elia Levita's, und Geronimo de Ghinucci sich dagegen ausgesprochen hatten. Als schämte sich dieser milde Papst, seine ehemaligen Schützlinge verfolgen zu lassen, gesellte er ihnen die Lutheraner zu. Er war aber darauf bedacht, daß nicht die glaubenswütigen Dominikaner Gewalt über die Marranen erlangen sollten. Ein Franziskaner, der milde gesinnte Beichtvater des Königs, Diogo de Silva, wurde zum Generalinquisitor von Portugal ernannt. Es verschlug wenig. Drei Bluttribunale wurden errichtet: in Lissabon, Evora und Coimbra, und sie nahmen sich die spanischen von Torquemada eingeführten und von seinen Nachfolgern verbesserten, d. h. noch grelleren Konstitutionen zum Muster. Die portugiesischen Marranen waren noch viel schlimmer daran als die spanischen, weil sie beim Volke so verhaßt waren, daß auch ehrbare Christen aus Fanatismus umherspähten, um sie anzugeben, während in Spanien Spione dafür gewonnen werden mußten.

Als die Inquisition ihre fluchwürdige Arbeit beginnen sollte, dachten viele Marranen natürlich an Auswanderung. Aber wie schwer wurde ihnen die Flucht! Es ging ihnen wie ihren Vorfahren beim Auszug aus Ägypten, hinter ihnen her die Feinde und vor ihnen das Meer mit seinen Gefahren und Schrecknissen. Die Schiffskapitäne wurden bei Todesstrafe gewarnt, Marranen zu transportieren, und sämtlichen Christen wurde untersagt, Grundeigentum von Neuchristen zu kaufen. Ihre Habe durften sie nicht nach dem Auslande versenden und keine Wechsel im Lande ausstellen. Rüsteten sie sich Nachts heimlich zur Auswanderung, „Fliehend das Land, welches die Giftschlange (Inquisition) berührt hatte", wurden sie mit Frau und Kindern ergriffen und in düstere

Kerker und von da zum Feuertode geſchleppt. Sie ſtellten indes ihre Fluchtverſuche nicht ein, betrieben ſie nur mit noch größerer Vorſicht. Es blieb ihnen kein anderer Ausweg; ihr Anrufen der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit und ihre verbrieften Privilegien fanden nur taube Ohren beim Kabinet.

Die nach Rom entkommenen Marranen führten indes beim Papſt Clemens bittere Klagen über die Unmenſchlichkeit und machten auch geltend, daß die Bulle, welche er dafür erlaſſen, vom König lediglich erſchlichen ſei, da dem päpſtlichen Konſiſtorium der Thatbeſtand nicht im richtigen Lichte bekannt geweſen ſei. Sie beklagten ſich ganz beſonders darüber, daß ihnen entgegen der ihnen zugeſtandenen Geſetzesgleichheit das Auswandern unterſagt ſei. Clemens VII., der ohnehin Reue darüber empfand, die Bulle erlaſſen zu haben, nahm die Beſchwerden an. Er mochte fühlen, wie die katholiſche Kirche durch die Scheiterhaufen der Inquiſition, angewendet auch auf Solche, die nicht zur Kirche gehörten, nicht dazu gehören wollten, gebrandmarkt wurde, was den Lutheranern noch mehr Stoff gab, ihre feindſeligen Angriffe auf dieſelbe fortzuſetzen, ſie als blutdürſtig zu ſchildern und verhaßt zu machen. Außerdem wußte er recht wohl, daß die Inquiſition in Portugal nur auf Betrieb Spaniens und ſeines Erzfeindes, des Kaiſers Karl, eingeführt war. Clemens ging daher mit dem Plane um, die Bulle zu widerrufen. In dieſer Zeit nahmen Salomo Molcho und David Reubeni ihre myſtiſche Thätigkeit wieder auf und faßten den abenteuerlichen Plan, ſich zum Kaiſer nach Regensburg zu begeben, wo damals der Reichstag verſammelt war.

Mit einer fliegenden Fahne, worauf die Buchſtaben Machbi geſtickt waren, (Anfangsbuchſtaben des Verſes: „Wer iſt gleich Dir unter den Göttern, o Herr") reiſten ſie von Bologna über Ferrara und Mantua nach Regensburg. Sie erhielten Audienz beim Kaiſer Karl. Eine Sage behauptet: ſie hätten den Kaiſer zur jüdiſchen Religion bekehren wollen; allein ſo unbeſonnen ſchwärmeriſch war David keineswegs, wenn es auch von Molcho glaublich wäre. Sie verlangten vielmehr von Karl, den Marranen zu geſtatten, ſich zu bewaffnen und, mit dem Reſt der Stämme vereint, gegen die Türken Krieg zu führen. Vergebens hatte ſie der nüchterne Sachwalter für die Juden in Deutſchland, Joſelin von Sosheim, gewarnt, ſich in die gefährliche Nähe des kirchlich-fanatiſchen

Kaiſers zu drängen. Das Ende war, daß Karl beide in Feſſeln werfen ließ (Juni — September 1532) und beide gebunden mit ſich auf ſeiner Reiſe nach Mantua führte. Hier ließ der Kaiſer ein Glaubensgericht zuſammentreten, und dieſes verurteilte Molcho als Abgefallenen und Ketzer zum Feuertode. Während der Kaiſer ſich ſeinen Aufenthalt in Mantua durch Triumphe, Feſte, Jagden, Komödienſpiel und Luſtbarkeiten aller Art angenehm machte, wurde der Scheiterhaufen für den ſchwärmeriſchen Marranen Liſſabons angezündet. Mit geknebelten Munde wurde er dahin geführt. Denn ſeine Beredtſamkeit war ſo hinreißend, daß der Kaiſer und das Tribunal den Eindruck derſelben auf die Menge fürchteten, wenn er ſeine Zunge hätte gebrauchen können. Doch als die Henkersknechte ſchon bereit waren, ihn in die lodernde Flamme zu werfen, kam ein Bote des Kaiſers, löſte ihm den Knebel und fragte ihn in deſſen Namen: ob er ſein Verbrechen bereue und in den Schoß der Kirche zurückkehren wolle; in dieſem Falle ſollte er begnadigt werden. Molcho erwiderte darauf, wie zu erwarten war, da er ſich gewiſſermaßen nach dem Märtyrertode geſehnt hatte, „als angenehmes Ganzopfer auf dem Altar des Herrn“. Er bereue nur eins, in ſeiner Jugend Chriſt geweſen zu ſein. Man möge mit ihm nach Belieben verfahren, er hoffe, daß ſeine Seele in Gott eingehen werde. Darauf wurde er auf den Scheiterhaufen geworfen und ſtarb ſeelenſtark (November — Dezember 1532).

Molcho fiel ein Opfer ſeiner Phantaſterei und ſeines Wahnes, in den er ſich in ſtetem Kampfe mit der Wirklichkeit hineingeträumt hatte. Die reichen Gaben, welche die Natur ihm verliehen hatte: Schönheit, glühende Einbildungskraft, Faſſungsgabe, Begeiſterungsfähigkeit, die für eine minder phantaſtiſche Perſönlichkeit Staffeln zum Glücke geweſen wären, gereichten ihm nur zum Verderben, weil er, in den Wirbel der Kabbala hineingeriſſen, damit das Erlöſungswerk vollbringen zu können vermeinte. David Reubeni erhielt nicht einmal den Glorienſchein des Märtyrers. Karl nahm ihn nach Spanien mit und warf ihn in einen Kerker der Inquiſition. Er ſoll zuletzt durch Gift aus dem Leben geräumt worden ſein. Das Glaubenstribunal hatte keine Gewalt über ihn als Juden. Aber von den Marranen in Spanien, welche mit ihm verkehrt hatten, und deren Namen er vielleicht auf der Folter ange-

geben hatte, wurden manche verbrannt. — So groß war indeß die Begeiſterung für Molcho, daß der Wahnglaube ſich an ihn heftete und allerlei Fabeln über ihn erdichtete. In Italien und der Türkei glaubten Viele, er ſei auch dieſem Feuertode, wie ſchon früher einmal, wunderbar entronnen. Einige wollten ihn acht Tage nach dem an ihm ausgeführten Auto-da-Fé geſehen haben. Andere gaben vor, er habe auch ſeine Braut in Safet beſucht. Mit der Verurteilung Molcho's zum Scheiterhaufen, wollte Karl V. dem ihn begünſtigenden Papſt eine Kränkung mehr hinzufügen. Dieſer aber ſcheint einen Gegenzug gemacht zu haben. Er arbeitete daran, jene ſo verhängnisvolle Bulle — Einführung der Inquiſition in Portugal — zu widerrufen oder wenigſtens ihre Wirkung zu lähmen. Die Marranen wußten das und machten alle Anſtrengungen, die päpſtliche Kurie für ſich zu gewinnen. Sobald ſie einſahen, daß auf Salomo Molcho, ihren wirkſamſten Verteidiger, nicht mehr zu rechnen war, hatten ſie einen andern nach Rom abgeſandt, der ihre Klagen vor den Papſt bringen und ihre Sache vertreten ſollte. Dieſer neue Sachwalter der Marranen, Duarte de Paz, war völlig entgegengeſetzter Natur als Molcho, ein nüchterner Kopf, fern von jeder Schwärmerei, ſchlau, berechnend, beredt und kühn, eingeweiht in alle Schliche damaliger Diplomatenkünſte, ein tiefer Menſchenkenner, der die menſchlichen Schwächen zu nutzen verſtand. Duarte de Paz, welcher faſt acht Jahre die Angelegenheit der portugieſiſchen Neuchriſten in Rom leitete, war ſelbſt von marraniſcher Abſtammung und hatte durch Dienſte, die er in Afrika dem portugieſiſchen Hofe geleiſtet, eine angeſehene Stellung und das Vertrauen des Königs João III. erlangt. Von dieſem zu einer geheimen Sendung auserwählt und dafür im voraus am Tage der Abreiſe mit dem Grade eines Ritters des Chriſtusordens beehrt (als Kommendadore betitelt), begab er ſich nicht nach dem ihm angewieſenen Platze, ſondern nach Rom, um für die Marranen zu arbeiten. Duarte de Paz hat aber die Fäden ſeiner Intriguen ſo ſehr verſchlungen, daß man nicht genau mehr ermitteln kann, ob er den König oder die Marranen hinters Licht geführt hat. An Geld ließen es ſeine Klienten, die Marranen nicht fehlen, vermittelſt deſſen der päpſtliche Hof zu gewinnen war. Clemens war überzeugt von dem himmelſchreienden Unrechte, das den Neuchriſten widerfuhr, von ihnen, den mit brutaler Gewalt

zur Taufe Geſchleiften, katholiſche Rechtgläubigkeit zu verlangen. Er erließ ein Breve (17. Oktober 1532), wodurch er bis auf weiteres das Verfahren der Inquiſition einſtellen ließ. Duarte de Paz arbeitete noch weiter daran, eine allgemeine Verzeihung für die angeklagten und eingekerkerten Marranen zu erwirken

Es ſcheint, daß am Hofe João III. ſelbſt Intriguen zu Gunſten der Marranen ins Spiel geſetzt worden waren. Die Partei, welche für die Inquiſition arbeitete, hielt es nämlich mit Spanien nnd war im Voraus darauf bedacht, bei der vorausſichtlichen Kinderloſigkeit des Königs die portugieſiſche Krone mit der ſpaniſchen zu vereinigen. Dagegen ſcheint die nationale Partei, welche die Selbſtändigkeit Portugals gewahrt wiſſen wollte, gegen die Inquiſition eingenommen geweſen zu ſein. Daher die Minen und Gegenminen, welche mehrere Jahre ins Werk geſetzt wurden betreffs der Inquiſition. Es ging ſo weit, daß Duarte de Paz ein zweites außerordentlich wichtiges Breve vom Papſt Clemens erlangte, worin er die von den Scheinchriſten geltend gemachten Gründe für ihre geringe Anhänglichkeit an die Kirche als thatſächlich und berechtigt anſah. „Da ſie mit Gewalt zur Taufe geſchleppt worden waren, ſo können ſie nicht als Glieder der Kirche gelten, und ſie wegen Ketzerei und Abfall beſtrafen, hieße die Prinzipien der Gerechtigkeit und Billigkeit erſchüttern“. Ein anderes Bewandtnis hätte es zwar mit den von den erſten Marranen geborenen Söhnen und Töchtern; ſie gehörten allerdings der Kirche als freiwillig zugeführte Glieder an. Allein da ſie, von den Ihrigen im Judentume erzogen, deren Beiſpiel ſtets vor Augen hätten, ſo wäre es grauſam, ſie wegen Judaiſierens nach den beſtehenden kanoniſchen Geſetzen zu beſtrafen; ſie ſollten mit Milde in dem Schoße der Kirche erhalten werden. Mit dieſem Breve hob Clemens VII. die Thätigkeit der portugieſiſchen Inquiſition auf, berief alle Anklagen gegen die Marranen vor ſein eigenes Tribunal und erteilte damit Allen eine durchgreifende Abſolution oder Amneſtie für vergangenen Abfall von der Kirche. Die in den Inquiſitionskerkern Schmachtenden ſollten in Freiheit geſetzt werden, die Verbannten zurückkehren dürfen und die ihrer Güter Beraubten in ihren Beſitz wieder eingeſetzt werden. Man muß dem Papſte Clemens VII. Gerechtigkeit widerfahren laſſen, er hat mit vieler Standhaftigkeit die Sache der Menſchlichkeit für die

unglücklichen Marranen gegen den blutdürſtigen Geiſt des damaligen Chriſtentums vertreten, wenn ihn auch dabei andere, nicht ſo reine Beweggründe geleitet haben mögen. Es fiel ihm ſchwer, die Marranen den Blutmenſchen in Portugal ohne Gnade zu überliefern. Obwohl die Frage vielfach durchſprochen war, ließ Clemens von neuem eine Kommiſſion darüber beraten, die aus zwei neutralen Kardinälen erwählt war: de Ceſis und Campeggio. Freilich durfte der Großpönitentiar, Antonio Pucci, Kardinal de Santiquatro, obwohl parteiiſch für den portugieſiſchen Hof, dabei nicht fehlen. Nichts deſto weniger hat dieſe Kommiſſion die haarſträubenden Unmenſchlichkeiten der Inquiſition gegen die Scheinchriſten offiziell beurkundet. Infolge ihres Berichtes erließ Clemens VII. faſt auf dem Totenbette (26. Juli 1534) — er fühlte damals ſchon ſein Hinſcheiden — ein Breve an den Nuntius am portugieſiſchen Hofe: die Befreiung und Losſprechung der eingekerkerten Marranen energiſch durchzuſetzen. Ob dieſe, deren Zahl ſich auf zwölf Hundert beliefen, dadurch ihre Freiheit erlangt haben? Es ſcheint, daß Clemens' Tod (25. Sept. 1534) ſeinen guten Willen und ihre Hoffnung vereitelt hat.

Unter ſeinem Nachfolger Paul III. Farneſe (1534 — 1549) ſpielten die Intriguen in Betreff der Inquiſition von neuem, und zwar anfangs zum Nachteil der Marranen. Dieſer Papſt gehörte zwar noch der alten Schule der weltlich geſinnten, diplomatiſchen, nichts weniger als kirchlichen Kirchenfürſten an. Er war ein fein berechnender Kopf und nahm mehr auf irdiſche, als auf himmliſche Gewalten Rückſicht. Den Juden war Paul III. beſonders gewogen. Wenn die Schilderung, welche ein beſchränkter Biſchof (Sadolet von Carpentras) von deſſen Judenfreundlichkeit entwarf, auch nur teilweiſe begründet war, ſo muß ſie bedeutend genug geweſen ſein. „Chriſten ſind noch von keinem Papſte mit ſo viel Gnadenbezeugungen, Privilegien und Zugeſtändniſſen beſchenkt worden, wie die Juden von Paul III. Mit Ehrenvorrechten und Wohlthaten ſind ſie nicht bloß gefördert, ſondern ſogar bewaffnet worden." Paul III. hatte ſeinen jüdiſchen Leibarzt an Jakob Mantin, der ihm einige ſeiner Schriften widmete.

Sobald er den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte, erachtete es der König von Portugal als eine wichtige Angelegenheit Clemens' Bullen und Breven zu Gunſten der Marranen aufheben

zu lassen, welche die Wirksamkeit der Inquisition hinderten. Der Sachwalter der Marranen, Duarte de Paz, dem ein Beistand an Diego Rodrigues Pinto beigegeben war, arbeitete dagegen. An Gold wurde nicht gespart. Duarte de Paz, obwohl scheinbar in verräterischer Korrespondenz mit dem König João, bot dem Kardinal Santiquatro, dem Parteigänger Portugals, eine jährliche Pension von 800 Crusados an, wenn er den Marranen seinen Schutz zuwenden wollte. Der Papst, diplomatisch bedächtig, wie er war, entschied zuerst (3. November 1534): daß Clemens Breve nicht veröffentlicht werden sollte. Als er aber erfuhr, daß es bereits in Wirksamkeit getreten war, ließ er die Sache von neuem untersuchen und ernannte dazu zwei Kardinäle, Ghinucci und Simoneta, von denen der Erstere die Marranen entschieden begünstigte und eine Schrift zu ihrer Verteidigung veröffentlicht hatte.

Infolge dessen ermahnte Paul III. den portugiesischen Hof nachdrücklich, Clemens' VII. Absolutionsbulle Gehorsam zu erweisen. Er sprach sich besonders entschieden gegen die Verhaftung der Marranen in unzugänglichen Kerkern und gegen die Güterkonfiskation aus. Aber wie alle damaligen katholischen Könige nur so weit dem päpstlichen Stuhle Gehorsam leisteten, als ihr Interesse nicht im Spiele war, kehrte sich João III. wenig an des Papstes Ermahnung. Riet ihm doch sein Gesandter, um die Inquisition durchzusetzen, sich, wie der König von England, von der römischen Kirche loszusagen. Ein wahrer Knäuel von Intriguen entspann sich daher in dieser Angelegenheit in Rom und Portugal. Hier einerseits der Hof und andererseits der Führer der Marranen, Thomé Sarrão und Manuel Mendes, mit dem päpstlichen Legaten, und dort Duarte de Paz und Pinto gegen oder mit dem portugiesischen Gesandten und dem Kardinal Santiquatro.

Der Züge und Gegenzüge überdrüssig, erließ Paul III., der ein einmal gefaßtes Vorhaben nicht gern fallen ließ, eine neue entschiedene Bulle (2. Oktober 1535), wodurch er den Marranen Absolution erteilte und sie gegen alle kirchlichen und weltlichen Strafen wegen Apostasie und Ketzerei in Schutz nahm, insofern sie sich in Zukunft nicht dergleichen würden zu Schulden kommen lassen. So war denn abermals die Inquisition in Portugal, welche zum Schein wenigstens der päpstlichen Autorisation bedurfte, damit aufgehoben. Der Nuntius ging ebenfalls mit Ent-

ſchiedenheit in Portugal vor, ließ die Bulle bekannt machen und brachte es dahin, daß ſelbſt der den Marranen feindlich geſinnte Infant Don Alfonſo die Kerker öffnete und diejenigen in Freiheit ſetzte, welche man von Rom aus am dringendſten empfohlen hatte — im Ganzen 1800 Marranen (Dezember 1535).

Der portugieſiſche Hof, anfangs wie von einem plötzlichen Schlage betäubt, ſetzte ſpäter alle Hebel in Bewegung, abermals die unbeſchränkte Gewalt über die Marranen und ihr Vermögen zu erlangen. Er ſcheute nicht einmal Meuchelmord anzuwenden, um nur zum Ziele zu gelangen. Eines Tages wurde Duarte de Paz auf der Straße überfallen und ſo ſchwer verwundet, daß er für tot liegen blieb (Januar 1536). Alle Welt war in Rom überzeugt, daß die Mörder vom portugieſiſchen Hofe gedungen waren. Der Papſt war über dieſe Unthat ſehr entrüſtet und ließ dem Prokurator alle ärztliche Pflege angedeihen; er wurde auch wieder hergeſtellt.

Der portugieſiſche Hof ſchlug endlich den rechten Weg ein, ſein Ziel zu erreichen; er wandte ſich dringend an den ſiegreichen Karl V. die Sache zu betreiben. Der Kaiſer hatte damals nämlich einen ſchweren Kampf gegen den Mohammedaner Barbaroſſa geführt, welcher, unterſtützt von der Türkei, die ganze Chriſtenheit beunruhigt hatte. Nach vieler Anſtrengung wurde Tunis von dem zahlreichen chriſtlichen Heere, welches Karl ſelbſt angeführt hatte, genommen und Barbaroſſa beſiegt. Als er, als Triumphator durch Italien ziehend, in Rom eingetroffen war (April 1536), verlangte er von dem Papſte als Lohn ſeiner chriſtlichen Siege über die Mohammedaner die Bewilligung der Inquſition für Portugal. Noch immer ſträubte ſich zwar Paul III. dagegen; er kam immer wieder darauf zurück, die portugieſiſchen Marranen ſeien urſprünglich mit Gewalt zur Taufe geſchleppt worden und darum hafte das Sakrament nicht an ihnen.

Allein zum Unglück für die Marranen waren ihre Mittel erſchöpft, die Geldgier des päpſtlichen Hofes zu befriedigen. Ihr Sachwalter Duarte de Paz hatte unerſchwingliche Summen für die Vereitelung der Inquiſition verſprochen und noch dazu einen Teil des ihm zur Verfügung geſtellten Geldes zu eigener Bereicherung verwendet. So erkaltete allmählich unter den Kardinälen das Intereſſe an den Marranen. Als der Kaiſer immer mehr

Paul III. drängte, die Inquiſition für Portugal zu bewilligen, ſanktionierte der Papſt endlich endgültig die Glaubenstribunale für die portugieſiſchen Beſitzungen (23. Mai 1536). Da der judenfreundliche Papſt die Sanktion nur mit ſchwerem Herzen und unter dem vom Kaiſer auf ihn ausgeübten Druck erteilt hatte, ſo brachte er allerlei Beſchränkungen an: daß in den erſten drei Jahren das gewöhnliche, bei weltlichen Gerichten übliche Verfahren eingehalten werden ſollte, d. h. öffentliches Gegenüberſtellen der Zeugen — wenigſtens für die Klaſſe der nicht als mächtig angeſehenen Marranen — und die Güterkonfiskation der verurteilten Marranen ſollte erſt nach zehn Jahren erfolgen. Mündlich empfahl der Papſt noch durch den Protektor Portugals mildes Verfahren gegen die Scheinchriſten. Doch war dieſes Zugeſtändnis nur Schein, in Wirklichkeit ſollte dieſelbe Strenge gegen die portugieſiſchen Marranen angewendet werden, wie gegen die ſpaniſchen. Die Ermahnung, welche die Inquiſitoren erließen, daß Jedermann verpflichtet ſei, judaiſierende Handlungen oder Äußerungen der Scheinchriſten bei Strafe der Exkommunikation oder einer noch ſchärferen anzugeben, unterſchied ſich in nichts von der, welche der erſte kannibaliſche Großinquiſitor von Spanien Torquemada erlaſſen hatte. Im November deſſelben Jahres begannen die Bluttribunale ihre die Menſchheit ſchändende Thätigkeit, nachdem die dreißig Tage der ſogenannten Gnadenfriſt vorüber waren. Sogar ein eigenes Zeichen legte Joao III. den Marranen auf, um ſie von alten Chriſten zu unterſcheiden.

Sie gaben ſich indeſſen noch nicht ſo bald gefangen, wandten vielmehr noch allen Eifer an, um die Bulle zurücknehmen zu laſſen. Die feinſten Intriguen wurden wieder am päpſtlichen Hofe geſponnen; Duarte de Paz entwickelte wieder ſeine diplomatiſche Schlauheit. Die Marranen erhoben Klagen über die grauſame Behandlung von Seiten des Bluttribunals. In einer Denkſchrift an den Papſt wagten ſie es faſt eine drohende Sprache zu führen: „Wenn Ihre Heiligkeit die Bitten und Thränen des hebräiſchen Geſchlechtes verachten oder, was wir nicht hoffen, verweigern, dem Übel abzuhelfen, wie es doch dem Stellvertreter Chriſti geziemt, ſo proteſtieren wir vor Gott, und mit Klagen und Seufzern, die weithin ertönen, werden wir im Angeſicht des Univerſums proteſtieren, daß wir verfolgt am Leben, an der Ehre, in den

Kindern, welche unſer Blut ſind, und bis an unſere Seligkeit, zwar verſuchen werden, uns vom Judentum fern zu halten, bis daß, wenn die Tyrannei nicht aufhören ſollte, wir das thun werden, an welches keiner von uns ſonſt denken würde, d. h. wir werden zur Religion Moſe's zurückkehren und das Chriſtentum verleugnen, welches man uns gewaltſamer Weiſe zwingt anzunehmen. Wir rufen feierlich aus, daß wir Opfer ſind, bei dem Rechte, welches dieſe Thatſache uns giebt, ein Recht, von Eurer Heiligkeit anerkannt. Das Vaterland verlaſſend, werden wir Schutz ſuchen bei minder grauſamen Völkern!"

Es erfolgte abermals am päpſtlichen Hofe eine Umſtimmung und ſogar Reue über den gethanen Schritt. Die von ihm erlaſſene Bulle wurde von neuem einer Kommiſſion unterworfen, ob ſie nicht ungeſetzlich bewilligt ſei, und in dieſe Kommiſſion wurde der den Marranen günſtige Kardinal Ghinucci gewählt und ein gleichgeſinnter, Jacobacio. Dieſe zwei wußten den dritten, den ehrlichen, aber beſchränkten Kardinal Simoneta, ſo ſehr gegen die Inquiſition einzunehmen, daß er den Papſt bat, das Übel durch Widerruf wieder gut zu machen. Ein neuer Nuntius wurde nach Portugal geſchickt, der gewiſſermaßen Vollmacht hatte, alle Handlungen der Inquiſition gegen die Marranen zu vereiteln, dieſe zu ſchützen und namentlich ihre Auswanderung aus Portugal zu erleichtern. Dem Nuntius ſchickte der Papſt ein Breve nach (vom Auguſt 1537), wodurch er Jedermann ermächtigte und gewiſſermaßen ermunterte, den angeklagten Marranen Schutz und Beiſtand zu leihen — gerade das, was in Portugal als Mitſchuld und Teilnahme an der Ketzerei galt. Dem König mag es wunderlich vorgekommen ſein; er hatte endlich eine Bulle, ein Tribunal, einen Großinquiſitor mit Kollegen und den ganzen Apparat der Menſchenſchlächterei zur Ehre Gottes, und doch hatte er ſo gut wie nichts.

Ein Zufall miſchte indeſſen das Spiel wieder zu Gunſten des Königs und der Partei der Fanatiker. Man las eines Tages (Februar 1539) in Liſſabon an der Thür der Kathedrale und anderer Kirchen einen Zettel angeheftet, des Inhalts: Der Meſſias ſei noch nicht gekommen, Jeſus ſei nicht der Meſſias geweſen, das Chriſtentum ſei eine Lüge. Ganz Portugal war natürlich über ſolche Läſterung entrüſtet und eine ſtrenge Unterſuchung wurde angeſtellt, den Thäter zu ermitteln. Der König ſetzte einen Preis

von 10 000 Cruſados (Dukaten) auf deſſen Entdeckung aus Aber auch der Nuntius ſetzte dafür 5000 Cruſados aus, weil er mit vielen Andern der Meinung war, es ſei ein von den Feinden der Marranen ausgegangener Schlag, um den König noch mehr zu fanatiſieren und den Nuntius in Verlegenheit zu bringen. Um jeden Verdacht abzuwenden, ließen die Neuchriſten an denſelben Plätzen anſchlagen: „Ich, der Verfaſſer, bin weder Spanier, noch Portugieſe, ſondern ein Engländer, und wenn ihr den Preis auf 20,000 erhöht, werdet ihr meinen Namen doch nicht erfahren.“ Dennoch wurde der Urheber in der Perſon eines Marranen Emanuel de Coſta entdeckt. Er wurde vor die Inquiſition geladen, geſtand alles ein, wurde auf die Folter geſpannt, um Mitſchuldige anzugeben und zuletzt — nachdem ihm beide Hände abgehauen worden waren — auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die Marranen ſahen ſchlimme Zeiten voraus und mehrere entflohen. In der That ergriff nun der König die Gelegenheit, die Inquiſition ſtrenger und blutiger auftreten zu laſſen und dem Nuntius ſein Spiel zu verderben. Die wütendſten Fanatiker wurden ſofort zu Inquiſitoren ernannt — zum größten Ärger des Nuntius und des Papſtes, darunter einen Namens João Soares, den der Papſt ſelbſt alſo beurteilte: „Er iſt ein Mönch von wenig Wiſſen, aber von großer Kühnheit und äußerſtem Ehrgeize. Seine Geſinnungen ſind die allerſchlechteſten, und er iſt ein öffentlicher Feind des apoſtoliſchen Stuhles, deſſen er ſich noch rühmt“. Dieſer wurde zum unumſchränkten Herrn über das Leben der Scheinchriſten gemacht und mit ihm zugleich ein anderer Erzfeind der Neuchriſten. Mehr als früher wurden ſeit der Zeit Scheiterhaufen für die hartnäckigen Ketzer angezündet, und es fielen ſeitdem mehr Schlachtopfer zu zehn bis vierzig mit einem male, ohne daß ihrer Berufung an den Papſt Folge gegeben wurde. Die Kerker füllten ſich mit angeklagten und verdächtigen Marranen.

Grauſig iſt die Schilderung des zeitgenöſſiſchen Dichters Samuel Uſque von den Seelenmartern der portugieſiſchen Inquiſition, die er ſelbſt als Jüngling erlebt hat. „Ihr Eintreffen ſtörte den Juden die Ruhe ihres Geiſtes, erfüllte ihre Seele mit Schmerz und Trauer, zog ſie aus der Behaglichkeit ihres Hauſes und brachte ſie in dunkle Kerker, wo ſie unter Pein und Seufzern lebten. Da wirft ſie (die Inquiſition) die Schlinge um ſie und ſchleift ſie zum Feuer; da verhängt ſie, daß ſie ihre Söhne töten, ihre Gatten

verbrennen, ihre Brüder des Lebens beraubt ſehen müſſen, ihre Kinder zu Waiſen gemacht, ihre Wittwen vermehrt, die Reichen verarmt, die Mächtigen heruntergebracht, Edelgeborne in Straßenräuber verwandelt, zurückgezogene und keuſche Frauen ſchandbare und ſchimpfliche Stätten bevölkern aus Armut und Verlaſſenheit, die ſie über ſie bringt. Sie hat eine große Zahl verbrannt, nicht Einzelne, ſondern je dreißig und dreißig, je fünfzig und fünfzig zuſammen. Und nicht genug, dieſelben verbrannt und vertilgt zu haben, bringt ſie das chriſtliche Volk dahin, daß es ſich deſſen rühmt und ſich freut, meine Glieder (die Söhne Jakob's) auf dem Scheiterhaufen verbrennen zu ſehen, den es mit auf dem Rücken weit herbeigeſchleppten Holzſtücken anſchürt und anzündet. Die widerwillig Getauften ſchleichen umher voll von Furcht vor dieſem wilden Tiere (der Inquiſition), daß ſie auf den Straßen ihre Augen überall hinwenden, ob es ſie nicht ergreift. Mit unſicherem Herzen gehen ſie umher, zitternd wie ein Blatt vom Baume. Mit Angſt bringen ſie den Biſſen in den Mund an ihrem Tiſche, und die Stunde, welche für alle Weſen Ruhe bringt, beunruhigt und erſchreckt ſie noch mehr. Die Freuden und Feſte der Hochzeiten und Geburten verwandeln ſich ihnen in Trauer und Seelenunruhe. Endlich läßt ſie jeder Augenblick tauſend tötliche Übel koſten."

Iſt dieſe Schilderung übertrieben? Hat vielleicht die Phantaſie des Dichters geringe Leiden zu Märtyrerſchmerzen vergrößert? Ein Kardinalskollegium, welches das Verfahren der portugieſiſchen Inquiſition gegen die Marranen offiziell zu unterſuchen hatte, beſtätigte dieſe Schilderung Wort für Wort urkundlich. Wenn ein Scheinchriſt angeklagt wird — manchmal durch falſche Zeugniſſe — ſo ſchleppen ihn die Inquiſitoren in ein finſteres Loch, wo ihm nicht geſtattet wird, Himmel und Erde zu ſehen, und am wenigſten mit den Seinigen zu ſprechen, daß ſie ihm beiſtehen könnten. Sie beſchuldigen ihn auf dunkle Zeugniſſe hin und geben ihm weder Ort noch Zeit an, in denen er das, weſſen er angeklagt wird, begangen haben ſollte. Später geben ſie ihm einen Sachwalter, der öfter, anſtatt ihn zu verteidigen, ihm zum Gang nach dem Scheiterhaufen verhilft. Geſteht ein Unglücklicher ein, wahrhaft gläubiger Chriſt zu ſein, und leugnet feſt die ihm zur Laſt gelegten Vergehungen, ſo verdammen ſie ihn zu den Flammen und konfiszieren ſeine Güter. Wenn er beichtet, dieſe

oder jene Handlung gethan zu haben, aber ohne Absicht, so behandeln sie ihn auf dieselbe Weise unter dem Vorwande, daß er hartnäckig seine bösen Absichten verleugne. Trifft es sich, daß er offen das Angeschuldigte eingesteht, so bringen sie ihn in die äußerste Dürftigkeit und verdammen ihn zu ewiger Kerkernacht. Und das nennen sie gegen den Schuldigen mit Barmherzigkeit und christlicher Milde verfahren! Selbst der, dem es gelingt, seine Unschuld sonnenklar zu beweisen, wird zu einer Geldstrafe verurteilt, damit man nicht sage, sie hätten ihn ohne Grund verhaftet. Die in Gewahrsam gehaltenen Angeklagten werden durch allerlei Marterwerkzeuge gepeinigt, die ihnen aufgebürdeten Anschuldigungen zu gestehen. Viele von ihnen sterben im Kerker, und die in Freiheit Gesetzten bleiben, sie und die Ihrigen, mit der Brandmarke ewiger Schande entehrt."

Je ernster und blutiger die Inquisition verfuhr, desto mehr klammerten sich die portugiesischen Scheinchristen an den letzten Hoffnungsanker, der ihnen noch geblieben war, an den Papst und ihre andern Gönner. Sie hatten einen neuen Vertreter und Sachwalter gefunden, der ehrlicher und nachdrücklicher für sie thätig zu sein verhieß. Der Kampf zwischen dem portugiesischen Hofe und dem apostolischen Stuhle entbrannte daher von Neuem. Es war ein Kampf auf Tod und Leben nicht der Ringer, sondern der Unglücklichen, welche bei aller Selbstüberwindung sich mit dem Christentum nicht befreunden und versöhnen konnten, und doch nicht den Mut hatten, Opfer für das Judentum zu bringen, weder von ihrer Überzeugung, noch von ihrem Mammon und ihrer Stellung lassen mochten. Um den Papst oder doch seine Umgebung gegen die Marranen einzunehmen, ließ der Infant und Großinquisitor Henrique ein Sündenregister der Neuchristen zusammenstellen und übersandte es nach Rom (Febr. 1542).

Auch die Marranen ließen, um ihren Gegnern in Rom und allerwärts die Waffen zu entwinden und die verlogenen Angaben und Berichte des portugiesischen Hofes ein- für allemal und gründlich zu widerlegen, eine umfangreiche Denkschrift ausarbeiten (1544). worin sie ihr trübes Geschick von der Zeit der Könige João II und Manoel, die sie durch Elend aller Art zum Christentum gebracht, bis auf die jüngste Zeit durch Urkunden belegten und auseinandersetzten — ein ewiges Schanddenkmal für jene Zeit.

Indeſſen führten dieſe gegenſeitigen Anklagen nicht zum Ziele. Paul III. war gelähmt. So ſehr er auch einen Schauder vor den Grauſamkeiten der portugieſiſchen Inquiſition empfunden haben mag, ſo ſehr er auch die bedeutenden Summen brauchte, welche die Marranen ſpendeten, um ſeine Politik in Italien und ſeinen Krieg gegen die Proteſtanten durchzuſetzen, ſo durfte er doch nicht allzu ſchroff gegen den Hof von Liſſabon auftreten. Er lag ſelbſt in den Banden der katholiſchen Fanatiker. Um die proteſtantiſchen Ketzer zu bekämpfen und das Anſehen des Papſttums wieder zu heben, hatte er den Orden der Jeſuiten beſtätigt (1540), welcher das Loſungswort der kämpfenden Kirche auf ſeine Fahne ſchrieb. Er hatte die von dem fanatiſchen Pietro Caraffa in Vorſchlag gebrachte Einführung der Inquiſition gegen Ketzer in Rom gutgeheißen (1542): Loyola und Caraffa waren die Herren in Rom, der Papſt nur ihr Werkzeug. Zudem ſollte das tridentiniſche Konzil zu ſtande kommen, um die Glaubensnorm feſtzuſtellen, wodurch die Proteſtanten zur Ohnmacht gebracht werden ſollten. Dazu brauchte Paul III. fanatiſch eifrige Mitglieder, um den Lauen die Stange zu halten. Solche Konzilsmitglieder konnte nur Spanien und Portugal ſtellen. In Portugal fanden die Jeſuiten die freundlichſte Aufnahme. So war denn der Papſt gezwungen, milde gegen den portugieſiſchen Hof aufzutreten und ſich aufs Bitten zu verlegen, wo er befehlen ſollte.

Portugal ſandte einen ſeines fanatiſchen Königs würdigen Vertreter zum Konzil von Trient, den Biſchof Balthaſar Limpo, welcher ſich herausnehmen durfte, gegen den Papſt eine Sprache zu führen, die ihm hätte klar machen können, daß er nicht mehr Herr im eigenen Hauſe war. Er verlangte ungeſtüm von Paul III., daß er endlich die Inquiſition gegen die rückfälligen Neuchriſten gut heißen möge, und rügte deſſen Parteinahme für ſie. Er bemerkt ganz richtig: „Als Chriſten und unter chriſtlichem Namen verlaſſen ſie heimlich Portugal und nehmen ihre Kinder mit, welche von ihnen ſelbſt zur Taufe geführt ſind. Kommen ſie nach Italien, geben ſie ſich für Juden aus, leben nach jüdiſchen Satzungen und laſſen ihre Kinder beſchneiden. Das geſchieht unter den Augen des Papſtes und der Kurie, in den Mauern Roms und Bologna's. Das geſchieht, weil Se. Heiligkeit den Ketzern ein Privilegium gegeben hat, daß Niemand ſie in Ancona des Glaubens wegen be-

unruhigen darf. Unter ſolchen Umſtänden iſt es unmöglich, daß der König ihnen freien Abzug aus dem Lande geſtatten ſollte. Verlangt es Se. Heiligkeit etwa, damit die Auswanderer ſich als Juden in ſeinen Staaten niederlaſſen, und die Kurie dergeſtalt Vorteile von ihnen ziehen könnte? Statt die Errichtung der Inquiſition in Portugal zu verhindern, wäre es längſt die Pflicht Sr. Heiligkeit geweſen, ſie in der eigenen Herrſchaft einzuführen". Auf eine ſolche Standrede hätte der Papſt nur antworten können, wenn er ein reines Gewiſſen gehabt und das Chriſtentum thatſächlich als Religion der Milde und Menſchlichkeit gepredigt hätte. Da er aber den wahnbethörten Fanatismus brauchte, um den Proteſtantismus hartnäckig zu bekämpfen, und beim Ausbruch des Krieges gegen dieſen die mörderiſche Kreuzesbulle erließ, worin den Katholiken im Namen des Statthalters Chriſti zugerufen wurde: „ſchlaget die Proteſtanten tot!", ſo mußte er einem Limpo gegenüber verſtummen. Er war in den eigenen Schlingen gefangen. Eins noch wollte Paul III. retten, die freie Auswanderung der Marranen aus Portugal; unter dieſer Bedingung wollte er dem portugieſiſchen Hofe alles nachgeben. Die Neuchriſten, welche das Land verlaſſen wollten, ſollten nur eine Bürgſchaft ſtellen, daß ſie nicht in das Gebiet der Ungläubigen nach Afrika oder der Türkei auswandern würden. Auch darauf gab der Biſchof Limpo eine ſchlagende Entgegnung. „Iſt etwa ein Unterſchied, ob dieſe Ketzer ſich unter die Herrſchaft der Ungläubigen oder nach Italien begeben? Sie laſſen ſich in Ancona, Ferrara oder Venedig beſchneiden und gehen von da nach der Türkei. Sie beſitzen ja päpſtliche Privilegien, ſo daß Niemand ſie fragen darf, ob ſie vielleicht Juden ſind! Erkennungszeichen tragen ſie nicht, und ſo können ſie frank und frei gehen, wohin ſie wollen, ihre Ceremonien beobachten, die Synagogen beſuchen. O, wie viele von denen beſuchen dieſe nicht jetzt ſchon, die in Portugal in ihrer Jugend getauft, zum Tode verurteilt, oder in effigie verbrannt ſind! Räumt man ihnen die freie Auswanderung ein, ſo brauchen ſie nur den Fuß in das Land der Ungläubigen zu ſetzen, und können ſich offen zum Judentum bekennen. Nie wird der König einen ſolchen Zuſtand dulden, kein Theologe, was ſage ich, kein einfacher Chriſt kann ihm dazu raten. Statt daß Se. Heiligkeit ſich bemüht, die geheimen Juden in Sicherheit zu bringen, möge er lieber die Inquiſitionstribunale in ſeinen Staaten vermehren und

nicht bloß die lutheriſchen Ketzer, ſondern ebenſogut die jüdiſchen beſtrafen, welche in Italien Schutz und Zuflucht ſuchen.“

Paul III. war noch durch einen andern Umſtand zur Nachgiebigkeit gezwungen. Durch ſeinen Sieg über die Proteſtanten (April 1547), wollte ſich Karl V. zum Herrn über das Papſttum machen nnd eine Kirchenordnung eingeführt wiſſen, welche auch den Proteſtanten zuſagen ſollte. Dies war aber eine Kriegserklärung gegen den Papſt. Dadurch mußte er mit dem Kaiſer brechen, und um nicht ganz vereinzelt dieſem Mächtigen gegenüber zu ſtehen, Portugal, ſo wie die katholiſchen Mittelſtaaten für ſich gewinnen. Um Portugal zu verſöhnen, ſandte er einen beſonderen Kommiſſárius mit Bullen und Breven verſehen dahin, worin er die Inquiſition halb und halb beſtätigte, die Ausſchlaggebenden Kardinäle waren dafür von portugieſiſchen Hofe gewonnen worden — aber mit Milde geübt wiſſen wollte. Vor allem ſollten die der Ketzerei und des ſogenannten Rückfalls angeklagten Neuchriſten für den Augenblick nicht verurteilt, ſondern erſt in Zukunft verantwortlich gemacht werden. Auch dann ſollten die erſten zehn Jahre die Güter der Rückfälligen nicht angetaſtet werden, ſondern ihren Erben verbleiben. In der Beſchränkung der Auswanderung der Marranen, woran dem portugieſiſchen Hofe ſehr viel lag, hatte Paul III. nachgegeben.

Infolge der den Neuchriſten vom Papſte erteilten allgemeinen Abſolution wurden die Kerker der Inquiſition geöffnet und achtzehn Hundert Marranen in Freiheit geſetzt (Juli 1548). Bald darauf wurden ſämtliche Marranen zuſammen berufen und mußten ihr Judaiſieren abſchwören. Erſt von dieſem Augenblicke an wurden ſie als volle Chriſten angeſehen und ſollten bei etwaiger Übertretung als Ketzer beſtraft werden.

Der Papſt hatte aber in einem Breve dem König ans Herz gelegt, daß die Tribunale auch gegen ſolche in Zukunft mit Milde verfahren ſollten, da ſie doch nur aus Gewohnheit jüdiſche Gebräuche beobachteten. So hatte dieſer Papſt bis zu ſeinem Lebensende die Marranen in Schutz genommen. Nichtsdeſtoweniger fielen ſie dem tragiſchen Geſchicke zum Opfer. Es war vergebliche Mühe, ſie zu guten Chriſten zu machen. Der portugieſiſche Hof konnte ſich aber der Inquiſition nicht ſo erfreuen wie der ſpaniſche. Denn in Portugal wurden die Neuchriſten trotz ihres Bekenntniſſes immer noch nicht

als echte Christen angesehen, auf welche die Strafe der Ketzerei von der Inquisition kanonisch-gesetzlich anwendbar wäre. Nach Paul's Tod (Nov. 1549) wurde noch Julius III. angegangen, den Marranen Absolution zu erteilen. Selbst die folgenden Päpste, welche die reaktionäre und verfolgungssüchtige Strömung begünstigten und förderten, haben die Inquisition für die portugiesischen Neuchristen mehr als vollendete Thatsache, denn als gesetzliche Institution bestehen lassen. Darum hat noch ein halbes Jahrhundert später ein Papst (Clemens VIII.) die Justizmörderei der Inquisition gemißbilligt und abermals eine allgemeine Amnestie für die verurteilten Marranen erlassen.

Drittes Kapitel.

Die Marranen und die Päpste.

(1548—1566.)

Jeder neu aufsteigende Qualm von Scheiterhaufen in Spanien und Portugal trieb einzelne oder ganze Gruppen Marranen nach den fernen Osten, nach der Türkei, außerhalb der Schußweite des Kreuzes; denn auch in Italien fühlten sie sich nicht mehr sicher, seitdem auch die besseren Päpste gegen ihre bessere Überzeugung sich die Inquisition hatten bringen lassen. Die Türkei bildete daher immer mehr eine jüdische Welt im Kleinen, in die selbst die despotische Regierung der Sultane keine Eingriffe erlaubte, so sehr auch die Einzelnen der Willkür ausgesetzt waren. Hier wie in Palästina, wo sie sich durch Massenhaftigkeit und Wohlstand gehoben fühlten, durften sie Träumen nachhängen, eine gewisse Selbständigkeit zu gründen, eine religiös-nationale Einheit zu erstreben und messianische Schwärmereien zu verwirklichen. Salomo Molcho's, des Märtyrers von Mantua, Auftreten ging nämlich nicht ganz spurlos vorüber, hinterließ vielmehr einen Nachhall. In Safet, der größten Gemeinde Palästinas, wo er längere Zeit geweilt, Verbindungen angeknüpft und Hoffnungen erweckt hatte, rechnete man nach seinem Tode noch immer auf Erfüllung seiner messianischen Verkündigungen. Der Ablauf der runden Zahl 5300 seit Erschaffung der Welt (1540) schien ein geeignetes messianisches Jahr zu sein. Aber die Messiaszeit, so dachte man damals, könne

nicht urplötzlich eintreten; es müſſen vielmehr dazu von Seiten der Iſraeliten Vorbereitungen getroffen werden. Maimuni, die gewichtigſte Autorität, hatte gelehrt: daß der meſſianiſchen Zeit die Einſetzung eines allgemein anerkannten jüdiſchen Gerichtshofes, eines Synhedrin, vorangehen werde oder müſſe. Allgemein wurde daher das Bedürfnis gefühlt, autoriſierte und ordinierte ſynhedriale Richter, wie ſie zur Zeit des Tempelbeſtandes und des Talmud in Paläſtina vorhanden und anerkannt waren, zu beſitzen, und überhaupt die ſo lange vermißte Ordination von Richtern wiederum einzuführen. Von Seiten des türkiſchen Staats war kein Hindernis vorauszuſehen. Die Rabbinen hatten hier ohnehin eine eigene bürgerliche und ſelbſt peinliche Gerichtsbarkeit. Nur waren die von den Gemeinden angeſtellten Rabbinen, die zugleich Richter waren, ohne berechtigte, in der talmudiſchen Lehre begründete Befugnis. Sie fanden Gehorſam, aber auch Widerſpruch. Ihr Anſehen beruhte auf Herkommen und nicht auf dem Boden des talmudiſchen Judentums. Eine Einheit der Geſetzgebung und Geſetzauslegung war nicht möglich, ſo lange jeder Rabbiner in ſeiner Gemeinde ſelbſtändig war und keine höhere Autorität anzuerkennen brauchte. Es war daher ein Zeitbedürfnis, eine Art religiöſen Hohen-Rathes zu ſchaffen. Und wo anders als in Paläſtina? Nur die heiligen Erinnerungen dieſes Landes vermöchten einem Kollegium von Rabbinen die Würde eines Synhedrin zu verleihen. Nur von Zion durfte die Lehre (welche allgemeine Anerkennung finden ſollte) ausgehen und das Wort Gottes nur von Jeruſalem.

Viele hatten von der Notwendigkeit geſprochen, die Ordination von Richter-Rabbinen mit einer höheren Autorität wieder einzuführen, aber nur einer hatte die Thatkraft, Ernſt damit zu machen. Das war der ſcharfſinnige, aber querköpfige und darum auch kühne Jakob Berab. Nach vielen Wanderungen und Ortswechſel von Ägypten, Jeruſalem, Damaskus hatte ſich Berab im Alter in Safet angeſiedelt. Er war vermögend und genoß durch Reichtum und Geiſt ganz beſondere Auszeichnung. Er faßte den Plan, der meſſianiſchen Gefühlszerfloſſenheit einen feſten Punkt zu geben. Berab hatte wohl dabei einen löblichen Zweck im Auge, aber auch ein wenig Ehrgeiz ſpielte in den Plan hinein, als erſte Autorität, ja gewiſſermaßen als Synhedrialpräſident in Paläſtina, dadurch auch ſelbſtverſtändlich im ganzen Morgenlande (und warum

nicht gar in der Gesamtjudenheit?) anerkannt zu werden. Aber der erste Schritt war schwer. Nur Ordinierte können gesetzlich weiter ordinieren, aber solche gab es schon lange nicht. Glücklicherweise bot ein anderer Ausspruch Maimuni's einen Anhaltspunkt dafür, nämlich: Wenn die Weisen (Rabbiner) in Palästina übereinstimmen, Einen aus ihrer Mitte zu ordinieren, so hätten sie das Recht dazu, und der solchergestallt Ordinierte könnte zugleich die Befugnis auf andere übertragen. Nun zählte damals keine palästinische Gemeinde neben Safet, welches durch zahlreiche Einwanderer zu mehr denn 1000 jüdischen Familien angewachsen war. Safet oder vielmehr die Talmudkundigen dieser Stadt hatten es demnach in Händen, insofern sie nur einig darüber waren, die Synhedrialwürde wiederherzustellen, selbst im Widerspruche mit Kollegen anderer Gemeinden, weil die Safetenser eben die Mehrzahl bildeten. Die fungierenden und nicht fungierenden Rabbinen Safets, Männer ohne Rang und Namen, hatten eine zu große Hochachtung vor Berab's Geist, talmudischer Gelehrsamkeit und Reichtum, als daß sie Widerspruch dagegen hätten erheben oder ihm Hindernisse in den Weg legen sollen. Er brauchte bloß zu winken, und sofort traten fünfundzwanzig Männer zusammen, um ihm die Würde eines ordinierten Richterrabbiners zu erteilen. Damit war der erste Schritt geschehen und der erste Kristallpunkt zu einem neuen Synhedrin angesetzt (1538). Es hing nur von Jakob Berab ab, so viele Kollegen, als ihm beliebte, weiter zu ordinieren. In einem Vortrage setzte Berab die Gesetzlichkeit des Schrittes nach talmudischen Prinzipien auseinander und widerlegte alle möglichen Einwürfe dagegen. Palästinensische Talmudkundige in den übrigen Gemeinden gaben nach einander ihre Zustimmung zu dieser Neuerung zu erkennen. Dadurch glaubten Berab und seine Anhänger, die erste Vorbereitung zur Ankunft der messianischen Zeit getroffen zu haben. In der That hätte die erneute Ordination, wenn auch nicht die messianische Zeit herbeiführen, so doch einen Kern zur Einheit des Judentums bilden können. Ein wiederhergestelltes Synhedrin im heiligen Lande hätte einen mächtigen Klang auch in Europa gehabt, einen besondern Reiz ausgeübt und noch mehr Einwanderer angezogen. Die Quälereien der Juden in Italien und Deutschland, der Vernichtungskrieg gegen die Marranen in Spanien und Portugal, die Sucht nach dem Exzentrischen und Außerordentlichen in dieser

Zeit, die mächtig angeregte messianische Sehnsucht, alles das wäre Anregung genug gewesen, gebildete und reiche Juden aus dem Abendlande nach dem Morgenlande zu locken. Mit Hilfe der mitgebrachten Kapitalien und auf Grund der synhedrialen Autorität hätte sich ein jüdisches Gemeinwesen mit staatlichem Charakter organisieren können. Berab wäre die geeignete, rechte Persönlichkeit gewesen, einen so großen Plan mit Beharrlichkeit, ja mit Eigensinn in's Werk zu setzen.

Es stellten sich aber alsogleich Schwierigkeiten ein. Es war vorauszusehen, daß die Gemeinde von Jerusalem und ihre Vertreter, sich verletzt fühlen würden, bei einem so folgenreichen Akte übergangen zu werden, und die ganze Anordnung als nichtig erklären könnten. Gebührte doch der heiligen Stadt die erste Stimme in einer so wichtigen Angelegenheit für das heilige Land und für ganz Israel! Jakob Berab sah das wohl ein und beeilte sich, den ersten Gebrauch, den er von seiner erhöhten Würde machte, die Ordination auf das damalige Oberhaupt des Jerusalemer Rabbinatskollegiums zu übertragen, auf Levi Ben-Jakob Chabib, aus Zamora gebürtig, ungefähr gleichen Alters mit ihm. Zur Zeit der Zwangstaufe unter dem König Manoel war er als Jüngling Scheinchrist geworden, hatte einen christlichen Namen geführt, das Kreuz geschlagen und andere Ceremonien des katholischen Kultus mit Verzweiflung in der Seele mitgemacht. Er hatte die erste günstige Gelegenheit benutzt, um aus Portugal zu fliehen, das Scheinchristentum von sich zu schleudern und Sicherheit in der Türkei zu suchen. Zuletzt hatte er sich nach Jerusalem begeben. Hier wurde er vermöge seiner umfassenden Talmudgelehrsamkeit, die zwar mehr in die Breite als in die Tiefe ging, als Rabbiner die erste Person in der Gemeinde. Er hatte sich auch um ihr leibliches und geistiges Wohl verdient gemacht und besonders der Zerfahrenheit gesteuert, in welche sie durch Zuzügler aus verschiedenen Ländern, die sich nicht gern der Zucht und Ordnung unterwerfen mochten, von neuem zu geraten drohte. Levi b. Chabib besaß auch einige Kenntnis von Mathematik, Astronomie und Kalenderwesen. Zwischen ihm und Jakob Berab, mit dem er eine Zeit lang in Jerusalem zusammenlebte, bestand aber kein freundliches Verhältnis.

Nun war an Ben-Chabib als ersten Rabbiner von Jerusalem, die Aufforderung ergangen, die Wahl des Jakob Berab zum ersten gesetzlich ordinierten Richter-Rabbiner, zum Synhedristen anzuerkennen und durch seine Zustimmung gut zu heißen. Jerusalem wurde dadurch gegen Safet und er selbst gegen Berab zu einer untergeordneten Stellung herabgedrückt. Es war allerdings eine Verletzung in Wesen und Form; denn Berab hatte es nicht einmal der Mühe wert gehalten, die Zustimmung des Jerusalemer Kollegiums vorher nachzusuchen, sondern hatte seine Neuerung von oben herab dekretiert: Er ernenne vermöge der ihm erteilten Würde Levi b. Chabib zum ordinierenden Richter. Er hatte auch dabei zu verstehen gegeben: daß ein Widerspruch von Jerusalem ihn wenig stören würde, da ein solcher nur als der von einer Minderheit gegen die Safetaner Mehrheit angesehen werden würde. Der Augenblick, als ein wichtiger Schritt zur Zusammenschließung des Judentums gethan werden sollte, fand Levi b. Chabib, dessen Stimme jedenfalls gewichtigt war, nicht groß genug. Er unterlag der Empfindlichkeit und vergaß schnell, daß es auch früher sein Wunsch gewesen war, die Ordination von Richter-Rabbinern wieder zu erneuern.

An Gründen gegen die Erneuerung der Ordination und eines Synhedrin konnte es in den talmudischen und rabbinischen Gesetzen nicht fehlen. Es herrscht darin ein so verwirrendes Meinungsgewimmel, daß für jede Sache das Für und Wider geltend gemacht werden konnte. Und wann hätte es überhaupt dem bösen Willen oder der verletzten Eitelkeit an Scheingründen gefehlt, einen unangenehmen Schritt zu verdächtigen und zu verkleinern? Berab und seine kopfnickenden Wähler hatten ohnehin eine Handhabe zur Verdächtigung der Ordination gegeben. Das rabbinische Judentum ist so durch und durch praktisch, daß es für romantische Schwärmerei und Gefühlsverschwommenheit keinen Boden bietet. Die Safetaner durften also nicht ihren Herzenswunsch als Grund zur Einführung der Ordination geltend machen: daß dadurch die messianische Zeit gefördert würde. Das hätte in den Ohren der Rabbinen, so voll auch ihre Brust von der Messiashoffnung war, als gar zu abenteuerlich und lächerlich geklungen. Andere beifällige Gründe gab es zur Zeit nicht. Das Fest-Kalender-Wesen, das früher von einen ordinierten Kollegium geordnet zu werden pflegte, war seit einem

Jahrtauſend feſtgeſtellt, und es durfte daran nicht gerüttelt werden Andere Fälle, für welche im Talmud ordinierte Richter gefordert werden, wie etwa zur Verurteilung eines Mädchenſchänders, kamen gar zu ſelten vor, als daß daraus die Notwendigkeit der Ordination hätte hergeleitet werden können. Daher hatten die Safetaner einen Grund geltend gemacht, der praktiſch und zeitgemäß ſcheinen ſollte, aber doch weit hergeholt war. Es trafen Marranen in Paläſtina ein, welche während des Scheinchriſtentums Todſünden nach talmudiſcher Lehre zu begehen gezwungen waren. Dieſe bereuten zerknirſcht ihr Vergehen und lechzten nach innerer Sühne und Sündenvergebung — ſie hatten mit der Maske des Chriſtentums nicht das katholiſche Prinzip abgelegt von der Äußerlichkeit der Buße. — Eine ſolche Sündenvergebung könne ihnen aber erſt voll gewährt werden (das machte Berab geltend), wenn die geſetzlich vorgeſchriebene Geißelſtrafe (39 Streiche) an ihnen vollzogen würde; dieſe Strafe vermöge aber nur ein geſetzmäßig ordiniertes Kollegium zu verhängen. Darin läge alſo die Notwendigkeit für die Ordination. Es wurde Levi Ben-Chabib nicht ſchwer, wenn er einmal ſeine Antipathie gegen den Urheber der Anordnung auf deſſen Werk übertragen wollte, dieſen Grund als nicht ſtichhaltig genug zu erſchüttern. Aber er begnügte ſich nicht damit, ſondern brachte auch allerlei Sophiſtereien vor. Dieſer Widerſpruch von Jeruſalem aus, von ſeiten des Levi Ben-Chabib, den Jakob Berab nicht in dem Maße erwartete, da er ihm nicht ſo viel Mut oder mehr Selbſtverleugnung zugetraut hatte, erbitterte ihn in hohem Grade. Es war ihm um ſo peinlicher, als dieſer Widerſpruch geeignet war, das ganze Unternehmen ſcheitern zu laſſen. Denn wie ſollte er es der aſiatiſchen, europäiſchen und afrikaniſchen Judenheit annehmbar und es zum Angelpunkte einer Reorganiſation machen, wenn die Hauptgemeinde Paläſtina's, wenn Jeruſalem, die heilige Stadt, es verwarf? Dazu kam noch, daß in dieſer Zeit ſein Leben in Safet gefährdet war, wahrſcheinlich durch Denunziation bei den türkiſchen Behörden, welche irgend eine Gelegenheit benutzen wollten, ſich ſeines Vermögens zu bemächtigen. Berab war genötigt, für den Augenblick Paläſtina zu verlaſſen. Um die Ordination nicht alsbald fallen zu laſſen, erteilte er vier Talmudkundigen die Weihe, ähnlich wie es einſt in der hadrianiſchen Zeit Juda Ben-Baba gemacht hatte. Dieſe vier hatte er aber nicht aus den ältern Rabbinen

ausgewählt, ſondern aus jüngern. Darunter war Joſeph Karo, der Schwärmer für Salomo Molcho und deſſen kabbaliſtiſches Meſſiastum, der mit ganzer Seele für die Ordination eingenommen war. Solche Bevorzugung jüngerer, gefügiger, wenn auch begabter Männer machte in Jeruſalem noch mehr böſes Blut. In den darüber gewechſelten Zuſchriften, die für das Publikum berechnet waren, verbitterten ſich beide Rabbinergrößen Paläſtina's immer mehr gegen einander in einer ſo verletzenden Art, daß ſie ſelbſt durch die leidenſchaftliche Erregung nicht entſchuldigt werden kann. Gegen die tadelnde Bemerkung des Levi Ben-Chabib: Ein geweihter Ordinierte müſſe nicht bloß gelehrt, ſondern auch heilig ſein, hatte Jakob Berab eine boshafte Anſpielung auf deſſen Scheinchriſtentum gemacht: „Ich habe meinen Namen nie gewechſelt, ich bin in Not und Verzweiflung ſtets in Gottes Wegen gewandelt!“ Er warf Levi Ben-Chabib auch vor, daß noch immer etwas von den chriſtlichen Dogmen an ihm kleben geblieben ſei. Das traf den Gegner ins Herz. Dieſer geſtand zu, daß man zur Zeit der Zwangstaufen in Portugal ſeinen Namen geändert, ihn zum Chriſten gemacht, und er nicht imſtande war, für die angeſtammte Religion zu ſterben. Er entſchuldigte ſich mit ſeiner Jugend, er ſei kaum ein Jahr im Scheinchriſtentum geblieben, und hoffe, daß der Thränenſtrom, den er bisher darüber vergoſſen und noch immer vergieße, ſeinen Sündenfleck vor Gott ausgelöſcht haben werde. Nach dieſer Zerknirſchung kannte Ben-Chabib's Heftigkeit gegen Berab keine Grenzen mehr. Er ſchleuderte ihm die gröbſten Beleidigungen zu und erklärte, ihn nimmermehr von Angeſicht zu Angeſicht ſehen zu wollen. Durch dieſe maßlole Heftigkeit des Hauptrabbiners von Jeruſalem und durch den gleich darauf erfolgten Tod Berab's (Januar 1541), zerfiel die Einrichtung der Ordination. Nur Joſeph Caro, einer der von demſelben Ordinierten, gab ſie noch nicht auf.

Dieſe Perſönlichkeit, welche ſpäter ſo tief in die jüdiſche Geſchichte eingegriffen hat (geb. 1488, geſt. 1575), war als Kind mit ſeinen Eltern aus Spanien vertrieben worden, hatte frühzeitig die herbe Leidensſchule kennen gelernt und war nach langer Wanderung in Nikopolis in der europäiſchen Türkei angekommen. Hier verlegte er ſich auf einen ſonſt vernachläſſigten Zweig des Talmud. Er vertiefte ſich ſo ſehr in den Miſchna-Text, daß er

ihn auswendig kannte. Von Nikopolis nach Adrianopel übergesiedelt, wurde er dort wegen seiner erstaunlichen Talmudgelehrsamkeit bereits als respektable Persönlichkeit angesehen und bildete Schüler aus. In den dreißiger Jahren unternahm er ein Riesenwerk, den Religions- und Ritual-Kodex des Jakob Ascheri zu kommentieren, mit Belegstellen zu versehen und zu berichtigen, ein Werk, woran er zwanzig Jahre seines Lebens wendete (1522 — 1542), und zu dessen nochmaliger Revision er noch zwölf Jahre brauchte (1542 — 1554). In diese seine trockene Beschäftigung, wobei seine Phantasie müßig blieb, hatte Salomo Molcho's Erscheinen einen Wechsel gebracht. Der junge Schwärmer aus Portugal hatte einen so überwältigenden Eindruck auf ihn gemacht, daß er sich von ihm in die sinnverwirrende Kabbala einweihen ließ und dessen messianische Träume teilte. Seit dieser Zeit war seine Geistesthätigkeit zwischen der trockenen rabbinischen Gelehrsamkeit und der phantastischen Kabbala geteilt. Er stand mit Molcho während dessen Aufenthalts in Palästina in Briefwechsel und machte Pläne, ebenfalls dahin auszuwandern. Er bereitete sich wie Molcho auf einen Märtyrertod vor, daß er „als heiliges Ganzopfer auf dem Altar des Herrn verbrannt werden werde", und hatte wie dieser phantastische Träume und Visionen, die ihm, wie er glaubte, durch Eingebung eines höheren Wesens zugekommen waren. Dieses höhere Wesen (Maggid) sei aber nicht ein Engel oder eine phantastische Stimme, sondern — drollig genug — die personifizierte Mischna gewesen, die sich zu ihm herabgelassen und ihm namentlich in der Nacht Offenbarungen zugeflüstert, weil er sich ihrem Dienste geweiht habe. Solche Visionen, die er größtenteils niedergeschrieben, hatte Joseph Caro nicht in einer kurzen Zeit, sondern bis an sein Lebensende fast vierzig Jahre hindurch in gewissen Zwischenräumen. Sie sind später zum Teil veröffentlicht worden und machen einen betrübenden Eindruck wegen der Verheerung, welche die Kabbala in den Köpfen angerichtet hat. Das höhere Wesen oder die Mischna legte Karo die schwersten Kasteiungen auf. Hatte er sich irgend ein Vergehen zu Schulden kommen lassen, sich dem Schlafe zu sehr überlassen, sich zu spät zum Gebet eingefunden, oder das Studium der Mischna ein wenig vernachlässigt, so erschien die Mutter-Mischna und machte ihm zärtliche Vorwürfe. Es ist erstaunlich, was sie ihm alles offen-

bart hat. Die Verkündigungen waren keineswegs betrügerische Schwindeleien, sondern Eingebungen aufgeregter Phantasie in einer aufgeregten Zeit und wie sie im heißen üppigen Morgenlande häufiger vorkommen, als im kalten nüchternen Norden.

Joseph Caro war so voll von dem Gedanken, daß er berufen sei, eine Rolle in Palästina zu spielen und infolge derselben in der durch Salomo Molcho vorbereiteten messianischen Vorzeit als Märtyrer zu sterben, daß er Adrianopel verließ. Er traf in dem Kabbalistennest Safet ein mit einem Gesinnungsgenossen, Salomo Alkabez, einem geistlosen Schriftsteller, dessen Bewillkommnungslied für die Braut Sabbat (Lecha Dodi) berühmter geworden ist als der Dichter. Joseph Caro hatte die Freude, daß sich ein Teil seiner phantastischen Träume in Safet erfüllte; er erhielt von Berab die Weihen als Ordinierter, als künftiges Synhedrialmitglied. Nach dem Tode Berab's träumte er von nichts als von seiner einstigen Größe: er werde die Ordination in's Werk setzen, werde von den Weisen Palästina's und des Auslandes anerkannt werden, werde Fürst und Führer der Juden in Palästina, ja im ganzen türkischen Reiche werden, werde die besten Talmudjünger ausbilden, so daß nur die Jünger seiner Schule Anerkennung finden werden. Alle werden ihn als das heilige Bild (Diokna Kadischa) verehren, und er werde Wunder vollbringen. Er werde zwar gleich Molcho zur Heiligung des Gottesnamens den Märtyrertod sterben, aber bald darauf wieder die Auferstehung erleben und in das Messiasreich eingehen.

Alle diese Vorzüge und Vorrechte hoffte Joseph Caro durch ein Werk zu erringen, das in sich selbst die Einheit des Judentums erzielen und ihm ungeteilte Bewunderung einbringen sollte. Wenn er seinen gründlichen Kommentar zu Jakob Ascheri's Religionskodex vollendet, durch den Druck veröffentlicht, verbreitet und auf Grund desselben ein eignes umfassendes Religionsgesetzbuch ausgearbeitet haben würde, dann werde und müsse er als der Erste in Israel, als Fürst und Gesetzgeber anerkannt werden. Sein Schutzgeist hatte ihm zugeflüstert: Dann würden die höhern Welten selbst fragen: „Wer ist der Mann, an dem der König der Könige Wohlgefallen hat, das Oberhaupt von Palästina, der große Schriftsteller des heiligen Landes?“ Sein Kommentar, seine Erklärungen und Entscheidungen (Kodex, Schelchan Aruch) würde er ohne

Fehler veröffentlichen können. So bestimmten hingebende Frömmigkeit, Phantasterei und auch ein wenig Ehrgeiz den Mann, den letzten Religionskodex für die Gesamtjudenheit auszuarbeiten, der allen Schwankungen, Ungewißheiten und allen Widerspruch der Ansichten ein Ende machen sollte. Die von Salomo Molcho angeregte kabbalistisch-messianische Schwärmerei und die von Berab ausgegangene Ordination gönnten Caro keine Ruhe, die von jenen geahnten Zustände durch ein umfassendes Schriftwerk zu verwirklichen, wenigstens die Einheit im religiösen Leben zu vollführen. Aber auch diese Einheit sollte nicht zu Stande kommen. Ein junger Rabbiner in Krakau, Mose Isserlos, machte Glossen zu Caro's Codex und stellte entgegengesetzte Entscheidungen auf.

Während sich die Juden im Morgenlande einer gewissen Ruhe und Unabhängigkeit erfreuten, infolgedessen messianische Luftschlösser bauen konnten und daran arbeiteten, einen idealen Zustand, allerdings mit verkehrten Mitteln herbeizuführen, unterlagen die abendländischen Juden dem Drucke der stets frisch über sie verhängten Verfolgungen. Die alten Anklagen über ihre Gemeinschädlichkeit, ihren Kindermord, ihre feindselige Haltung gegen das Christentum, einige Zeit während der Reformationsbewegung verstummt, tauchten von Neuem auf. Die übereifrige kirchliche Richtung. welche sich innerhalb des Katholicismus um diese Zeit geltend machte, um sich gegen das immer mehr erstarkende Luthertum zu behaupten, wirkte auch auf die Juden zurück und brachte ihnen zunächst in katholischen Ländern neue Leiden. Zu den alten Anklagen kam noch eine neue hinzu, welche auch die Lutheraner gegen sie einnahm. Die lutherische und kalvinische Reformation, die bis nach England und Polen gedrungen war, hatte Vielen über Religion und Christentum die Augen geöffnet und sie zum Selbstdenken gebracht, Vieles als falsch, irrtümlich und lästerlich zu finden, was die Reformatoren selbst als wesentliche Bestandteile des Christentums ansahen. Die in die meisten europäischen Volkssprachen übersetzte Bibel gab denkenden Lesern an die Hand, sich selbst einen eigenen, von den Dogmen-Schmieden in Rom, Wittenberg und Genf abweichenden Lehrbegriff der Religion zu bilden. Beim Lesen der Bibel kam das alte Testament vor dem neuen, und beim Übergang von dem einen zum andern gewahrten so Manche, daß da Vieles nicht miteinander stimmt, daß die Lehre von der strengen Gottes-

einheit der Propheten im grellen Widerſpruch ſtehe zu der Dreifaltigkeitslehre der Kirchenväter. Außerdem hatte die Reformation den Anlauf genommen, neben der religiöſen Befreinng auch die politiſche Freiheit von dem eiſernen Joche der Fürſten anzubahnen, in deren Augen das Volk gar nicht zählte, ſondern nur gut für Steuerzahlen und Frohndienſt der Leibeigenſchaft war. Nun fiel es nicht Wenigen auf, daß die bibliſchen Schriften des Judentums alles Recht dem Volke zuſprechen und den Despotismus der Könige verdammen, während das evangeliſche Chriſtentum ein Volkstum gar nicht anerkennt, ſondern nur himmelnde Gläubige, denen es empfiehlt, den Nacken unter das Joch der Tyrannen zu beugen. Der Gegenſatz zwiſchen dem alten und neuen Teſtament: daß das eine nebſt einem gottesfürchtigen Leben thätige Tugenden lehrt, und das andere neben blindem Glauben leidende Tugenden verherrlicht, dieſer Gegenſatz wurde von den durch das rege Vertiefen in die Bibel geſchärften Augen nicht überſehen. Unter dem Gewimmel religiöſer Sekten, welche die Reformation in den erſten Jahrzehnten zu Tage gefördert hat, entſtanden auch einige, welche ſich dem Judentum mehr zuneigten und von den herrſchenden Parteien als Halbjuden, Judenzer gebrandmarkt wurden. Dieſe nahmen beſonders an der Dreieinigkeit Anſtoß und wollten Gott nur als ſtrenge Einheit gedacht wiſſen. Michael Servet, ein Aragonier, vielleicht von Marranen in Spanien belehrt, verfaßte eine Schrift über die „Irrtümer der Dreieinigkeit," die viel Aufſehen machte und ihm anhängliche Jünger zuführte; er wurde dafür von Calvin ſelbſt in Genf auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die Reformatoren hatten die fanatiſche Unduldſamkeit der katholiſchen Kirche beibehalten. Nichts deſtoweniger bildete ſich eine Sekte der Einheitslehre (Unitarier, Antitrinitarier), welche Jeſu Weſensgleichheit mit Gott verwarf. In England, wo der Katholizismus nur durch die Laune und Liebesbrunſt eines Tyrannen, Heinrich's VIII., geſtürzt worden war, fing jene religiös-politiſche Partei ſich zu bilden an, welche das altteſtamentliche Staatsweſen auf engliſche Verhältniſſe anpaſſen und verwirklichen wollte. Sie ſchien nur altteſtamentliche Vorbilder zu kennen und von den Betbrüdern und Betſchweſtern des neuen Teſtaments nichts wiſſen zu wollen. Manche feierten den Sabbat, als den von Gott eingeſetzten Ruhetag, allerdings bei verſchloſſenen Fenſtern. Einige exzentriſche

Christen faßten eine Art Vorliebe für die Juden als Nachkommen der Patriarchen, als Reste jenes Volkes, das Gott einst seiner Gnadenfülle gewürdigt, als Blutsverwandte der großen Propheten, die schon deswegen allein die höchste Achtung verdienten. Es erschien damals unter der Unzahl von Flugschriften auch eine, ein Dialog zwischen einem Juden und einem Christen, worin die Stützen für die christlichen Dogmen aus alttestamentlichen Schriftversen umgestoßen wurden. Solche Erscheinungen trugen dazu bei, die Juden auch im Kreise der Reformatoren mißliebig zu machen. Die Anhänger der neuen Kirche heuchelten gewissermaßen Judenhaß, um den Verdacht von sich abzuwenden, als wollten sie das Christentum untergraben und das Judentum an dessen Stelle setzen. Die Juden hatten also hüben und drüben Feinde uud mußten bald den Wahn aufgeben, daß der Katholizismus gestürzt und die neue Religion mit ihnen sympathisieren würde. Als die Bauern in Süddeutschland, Elsaß, Franken, auf die von Luther verkündete evangelische Freiheit allzu leichtgläubig vertrauend, das Joch ihrer sämtlichen Zwingherren abzuschütteln versucht hatten, kamen die wenigen Juden in Deutschland zwischen zwei Feuer. Von der einen Seite beschuldigte sie der Adel und die vornehmen Stände, daß sie die aufrührerischen Bauern und Bürger mit ihrem Gelde unterstützten und aufreizten, und von der andern Seite überfielen sie die Bauern als Bundesgenossen und Beförderer der Reichen und des Adels. Balthasar Hubmaier, jener fanatische Priester, welcher die Vertreibung der Juden aus Regensburg betrieben hatte, war Ratgeber der Schwarzwälder Bauernhaufen und wahrscheinlich Verfasser der zwölf schriftlichen Forderungen (Artikel), welche die Bauern aufgestellt hatten. Er war durch seinen Abfall vom Katholizismus nicht milder und als Anhänger der Wiedertäufer noch fanatischer geworden. Die Landschaft des Rheingaus stellte unter andern Forderungen auch die auf, es soll kein Jude im Rheingau wohnen oder hausen.

Die Juden in der Gegend, wo der Bauernkrieg wütete, waren auf sich selbst angewiesen, sie konnten weder vom Kaiser noch vom Adel, noch von der Bürgerschaft Schutz erwarten. Ein mit großem Mute, mit opferfreudiger Thätigkeit und Klugheit auftretender Mann wendete im Elsaß die drohende Gefahr von den dortigen Juden ab und erlangte von den Führern Schonung für die Juden

überhaupt. Dieser rühmenswerte Mann war Joselin (Joßelmann) Loans aus Roßheim (im Elsaß), geb. um 1478, gest. um 1555), Neffe des Leibarztes der Kaiser Friedrich und Maximilian, von welchem Reuchlin die ersten Elemente des Hebräischen erlernt hat. Der Leibarzt muß an seinem jungen Neffen so bedeutende Anlagen gefunden haben, daß er ihn dem Kaiser empfahl, als Sachwalter der deutschen Judenheit anerkannt zu werden, mit der Berechtigung für sie einzutreten und ihre geringen Privilegien, die er bestätigte, aufrecht zu erhalten. Joselin Roßheim, wie er gewöhnlich genannt wurde, mußte dem Kaiser den Eid der Treue leisten. Er wurde zugleich von den jüdischen Gemeinden als Oberer und Oberrabbiner anerkannt, und nannte sich oder wurde von vielen „Regierer oder Befehlshaber“ der Juden genannt. Auch Karl V. erkannte ihn als Vertreter der Judenheit an. Er erlangte auch von ihm die Bestätigung der Privilegien. So oft einer Gemeinde Gefahr drohte, eilte Joselin zum kaiserlichen Lager oder zu den einflußreichen Hofleuten, um sie abzuwenden. Er war unermüdlich, für das Wohl seiner Glaubensgenossen in Deutschland zu wirken. Während des Bauerkrieges hatte Joselin den Mut, sich in das Lager des 12000 oder 15000 zählenden wuterfüllten Schwarms zu begeben und erlangte von ihnen die Zusicherung, daß sie den Juden kein Leid zufügen würden.

Die Reformation hatte, wie jede weitwirkende Neugestaltung in der Geschichte, großes Elend in ihrem Gefolge, und von diesem hatten die Juden am empfindlichsten zu leiden. Man kann aus dieser Zeit ein Jahrbuch der Judenverfolgung anlegen und für fast jedes Jahr Ausweisung, Quälereien und Pein eintragen. Joselin von Roßheim, welcher bei jeder einer Gemeinde zugefügten Unbill zur Abhilfe angerufen wurde, hat den Leidensstand derselben Jahr für Jahr aufgezeichnet, und zwar aus den deutschen Landen, dessen er Zeuge war. Dieses martyrologische Verzeichnis ließe sich von Vorgängen in außerdeutschen Landen vermehren. Indessen hatte sich die Zeit für die Juden doch in so fern gebessert, daß nicht mehr, wie bisher, Morde in Masse vorkamen, sondern nur einfach und gemüthlich Ausweisungen, Hinausjagen ins Elend. Nur Anklagen wegen Kindermords hat die neue Zeit von der alten herübergenommen.

In einer kleinen mähriſchen Gemeinde Böſing (unweit Preßburg) wurde eine Anklage wegen Kindesmordes erhoben. Dadurch wurden 36 Juden jedes Geſchlechtes und Alters verbrannt und faſt ſämtliche Juden in Mähren in Gewahrſam gebracht (1529) Joſelin gelang es indeſſen, durch Beibringung von Urkunden von Päpſten und Kaiſern, daß dergleichen Anklagen keinen Glauben verdienen, von König Ferdinand die Befreiung der eingekerkerten Juden durchzuſetzen. Dann wurde eine Anklage erhoben (1530), daß die Juden im deutſchen Reiche Spionendienſt für die vordringenden Türken leiſten, und dieſe Anklage ſollte eine allgemeine Ausweiſung der Juden herbeiführen. Joſelin gelang es abermals den Kaiſer Karl und den König Ferdinand vermittelſt einer Schutzſchrift von der Nichtigkeit der Anklage zu überzeugen. Ähnliche Beſchuldigungen kamen in einer Gemeinde in Schleſien vor, wodurch der Vorſteher und andere zwei Männer verbrannt wurden.

Luther ſelbſt, der ſich bei ſeinem erſten Auftreten ſo warm der Juden angenommen hatte, wurde allmählich ihr bitterer Feind. Er hatte ſich der Täuſchung hingegeben, daß infolge des von ihm gelehrten reinen Glaubens die Juden in großen Maſſen ſich dazu bekennen würden. Da er ſie aber verſtockt fand, d. h. treu der Lehre ihrer Väter, ſo erwachte in ihm ſein mönchiſcher Fanatismus gegen ſie. Als der Herzog Johann der Weiſe von Sachſen wegen Vergehungen einiger jüdiſcher Wichte die Juden aus ſeinem Lande verjagen und es für alle Zeit ihnen verſchließen wollte (1537), war der unermüdliche Joſelin voll Eifers, dieſen Schlag von ſeinen Glaubensgenoſſen abzuwenden. Er ließ ſich Empfehlungsſchreiben geben von den zur Reformation bekehrten Geiſtlichen Wolf Capito an Luther und von dem Magiſtrat von Straßburg an den Herzog. Capito hatte Luther warm an's Herz gelegt, mit der evangeliſchen Milde und Feindesliebe ſich der Juden anzunehmen. Aber dieſer ließ nicht einmal Joſelin vor ſich kommen, ſondern fertigte ihn mit einer liebloſen Antwort ab: Obzwar er ſich für die Juden bei Fürſten und Herrn verwendet hat, haben dieſe ſich undankbar gezeigt, ſich nicht einmal zum Chriſtentum bekehren zu wollen. Darum ſollten ſie durch ſeine Wohlthat nicht noch mehr in ihrem Irrtum beſtärkt werden.

In Neapel, wo die Spanier herrſchten, arbeitete die ultrakatholiſche Partei ſchon lange daran, die Inquiſition gegen die dort

weilenden Marranen einzuführen. Als Karl V. von ſeinem Siegeszuge aus Afrika zurückkehrte, ging ſie ihn an, die Juden überhaupt aus Neapel zu vertreiben, weil die Marranen durch Verkehr mit denſelben in ihrem Unglauben nur beſtärkt würden. Aber die auch von den Spaniern hochgeachtete Donna Benvenida, die edle Gattin des Samuel Abrabanel, hatte den Kaiſer ſo eindringlich angefleht, den Ausweiſungsbefehl zurückzunehmen, und ihre junge Freundin, die Tochter des Vizekönigs, hatte das Geſuch ſo warm unterſtützt, daß er es ihnen nicht verſagen konnte. Möglich auch, daß das Vermögen des Abrabanel dabei mitgewirkt hatte. Aber einige Jahre ſpäter legte der Kaiſer den Juden ſo unerträglich harte Beſchränkungen auf, daß ſie das Land verließen. Dieſer freiwillige Abzug wurde in eine Ausweiſung verwandelt und jeder Jude mit ſchweren Strafen bedroht, der ſich in Neapel ferner blicken laſſen würde (1540 – 41). Viele von ihnen wendeten ſich nach der Türkei, einige nach Ancona unter päpſtlichen Schutz oder nach Ferrara unter die Herrſchaft des Herzogs Ercole II., welcher als Judenfreund galt. Auch Samuel Abrabanel, deſſen Haus ein Sammelpunkt für jüdiſche und chriſtliche Gelehrte war, verließ Neapel, obwohl es ihm freigeſtellt war, ausnahmsweiſe dort zu bleiben; er wollte ſich aber von dem Geſchicke ſeiner unglücklichen Religionsgenoſſen nicht trennen. Er ließ ſich in Ferrara nieder und lebte etwa noch ein Jahrzent daſelbſt. Seine edle Frau, hochgeehrt von der Tochter des Vizekönigs von Neapel, Leonora, inzwiſchen Herzogin von Toskana geworden, überlebte ihn.

Ein Jahr darauf empfanden die Juden Böhmens den ſozuſagen gemilderten, anſtändigen Judenhaß. Es waren in den Städten, namentlich in Prag, öfters Feuersbrünſte entſtanden. Juden wurden neben Hirten als Urheber beſchuldigt, daß ſie Mordbrenner zu dieſer verruchten That gedungen hätten. Infolgedeſſen mußten ſie mit ihren Habſeligkeiten den Wanderſtab ergreifen (Adar 1542); von der zahlreichen Judenſchaft Prags erhielten nur zehn Perſonen oder Familien die Erlaubnis, daſelbſt zu weilen. Viele von ihnen wanderten nach Polen und der Türkei, den beiden toleranteſten Ländern der damaligen Zeit. Indeſſen ſtellte ſich noch im Laufe desſelben Jahres die Unſchuld der deßwegen Hingerichteten und folglich der ausgewieſenen Juden heraus. Einige

Große verwendeten ſich daher für die Zurückberufung derſelben; ſie waren doch unentbehrlicher, als der Brotneid, kirchliche Fanatismus und Raſſenhaß glauben machen wollten. Und ſo durften diejenigen, welche ſich in der Nähe der böhmiſchen Grenze niedergelaſſen hatten, wieder in ihre Heimat zurückkehren. Sie mußten aber für dieſe Gnade ein jährliches Schutzgeld von 300 Schock Groſchen erlegen und wurden angehalten, einen gelben Tuchlappen als Unterſcheidungszeichen zu tragen.

In derſelben Zeit hetzten zwei hochſtehende einflußreiche Perſönlichkeiten, die eine auf katholiſcher und die andere auf proteſtantiſcher Seite, ſo gewaltig gegen die Juden Deutſchlands, daß es als ein Wunder zu betrachten iſt, daß ſie damals nicht bis auf den letzten Mann vertilgt worden ſind. Die Veranlaſſung der einen Aufreizung war, daß im Herzogtum Neuburg um die Oſterzeit ein vierjähriger Bauernknabe vermißt worden war, und der Argwohn vermutete ihn bei den Juden. Nach Oſtern war der Knabe von einem Hunde entdeckt worden, und der Judenhaß glaubte Zeichen von Marterung an deſſen Leibe zu finden. Der Biſchof von Eichſtätt hatte darauf einige Juden aufgreifen und nach ſeiner Reſidenz ſchleppen laſſen, um ihnen den Prozeß zu machen, und außerdem an alle benachbarten Fürſten das Anſuchen geſtellt, auch ihre Juden gefänglich einzuziehen. Die Unterſuchung hatte aber die Schuld der Juden nicht ergeben. Bei dieſer Gelegenheit hatte ſich der Herzog Otto Heinrich von Neuburg der Juden eifrig angenommen und dem Biſchof von Eichſtätt entgegengewirkt. Dieſer hatte dagegen Himmel und Hölle in Bewegung geſetzt, ſie wenigſtens ausweiſen zu laſſen. Auch der evangeliſche Prediger Buzer, Capito's, aber auch Luther's Freund, nahm Gelegenheit, gegen die Juden zu wüten. Wahrſcheinlich auf Veranlaſſung des Herzogs hatte ein mutiger Schriftſteller freimütig die Juden gegen das Vorurteil der Chriſten in einer Schrift in Schutz genommen. Dieſe Schrift, ein „Judenbüchlein“ — deſſen Verfaſſer ein lutheriſcher Geiſtlicher (vielleicht Hoſiander) war — hat zum erſten Mal die ganze Lügenhaftigkeit und Bosheit der Beſchuldigung des Chriſtenkindermordes in helles Licht geſetzt. Mit lauter Stimme rief der Verfaſſer — der viel mit Juden verkehrt und ihre Sprache, Geſetze und Sitten gründlich kennen gelernt haben wollte: daß den Juden mit den ewigen Anſchuldigungen

von Kindermord himmelschreiendes Unrecht geschehe. Der Reichtum und der reine Glaube der Juden seien die Veranlassung dazu. Einerseits pflegen habsüchtige und grausame Fürsten oder verarmte Edelleute oder an die Juden verschuldete Bürger solche Märchen zu erfinden, um den Juden zu Leibe gehen zu können, und andererseits erfinden und verbreiten Mönche oder Weltgeistliche solche Fabeln, um neue Heilige zu machen und neue Wallfahrtsorte zu stiften. In dem langen Zeitraum seit der Zerstreuung der Juden unter die Christen, bis vor dreihundert Jahren, habe man nichts davon gehört, daß sie Christenkinder geschlachtet hätten. Erst seit dieser Zeit, seitdem Mönche und Pfaffen viel Betrug mit Wallfahrten und Wunderkuren angerichtet, seien diese Märchen aufgekommen. Denn die Pfaffen haben Niemanden mehr gefürchtet, als die Juden, weil diese nichts auf Menschenerfindung geben, auch weil sie die Schrift besser als die Pfaffen verstehen, darum haben sie die Juden aufs höchste verfolgt, verunglimpft und verhaßt gemacht. Es sei daher gerechtfertigt, anzunehmen, daß die Pfaffen auch den Mord des Kindes im Neuburgischen erdichtet haben. Der Verfasser weist ferner darauf hin, daß die Christen bis ins dritte Jahrhundert bei den Heiden als Kindermörder und Blutzapfer verrufen waren. Die Geständnisse von Juden selbst, auf die man sich zur Begründung der Anklage berufe, seien — nach der Ansicht des wohlwollenden Vertheidigers — unter der Folter gemacht worden und könnten nicht als Beweise angeführt werden.

Die fanatischen katholischen Geistlichen und namentlich der Bischof von Eichstätt sahen diese Wendung mit Unwillen, daß die Juden, statt verabscheut und verfolgt zu werden, in dieser Schrift verherrlicht worden sind, und sie beeilten sich, den Eindruck zu verwischen. Doktor Johann Eck berüchtigen Andenkens aus der Reformationsgeschichte, ein Schützling des Bischofs von Eichstätt, erhielt den Auftrag, eine Gegenschrift zu verfassen, die Blutbeschuldigung zu beweisen und die Juden zu verlästern. Dieser juristische Theologe mit der Breitschultrigkeit eines Metzgerknechtes, der Stimme eines Aufrührers und der Disputiersucht eines Sophisten, der durch seine Eitelkeit und Trinksucht die katholische Kirche, die er gegen die Lutheraner verteidigen wollte, erst recht in Mißachtung gebracht hatte, dieser gewissenlose Streithahn übernahm gern den Auftrag, den Juden Fußtritte zu ver-

ſetzen. Er verfaßte (1541) eine judenfeindliche Gegenſchrift gegen das Judenbüchlein, worin er ſich anheiſchig machte, zu beweiſen, „was Übles einer Büberei die Juden in allen deutſchen Landen und anderen Königreichen geſtiftet haben.“ Alle von getauften Juden gegen ſie vorgebrachten Beſchuldigungen wärmte er wieder auf; Alles was gefolterte Juden bekannt haben, namentlich die erlogenen Geſchichten von Trient und Regensburg, ſtoppelte er zuſammen.

Es überſchreitet aber das Maß aller Nachſicht mit der Eigenart einer ausgeprägten Perſönlichkeit, wenn Luther ſich ebenfalls in Liebloſigkeit gegen die Juden erging, wie man ſie nur von „Judenbrennzern“ gewöhnt war. „Was klagen die Juden über harte Gefangenſchaft bei uns“, heißt es bei ihm, „wir Chriſten ſind beinah 300 Jahre lang von ihnen gemartert und verfolgt, daß wir wohl klagen möchten, ſie hätten uns Chriſten gefangen und getötet. Dazu wiſſen wir noch heutigen Tages nicht, welcher Teufel ſie in unſer Land gebracht hat“ (als wenn nicht Juden vor den Germanen in einigen jetzt zu Deutſchland zählenden Landſtrichen gewohnt hätten). „Wir haben ſie zu Jeruſalem nicht geholt; zudem hält ſie auch Niemand. Land und Straßen ſtehen ihnen jetzt offen, mögen ſie ziehen in ihr Land, wir wollen gern Geſchenke dazu geben, wenn wir ſie los werden; denn ſie ſind uns eine ſchwere Laſt, wie eine Plage, Peſtilenz und eitel Unglück.“ Wie Pfefferkorn und Eck teilte Luther mit Schadenfreude mit, wie die Juden öfter mit Gewalt vertrieben worden, „aus Frankreich und neulich vom lieben Kaiſer Karl aus Spanien (verworrene Geſchichtskenntnis), dieſes Jahr aus der ganzen böhmiſchen Krone, da ſie doch zu Prag der beſten Neſter eins hatten, auch aus Regensburg, Magdeburg und mehreren Orten bei meinen Lebzeiten.“

Ohne Blick für die Duldergröße der Juden in der allerfeindſeligſten Umgebung und unbelehrt von der Geſchichte, wiederholte Luther nur die lügenhaften Anſchuldigungen des rachſüchtigen Pfefferkorn, deſſen Lügenhaftigkeit und Verworfenheit der Humaniſtenkreis ſo handgreiflich bewieſen hatte. Dieſem Erzjudenfeind ſchrieb er nach: daß der Talmud und die Rabbiner lehrten: Gojim d. h. Chriſten töten, ihnen den Eid brechen, ſie beſtehlen und berauben ſei nicht Sünde, und daß die Juden an nichts anderes dächten, als die chriſtliche Religion zu ſchwächen. Es

ist ganz unbegreiflich von Luther, der in seinem ersten reformatorischen Aufflammen sich so kräftig der Juden angenommen hatte, daß er all die lügenhaften Märchen gegen sie von Brunnenvergiftung, Christenkindermord und Benutzung von Menschenblut wiederholen konnte. Übereinstimmend mit seinem Antipoden Eck behauptete auch er: die Juden hätten es zu gut in Deutschland, und daher stamme ihr Übermut.

„Was soll nun diesem verworfenen, verdammten Volke, das gar nicht mehr zu dulden sei, geschehen"? fragte Luther, und erteilte auch eine Antwort daranf, die von ebensoviel Unklugkeit, wie Liebloſigkeit zeugt. Fürs erste, riet der Reformator von Wittenberg, sollte man die Synagogen der Juden einäschern und „solches soll man thun unserm Herrn und der Christenheit zu Ehren." Dann sollten die Christen deren Häuser zerstören und sie etwa unter ein Dach oder in einen Stall wie die Zigeuner treiben. Alle Gebetbücher und Talmudexemplare, ja selbst die heilige Schrift alten Testamentes sollte man ihnen mit Gewalt nehmen (gerade wie es Luther's Gegner, die Dominikaner geraten hatten), und selbst das Beten und Aussprechen des göttlichen Namens sei ihnen bei Verlust des Leibes und Lebens verboten. Ihren Rabbinen sollte das Lehren untersagt werden. Die Obrigkeit sollte den Juden überhaupt das Reisen verbieten und die Straßen verlegen; sie müßten zu Hause bleiben. Luther riet, den Juden ihre Barschaft abzunehmen, damit einen Schatz anzulegen und davon diejenigen Juden zu unterstützen, die sich zum Christentum bekehren würden. Die starken Juden und Jüdinnen sollte die Obrigkeit zum Frondienste zwingen, sie streng anhalten, Flegel, Axt, Spaten, Rocken und Spindel zu handhaben, damit sie ihr Brot im Schweiß des Angesichts verdienen und nicht in Faulenzerei, in Festen und Pomp verzehren. Eck war unverschämt genug, aus dem alten Testamente selbst den blutdürstigen Charakter der Juden zu beweisen. Mit seiner Zungendrescherei und seiner falschen Gelehrsamkeit behauptete er steif und fest: daß die Juden Christenkinder verstümmelten und deren Blut gebrauchten, damit ihre Priester zu weihen, die Geburt ihrer Weiber zu fördern, Krankheiten zu heilen, und daß sie Hostien schändeten. Mit Entrüstung rief er aus: „es sei ein großer Mangel bei uns Christen, daß wir die Juden zu frei halten, ihnen viel Schutz und Sicherheit gewähren".

Er meinte damit die von Kaiſer Karl erneuerten Schutzbriefe — wahrſcheinlich durch Joſelins Vermittelung — in denen er ſie von Schuld des Chriſtenblutgebrauches freigeſprochen hat.

Erſtaunlich iſt es aber, daß Luther, der Stifter eines neuen Bekenntniſſes, der Kämpfer gegen veraltete Vorurteile, mit ſeinem Todfeinde, dem Doktor Eck, welcher ähnliche Verlogenheit mit derſelben Unverſchämtheit gegen ihn vorgebracht hatte, in betreff der Juden vollſtändig übereinſtimmte. Die beiden leidenſchaftlichen Gegner waren im Judenhaſſe ein Herz und eine Seele. Luther war im zunehmenden Alter ſehr verbittert worden. Durch ſeinen Eigenſinn und ſeien Rechthaberei hatte er im eigenen Kreiſe vieles verdorben, die Eintracht mit den Geſinnungsgenoſſen geſtört und eine dauernde Spaltung im eigenen Lager geſchaffen. Seine derbe Natur hatte immer mehr das Übergewicht über ſeine ſanfte Religioſität und Demut erlangt. Seine mönchiſche Beſchränktheit konnte das Judentum mit ſeinen nicht den Glauben, ſondern die Verſittlichung und Veredelung der Menſchen erzielenden Geſetzen gar nicht begreifen, und er geriet in förmliche Wut, wenn ſich ſeine Genoſſen (Karlſtadt, Münzer) darauf beriefen, z. B. auf das Jubeljahr zur Befreiung der Sklaven und Leibeignen. Nun war ihm gar eine Schrift zugekommen, worin das Judentum gegen das Chriſtentum in einem Dialoge gehoben wurde, wahrſcheinlich von einem chriſtlichen Verfaſſer. Das war zu viel für ihn. Das Judentum ſollte ſich erdreiſten, ſich mit dem Chriſtentum meſſen zu wollen! Flugs ging Luther daran, eine ſo leidenſchaftliche giftige Schrift: „von den Juden und ihren Lügen“ (1542) zu verfaſſen, welche Pfefferkorn's und Doktor Eck's Gehäſſigkeiten noch übertraf.

Luther bemerkte im Eingange: er habe ſich zwar vorgenommen, nichts mehr, weder von den Juden, noch wider ſie zu ſchreiben, aber weil er erfahren, daß „die elenden heilloſen Leute“ ſich unterfingen, Chriſten an ſich zu locken, wollte er dieſe warnen, ſich nicht von ihnen narren zu laſſen. Seine Beweisführung für die Wahrheit des Chriſtentums gegen die Leugnung von Jeſu Meſſianität ſeitens der Juden iſt ganz im mönchiſchen Geſchmack gehalten. Weil die Chriſten ihnen über ein Jahrtauſend alle Menſchenrechte geraubt, ſie getreten, zerfleiſcht und niedergemetzelt haben, mit einem Worte, weil ſie durch die Liebloſigkeit der Chriſten im

Elende ſind, darum müßten ſie verworfen und der Heiland der Welt muß erſchienen ſein. Es iſt noch immer die mittelalterliche Logik. Die Chriſten ſollten keine ſchwache Barmherzigkeit für die Juden haben. Dem Kaiſer und den Fürſten redete Luther zu Herzen, ſie mögen die Juden ohne weiteres aus dem Lande jagen, ſie in ihr Vaterland zurücktreiben. In der Vorausſetzung aber, daß die Fürſten nicht eine ſolche Thorheit begehen würden, ermahnte er die Pfarrer und Volkslehrer, ihre Gemeinden mit giftigem Haſſe gegen die Juden zu erfüllen. Wenn er Gewalt über die Juden hätte, bemerkte er, würde er ihre Gelehrten und Beſten verſammeln und ihnen mit der Androhung, „ihre Zungen hinten am Halſe herauszuſchneiden, den Beweis auflegen, daß das Chriſtentum nicht einen einzigen Gott, ſondern drei Götter lehre“. Luther hetzte geradezu die Raubritter gegen die Juden. Er habe gehört, daß ein reicher Jude mit zwölf Pferden durch Deutſchland reiſe. Wenn nun die Fürſten ihm und ſeinen Glaubensgenoſſen nicht die Straße verlegen wollten, ſo möge ſich Reiterei wider ſie ſammeln, da die Chriſten aus ſeinem Büchlein erfahren konnten, wie verworfen das jüdiſche Volk ſei.

Noch kurz vor ſeinem Ende ermahnte er ſeine Zuhörer in einer Predigt, die Juden zu vertreiben. „Über das andere habt ihr auch noch die Juden im Lande, die großen Schaden thun. Wenn ſie uns könnten alle töten, ſo thäten ſie es gerne und thun es auch oft, ſonderlich, die ſich vor Ärzte ausgeben — ſo können ſie auch die Arznei, die man in Deutſchland kann, da man einem Gift beibringt, davon er in einer Stunde, — ja in zehn oder zwanzig Jahren ſterben muß, die Kunſt können ſie. — Das habe ich als ein Landkind euch nur wollen ſagen zur Letzten. Wollen ſich die Juden nicht bekehren, ſo ſollen wir ſie auch bei uns nicht dulden, noch leiden“.

So hatten denn die Juden an dem Reformator und Regenerator Deutſchlands einen faſt noch ſchlimmern Feind als an den Dominikanern, an den Hochſtratens und Ecks, jedenfalls einen ſchlimmeren als an den Päpſten bis zur Mitte des Jahrhunderts. Auf die Worte jener Wichte, die als ſophiſtiſch und verlogen bekannt waren, hörten wenige, während Luthers liebloſe Ausſprüche gegen ſie von den Chriſten neuen Bekenntniſſes wie Orakel angeſehen und ſpäter nur allzu genau befolgt wurden. Wie der Kirchenvate

Hieronymus die katholiſche Welt mit ſeinem unverhüllt ausgeſprochenen Judenhaſſe angeſteckt hat, ſo vergiftete Luther mit ſeinem judenfeindlichen Teſtamente die proteſtantiſche Welt auf lange Zeit hinaus. Ja, die proteſtantiſchen Kreiſe wurden faſt noch gehäſſiger gegen die Juden, als die katholiſchen. Die Stimmführer des Katholicismus verlangten von ihnen lediglich Unterwerfung unter die kanoniſchen Geſetze, geſtatteten ihnen aber unter dieſer Bedingung den Aufenthalt in den katholiſchen Ländern. Luther aber verlangte ihre vollſtändige Ausweiſung. Die Päpſte ermahnten öfter, die Synagogen zu ſchonen; der Stifter der Reformation dagegen drang auf deren Entweihung und Zerſtörung. Ihm war es vorbehalten, die Juden auf eine Linie mit den Zigeunern zu ſtellen. Das kam daher, daß die Päpſte auf der Höhe des Lebens ſtanden und in der Weltſtadt Rom reſidierten, wo die Fäden von den Vorgängen der vier Erdteile zuſammenliefen. Daher hatten ſie kein Auge für kleinliche Verhältniſſe und ließen die Juden meiſtens wegen ihrer Winzigkeit unbeachtet. Luther dagegen, der in einer Krähwinkelſtadt lebte und in ein enges Gehäuſe eingeſponnen war, lieh jedem Klatſch gegen die Juden ſein volles Ohr, beurteilte ſie mit dem Maßſtabe des Pfahlbürgertums und rechnete ihnen jeden Heller nach, den ſie verdienten. Er trug alſo die Schuld daran, daß die proteſtantiſchen Fürſten ſie bald aus ihren Gebieten verwieſen. In den römiſch-katholiſchen Staaten waren lediglich die Dominikaner ihre Todfeinde.

Bis in die Türkei hinein verfolgte ſie der Judenhaß. Waren es nicht Römiſch-Katholiſche oder Proteſtanten, ſo waren es griechiſch-katholiſche Chriſten. In den kleinaſiatiſchen wie in den griechiſchen Städten wohnten Türken und Griechen untereinander. Die Letzteren, welche ihren Übermut nicht aufgeben mochten, ihn aber an den herrſchenden Türken nicht auslaſſen konnten, verfolgten die Juden mit ihrem ſtillen Haſſe. Eines Tages ließen Böswillige unter ihnen in der Stadt Amazia in Kleinaſien einen armen Griechen, der unter Juden zu verkehren pflegte und von ihnen unterhalten worden war, verſchwinden und klagten einige Juden an, ihn ermordet zu haben. Die türkiſchen Kadis zogen hierauf die Angeklagten ein, folterten ſie und erpreßten ihnen das Geſtändnis des Mordes. Sie wurden gehenkt, und ein angeſehener jüdiſcher

Arzt, Jakob Abi-Ajub, wurde verbrannt (um 1545). Nach einigen Tagen erkannte ein Jude den ermordet geglaubten Griechen, entlockte ihm die Art seines Verschwindens und brachte ihn vor den Kadi. Dieser, mit Recht über die boshaften griechischen Ankläger erzürnt, ließ sie hinrichten. Auch in der Stadt Tokat in derselben Gegend kam in derselben Zeit eine ähnliche Anschuldigung gegen Juden vor, und auch deren Lügenhaftigkeit kam an den Tag. Von diesen Vorfällen nahm der jüdische Leibarzt des Sultan Suleiman, Mose Hamon, Gelegenheit, ein Dekret zu erwirken, daß eine Anklage gegen Juden in der Türkei wegen eines Christenmordes und ähnliche boshafte Verleumdungen nicht vor die gewöhnlichen Richter, sondern vor den Sultan selbst gebracht werden sollten.

Der Judenhaß, der also in der Türkei an sich halten mußte, machte sich um so ungestümer in den christlichen Ländern Luft. Die Republik Genua hatte eine Zeit lang keinen Juden länger als drei Tage auf ihrem Gebiet geduldet. Indessen wurden nach und nach Flüchtlinge aus Spanien oder der Provence in dem Städtchen Novi bei Genua aufgenommen, verkehrten auch in der Hauptstadt und wurden daselbst stillschweigend geduldet. In der Parteistreitigkeit der Patrizierfamilien wurde die kleine Gemeinde in Mitleidenschaft gezogen, von der einen verwiesen, von der andern wieder zugelassen. Es waren meistens gewerbthätige intelligente Juden, Kapitalisten, Ärzte. Aber auch hier wühlten die Dominikaner gegen sie und stachelten in ihren Predigten namentlich den Brotneid der christlichen Ärzte gegen sie auf. Gegen den Willen des Dogen Andreas Doria wurden infolgedessen die Juden aus Genua vertrieben (April 1550), und unter Trompetenklang wurde verkündet, daß kein Jude künftig daselbst geduldet werden sollte. Diese Austreibung aus Genua hat nur in so fern einige Bedeutung, als ein gewandter jüdischer Geschichtsschreiber davon betroffen wurde, dessen Lebensschicksale im Kleinen den Schmerzensgang des jüdischen Stammes im Großen abspiegeln.

Der Auf- und Niedergang im Völkerleben, sowie die Wechselfälle im Leben des jüdischen Volkes brachten nämlich seit der grausigen Vertreibung der Juden aus Spanien und Portugal und der unmenschlichen Verfolgung der Marranen einigen scharfbeobachtenden Juden die Überzeugung bei, daß nicht der Zufall in der Geschichte

walte, ſondern, daß ſie eine höhere Hand leite und durch Blut und Thränenſtröme ihren Ratſchluß zu Ende führe. Kein Jahrhundert ſeit den Kreuzzügen war reicher an wechſelvollen Begebenheiten als das ſechzehnte, in welchem nicht bloß neue Länder entdeckt wurden, ſondern ſich auch ein neuer Geiſt unter den Menſchen regte, der nach neuen Schöpfungen rang, aber von dem Bleigewicht des Alten und Beſtehenden noch immer niedergehalten wurde. Dieſe Fülle der Thatſachen führte ebenfalls einige gedankenreiche Juden, größtenteils von ſefardiſcher Abkunft zu der Reife des Urteils, in der wilden, ſcheinbar launenhaften und unregelmäßigen Strömung der allgemeinen und jüdiſchen Geſchichte ein Werk der Vorſehung zu erblicken. Sie betrachteten die Geſchichtserzählung als Tröſterin desjenigen Teils der Menſchheit, welcher von dem wilden Ritte der heranſtürmenden Begebenheiten umgeworfen, überritten und zertreten worden iſt. Und welcher Volksſtamm bedurfte mehr des Troſtes als der jüdiſche, das Märtyrervolk, das zu Leiden geboren ſchien und ſein Brot ſtets mit Thränen aß? Faſt zu gleicher Zeit faßten drei geiſtesgeweckte Juden die Aufgabe ins Auge, ſich in der Geſchichte umzuſehen und die Ereigniſſe in eherne Tafeln zu zeichnen. Es waren der Arzt Joſeph Kohen, der talmudiſch gebildete Joſeph Ibn-Verga und der Dichter Salomo Usque. Der Geiſt der Propheten, welcher in dem Laufe der Geſchichtsbegebenheiten das geeignetſte Mittel zur Belehrung und Erhebung erblickte, war über ſie gekommen, und ſie haben dadurch unwiderleglich bekundet, daß die Juden auch in ihrer Niedrigkeit nicht dem Geſindel der Zigeuner glichen, das weder eine Geſchichte hat, noch kennt, ja, daß ſie in mancher Beziehung höher ſtanden, als diejenigen, die Szepter und Schwert, Rad und Kolben zur Knechtung der Menſchheit gehandhabt haben.

Der bedeutendſte unter dieſen als Geſchichtsſchreiber war Joſeph Ben-Joſua Kohen (geb. in Avignon 1496, geſt. 1575). Seine Ahnen ſtammten aus Spanien. Bei der großen Austreibung war ſein Vater Joſua nach Avignon ausgewandert, hatte auch einige Zeit in Genua geweilt und war auch von da vertrieben worden. Joſeph Kohen hatte die Arzneikunde ſtudiert, ſie praktiſch ausgeübt und theoretiſch betrieben. Er ſcheint Leibarzt im Hauſe des Dogen Andreas Doria geweſen zu ſein. Für ſeine Glaubensgenoſſen ſchlug ſein Herz warm, und er ließ es nicht an Eifer

fehlen, das Loos der Unglücklichen unter ihnen zu erleichtern. Bei der Ausweisung aus Genua (1550) baten ihn die Bewohner der kleinen Stadt Voltaggio, sich bei ihnen als Arzt niederzulassen, und er brachte achtzehn Jahre dort zu. Mehr als die Arzneikunde zog ihn jedoch die Geschichte an, und er sah sich nach Chroniken um, um eine Art Weltgeschichte in Form von Jahrbüchern zu schreiben. Er begann mit der Zeit vom Untergang des römischen Reiches und der neuen Staatenbildung und stellte den weltgeschichtlichen Verlauf als einen Kampf zwischen Asien und Europa, zwischen dem Halbmonde und dem Kreuze dar; jenes wird repräsentiert durch das damals mächtige türkische Reich, dieses durch Frankreich, das den ersten christlichen Gesamtmonarchen, Karl den Großen, aufgestellt hatte. An diese zwei großen Völkergruppen knüpfte Joseph Kohen die europäische Geschichte an. In der Geschichte seiner eigenen Zeit, die er entweder selbst erlebt oder gewissenhaft durch Zeugenverhör erforscht hatte, ist er ein unparteiischer, zuverlässiger Zeuge und darum eine lautere Quelle. Der hebräische Geschichtsstyl, den er den besten biblischen Geschichtsbüchern entlehnt hat, belebt seine Darstellung ungemein. Die biblische Gewandung und die dramatischen Wendungen geben ihr einen eigenen Reiz und heben das Werk über den Stand einer trockenen Chronik hinaus. An die betreffenden Zeitpunkte reihte Joseph Kohen die Geschichte der größeren Judenverfolgungen an. Seine Hauptaufgabe war, die gerechte Waltung Gottes in der geschichtlichen Begebenheit nachzuweisen, wie Gewalt und Arglist ihre gerechte Vergeltung fanden und die Mächtigen von ihrer errungenen Höhe hinabgestürzt wurden. Er empfand die Wehen der Geschichte mit, darum schrieb er nicht kalt, sondern öfter mit maßloser Bitterkeit.

Von anderer Art ist ein Geschichtswerk aus derselben Zeit, woran drei Geschlechter, Vater, Sohn und Enkel, gearbeitet haben. Aus der angesehenen Familie Ibn-Verga, welche mit den Abrabanel verwandt war, hatte Juda Ibn-Verga, zugleich Kabbalist und Astronom, in einem Werke gelegentlich einige Verfolgungen der Juden zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern angemerkt. Salomo Ibn-Verga, der die Vertreibung der Juden aus Portugal und Spanien erlebt, eine Zeit lang Scheinchrist und dann als Marrane nach der Türkei ausgewandert war, hatte zu der Aufzeichnung seines Vaters einige Erzählungen hinzugefügt.

Sein Sohn, Joseph Ibn-Verga, der zum Rabbinatskollegium in Adrianopol gehörte, hat dann wieder das Überkommene durch einige Thatsachen aus früherer und aus seiner Zeit ergänzt und die Bestandteile als ein Ganzes veröffentlicht unter dem Titel: Die Zuchtrute Juda's (Schebet Jehuda). Dieses Martyrologium der Ibn-Verga ist daher nicht aus einem Gusse, sondern ohne Plan und Ordnung, selbst ohne chronologische Reihenfolge angelegt.

Der bedeutendste und originellste der drei zeitgenössischen Geschichtsschreiber war Samuel Usque, der unzweifelhaft vor der Wut der Inquisition aus Portugal entflohen war. Er ließ sich mit seinen Verwandten in Ferrara nieder, mit Salomo Usque (mit seinem spanischen Namen Duarte Gomez) und mit Abraham Usque (Duarte Pinel). Er war Dichter, aber seine Muse befaßte sich nicht mit fremdem Stoffe, mit Nachahmungen und Übertragungen, sondern schuf Eigenes und Eigenartiges. Die zugleich glanzvolle und tragische Geschichte des israelitischen Volkes zog ihn an, und sie lag nicht blos in seinem Gedächtnisse als toter Gelehrtenstoff angehäuft, sondern lebte in seinem Herzen als frisch sprudelnde Quelle, woraus er Trost und Begeisterung schöpfte. Die biblische Geschichte mit ihren Helden, Königen und Gottesmännern, die nachexilische Geschichte mit ihrem Wechsel von heldenmütiger Erhebung und unglücklicher Niederlage, die Geschichte seit der Zerstörung des jüdischen Staates durch die Römer, alle Vorgänge und Wandlungen der drei Zeiten waren Usque gegenwärtig. Er belebte diesen Stoff mit einem poetischen Hauche zu einem das Herz mächtig ergreifenden, langen Klage- und Trostgedichte, nicht in Versen, aber in so gehobener Prosa, daß es dem Leser in dieser Einkleidung noch mehr anmutet. Es ist ein Gespräch zwischen drei Hirten Icabo, Numeo und Zicareo, von denen der erste das tragische Geschick Israels seit seinem Eintritt in die Geschichte mit blutigen Thränen beklagt, die beiden andern den Balsam des Trostes in das wunde Herz des unglücklichen Hirten träufeln und ihm die Leiden als notwendigste Vorstufen zur Erreichung eines herrlichen Zieles darstellen. „Trost auf die Trübsale Israels“ nannte Samuel Usque diesen geschichtlichen Dialog in portugiesischer Sprache (1552). Er beabsichtigte durch die lebensvolle Darstellung der jüdischen Vergangenheit die portugiesischen Flüchtlinge in Ferrara und anderwärts, die sich wieder an das Juden-

tum angeklammert hatten, in ihren Trübsalen und schweren Leiden zu trösten und auf eine schöne Zukunft zu verweisen. Die israelitische Nation schildert er bald als trauernde Witwe, welche die Hände ringt und Tag und Nacht Thränen vergießt um die lange, lange, Tausende von Jahren umfassende Reihe von Leiden ihrer Söhne, bald wieder als gottbegeisterte Prophetin im Strahlengewande, deren Auge die Finsternis durchbricht, eine herrliche Zukunft schaut, und deren Mund Weisheit und Linderung für die brennenden Schmerzen ausströmt. Wenn auch kein quellentreuer Geschichtsschreiber, so hat, doch keiner wie Samuel Usque die Hauptzüge der jüdischen Geschichte so lichtvoll und lebendig dargestellt, von den ältesten Zeiten bis auf seine Gegenwart, von der ersten Gewalttaufe, die der westgotische König Sisabut über die spanischen Juden verhängt hat bis zu Vertreibung der Juden aus Spanien und Portugal und bis zur Eiführung der Inquisition in Portugal, die Usque mit eigenen Augen kannte. Sein Haupttrost ist, daß alle diese Leiden und Qualen, welche der jüdische Volksstamm erduldet, von den Propheten buchstäblich voraus verkündet und genau vorgezeichnet worden seien; sie dienen dazu, um Israel zu erhöhen. So wie sich die schlimmen Prophezeiungen erfüllt haben, so sei mit Gewißheit darauf zu rechnen, daß auch die tröstlichen nicht ausbleiben würden. Tröstende Prophetenworte aus Jesaias balsamisch lindernde Reden beschließen die Dialoge. Gewiß hat seine herzerhebende Darstellung viel dazu beigetragen, die Marranen in dem neugewonnenen Bekenntnisse zu erhalten und dafür Mühsale aller Art und selbst den Tod mutig zu erdulden.

Samuel Usque war der Meinung, daß die Leiden des jüdischen Volkes damals im Abnehmen begriffen seien, und daß der ersehnte Morgen bald auf die dunkle Nacht folgen würde. Die Kirche strafte ihn Lügen. Er erlebte es noch, wie neue Leiden in seiner unmittelbaren Nähe hereinbrachen, und wie ein ganzes System neuer Verfolgungen in Anwendung kam, welche der jüdische Geschichtsschreiber Joseph Kohen noch in seine Jahrbücher des Märtyrertums eintragen konnte. Diese neuen Trübsale hatten ihren tieferen Grund in der Reaktion, welche die katholische Kirche gegenüber der überhand nehmenden Reformation mit aller Konsequenz durchzuführen bestrebt war. Zwei Männer haben fast zu gleicher Zeit, aber unabhängig voneinander, den sinkenden Katho-

lizismus wieder aufgerichtet und eben dadurch dem Fortschritt des Menschengeschlechts Fußangeln angelegt. Der Neapolitaner Pietro Caraffa und der Spanier Iñez Loyola, beide Männer der Thatkraft, haben mit Selbstbeherrschung begonnen und mit Knechtung der Geister und Leiber geendet. Das wurmstichige Papsttum, von dem man damals glaubte, es werde unter dem Gelächter und Spott der Gegner von selbst zusammenstürzen, und für das selbst seine Freunde nur Achselzucken hatten, haben diese beiden Männer zu einer Macht erhoben, die noch fast größer war als zur Zeit Innocenz' III. und seiner unmittelbaren Nachfolger, weil sie nicht auf der schwankenden Unterlage traumhafter Gläubigkeit, sondern auf dem festen Grunde willenskräftiger Überzeugung und rücksichtsloser Konsequenz ruhte. Caraffa, nachmaliger Papst Paul IV., und Loyola, der Schöpfer des bis auf heutigen Tag noch so mächtigen Jesuitenordens, haben mit der Herrschaft des Papsttums über die Gemüter der Gläubigen, mit seiner Macht zu binden und zu lösen auf Erden und im Himmel, strengen Ernst gemacht, weil sie selbst davon überzeugt waren. Caraffa stellte die schlaff gewordene kirchliche Disziplin wieder her, verschärfte sie noch mehr und gab ihr eine eiserne Zuchtrute in die Faust.

Dasselbe Mittel, welches Torquemada, Dezaximenes de Cismeros in Spanien anwendeten, um die Juden und Mauren zur Kirchlichkeit zu zwingen, den lodernden Scheiterhaufen, führte Caraffa für die große katholische Welt ein. Alle Diejenigen, welche eine vom Papsttum auch nur um eines Haaresbreite abweichende Glaubensneigung hegten, sollten sie abschwören oder verbrannt werden. Die erbarmungslose Gewalt, die nicht denkt und alles selbstständige Denken totschlägt, sollte der geschändeten Kirche wieder ihr Ansehen verschaffen. Um die entfesselten, nach Freiheit strebenden Geister wieder einzufangen und zu knechten schien es der Inquisition als höchst dringlich, die Presse zu überwachen. Das Preßwesen hat das Unheil der Spaltung und Zerrissenheit über die Kirche gebracht (so glaubten Caraffa und sein Gesinnungsgenosse), es sollte zuerst und zumeist geknebelt werden. Es dürfe nur das gedruckt und gelesen werden, was der Papst und seine Anhänger für gut befanden. Die Bücherzensur war zwar schon von früheren Päpsten eingeführt wnrden, aber da bis dahin Alles käuflich und bestechlich war, so konnten die Verleger

mit oder ohne Wissen der zur Überwachung bestellten Geistlichkeit Brandschriften gegen die bestehende Kircheneinrichtung drucken und verbreiten. Die aufregenden Streitschriften in der Reuchlin'schen Sache die Dunkelmännerbriefe, Huttens Raketen gegen das Papsttum, Luther's erste Schrift gegen die römisch-babylonische Hure, dieser rasch aufeinander folgende Zündstoff, welcher das aus Werg gesponnene Kirchenzelt von allen Seiten anzündete, war eine Folge der nachlässigen Behandlung der Censur. Das sollte anders werden.

Nur päpstlich getreuen Geistlichen wurde das Censuramt anvertraut, und aus Überzeugung oder Selbsterhaltungstrieb übten sie es ohne Nachsicht aus. Die Juden empfanden bald diese düstere katholische Reaktion, sie, die keinerlei Schutz hatten und nur der Inkonsequenz in Handhabung der bereits gegen sie vorhandenen kanonischen Gesetze ihre dürftige Existenz verdankten. Sobald die Kirche diese feindseligen Beschlüsse streng und ernst in Ausführung brachte, war das Dasein der Juden oder wenigstens ihre Ruhe gefährdet. Zuerst wurde wieder die Talmudfrage angeregt, aber nicht mit jener Lauheit wie vierzig Jahre vorher. Damals konnten die Kölner Dominikaner gar nicht hoffen, bei dem päpstlichen Stuhle Gehör zu finden, den Talmud zu verbrennen, und mußten zu allerhand Schlichen greifen, nur um den Kaiser dafür zu gewinnen. Jetzt herrschte ein ganz anderer Geist. Die Gemeinschädlichkeit des Talmud brauchte nur von boshaften Täuflingen angedeutet zu werden, um sofort seine Vernichtung herbeizuführen. Die neue Anschwärzung gegen denselben ging auch von Solchen aus.

Elia Levita, dem hebräische Grammatiker, der im Hause des Kardinals Egidio de Viterbo lange geweilt und viele Christen mündlich und durch Schriften in hebräische Sprachkunde und in oberflächliches Verständnis der Kabbala eingeweiht hatte, wurden zwei Enkel von einer Tochter geboren, die von Haus aus in christlichen Kreisen verkehrten. Einer derselben, Eliano, hatte das Hebräische gründlich erlernt und war Korrektor und Abschreiber in mehreren Städten Italiens. Sein Bruder Salomo Romano hatte weite Reisen in Deutschland, der Türkei, Palästina und Ägypten gemacht und war vieler Sprachen kundig, hebräisch, lateinisch, spanisch, arabisch und türkisch. Eliano, der Ältere, war

zum Chriſtentum übergetreten unter dem Namen Vittorio Eliano, war Geiſtlicher und ſogar ſpäter Kanonicus geworden. Über dieſen Abfall war Salomo Romano ſo empört, daß er nach Venedig eilte, um ſeinem Bruder zu bewegen, in den Schooß des Judentums zurückzukehren. Aber anſtatt zu bekehren, wurde er ſelbſt bekehrt. Ein kirchlich geſinnter venetianiſcher Patrizier hatte ſich an ihn herangemacht, um ihn für das Chriſtentum zu gewinnen, und was dieſer angefangen, das hatte ein Jeſuite vollendet. So nahm auch Salomo Romano die Taufe (1551) und den Namen Johannes Baptiſta an, zum großen Schmerze der noch lebenden Mutter. Er wurde Jeſuite und ſpäter kirchlicher Schriftſteller. Dieſe Enkel des Grammatikers Elia Levita mit noch zwei andern Konvertiten Ananel di Foligo und Joſeph Moro traten gleich Nikolaus Donin und ſo vielen Andern vor den Papſt als Ankläger gegen den Talmud auf und wiederholten Anſchuldigungen, daß die talmudiſchen Bücher Schmähungen gegen Jeſus, die Kirche und die ganze Chriſtenheit enthielten und die maſſenhafte Bekehrung der Juden hinderten. Julius III. war zwar keineswegs ſtreng kirchlich geſinnt und am wenigſten judenfeindlich. Aber es war nicht mehr des Papſtes Sache, über den Talmud zu entſcheiden, ſondern gehörte vor das Forum der Inquiſition, d. h. des fanatiſchen Caraffa, und Julius III. mußte das Dekret, welches der Generalinquiſitor ihm vorlegte, gutheißen und unterſchreiben (12. Auguſt 1553). Auch darin zeigte ſich die ſo ſehr gerühmte Unfehlbarkeit des Papſttums. Leo X. hatte den Druck des Talmud gefördert, und ſein dritter Nachfolger verordnete deſſen Vernichtung. Die Schergen der Inquiſition überfielen darauf die Häuſer der römiſchen Juden, konfiszierten die Talmudexemplare und Sammlungen und verbrannten ſie mit beſonderer Bosheit zuerſt am jüdiſchen Neujahrstage (9. September), damit der Schmerz über die Vernichtung ihrer heiligen Schriften die Juden um ſo empfindlicher treffe. Aber nicht bloß in Rom fahndeten die Generalinquiſitoren auf talmudiſche Schriften, ſondern auch in der ganzen Romagna und darüber hinaus in Ferrara, Mantua, in Venedig, Padua, auf der zu Venedig gehörenden Inſel Candia, und überall wurden ſie zu hunderten und tauſenden verbrannt. Die Schergen unterſchieden in ihrer Wut nicht mehr Talmudexemplare von andern hebräiſchen Schriften. Alles, was ihnen unter die Hände kam, wurde den

Flammen überliefert; selbst an der heiligen Schrift vergriffen sie sich. Die Juden aller katholischen Länder waren in Verzweiflung, sie waren dadurch auch solcher rabbinischer Schriften beraubt, welche die Vorschriften des religiösen Lebens enthalten, und worin vom Christentum nicht ein Wort vorkommt. Sie wandten sich daher flehend an den Papst, das Dekret zurückzunehmen oder wenigstens ihnen den Gebrauch der unverfänglichen rabbinischen Schriften zu lassen. Das Letztere gewährte Julius III. und erließ eine Bulle (29. Mai 1554): daß die Juden zwar gehalten wären, ihre Talmudexemplare bei Leibesstrafe auszuliefern, daß es aber den Häschern nicht gestattet sei, sich auch anderer hebräischen Schriften zu bemächtigen und die Juden zu plagen. Seit dieser Zeit mußten alle hebräischen Schriften vor ihrer Veröffentlichung der Revision unterworfen werden, ob nicht darin ein Schatten von Tadel gegen das Christentum oder gegen Rom enthalten sei. Die Censoren waren meist getaufte Juden, welche dadurch Gelegenheit erhielten, ihre ehemaligen Genossen zu plagen.

Nach dem Tode des Papstes Julius III. wurde es noch schlimmer für die Juden. Denn das Kardinal-Kollegium sah von jetzt an streng darauf, nur streng kirchlich gesinnte, womöglich mönchische Päpste zu wählen. Die gebildeten, human gesinnten, Kunst und Wissenschaft liebenden Würdenträger, wenn es noch welche gab, waren in Mißkredit geraten.

Auf Marcellus, der kaum einen Monat auf dem Petri-Stuhl saß und gerecht genug war, die Juden Roms vor einer neuen Anklage eines Christenkindesmordes zu schützen — folgte der kirchlich fanatische Theatiner Caraffa auf den Petri-Stuhl unter dem Namen Paul IV. (Mai 1555 — August 1559). Er hatte als Greis die ganze Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit seiner Jugend bewahrt und seine Politik danach gestaltet. Er haßte die Protestanten und Juden, aber auch die Spanier, die brauchbarsten Werkzeuge des kirchlichen Fanatismus; er nannte sie und den glaubenswütigen König Philipp II. „verdorbene Samen von Juden und Mauren." Bald nach seinem Regierungsantritte erließ er eine Bulle, daß jede Synagoge im Kirchenstaat gehalten sei, zehn Dukaten zur Unterhaltung des Hauses der Katechumenen, wo Juden im Christentum erzogen wurden, zu leisten. Noch rücksichtsloser war seine zweite judenfeindliche Bulle (12. Juli 1555), welche mit aller Strenge

die kanoniſchen Geſetze gegen ſie in Ausführung brachte. Sie ſollten nicht von der chriſtlichen Bevölkerung mit „Herr“ angeredet werden, und es wurde ihnen verboten, liegende Gründe zu beſitzen; innerhalb eines halben Jahres müßten ſie dieſelben verkaufen. So mußten ſie ihre Güter, die über 500,000 Goldkronen betrugen, für den fünften Teil veräußern. Das Schlimmſte in dieſer Bulle war: daß den jüdiſchen Ärzten unterſagt wurde, Chriſten ärztliche Hilfe zu leiſten, ihnen, denen ſo mancher Papſt ſeine Geſundheit zu verdanken hatte. Schwere Strafe war für die Übertretung verhängt. Mit aller Strenge wurden dieſe feindſelige Maßregeln ausgeführt und auch noch auf Talmudexemplare gefahndet. Mehrere Juden verließen darauf das boshaft gewordene Rom, um ſich nach duldſameren Staaten zu begeben; ſie wurden aber unterwegs von dem fanatiſierten Pöbel mißhandelt. Die in Rom Zurückgebliebenen ſchikanierte der Theatiner-Papſt auf kleinliche Art. Bald hieß es: ſie hätten ihre Liegenſchaft nur zum Schein verkauft und falſche Verkaufsurkunden ausgeſtellt, und er ließ ſie dafür in Haft bringen. Bald ließ er bekannt machen: diejenigen Juden, welche nicht für das allgemeine Beſte thätig wären, ſollten binnen einer Friſt Rom verlaſſen. Als die geängſtigten Juden ſich eine Erklärung darüber erbaten, was denn „zum allgemeinen Beſten thätig ſein“ bedeute? erhielten ſie die pharaoniſche Antwort: „ihr ſollt's zur Zeit erfahren.“ Paul IV. zwang ſie zu Frohndienſten bei der Ausbeſſerung der Mauern Roms, die er gegen den ſelbſt heraufbeſchworenen Feind, die Spanier, widerſtandsfähiger machen wollte. Einſt befahl er, den die Juden mit Recht Haman nannten, in ſeiner raſenden Judenfeindlichkeit ſeinem Neffen in dunkler Nacht ſämtliche Wohnungen der Juden in Brand zu ſtecken. Schon eilte dieſer, wenn auch mit Widerwillen, den Befehl zu vollſtrecken, als ihm der einſichtsvolle Cardinal Alexander Farneſe begegnete und bedeutete, mit dieſem unmenſchlichen Beginnen noch zu zögern, um dem Papſt Zeit zur Beſinnung zu laſſen. In der That nahm dieſer Tags darauf den Befehl zurück.

Wenn der fanatiſche Papſt Paul IV. ſo gegen die Juden wütete, wie nun erſt gegen die Marranen in ſeinem Gebiete. Viele mit Gewalt zum Chriſtentum geſchleppte Juden von Portugal hatten in Ancona ein Aſyl gefunden und vom Papſt Clemens VII. Indemnität erhalten, von der Inquiſition unbeläſtigt bleiben

und dem Judentum anhängen zu dürfen. Die zwei nachfolgenden billig denkenden Päpste Paul III. und Julius III. hatten dieses Privilegium den Marranen bestätigt, überzeugt wie sie waren, daß die an ihnen mit Fäusten vollzogene Taufe keine sacramentale Bedeutung haben könne. Je mehr die in Portugal eingeführte Inquisition gleich der spanischen gegen die Marranen wütete, desto mehr Flüchtlinge kamen nach Italien und ließen sich mit ihrem geretteten Reichtum in Ancona und Ferrara nieder, auf die zugesicherten Privilegien des Oberhauptes der katholischen Christenheit vertrauend. Was galt aber dem haßerfüllten Papst Paulus IV. eine von seinen Vorgängern gegebene und von ihm selbst eine Zeit lang stillschweigend anerkannte Schutzzusicherung, wenn sie mit seiner vermeinten Rechtgläubigkeit im Widerspruch war? Er erließ daher einen heimlichen Befehl, sämtliche Marranen von Ancona, die bereits mehrere Hundert zählten, in die Kerker der Inquisition zu werfen, ein Verhör wegen ihrer Rechtgläubigkeit mit ihnen anzustellen und ihre Güter mit Beschlag zu belegen (August 1555). Es war ein harter Schlag für sie, welche zum Teil bereits ein halbes Jahrhundert dort geweilt und sich in Sicherheit gewiegt hatten. Auch solche Marranen, welche türkische Unterthanen waren und nur in Handelsgeschäften in der durch ihren levantinischen Handel blühend gewordenen Hafenstadt eine kurze Zeit geweilt hatten, wurden in die Anklage wegen Judaisierens hineingezogen und eingekerkert. Ihre Waren wurden ebenfalls konfisziert. Der rasende Papst hatte sich selbst dadurch bedeutende Einnahmequellen abgeschnitten, im Augenblick, als er sich in einen kostspieligen Krieg mit Spanien stürzen wollte.

Nur wenigen Marranen war es gelungen, den Häschern der päpstlichen General-Inquisition zu entkommen; sie wurden sämtlich vom Herzoge Guido Ubaldo von Urbino aufgenommen und in Pesaro angesiedelt, weil dieser damals in Gegnerschaft zu dem Papste stand und den levantinischen Handel durch die Verbindung der Marranen mit der Türkei von Ancona nach Pesaro zu ziehen gedachte. Auch der Herzog Ercole II. von Ferrara bot den Portugiesen und Spaniern jüdischen Geschlechts, von welchem Lande sie auch kommen mochten, Asyl in seinem Staate und lud sie förmlich dahin ein (Dezember 1555). Unter den nach Pesaro Entkommenen befand sich der zu seiner Zeit berühmte Arzt

Amatus Lusitanus (geb. 1511, gest. 1568), ein verständiger Arzt und geistvoller Mann. Als Scheinchrist hatte er einen andern Namen geführt: João Rodrigo de Castel-branco. Auch ihn scheint die Einführung der Inquisition in Portugal aus der Heimat vertrieben zu haben. Er hatte sich längere oder kürzere Zeit in Antwerpen, der damaligen Hauptstadt von Flandern, später in Ferrara und Rom aufgehalten, sich aber dauernd in Ancona niedergelassen (um 1549), wo er ganz offen den jüdischen Familiennamen Chabib angenommen und ihn in Amatus Lusitanus latinisiert hatte. Obwohl er sich offen als Jude bekannte, wurde er öfter an den Hof des Papstes Julius III. gerufen, um dessen kranken Leib zu heilen.

Er wurde auch von Nah und Fern von Leidenden aufgesucht. Die Heilkunst war für ihn ein heiliges Amt, um das Menschenleben zu verlängern. Amatus konnte daher einen feierlichen Eid ablegen — bei Gott und seinen heiligen Geboten — daß er stets nur für das Wohl der Menschen besorgt gewesen, sich um Lohn niemals gekümmert, reiche Geschenke niemals angenommen, Arme umsonst behandelt und keinen Unterschied zwischen Juden, Christen und Türken gemacht habe. Er hatte viel Jünger seiner Kunst unterrichtet, die mit Liebe an ihm hingen, und die er wie seine Kinder betrachtete. Bereits in seiner Jugend hatte er medizinische Schriften bearbeitet, die so sehr geschätzt waren, daß sie bei seinem Leben vielfach gedruckt wurden. Vom König von Polen erhielt er einen Ruf, an seinen Hof zu kommen und sein Leibarzt zu werden, nahm ihn aber nicht an.

Ein solcher Wohlthäter der Menschheit, die Zierde seiner Zeit, mußte, weil er nicht ein albernes Glaubensbekenntnis vor der blutdürstigen Inquisition Paulus IV. ablegen und sich nicht dem Feuertode aussetzen mochte, wie ein Verbrecher, die Flucht aus Ancona nach Pesaro ergreifen und später noch weiter wandern. Über Hundert portugiesische Marranen, welche nicht entfliehen konnten, mußten in den Kerkern der General-Inquisition schmachten, bis ihnen das Urteil verkündet wurde. Es lautete: daß diejenigen, welche ein reumütiges katholisches Glaubensbekenntnis ablegten, freigesprochen, aber nach der Insel Malta transportiert werden und Ansehen und Würden verlieren sollten. Sechzig Marranen verstanden sich zu dieser Heuchelei, vierundzwanzig dagegen, darunter auch eine greise Frau, Dona Majora, blieben fest bei ihrem

angestammten Bekenntnis „der Herr, unser Gott ist einzig“ und wurden auf dem Scheiterhaufen verbrannt (1556).

Der Märtyrertod dieser Marranen wurde in ergreifenden, wenn auch nicht dichterisch gelungenen Versen aufrichtig betrauert, auch von Jakob di Fano aus Ferrara. Darüber war ein Kardinal, der später zum Papst erwählt wurde, so entrüstet, daß er ihn dafür gezüchtigt wissen wollte, da doch die Marranen nach Recht hingerichtet worden wären.

Ein Schrei des Entsetzens erfolgte indeß unter allen Juden bei der Nachricht von diesen Scheiterhaufen der Marranen in Ancona. Namentlich waren die portugiesischen Marranen in der Türkei von diesem Schlage gegen ihre Leidensgefährten betäubt. Sie sannen auf Mittel, Rache an dem wahnsinnig herzlosen Papst zu nehmen. Die eigentümliche Lage der Juden in diesem Jahrhundert gab ihnen die Möglichkeit an die Hand, an einen Kampf mit dem boshaften Feinde auf dem Petri-Stuhle zu denken. Eine gewisse Einheit der Juden im Morgenlande konnte die Mittel dazu liefern.

Es lebte damals eine edle jüdische Frau, die durch weibliche Anmut, Geist, Gemüt, Charakter und Seelengröße eine Zierde ihres Geschlechtes und Volkes war und zu den auserwählten Erscheinungen gehörte, welche die Vorsehung von Zeit zu Zeit in die Welt zu setzen scheint, um die göttliche Ebenbildlichkeit des Menschen nicht ganz in Vergessenheit geraten zu lassen. Doña Gracia Mendesia hatte einen klangvollen Namen, wie selten eine Frau, den ihre jüdischen Zeitgenossen nur mit Verehrung und Liebe nannten. Mit großartigen Geldmitteln gesegnet und sie nur zum Besten Anderer und zur Hebung des Geistes weise verwendend, gebot sie über einen Einfluß gleich einer Fürstin — was sie auch war — und herrschte über Hunderttausende ihr freudig entgegenschlagender Herzen. Aber welche Seelenkämpfe mußte sie durchmachen, bis sie sich frei Gracia (Channa) nennen durfte! Der Schmutz der Gemeinheit und Schlechtigkeit wälzte sich an sie heran, vermochte aber nicht, die Reinheit ihrer Seele zu trüben. Geboren in Portugal (um 1510, gest. um 1568) aus einer Marranenfamilie Beveniste wurde sie unter dem christlichen Namen Beatrice an einen reichen Genossen desselben Unglückslooses aus dem Hause Naßi verheiratet, der den Patennamen Francisco Mendes an-

genommen hatte. Dieſer hatte ein umfangreiches Bankgeſchäft gegründet, das ſeine Verzweigungen bis Flandern und Frankreich ausdehnte. Der deutſche Kaiſer und Herrſcher zweier Weltteile, Karl V., der König von Frankreich und wer weiß, wie viele Fürſten ſonſt noch, waren Schuldner des Hauſes Mendes. Ein jüngerer Bruder, Diogo Mendes, ſtand der Filialbank von Antwerpen vor. Als Beatrice's Gatte mit Hinterlaſſung einer Tochter, Namens Reyna, geſtorben war (vor 1535), und die grauſige Einführung der Inquiſition in Portugal ihr Vermögen, ihr und ihres Kindes Leben zu gefährden drohte, begab ſie ſich zu ihrem Schwager nach Antwerpen und brachte ein Gefolge mit, eine jüngere Schweſter und mehrere junge Neffen. Sie hat auch ärmeren Marranen die Mittel gereicht, ſich dem Feuer der Inquiſition durch die Flucht zu entziehen. Durch ihre und ihres Schwagers Vermittelung gingen die Summen, welche die portugieſiſchen Scheinchriſten den päpſtlichen Geſandten und Kreaturen bezahlten, um die Inquiſition zu vereiteln. In Antwerpen, wo es ebenfalls Marranen gab, nahm die Familie Mendes eine geachtete Stellung ein; ihr junger gewandter und ſchöner Neffe, João Miques, verkehrte mit den erſten Männern der Hauptſtadt und war ſelbſt bei der Statthalterin der Niederlande Maria, ehemals Königin von Ungarn, Schweſter Karls V., ſehr beliebt.

Indeſſen fühlte ſich Beatrice Mendeſia in Antwerpen nichts weniger als behaglich. Die Liebe zu ihrer angeſtammten Religion, die ſie verleugnen mußte, und der Abſcheu gegen das aufgezwungene katholiſche Bekenntnis, machten ihr Flandern ebenſo widerwärtig wie Portugal. Sie ſehnte ſich nach einem Lande, wo ſie dem Zuge ihres Herzens frei folgen konnte. Daher beſtürmte ſie ihren Schwager, den Leiter des Bankgeſchäftes, mit ihr Antwerpen zu verlaſſen. Diogo Mendes hatte bereits eine Zeit für die Auswanderung feſtgeſetzt, als er das Zeitliche ſegnete; er hinterließ eine Witwe und eine Tochter Gracia, die Jüngere. Seit dieſer Zeit begannen ſorgenvolle Tage für die edle Mendeſia. Sie war von ihrem verſtorbenen Schwager letztwillig als Haupt des weit verzweigten Geſchäftes anerkannt. Sie konnte aber die Geſchäfte nicht ſo raſch abwickeln, um dem Drange ihres Herzens zu folgen und ſich auf einem duldſamen Flecken der Erde offen zum Judentum zu bekennen. Dazu kam noch, daß die Habgier Karl's V. ein Auge

auf das große Vermögen des Hauses Mendes geworfen hatte. Gegen den verstorbenen Diogo Mendes wurde von dem kaiserlichen Fiskal die Anklage erhoben, er habe heimlich judaisiert. Es mag auch bekannt geworden sein, daß er durch Rat und That die Gegner der Inquisition unterstützt hatte. Schon war der Befehl erteilt, die Güter und Handlungsbücher des Hauses Mendes mit Beschlag zu belegen und sie zu versiegeln. Indessen gelang es noch der Witwe Mendesia, die Habsucht durch eine bedeutende Anleihe und Bestechung der Beamten für den Augenblick zu beschwichtigen. In dieser Lage konnte sie noch weniger Antwerpen verlassen, um nicht den Verdacht gegen sich rege zu machen. So mußte sie unter stetem schwerem Seelenkampf noch zwei Jahre daselbst verweilen, bis die Anleihe vom Kaiser zurückgezahlt war.

Endlich schien die Stunde der Freiheit für sie zu schlagen, nach Venedig auswandern zu können. Man erzählte sich: ihr Neffe João Miques habe ihre Tochter Reyna, um deren Hand sich hohe christliche Adlige beworben hatten, entführt und sei mit ihr nach Venedig entflohen. Vielleicht war das nur ein geflissentlich ausgebreitetes Gerücht, um ihrer Abreise nach Venedig einen Vorwand zu geben. Indessen hatte ihre Vorsicht keinen Erfolg. Nach ihrer Entfernung befahl Karl V. wiederum, auf die Güter ihres Hauses, soweit sie sich innerhalb seines Gebietes befanden, Beschlag zu legen, weil die beiden Schwestern heimliche Jüdinnen waren, und Mendesia die ältere (wie sie genannt wurde) mußte wiederum bedeutende Summen anwenden, um den Schlag abzuwenden.

In Venedig begannen für sie Unglückstage, schlimmer als sie sie bisher erfahren hatte, denn sie kamen ihr von Seiten ihrer jüngeren Schwester. Diese, ebenso unbesonnen und zerfahren, als die ältere gesammelt und charakterfest war, verlangte von ihr die Herausgabe des ihr und ihrer Tochter zukommenden Anteils an dem Vermögen, um selbstständig darüber verfügen zu können. Doña Mendesia mochte und durfte aber nicht darauf eingehen, weil sie zur alleinigen Leiterin des Geschäfts und auch zum Vormund über ihre noch unmündige Nichte eingesetzt worden war. Wegen dieser unwillig ertragenen Bevormundung und wahrscheinlich von schlechten Ratgebern geleitet, that die jüngere Schwester einen Schritt, der zu ihrem eignen Nachteil ausschlug. Sie machte der

venetianiſchen Signoria die Anzeige, daß ihre ältere Schweſter mit den großen Reichtümern nach der Türkei auszuwandern im Begriffe ſei, um offen zum Judentum überzutreten, während ſie ſelbſt mit ihrer Tochter im Chriſtentum zu verbleiben gedächte; die venetianiſchen Behörden möchten ihr zu ihrem Vermögensanteil verhelfen, damit ſie denſelben als gute Chriſtin in Venedig verwenden könnte. Die venetianiſchen Machthaber, welche dabei einen guten Fang zu machen glaubten, zögerten nicht, auf die Klage einzugehen, luden die Angeklagte vor ihre Gerichtsſchranken und brachten ſie in Gewahrſam, um ihre Flucht zu verhindern. Ihre übelberatene und charakterloſe Schweſter ſandte noch dazu einen habſüchtigen und judenfeindlichen Boten nach Frankreich, um dort die dem Hauſe Mendes zuſtehenden Güter mit Beſchlag belegen zu laſſen. Der Bote, welcher ſich nicht genug für ſeine Sendſchaft belohnt glaubte, denunzierte aber auch die jüngere Schweſter als heimliche Jüdin und bewirkte, daß der franzöſiſche Hof das ganze Vermögen des Hauſes Mendes in Frankreich mit B=e ſchlag belegte. Die Schuld an dieſes Haus zu zahlen, hielt ſich der König Heinrich II. ebenfalls für überhoben. Indeſſen arbeitete die unglückliche Mendeſia daran, die gegen ſie und ihr Vermögen geführten Schläge ſo viel als möglich abzuwenden. Ihr Neffe João Miques ſpendete mit vollen Händen, um die Verluſte abzuwenden und ſeine edle Verwandte zu befreien. Entweder er oder ſie ſelbſt hatte einen Weg zum Sultan Suleiman gefunden und ihn bewogen, ſich der Verfolgten anzunehmen. So bedeutende Reichtümer ſollten in ſeine Staaten eingeführt werden, und die venetianiſche Republik, die nur noch von ſeiner Gnade exiſtierte, wagte es, ſie ihm vorzuenthalten? Das reizte ſeinen Zorn. Sein jüdiſcher Leibarzt, Moſe Hamon, der ſich Hoffnung machte, die Hand der reichen Erbin Reyna für ſeinen Sohn zu gewinnen, hatte den Sultan günſtig für die Familie Mendes geſtimmt. Ein eigener Staatsbote (Tſchaus) wurde von der Pforte nach Venedig abgeſandt mit der Weiſung, die gefangene Marranin ſofort in Freiheit zu ſetzen und ſie ungehindert mit ihrem Vermögen nach der Türkei ziehen zu laſſen. Wider ihren Willen wurde ihr eine bedeutende Rolle zugeteilt.

Inzwiſchen war es ihr gelungen — man weiß nicht auf welche Weiſe — eine Zufluchtsſtätte in Ferrara zu finden, unter

dem Schutze des Herzogs Ercole d'Este, wo sie mehrere Jahre (um 1549—1553) zum Segen und Troste ihrer Religions- und Leidensgenossen lebte, und zwar unter ihrem jüdischen Namen. Es war ihr jetzt erst vergönnt, all ihre hehre Tugend, ihr weiches Mitgefühl, ihren Edelsinn, ihre innige Frömmigkeit, mit einem Worte ihr großes Herz offen und frei zu bethätigen. Auch ihre Klugheit und Besonnenheit kam den Marranen in Italien zu statten. Der Dichter Samuel Usque, welcher ihr sein schönes Werk gewidmet, sprach mit Begeisterung und tiefster Verehrung von ihr. Er läßt seinen Numeo, den Tröster im Dialoge, unter andern Trostgründen für Israels Leiden auch den anführen: daß es unerwartete Hilfe durch diese edle Frau erlangt hat. „Wer hat nicht die göttliche Barmherzigkeit im menschlichen Gewande sich offenbaren gesehen, wie sie sich Dir zur Abwehr Deiner Mühseligkeit gezeigt hat und noch zeigt? Wer hat Mirjam's inniges Mitleid auferstehen gesehen, das Leben hinzugeben, um ihre Brüder zu retten? Die große Klugheit Debora's, um ihre Volksgenossen zu regieren? Die unendliche Tugendhaftigkeit und Heiligkeit Esther's, um die Verfolgten zu schützen? Die ruhmwürdige Anstrengung der keuschen Witwe Judith, um die von Angst Belagerten zu befreien? Sie hat der Herr in unsern Tagen vom hohen Heere seiner Engel entboten und alles in eine Seele niederlegt, und diese Seele hat er zu Deinem Glücke in den weiblichen schönen Leib der segensreichen Israelitin Naßi eingepflanzt. Sie hat im Anfang der Auswanderung (der Marranen) deinen dürftigen Söhnen, welche ihr geringes Vermögen mutlos machte, dem Feuer (Scheiterhaufen) zu entgehen und einen so weiten Weg anzutreten, Kraft und Hoffnung gegeben. Sie unterstützte diejenigen mit freigebiger Hand, welche bereits ausgewandert, in Flandern und in andern Gegenden durch Armut geschwächt, von der Seefahrt niedergebeugt und in Gefahr waren, nicht weiter zu kommen, und stärkte sie in ihrer Dürftigkeit. Sie versagte selbst ihren Feinden keine Gunst. Mit ihrer reinen Hand und ihrem himmlischen Willen hat sie die meisten dieser Nation (Marranen) aus der Tiefe unendlicher Mühsal, aus Armut und Sünden befreit, sie in sichere Gegenden geleitet und sie unter den Gehorsam der Vorschriften ihres alten Gottes gesammelt. So war sie die Kraft in deiner Schwäche".

Alle, auch die nüchternetesten Rabbinen jener Zeit, waren des Lobes von ihr voll und schrieben ebenso begeistert, wenn auch nicht so zierlich, von ihren Tugenden: „Die erhabene Fürstin, der Ruhm Israels, die weise Frau, die ihr Haus in Heiligkeit und Reinheit erbaut. Mit ihrer Hand unterstützte sie Arme und Dürftige, um sie diesseits glücklich und jenseits selig zu machen. Sie hat viele vom Tode gerettet und sie aus der Niedrigkeit des eitlen Lebens erhoben, die im Kerker schmachteten, dem Tode geweiht waren".

Nachdem sich Doña Gracia Naßi auch mit ihrer Schwester ausgesöhnt und für alle ihre Familienglieder mütterlich gesorgt hatte, führte sie das längst gehegte Vorhaben aus, nach der türkischen Hauptstadt auszuwandern (um 1553—1555), um allen Anfechtungen auf christlichem Boden zu entgehen. Ihr begabter Neffe João Riques, welcher mit ihrer Tochter Reyna versprochen war, und inzwischen weite Reisen gemacht hatte, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, förderte ihre Auswanderung. Er hatte durch eine Gewandtheit ihr einen guten Empfang in Konstantinopel bereitet. Mit schlauer Diplomatie, die er im Umgange mit christlichen Staatsmännern gelernt hatte, ließ er sich von dem Gesandten des französischen Hofes, mit dem die Familie Mendes-Naßi in stillem Kriege lebte, in Konstantinopel warm empfehlen, und fand dadurch eine günstige Aufnahme an der Pforte. Erst in Konstantinopel trat João Miques offen zum Judentum über, nahm den Namen Joseph Naßi an und heiratete seine reiche Base Reyna. Er war aber nicht allein dahin gekommen, sondern hatte ein großes Gefolge von 500 Personen spanische, (portugiesische) und italienische Juden nachgezogen. Er trat dort gleich anfangs wie ein Fürst auf. Durch seine Gewandtheit, seine Kenntnis der europäischen Verhältnisse und seinen Reichtum wurde Joseph Naßi in den Hofkreis eingeführt und galt viel beim Sultan Suleiman. Aber seine edle Schwiegermutter blieb wie bisher die Hauptleiterin des großen Vermögens. Bald empfanden die jüdischen Bewohner Konstantinopels die wohlthätige Hand Doña Gracia's und ihres Schwiegersohnes.

Als nun die Nachricht einlief: der Papst Paul habe die Marranen in Ancona einkerkern lassen, um sie früher oder später verbrennen zu lassen, fühlte Doña Gracia's Herz einen

ſtechenden Schmerz, wie eine Mutter bei dem Unglück ihrer Kinder. Sie hatte ſie alle, wie Söhne und Brüder, in ihr Herz geſchloſſen. Doch überließ ſie ſich nicht einem unthätigen Jammer, ſondern handelte in Gemeinſchaft mit Joſeph Naßi thatkräftig. Zunächſt wandte ſie ſich an den Sultan Suleiman, um ihn anzuflehen, wenigſtens diejenigen marraniſchen Juden aus der Türkei, welche in Ancona in Geſchäften anweſend und mit eingekerkert waren, zurück zu fordern. Sie war ſo glücklich, dieſes Geſuch erfüllt zu ſehen. Der Sultan Suleiman richtete an den Papſt ein Schreiben (9. März 1556) in jenem hochmütigen Tone, den ſich die türkiſchen Herrſcher im Gefühle ihrer Macht gegenüber den chriſtlichen Fürſten erlaubten. Er beklagte ſich, daß ſeine jüdiſchen Unterthanen widerrechtlich eingekerkert worden, wodurch ſeinem Schatze ein Verluſt erwachſen ſei. Der Sultan beſtand darauf, daß der Papſt die zur Türkei gehörigen Marranen in Ancona ſofort in Freiheit ſetzen ſolle, und ließ die Drohung durchblicken, daß er im Falle ungünſtigen Aufnahme ſeiner Vorſtellung Repreſſalien an den unter ſeinem Szepter wohnenden Chriſten zu nehmen gedächte. Paul IV. mußte zähneknirſchend gehorchen, die Juden aus der Türkei in Freiheit ſetzen und ungefährdet abreiſen laſſen. Die Übrigen, die keinen mächtigen Annehmer hatten, wurden, wie erzählt, verbrannt. Dafür wollten die Juden ſich empfindlich an dem Papſt rächen, und ſie rechneten dabei auf die thatkräftige Unterſtützung der Doña Gracia und ihres Schwiegerſohnes.

Der Herzog Guido Ubaldo von Urbino hatte die aus Ancona geflüchteten Marranen in Peſaro nur deswegen aufgenommen, weil er darauf gerechnet hatte, daß der levantiniſche Handel in den Händen der Juden ſeiner Hafenſtadt zugewendet werden würde. Die Peſarenſer Gemeinde ließ ſich daher angelegen ſein, ein Sendſchreiben an ſämtliche türkiſche Gemeinden, welche in Geſchäftsverbindung mit Italien ſtanden, ergehen zu laſſen, ihre Waren nicht mehr nach Ancona, ſondern nach Peſaro zu ſenden. Der Handel der türkiſchen Juden war ſehr bedeutend, Alles ging durch ihre Hände, ſie konkurrierten mit den Venetianern und ſandten ihre eigenen Schiffe und Galeeren aus. Sie hatten bis dahin, um den Venetianern den Rang abzulaufen, den Hafen von Ancona als Stapelplatz für ihre Waren benutzt. In der erſten Aufwallung der Entrüſtung über die Unthat des Papſtes Paul IV. ſtimmten viele

levantiniſchen Juden nach dem Vorgange der großen Gemeinde Salonichi, dieſem Antrag zu (Auguſt 1556) und machten mit einander ab, ihn empfindlich zu ſtrafen, ihm die bedeutenden Einnahmequellen von dem levantiniſchen Handel vollſtändig abzuſchneiden. Sofort empfanden Ancona's Einwohner den Rückgang ihres Wohlſtandes, klagten darüber dem Papſt, daß ſeine getreue Stadt bald verlaſſen ſein und einem Dorfe gleichen werde, und flehten ihn um Abhilfe an. Da aber eine ſolche empfindliche Züchtigung des glaubenstollen Papſtes nur wirkſam ſein konnte, wenn ſämtliche nach Italien handeltreibende Juden damit einverſtanden waren, ſagten die Zuſtimmenden vor der Hand ihre Mitwirkung nur auf acht Monate zu, nicht mehr in Ancona Geſchäfte zu machen. Die beſonders dabei beteiligten Peſarenſer Juden und die ehemaligen Marranen im türkiſchen Reiche gaben ſich natürlich alle Mühe, einen gemeinſamen Beſchluß, die Hafenſtadt des Papſtes in den Bann zu thun, durchzuſetzen.

Allein die eingeſeſſenen anconenſiſchen Juden, die nicht zu den Marranen gehörten, fürchteten durch die Verlegung des levantiniſchen Handels nach Peſaro eine Schädigung ihrer Intereſſen und ſuchten dieſe Maßregel zu hintertreiben. Aller Augen waren daher auf die Hauptgemeinde von Konſtantinopel gerichtet; dorthin hatten die übrigen Vertreter der Handelsplätze Salonichi, Adrianopel, Bruſſa, Aulona, Morea, Schreiben gerichtet, die Angelegenheit wohl zu erwägen und ihre Intereſſen zu berückſichtigen. Hier hatte natürlich Doña Gracia und Joſeph Naßi die Hauptſtimme, und ſie waren entſchieden dafür, den unmenſchlichen Papſt durch Androhung des Bannes gegen den Geſchäftsbetrieb in Ancona zu züchtigen. Sie hatten zugleich allen ihren Agenten die Weiſung erteilt, die Waren ihres Hauſes nach Peſaro zu expedieren. Es zeigte ſich aber in Konſtantinopel ſelbſt eine kleine Oppoſition, indem ein Teil der Kaufleute ihre Intereſſen durch die Bevorzugung von Peſaro zu gefährden fürchtete. Die Sache lag alſo in der Hand der Rabbinen von Konſtantinopel; wenn dieſe ſich einſtimmig ausſprächen, daß aus Rückſicht für die nahe Gefahr der peſarenſer Marranen der Hafen von Ancona zu meiden ſei, ſo würde ihre Autorität ins Gewicht fallen und den Ausſchlag geben. Aber zwei Rabbinen waren gegen einen ſolchen Beſchluß. Da nun in der Hauptgemeinde Konſtantinopel keine

Einstimmigkeit dafür zu Stande kam, so waren die jüdischen Kaufleute der übrigen türkischen Gemeinden froh, ihren Handel nach Ancona keiner Beschränkung unterworfen zu sehen. Vergebens forderte Doña Gracia, die es als eine Herzensangelegenheit betrachtete, den Marranen Genugthuung zu verschaffen, ein Gutachten von dem Rabbinate der Gemeinde Safet's, das durch dessen zwei Vertreter, Joseph Caro und Mose di Trani, die höchste Autorität in der morgenländischen Judenheit genoß. Der Bann der Rabbinen über den Papst Paul IV. trat nicht in Wirksamkeit. Während die Rabbinen noch berieten, trat zum großen Schmerz der Doña Gracia und ihrer Anhänger endlich doch das ein, was sie befürchtet hatte. Der Herzog Guido Ubaldo, welcher seine Erwartung getäuscht sah, seine Hafenstadt Pesaro zum Mittelpunkte des levantinisch-jüdischen Handels erhoben zu sehen, und von dem Papste in judenfeindlichem Sinne bestürmt, wies die in Pesaro aufgenommenen Marranen wieder aus (März 1558). Man muß es ihm indes noch hoch anrechnen, daß er sie nicht den Schergen der Inquisition überliefert hat. Die Ausgewiesenen steuerten auf gemieteten Schiffen meist ostwärts. Die päpstliche Schiffspolizei lauerte ihnen aber auf, und sie entkamen nur mit Not. Einige von ihnen gerieten in Gefangenschaft und wurden als Sklaven behandelt. Der ebenso geschickte, wie menschenfreundliche marranische Arzt Amatus Lusitanus, der eine kurze Zeit in Pesaro geweilt und dann in Ragusa vielen Christen das Leben und die Gesundheit wiedergegeben, mußte ebenfalls die christliche Erde verlassen und nach der fast jüdischen Stadt Solonichi auswandern (1558 — 1559). Auch den Marranen in Ferrara scheint dieses Jahr Unglück gebracht und der Herzog ihnen den Schutz entzogen zu haben; denn die Druckerei des Abraham Usque wurde in diesem Jahre eingestellt, und Joseph Naßi's Bruder, Don Samuel Naßi, wurde von dem Herzoge so schikaniert, daß er erst die Vermittelung des türkischen Hofes anrufen mußte, um freie Übersiedelung nach Konstantinopel zu erlangen. Ein drohendes Wort des ungläubigen Sultans vermochte mehr bei den christlichen Fürsten, als die Stimme der Gerechtigkeit und Menschlichkeit.

Jemehr sich der Papst Paul IV. dem Grabe näherte, desto rasender wurde er gegen die Juden. Getaufte Juden, Sixtus Senensis und Philipp oder Joseph Moro zogen auf

ſeinen Befehl in den Gemeinden des Kirchenſtaates umher und quälten die Juden mit ihren aufreizenden Predigten Der Letztere drang einſt mit einem Kruzifixe, das die Juden nun einmal als Götzenbild betrachteten, am Verſöhnungstage (1558) in die Synagoge von Recanate und ſtellte es mit Ungeſtüm in die Lade, wo die „heilige Thora“ aufbewahrt wurde. Als die Juden ihn wegen Verletzung ihres Heiligtums hinausdrängten, verſammelte er den wütenden Pöbel um das Gotteshaus, und zwei Juden, welche Hand an ihn gelegt hatten, wurden auf Befehl des Stadthauptmanns gefeſſelt und gegeißelt. Am meiſten gereizt war dieſer leidenſchaftliche Papſt gegen Marranen und Talmud. Die Erſtern ſuchte er aus den entlegenen Schlupfwinkeln zu entfernen. Viele Scheinchriſten Spaniens und Portugals, die ſich nicht durch die Flucht retten konnten, pflegten in einen Mönchsorden zu treten und heulten ſozuſagen mit den Wölfen, um von ihnen nicht angefallen zu werden. Paul IV., bei dem über die Zulaſſung von Neuchriſten zu Mönchsorden geklagt wurde, verbot, Mitglieder von jüdiſchem Geblüte aufzunehmen.

Mit dem Talmud räumte er noch gründlicher auf; es gab im Kirchenſtaate und in dem größten Teil Italiens kein Talmudexemplar mehr, die Beſitzer eines ſolchen waren einer ſchweren Strafe ausgeſetzt. Die Lehrhäuſer hatten meiſtens aufgehört. Es wären, wenn dieſer Zuſtand allgemein geworden ware, eine große Unwiſſenheit und Stumpfheit unter den italieniſchen Juden eingeriſſen, die den Zweck des Papſtes, die Bekehrung derſelben, leicht gefördert hätten Es entſtand aber damals ein großes Lehrhaus und ein Aſyl für den verfolgten Talmud in einer oberitalieniſchen Stadt, in Cremona, die zu Mailand gehörte. Dort hatte unter dem Statthalter von Mailand ein aus Deutſchland eingewanderter Talmudkundiger Joſeph Ottolenghi ein Lehrhaus eröffnet, den Talmud gelehrt und rabbiniſche Schriften drucken laſſen. Jeder Beſitzer von Talmudexemplaren ließ ſie daher heimlich nach Cremona bringen, und ſo entſtand dort eine reichhaltige Niederlage dafür, von wo aus ſie nach dem Morgenlande, Polen und Deutſchland exportiert wurden. Dieſe allerdings dürftige Religionsfreiheit behielten die Juden auch unter den Spaniern, welche mit Paul IV. Krieg zu führen gezwungen waren. Nachdem der Papſt ſich zu einem ſchimpflichen Frieden bequemen mußte, ſann er darauf, die

jüdiſchen Schriften in Cremona verbrennen zu laſſen. Die Dominikaner, dieſe Polizei des Papſttums, bearbeiteten in ſeinem Sinne die Bevölkerung, zum einen Druck auf den Statthalter zu üben.

Aufreizende Schriften wurden in Cremona verbreitet, welche das Volk geradezu aufforderten, die Juden tot zu ſchlagen (8. April 1559). Einige Tage ſpäter wurde der Statthalter von zwei Dominikanern, von denen der eine Sixtus Senenſis, ein getaufter Jude war, angegangen, einen Scheiterhaufen für Talmudexemplare zu errichten, da er lauter Schmähungen gegen Jeſus u. ſ. w. enthalte. Da dieſer der Klage der Dominikaner nicht ohne weiteres Glauben ſchenken mochte, traten zwei Zeugen gegen den Talmud auf: der getaufte Jude Vittorio Eliano, Tochterenkel des jüdiſchen Grammatikers Elia Levita, und ein gewiſſenloſer deutſcher Jude Joſua dei Cantori.

Beinahe wäre Vittorio Eliano, der boshafte Täufling, durch den Scheiterhaufen für den Talmud ſelbſt zu Schaden gekommen. Denn die ſpaniſchen Soldaten, denen der Befehl zugekommen war, auf die Schriften der Juden zu fahnden, kümmerten ſich wenig darum, ob dieſelben talmudiſchen oder anderweitigen Inhalts waren. Sie hätten daher um ein Haar auch die kabbaliſtiſche Grundſchrift, den Sohar, das Schooskind des Papſttums, mit verbrannt. Seit der Schwärmerei Pico's de Mirandola und noch mehr Reuchlin's, des Kardinals Egidio de Viterbo, des Franciskaners Galatino für die Myſtik glaubten nämlich die orthodoxeſten Kirchenlehrer und Kirchenfürſten ſteif und feſt, die Kabbala enthalte die Myſterien des Chriſtentums. Der Vernichtungsbann, welcher gegen den Talmud geſchleudert wurde, traf daher den Sohar nicht. Ja, er wurde gerade unter dem Papſte Paul VI. mit Bewilligung der Inquiſition von Emanuel de Benevent zuerſt in Mantua gedruckt. Die Kabbala ſollte ſich auf den Trümmern des Talmud aufbauen. — Aus Brotneid auf die Mantuaner Herausgeber, weil der Abſatz in Italien und dem Oriente viel Gewinn verſprach, ließ ein chriſtlicher Verleger Vicenti Conti in Cremona in derſelben Zeit ebenfalls den Sohar drucken, verſprach viel Neues zu liefern, um die Mantuaner Ausgabe zu verdrängen. An dieſem Cremonenſiſchen Sohar war der getaufte Enkel des Elia Levita, der giftige Kanonikus Vittorio Eliano, beteiligt. Er ſcheute ſich nicht, ein marktſchreieriſches hebräiſches Vorwort dazu zu

ſchreiben, um Kundſchaft anzulocken und ſeinen Namen dabei zu nennen. Während des Druckes ſuchten die ſpaniſchen Soldaten nach jüdiſchen Schriften in Cremona, fanden zwei Tauſend Exemplare des Sohar und waren im Begriff, auch ſie auf den Scheiterhaufen zu werfen. Vittorio Eliano und ſeine Geſchäftsgenoſſen wären dadurch um ihren Gewinn und ihre Auslagen gekommen, wenn nicht ein anderer Täufling, jener Sixtus von Siena, der von der päpſtlichen Inquiſition den Auftrag hatte den Talmud in Cremona vernichten zu helfen, der Wut der ſpaniſchen Soldaten Einhalt gethan hatte. So wurde für den Augenblick der Talmud verbrannt, aber der Sohar verſchont. Es war ein richtiger Inſtinkt der Judenfeinde, dieſe Giftquelle der ſohariſtiſchen Geheimlehre den Juden zu laſſen, in der Hoffnung, daß die Anhänger derſelben ſich eher vom beſtehenden Judentum losſagen würden. Durch den Druck wurde der Sohar immer mehr und mehr als ein kanoniſches Buch verehrt und eine geraume Zeit wurde in jeder hebräiſchen Schrift, die nicht gerade trocken talmudiſch gehalten war, der Sohar mit der heiligen Schrift auf gleichem Fuße behandelt. Aber die Liebe des Papſttums zur Kabbala dauerte nicht lange; einige Jahre ſpäter wurden auch die kabbaliſtiſchen Schriften in den Katalog der zu verbrennenden Schriften geſetzt.

Paul's IV. Feindſeligkeit gegen die Juden und ihre Schriften, blieb nicht auf Italien beſchränkt, ſondern erhielt, durch den von ihm entzündeten fanatiſchen Geiſt genährt, größere Ausdehnung. Getaufte Juden waren ſtets die Werkzeuge ſolcher Verfolgungen. Ein ſolcher Täufling, Aſcher aus Udine erhob ebenfalls Anklagen gegen die jüdiſchen Schriften in Prag, und die Obrigkeit konfiszierte alle ſamt und ſonders, auch Gebetbücher, und ſchickte ſie nach Wien (1559). Die Vorbeter waren infolge desſelben genötigt, in der Synagoge auswendig vorzutragen. Ein Feuer, das in derſelben Zeit in Prags Judengaſſe ausbrach und einen großen Teil ihrer Häuſer in Aſche legte, zeigte noch mehr den fanatiſchen Haß der Chriſten gegen ſie. Anſtatt den Unglücklichen beizuſpringen und Rettung zu bringen, warfen ſie ſelbſt ſchwache Weiber in die praſſelnden Flammen und plünderten die Habſeligkeiten der Juden. Als wenn das Maß des Unglücks für ſie nicht voll geweſen wäre, machte der ſeit einem Jahre zum Kaiſer ernannte Ferdinand I.

mit der zweitmaligen Ausweiſung der Juden aus Böhmen und Prag Ernſt. Er war zwar ein milder Fürſt, der an dem Frieden zwiſchen Katholiken und Proteſtanten ernſtlich arbeitete; aber gegen die Juden hatte er ein unüberwindliches Übelwollen. Er war es, der zuerſt für die wenigen öſterreichiſchen Juden die Zettelmeldung oder die Judenzettel eingeführt hat. Er hatte verordnet, daß jeder in Öſterreich wohnende Jude, wenn er Geſchäftshalber nach Wien käme, ſich in der kürzeſten Zeit beim Landmarſchall melden und angeben ſollte, womit er Geſchäfte zu treiben und wie lange er ſich aufhalten wollte. Dieſer Beſchränkung der Juden ließ Ferdinand noch andere folgen, bis er ihre Ausweiſung mit ihren Weibern, Kindern, Geſinde, Hab und Gut aus dem Lande Niederöſterreich und Görz bis zum nächſten Johannistage befahl. Sie erhielten zwar nach und nach Aufſchub zur Auswanderung auf zwei Jahre, aber doch mußten ſie endlich den wandernden Fuß in die Fremde ſetzen.

Dasſelbe Loos dachte der König Ferdinand auch der alten Gemeinde von Prag zu. Was die Veranlaſſung dazu geweſen ſein mag, iſt je nachdem, leicht oder ſchwer zu erraten. Die Prager Gemeinde ſtand damals bei ihren Schweſtern in ſehr üblem Rufe als niedrig, gewiſſenlos, gewaltthätig und ſtreitſüchtig. Um die Beſetzung der Rabbiner und Wahl der Vorſteher entſtanden regelmäßig ſo heftige Streitigkeiten, daß auf des Kaiſers Veranlaſſung die angeſehenſten Rabbiner Deutſchlands und Italiens eine Wahlordnung für die Gemeinde von Prag ausarbeiten mußten. Bei der Zurückberufung der Juden nach der zwei Jahrzehnte vorher ſtattgefundenen Ausweiſung, war nur die Hefe wieder nach Prag zurückgekehrt. Die Chriſten wurden gewiß von dieſem ſchlechten jüdiſchen Geſindel vielfach übervorteilt. Aber ſchwerlich waren die Chriſten derſelben Klaſſe geſitteter und gewiſſenhafter. Die Anſchauung war aber damals einmal ſo. Die chriſtliche Geſellſchaft übte gegen ihre Glieder große Nachſicht, an die Judenheit dagegen ſtellte ſie die Anforderung zur Tugendhaftigkeit und Rechtlichkeit mit äußerſter Strenge. Über die zweite Austreibung der Juden aus Prag wurde übrigens lange verhandelt; denn ſelbſt die Erzherzöge, die ſich damals im Lande befanden, waren dagegen; ſie erfolgte aber doch (1561). Die Abziehenden wurden von Raubrittern überfallen und ausgeplündert. Aber auch damals, wie nach

der ersten Ausweisung schien es, als wenn die Prager Christen oder wenigstens der Adel eine Sehnsucht nach den Juden empfänden. Wiederum geschahen Schritte, sie zurückzurufen, und die Erzherzöge begünstigten sie. Der Kaiser Ferdinand wies aber das Gesuch um abermalige Zulassung der Juden unter dem Vorwande oder mit aufrichtiger Einfalt ab, er habe geschworen: die Juden von Prag auszuweisen und dürfte seinen Eid nicht brechen. Daranf unternahm ein edler Jude von Prag eine Reise nach Rom, um von dem neuen Papste Pius IV. — der judenfeindliche Paulus IV. war bereits gestorben — die Entbindung des kaiserlichen Eides zu erwirken.

Dieser edle Mann war Mardochaï Zemach Ben-Gerschon aus der berühmten Familie Soncin, deren Glieder in mehreren Städten der Lombardei, in Konstantinopel und Prag jüdische Druckereien mit vielem Erfolg betrieben. Obwohl er von der Prager Gemeinde schwere Kränkungen an seiner Ehre erfahren hatte, und seine verehelichte Tochter bei aller Unschuld von falschen Zeugen, eine zweite Susanna, des Ehebruchs bezüchtigt und von feigen Rabbinen verurteilt worden war, so ließ er sich doch bereit finden, ein großes Opfer zu Gunsten der Prager Gemeinde zu bringen. Er unternahm eine Reise zum angegebenen Zwecke unter vielen Mühseligkeiten nach Rom. Seine Mühe wurde mit Erfolg gekrönt, der Papst, welcher die Macht zu binden und zu lösen hatte, entband den Kaiser seines Eides, und dieser fühlte sein Gewissen erleichtert. Sein Sohn Maximilian (später Kaiser) nahm ganz besonders die Juden von Prag in Schutz, und so wurde ihr Ausweisungsdekret rückgängig gemacht. Sie durften wieder in Prag und einigen böhmischen Städten weilen, auch im Österreichischen wurden sie wieder zugelassen. Aber selbst unter den besten Kaisern, wie Maximilian II und Rudolph, hatten sie ein dornenvolles Dasein, die Hand der offiziellen katholischen Kirche lastete schwer auf ihnen.

Der erste konsequente Vertreter der fanatischen, verfolgungssüchtigen katholischen Kirche, der Papst Paul IV., war zwar gestorben (August 1559), und die Römer hatten sein Andenken und sein System verwünscht. Das Volk hatte sich, wie zu den alten Zeiten der römischen Republik, auf dem Kapitol zusammengerottet, war durch die ganze Stadt gezogen, hatte Feuer an das Inquisitionsgebäude gelegt, die Schergen und Dominikaner mißhandelt,

die Wappenschilder und die Bildsäule des Papstes zerschlagen und den Kopf derselben durch die Straßen geschleift. Mit Hohngelächter hatten die Römer es angesehen, wie ein Jude das von diesem Papste so unerbittlich befohlene Judenbarett auf den Kopf seiner Bildsäule gesetzt hatte. Allein was nützte diese kindische Wut gegen den Verstorbenen? Das System überlebte seinen Urheber um Jahrhunderte. Die Jesuiten und die streng Kirchlichen hatten bereits in der katholischen Kirche die Oberhand erlangt, und jeder nachfolgende Papst mußte sich ihnen willig oder widerwillig fügen. Wurden doch unter dem Papste Pius IV., einem der besten der römischen Hohenpriester, die Satzungen des tridentinischen Konzils zum Beschlusse erhoben, welche die Geister der Katholiken knechten!

Eine Deputation der römischen Juden hatte sich zu dem neugewählten Papste begeben, um ihm zu huldigen, und sie schilderte mit rührenden Worten die Leiden, welche sein Vorgänger über sie verhängt hatte. Pius IV. versprach ihnen Abhilfe und erließ eine Bulle für die Juden des Kirchenstaates (27. Febr. 1562), die allerdings günstig genug für sie lautete; aber die gemilderten Bestimmungen lassen die noch zurückgebliebenen Beschränkungen um so greller hervortreten. Die Einleitung dazu ist deswegen interessant, weil sie die Heuchelei der päpstlichen Kurie an den Tag legt. „Die von meinem hochseligen Vorgänger aus Eifer für die Religion erlassenen Vorschriften für euer Verhalten haben (wie wir vernommen) einige nach euren Gütern Lüsternen zum Vorwand falscher Anklagen und Quälereien gegen euch genommen und sie gegen die Absicht meines Vorgängers ausgelegt, wodurch ihr gequält und beunruhigt wurdet. Darum verordnen wir in Erwägung, daß die heilige Mutter Kirche vieles den Juden gewährt und einräumt, damit der Rest von ihnen selig werde, und gestützt auf das Beispiel unserer Vorgänger“ — Nun, was verordnet der Papst Großes? Daß die Juden des römischen Reiches außerhalb der Stadt ihre Abzeichen, das gelbe Barett, ablegen, daß sie Grundbesitz bis zum Wert von 1500 Dukaten erwerben, daß sie auch andere Geschäfte als mit alten Kleidern betreiben, und daß sie allenfalls mit Christen verkehren, aber ja nicht christliche Dienstboten halten dürfen. Das war so ziemlich alles, was einer der besten Päpste ihnen gewährt hat, gewähren konnte. Wichtiger war

für die römiſchen Juden der Punkt, daß die Anklagen wegen Vergehungen gegen die harten Geſetze Paul's IV. niedergeſchlagen wurden, auch wegen des Verbrechens derjenigen, welche ihre Talmudexemplare nicht vorgezeigt hatten. Die italieniſchen Juden ließen es ſich auch angelegen ſein, von dem Papſte die Löſung des Bannes gegen die talmudiſchen Schriften zu erwirken. Dieſe Angelegenheit lag aber damals in den Händen der auf dem Konzil zu Trient tagenden Kardinäle und Biſchöfe. Um ſie durchzuſetzen, wählten die italieniſchen Gemeinden zwei Deputierte (Oktober 1563). Da das Konzil nur dasjenige Verzeichnis verbotener Bücher genehmigte, welches vorher in der päpſtlichen Kanzlei ausgearbeitet worden war, ſo war auch für die Behandlung der jüdiſchen Schriften die Anſicht des Papſtes und ſeiner Umgebung maßgebend. Die Entſcheidung darüber wurde dem Papſte überlaſſen, und dieſer erließ — für Summen — eine Bulle: daß der Talmud zwar überhaupt verdammt ſei — gleich der ganzen humaniſtiſchen Litteratur, gleich Reuchlin's „Augenſpiegel und kabbaliſtiſchen Schriften", — daß er aber, wenn der Name Talmud wegbliebe, und er vor der Veröffentlichung von den angeblich chriſtenfeindlichen Stellen geſäubert, d. h. zenſiert worden, doch erſcheinen dürfte (24. März 1564). Sonderbar: der Papſt geſtattete die Sache und verbot den Namen! Allein er ſcheute die öffentliche Meinung, die den Widerſpruch zu grell gefunden haben würde, daß der eine Papſt den Talmud aufſuchen und verbrennen gelaſſen und der andere ihn frei gegeben hätte. So war doch wenigſtens Ausſicht vorhanden, daß dieſes für die Juden unentbehrliche Schriftdenkmal, wenn auch in verſtümmelter Geſtalt wieder ans Licht treten konnte. In der That wurde der Druck des Talmud einige Jahre darauf in Baſel unternommen.

Aber auch dieſes Wenige wurde den Juden des Kirchenſtaates entriſſen, als Pius IV. einen Nachfolger erhalten hatte, welcher die düſtern, mönchiſchen und unduldſamen Satzungen höher als Menſchenglück und Menſchenleben achtete, und die kirchliche Richtung der Caraffa und ſeiner Genoſſen auf die Spitze trieb. Pius V. (1566—1572) überbot noch ſein Vorbild Paulus IV. an Verfolgungsſucht und Grauſamkeit. Die Juden haßte dieſer Papſt nicht weniger, als die deutſchen Proteſtanten, die ſchweizeriſchen Kalviniſten und die franzöſiſchen Hugenotten. Sie empfanden bald das

Herbe der neuen Kirchlichkeit. Drei Monate nach seiner Inthronisation (19. April 1566) bestätigte er nach allen Seiten hin die Beschränkungen Paul's IV. gegen sie, verschärfte sie noch mehr und setzte die Milderung seines Vorgängers außer Kraft, als wenn sie gar nicht verordnet gewesen wäre. Also abermals Ausschließung vom Verkehr mit Christen, Verbot, Grundbesitz zu haben, andere Geschäfte als Trödelhandel zu treiben, Einschärfung, Judenabzeichen zu tragen und nicht mehr als eine Synagoge zu besitzen. Aber nicht nur gegen die Juden des Kirchenstaates erließ er diese Verordnungen, sondern auch gegen die der ganzen katholischen Welt. Denn damals, in der Zeit hämischer kirchlicher Reaktion gegen den Protestantismus, hatte des Papstes Wort einen ganz anderen Klang als früher und fand willige Vollstrecker. So traten abermals trübselige Tage für die Juden der katholischen Länder ein.

Immer neue Leiden hatte Joseph Kohen im Alter in „sein Jahrbuch der Verfolgungen" einzutragen, immer neue Thränen seiner Volksgenossen in seinem „Jammerthale" (Emek ha Bacha) zu sammeln. Der geistliche Wüterich Pius V. gab öfter Gelegenheit dazu. Unter dem Vorwande, die Juden des Kirchenstaates hätten die von ihm eingeschärften kanonischen Gesetze übertreten, ließ er viele von ihnen in Kerker werfen und ihre Schriften aufsuchen und verbrennen. Namentlich wurde der wohlhabenden Gemeinde von Bologna hart zugesetzt; es war auf ihr Vermögen abgesehen. Um einen gesetzlichen Weg für den Raub zu haben, wurden ihnen in einem förmlichen Verhör vor einem Inquisitionstribunal verfängliche Fragen über das Christentum vorgelegt, ob die Juden die Katholiken als Götzendiener betrachten, ob die Verwünschungsformel gegen „die Minäer" und „das Reich des Frevels" im Gebete sich auf Christen und das Papsttum bezögen, und besonders ob die Erzählung in einer wenig gelesenen Schrift von einem „Bastard, Sohn einer Verworfenen" auf Jesus anspiele. Ein getaufter Jude Alessandro hatte die Anklagepunkte zusammengestellt, und darauf hin wurden die Eingekerkerten mit Anwendung der Folter befragt. Einige derselben von den Qualen der Tortur überwältigt, gestanden alles ein, was das Bluttribunal von ihnen verlangte. Nur der Rabbiner von Bologna, Namens Ismael Chanina, hatte den Mut, während der Folterung zu erklären, falls er in der Bewußtloßigkeit der Schmerzen Geständnisse machen

ſollte, dieſe im voraus für null und nichtig anzuſehen ſeien. Indeſſen da Andere Läſterungen der Juden gegen das Chriſtentum zugeſtanden hatten, ſo hatte die päpſtliche Kurie einen Anhaltspunkt zu Beraubungen. Den Reichen und Vornehmen wurde unter Androhung der ſchwerſten Strafen unterſagt, die Stadt zu verlaſſen. Aber gerade dieſes unſinnige ſtrenge Verbot regte in den Juden von Bologna den Gedanken an, der Stadt ganz und gar und auf immer den Rücken zu kehren. Durch Beſtechung des Pförtners gelang es ihnen, mit Frauen und Kindern dem Fallſtricke zu entgehen und nach Ferrara zu entfliehen. Darüber wurde der Papſt Pius V. ſo ſehr gegen ſämtliche Juden erzürnt, daß er dem Kardinalskollegium ſeinen Willen kund gab, die Juden des Kirchenſtaates zu vertreiben. Vergebens machten einige Kirchenfürſten dagegen geltend, daß der Petriſtuhl von jeher die Juden geſchützt, ja ſich dazu verpflichtet gehalten, damit der Reſt der Juden nicht untergehe und ſelig werde. Vergebens beſtürmte die Geſchäftswelt von Ankona den Papſt, die Handelsblüte des Kirchenſtaates nicht mit eigner Hand zu zerſtören. Sein Judenhaß betäubte die Stimme der Vernunft, der Gerechtigkeit und des Vorteils. Die Bulle wurde erlaſſen (26. Februar 1569), daß ſämtliche Juden des Kirchenſtaates mit alleiniger Ausnahme derer von Rom und Ankona binnen drei Monaten auswandern ſollten; die Zurückbleibenden würden der Sklaverei und noch härterer Strafe verfallen. Trotz des ihnen drohenden Elendes entſchloſſen ſich faſt alle davon Betroffene zum Auswandern; nur Wenige gingen zum Chriſtentum über. Die Verbannten büßten noch dazu ihre Habe ein, weil ſie in der kurzen Zeit ihre Liegenſchaften nicht veräußern und ihre außenſtehenden Schulden nicht einziehen konnten. Der Geſchichtſammler Gedalja Ibn-Jachja allein verlor an ſeinen Schuldnern in Ravenna über 10 000 Dukaten. Die Verbannten zerſtreuten ſich, ſuchten für den Augenblick Schutz in den nahegelegenen kleinen Staaten Peſaro, Urbino, Ferrara, Mantua und Mailand. Die Juden von Avignon und Venaiſſin, die einzigen auf franzöſiſchem Boden ſeit der Vertreibung der Juden aus Frankreich zwei Jahrhunderte vorher, wurden ebenfalls ausgewieſen. Auf ſie hatten die reaktionären Kirchenfürſten längſt ihre böſen Blicke geworfen; denn ſie waren unter den humaniſtiſchen Päpſten Leo X., Clemens VII. und beſonders Paul III. von den Beamten

des Kirchenstaates außerordentlich begünstigt. Die Kurie bezog durch deren Geschäftsumsatz ihre einzige Einnahmequelle aus dieser Enklave. Die Juden von Avignon, Carpentras und anderen Städten besaßen große Reichtümer, Güter aller Art und sogar Äcker. Nun wurden auch sie verbannt.

Die meisten Juden des italienischen und französischen Kirchenstaates wanderten, wie alle aus unduldsamen christlichen Gebieten Verwiesene nach der Türkei und fanden dort die beste Aufnahme, wenn sie sie glücklich erreichen konnten und nicht unterwegs von dem maltesischen Raubritterorden aufgefangen und mißhandelt worden sind. Es schien damals mit den Juden im christlichen Europa zu Ende zu gehen. Überall Haß, Verfolgung und Ausweisung. In den katholischen Gebieten der Fanatismus des Papsttums und in protestantischen Ländern die Engherzigkeit des von seiner Höhe zum albernen Schulgezänk herabgesunkenen Luthertums. Beide schienen den oft ausgesprochenen Gedanken der Erzjudenfeinde: daß die Juden im Abendlande nichts zu suchen haben, verwirklichen zu wollen.

Viertes Kapitel.

Die Juden in der Türkei und Don Joseph von Naxos.

(1566 — 1590.)

Wiederum wie so oft, lagen die Fäden des weltgeschichtlichen Gewebes so verschlungen, daß die systematische Verfolgung der Juden in der Christenheit sie nicht vertilgen konnte. Die Sonne, die sich ihnen im Westen im düstern Gewölke verdunkelte, ging ihnen, wenn auch nur auf kurze Zeit, im Osten wieder strahlend auf. Durch eine günstige Wendung der Zeitumstände trat für sie eine Zeit ein, welche dem oberflächlichen Blicke wie eine Glanzepoche erscheinen konnte. Ein Jude, der in den Ländern des Kreuzes ohne Umstände auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden wäre, nahm eine sehr einflußreiche Stellung im Reiche des Halbmondes ein, brachte es zu einem Herzogsrange und herrschte über viele Christen. Mit ihm und durch ihn erhoben sich sämtliche nach Millionen zählende Juden in der Türkei zu einer freien und geachteten Stellung, um die sie ihre minderzähligen, geächteten Brüder im

christlichen Europa beneiden durften. Zähneknirschend sahen die judenfeindlichen christlichen Machthaber ihre Pläne hier und da von jüdischer Hand durchkreuzt und ihre inneren Verwickelungen nur noch mehr verschlungen. Der getretene Wurm konnte seinen Peinigern denn doch unangenehm werden. Joseph Naßi oder Juan Miques, der geächtete Marrane aus Portugal, machte manchem christlichen Herrscher und Diplomaten unruhige Stunden, und sie mußten in knechtischer Gesinnung dem schmeicheln, den sie, wenn seiner habhaft geworden, wie einen räudigen Hund totgeschlagen hätten. Die erlauchte Republik Venedig, das allmächtige Spanien, das aufgeblasene Frankreich und selbst das hochmütige Papsttum sahen sich von ihm bedroht.

Juan Miques oder Don Joseph Naßi, bei seinem Eintreffen in Konstantinopel mit Empfehlungsschreiben von französischen Staatsmännern dem türkischen Hof empfohlen, hatte sich noch mehr durch sein einnehmendes Äußere, seinen erfinderischen Geist, seine Erfahrung und Kenntnis der christlich europäischen Länder und ihrer politischen Lagen empfohlen. Sultan Suleiman, der sich auf Menschen verstand, nahm ihn bald in Gunst. Er hatte weitreichende Pläne, auch mit Spanien einen Kriegstanz zu beginnen, und den Mohammedanern an der afrikanischen Küste Hilfe gegen die Scheiterhaufenschürer zu senden. Durch seine Reichtümer und die Anhänglichkeit seiner Glaubensgenossen in den christlichen Ländern an ihn erfuhr Joseph Naßi vieles, was sich an den christlichen Höfen zutrug und konnte die Wahrheit über den Stand der politischen und kriegerischen Angelegenheit dem Sultan berichten, ohne daß dieser es nötig hatte, Spione zu unterhalten, oder sich von den christlichen Gesandten an seinem Hofe täuschen zu lassen. Don Joseph konnte ihm mit klugem Rate beistehen. So wurde er als fränkischer Bey in kurzer Zeit eine hervorragende Persönlichkeit in Konstantinopel. Sein Ansehen stieg aber noch mehr durch einen jener günstigen Zufälle, welche Erhöhungen und Erniedrigungen von Persönlichkeiten zur Folge zu haben pflegen. Unter Suleimans Söhnen herrschte Haß und Eifersucht, und der Vater zog den jüngeren wegen seines kriegerischen Sinnes vor. Die Höflinge hielten sich daher von dem zurückgesetzten älteren Prinzen Selim fern und redeten ihm auch nicht bei seinem Vater das Wort. Joseph Naßi vertrat dagegen warm Selim's

Intereſſe bei deſſen Vater, und als dieſer jenem ſeine Gunſt durch ein reiches Geſchenk bezeugen wollte, wählte er dazu ſeinen jüdiſchen Günſtling zum Sendboten nach Kleinaſien. Der Prinz, hocherfreut über Geſchenk und Gunſtbezeugung, wurde von der Stunde an dem Botſchafter und Überbringer hold und ſicherte ihm lebenslang ſeine Dankbarkeit zu. Er wurde ſein Vertrauter und zum Edelmann der Leibwache (Mutafarrica) ernannt, eine Würde, nach der chriſtliche Fürſtenſöhne gierig haſchten. Die Geſandten der chriſtlichen Höfe ſahen mit Ingrimm den wachſenden Einfluß eines jüdiſchen Günſtlings, der alle ihre Schliche kannte, auf den künftigen Sultan und verbreiteten daher die lügenhafteſten Berichte über ihn. Am meiſten feindlich geſinnt gegen ihn waren die Geſandten von Venedig und Frankreich, weil er ihre ränkevollen Pläne auf den türkiſchen Hof durchſchaute und zu vereiteln vermochte, und beſonders, weil er Privathändel mit ihnen hatte. Die venetianiſche Signoria hatte ſeine Schwiegermutter eingekerkert, ſie um Vermögen gebracht und ihn ſelbſt wegwerfend behandelt; der franzöſiſche Hof ſchuldete dem Hauſe Mendes-Naßi eine bedeutende Summe (150 000 Dukaten) und dachte nicht daran, ihm gerecht zu werden. Heinrich II. und ſein Nachfolger hatten nämlich gegen die Schuldforderung etwas geltend gemacht, welches für die damalige Sittlichkeit charakteriſtiſch iſt: Geſetz und Religion verböten dem König, ſeinen jüdiſchen Gläubigern die Schuld zurückzuzahlen, weil es Juden überhaupt nicht geſtattet ſei, in Frankreich Geſchäfte zu machen, daß vielmehr alle ihre Güter vom König konfiſziert werden dürften. Natürlich erkannten der Sultan und ſein Sohn eine ſolche Moral nicht an und drangen mit halber Drohung auf Befriedigung der Schuldforderung. — Der Sultan Suleiman war ihm ſo gewogen, daß er ihm einen Strich Landes am Tiberiasſee in Paläſtina ſchenkte, um die Stadt Tiberias unter eigener Botmäßigkeit aufzubauen, mit der ausdrücklichen Bewilligung, daß nur Juden darin wohnen ſollten. Als Selim II. zur Regierung gelangte (1566), ernannte er ihn zum Herzog von Naxos und der zwölf cycladiſchen Inſeln. So durfte ein Jude ebenfalls ſeine Befehle im pompöſen Style erlaſſen: „Wir, Herzog des ägäiſchen Meeres, Herr von Naxos“. Joſeph reſidierte indes nicht in der Hauptſtadt ſeines Herzogtums, wo er den Weltbegebenheiten fern gerückt wäre. Er blieb vielmehr in

ſeinem ſchönen Palaſte in Belveder bei Konſtantinopel und ließ die Inſeln von einem chriſtlichen Edelmann, Coronel verwalten, deſſen Vater Gouverneur von Segovia geweſen war und von dem jüdiſchen Schatzmeiſter Abraham Senior abſtammte, welcher zur Zeit der Verbannung der Juden aus Spanien halb gezwungen ſich hatte taufen müſſen. So ſcheel auch die chriſtlichen Fürſten auf dieſen ihnen gleichgeſtellten jüdiſchen Herzog blickten, ſo lagen doch die europäiſchen Verhältniſſe der Art, daß ſie ihm noch ſchmeicheln mußten. Wollten ſie etwas am türkiſchen Hofe durchſetzen, ſo durften ſie ihn nicht umgehen. Als eine öſterreichiſche Geſandtſchaft vom Kaiſer Ferdinand I. nach neuen Siegen der Türken in Ungarn in Konſtantinopel eintraf, um einen Friedensſchluß zu erbetteln und die türkiſchen Großwürdenträger durch Geſchenke und Jahrgehälter dafür zu gewinnen, hatte ſie den Auftrag, ſich auch bei Joſeph von Naxos abzufinden. Seine erbitterten Feinde, Frankreich und Venedig, empfanden die Macht des jüdiſchen Herzogs ſchwer. Der König von Frankreich wollte noch immer nicht die vom marraniſchen Hauſe Mendes kontrahierte Schuld, welche auf Joſeph übergegangen war, zahlen. Leicht verſchaffte dieſer ſich einen Ferman vom Sultan, vermöge deſſen er auf alle Schiffe unter franzöſiſcher Flagge, die in einen türkiſchen Hafen einliefen, Beſchlag legen durfte, und es gelang ihm, auf mehrere Fahrzeuge im Hafen von Alexandrien Beſchlag zu legen, ſich die Ware anzueignen und ſie für ſeine Schuldforderung zu veräußern (1569). Der franzöſiſche Hof ſchlug Lärm darüber, tobte, alles umſonſt. Selim ſchützte ſeinen Günſtling. Es trat dadurch eine Erkältung in den diplomatiſchen Beziehungen zwiſchen beiden Reichen ein, die für Frankreich unangenehmer wurde, als für die Türkei. Dem franzöſiſchen Geſandten an der Pforte lag daher viel daran, den Sturz des Joſeph von Naxos herbeizuführen und er bediente ſich dazu der Unzufriedenheit eines Agenten, eines jüdiſchen Arztes, Namens Daud, eines der Leibärzte des türkiſchen Hofes, der auch im Dienſte des Herzogs beſchäftigt war. Dieſer verſprach dem franzöſiſchen Geſandten vollgiltige Beweiſe zu liefern, daß Joſeph von Naxos eine verräteriſche Korreſpondenz gegen die Pforte geführt, daß er täglich an den Papſt, an den König von Spanien, an den Herzog von Florenz,

an die genueſiſche Republik, kurz an alle Feinde des Sultans Bericht erſtattet und die Vorgänge an der Pforte denſelben verriete.

Aber trotz des Geheimniſſes wurden Joſeph von Naxos die von Daud und dem franzöſiſchen Geſandten angezettelten Ränke verraten, und er kam ihnen zuvor. Es konnte ihm nicht ſchwer werden, den Sultan Selim zu überzeugen, daß er unter allen Hofdienern am aufrichtigſten zu ihm gehalten hatte. Er erlangte auch vom Sultan ein Dekret, vermöge deſſen der Verräter Daud lebenslänglich verbannt wurde. Entweder auf Antrag Don Joſeph's oder aus eigenem Antriebe ſprachen ſämtliche Rabbinen und Gemeinden Konſtantinopels den ſchwerſten Bann über Daud und zwei Helfershelfer desſelben aus. Die außerordentliche Bemühung des franzöſiſchen Geſandten und Hofes, den jüdiſchen Günſtling Selims zu ſtürzen, mißlang vollſtändig und hinterließ in deſſen Gemüt eine nur allzugerechte Erbitterung, mit der er deſſen diplomatiſchen Pläne zu durchkreuzen und zu vereiteln nur noch angelegentlicher betrieb.

Noch mehr ſpielte Joſeph von Naxos dem Staate Venedig mit. Selim, welcher den Venetianern ebenfalls nicht wohlwollte, wurde von ſeinem jüdiſchen Günſtlinge öfter aufgeſtachelt, Venedig den lange beſtandenen Frieden zu kündigen und die Eroberung der venetianiſchen Inſel Cypern zu unternehmen. Joſeph's Verbindungen mit Europa erleichterten dieſe Unternehmung. Bei der Nachricht, daß das Kriegsarſenal von Venedig durch eine Pulverexploſion in die Luft geflogen war, ließ der Sultan auf Joſeph's Rat ſofort die Flotte zum Angriff auslaufen. Im erſten Sturme fiel ein Hauptort von Cypern, Nikoſia, und der andere, Famaguſta, wurde hart belagert (1570).

Wie ſo oft, wurden auch diesmal für das Thun eines Einzelnen alle Juden verantwortlich gemacht. Daß die venetianiſche Regierung ſämtliche levantiniſche, größtenteils jüdiſche Kaufleute, die ſich beim Ausbruche des Krieges in Venedig befanden, eingekerkert und deren Waren eingezogen hat, lag in der damaligen barbariſchen Behandlung des Verkehrs zwiſchen Staat und Staat. Aber daß der Senat den Beſchluß gefaßt hat (Dezember 1571), ſämtliche Juden Venedigs, gewiſſermaßen als Mitverſchworene des Joſeph Naßi und des türkiſchen Reiches, auszuweiſen, war ein Ausfluß des von der Kirche genährten Haſſes. Glücklicherweiſe kam es

nicht dazu. Trotz der Anstrengung des fanatischen Papstes Pius V., eine Liga der christlichen Staaten gegen die Türkei, eine Art Kreuzzug gegen die sogenannten Ungläubigen, zustande zu bringen, mußte sich die Stadt Famagusta dem türkischen Feldherrn ergeben, und damit fiel die ganze Insel für immer der Türkei zu. Die Venetianer mußten noch dazu um Frieden betteln und setzten ihre ganze Hoffnung, ihn zu erlangen, auf einen anderen einflußreichen Juden, der ihn vermitteln sollte.

Der Einfluß der Juden am türkischen Hofe war so groß, daß sie, die sonst Hilfeflehenden, von Christen um Hilfe angefleht wurden. Die Niederlande hatten einen ernsten Aufstand gegen Spanien und den finstern König Philipp II. gemacht, weil er das Bluttribunal der Inquisition in ihre Mitte gegen die dem Katholicismus Entfremdeten einführen wollte. Der Blutmensch Alba suchte den Abfall niederzuhalten und den Katholicismus in die Gemüter durch Menschenopfer zurückzuführen. Der Galgen sollte das wankend gewordene Kreuz stützen. In dieser Bedrängnis wandten sich die niederländischen Aufständischen, die Geusen, an Joseph von Naxos, der mit einigen Adligen in Flandern von seinem früheren Aufenthalte daselbst Verbindungen hatte. Der Herzog Wilhelm von Oranien, die kräftige Seele des Aufstandes, schickte einen eigenen Boten an Joseph von Naxos: daß er den Sultan bewegen möge, Spanien Krieg zu erklären, wodurch die spanischen Truppen von Flandern hätten abberufen werden müssen. Der österreichische Kaiser Ferdinand ließ sich ebenfalls herab, um die Gunst der Pforte zu erhalten, an den jüdischen Herzog ein eigenhändiges Schreiben durch seinen Botschafter zu richten. Sigismund August, König von Polen, welcher von der Pforte einen wichtigen Dienst erwartete, wandte sich ebenfalls an ihn, gab ihm den Titel „durchlauchtigster Fürst", und, was noch mehr bedeutet, versprach günstige Privilegien für die Juden seines Landes, um ihn für seine Pläne geneigt zu machen.

Man kann fast sagen, daß der Divan oder der türkische Staatsrat unter dem Sultan Selim aus zwei Parteien bestand, aus einer geheimen christlichen durch den ersten Vezier, Mohammed Sokolli, und aus einer jüdischen durch Joseph von Naxos vertreten, die einander Schach boten. Mit und neben ihm gab es noch andere Juden, welche in untergeordneter Stellung, Einfluß übten, Männer

auf die Würdenträger, Frauen auf die Sultaninnen. Sultan Selim's Gunst für die Juden war so offenkundig, daß sich ein Märchen bildete: er sei gar ein geborener Jude, der als Kind im Harem statt eines Prinzen untergeschoben worden wäre. Selbst der Großvezier Mohammed Sokolli, so sehr er auch ein Feind des Joseph von Naxos und des jüdischen Einflusses war, war darauf angewiesen, sich eines jüdischen Unterhändlers zu bedienen und ihm wichtige diplomatische Aufträge anzuvertrauen. Der venetianische Botschafter, der eigentlich die verschwiegene Aufgabe hatte, den Juden am türkischen Hofe entgegen zu arbeiten, trug selbst dazu bei, einem Solchen Einfluß zu verschaffen.

Salomo Ben-Nathan Aschkenasi war zur Zeit, als Joseph eine gewichtige Stimme im Divan hatte, eine unbekannte Persönlichkeit in Konstantinopel. Er hatte frühzeitig Reisen gemacht, war nach Polen gekommen und hatte es bis zum ersten Arzte des Königs von Polen gebracht. Als Unterthan der venetianischen Republik stellte er sich bei seiner Übersiedelung nach der türkischen Hauptstadt unter den Schutz der diplomatischen Agenten von Venedig. Salomo Aschkenasi wurde zwar Rabbi genannt, hatte aber am meisten Sinn und Fähigkeit für feine diplomatische Fädenspinnerei, für Entwirrung verschlungener Knoten, für Vermittelung, Ausgleichung und Glättung. Als solcher war er bei mehreren venetianischen Agenten in Konstantinopel nach einander sehr beliebt. Der erste Minister des türkischen Hofes, Sokolli, erkannte dessen diplomatische Gewandtheit, fesselte ihn an sich und betraute ihn bis an sein Lebensende mit solchen Aufträgen, bei denen es galt, durch Klugheit und Feinheit zum Ziele zu gelangen. Während die türkischen Waffen gegen die Venetianer geführt wurden, mußte Salomo Aschkenasi schon die ersten Fäden zum künftigen Friedensschlusse spinnen.

Die christlichen Kabinette ahnten gar nicht, daß der Gang der Begebenheiten, der sie zwang, Stellung nach der einen oder andern Seite zu nehmen, von jüdischer Hand in Bewegung gesetzt wurde. Das war besonders bei der polnischen Königswahl in dieser Zeit der Fall. Der Tod des letzten jagjellonischen Polenkönigs Sigismund August (Juli 1572), der keinen Thronerben hinterließ und eine förmliche Wahl ins Ungewisse nötig machte, setzte ganz Europa, wenigstens die Kabinette und diplomatischen Kreise in

aufregende Spannung. Der deutſche Kaiſer Maximilian II. und der ruſſiſche Herrſcher Iwan der Grauſame, als Nachbaren Polens, wünſchten die Wahl auf einen Prinzen ihres Hauſes zu lenken. Der Papſt arbeitete daran, daß ein katholiſcher Fürſt den polniſchen Thron einnähme, weil ſonſt zu fürchten war, daß die Wahl eines der Reformation günſtigen Königs die im Zunehmen begriffene reformatoriſche Bewegung unter dem Adel und in den Städten Polens kräftigen, und dieſe Länder ſich vom Papſttum losreißen würden. Dagegen hatten wieder die proteſtantiſchen Länder, Deutſchland und England, und vor allem die Anhänger der neuen Kirche verſchiedener Sekten in Polen ſelbſt das höchſte Intereſſe, einen König ihres Bekenntniſſes oder wenigſtens einen, der nicht entſchieden katholiſch wäre, durchzuſetzen. Dazu kam noch der perſönliche Ehrgeiz einer mächtigen franzöſiſchen Königin, die in dieſes wirre Getriebe mit geübter Hand eingriff. Die ebenſo kluge, wie falſche Königin-Wittwe Katharina von Medici, der aſtrologiſch verkündet worden war: alle ihre Söhne werden Kronen tragen, wollte ihrem Sohne Heinrich, Herzog von Anjou, eine fremde Krone verſchaffen, damit die Verkündigung ſich nicht durch den Tod ihres regierenden Sohnes Karl IX. erfülle. Sie und ihr Sohn, der König von Frankreich, ſetzten daher alle Hebel in Bewegung, um Anjou auf den polniſchen Thron zu bringen. Aber auch die Türkei hatte wichtige Intereſſen und eine gewichtige Stimme bei der polniſchen Königswahl. Ein wahrer Knäuel von Kabbalen und Ränken verwirrte ſich daher bei der polniſchen Königswahl; jeder Kandidat ſuchte eine ſtarke Partei unter dem polniſchen Groß- und Kleinadel zu werben, aber auch ſich die Pforte geneigt zu machen. Heinrich von Anjou hatte anfangs Ausſichten, aber dieſe ſchwanden durch die blutige Bartholomäusnacht in Frankreich, in welcher auf des Königs Wink hunderttauſende von Hugenotten gemordet worden waren (24. Aug. 1572). Eine ſolche Unmenſchlichkeit, mit kaltem Blute angeordnet und ausgeführt, von einem König an Unterthanen, war unerhört in der europäiſchen Geſchichte ſeit den Mordthaten an den Albigenſern im dreizehnten Jahrhundert auf päpſtlichen Befehl. Die Anhänger der Reformation aller Länder waren von dieſem Schlage betäubt. Die Kandidaten auf den polniſchen Thron ſuchten daher die Unthaten der Bartholomäusnacht gegen Anjou auszuſpielen. Deſto

mehr mußten der französische Kandidat, seine Mutter und sein Bruder die Pforte bearbeiten, seiner Wahl günstig zu sein. Ein außerordentlicher Gesandter wurde zu diesem Zwecke nach Konstantinopel gesandt. Aber die polnische Königswahl lag letztentscheidend in der Hand eines im Hintergrunde stehenden Juden. Denn Salomo Aschkenasi beherrschte den Willen des Großveziers, und dieser leitete im Namen des Sultans die auswärtigen Angelegenheiten. Salomo, der unter dem polnischen Adel Bekannte hatte, entschied sich für Heinrich von Anjou und gewann den Großvezier dafür. Als dieser endlich fast einstimmig gewählt war (Mai 1573), und der französische Gesandte prahlte: daß er nicht einer der Letzten gewesen, welche diese Wahl herbeigeführt hätten, schrieb Salomo Aschkenasi an den König von Polen, später König von Frankreich, unter dem Namen Heinrich III. „Am meisten habe ich Euer Majestät dabei Dienste geleistet, daß Sie zum König gewählt wurden; ich habe alles bewirkt, was hier (an der Pforte) gethan wurde."

Großes Aufsehen machte es aber im christlichen Europa, als dieser jüdische Arzt und Diplomat von der Pforte abgeordnet wurde, den Frieden mit Venedig endlich abzuschließen, und also als geachtete offizielle Persönlichkeit aufzutreten. So ganz ohne Widerstand wurde indessen der jüdische Botschafter von der erlauchten Republik nicht angenommen. „Rabbi Salomo Aschkenasi", wie er genannt wurde, kam trotzdem als außerordentlicher Botschafter der Türkei nach Venedig. Einmal angenommen, mußten die Würdenträger der Republik, der Doge und die Senatoren, ihm die größten Ehren und Aufmerksamkeiten erweisen, weil der türkische Hof in diesem Punkte sehr empfindlich war und den Mangel an gebührender Auszeichnung für seinen Vertreter als Beleidigung angesehen haben würde. Salomo wurde daher in feierlicher Audienz im Dogenpalaste aufgenommen, und dort wurde die Urkunde des Friedens zwischen der Türkei und Venedig von ihm im Namen der Ersteren unterzeichnet. Auch sonst erwies ihm die Signoria die zuvorkommendsten Aufmerksamkeiten und sämtliche europäische Gesandte in Venedig drängten sich an ihn.

Für seine Glaubensgenossen in Venedig war Salomo ein rettender Engel. Ihre Freude über die Ehre, welche einem der Ihrigen von den Machthabern erwiesen wurde, war nämlich mit

Trauer und Beſorgnis gemiſcht wegen der ihnen drohenden Ausweiſung. Der Doge Mocenigo hatte nämlich darauf beſtanden, den früher gefaßten Beſchluß zur Verbannung der Juden vollſtrecken zu laſſen. Schon waren manche jüdiſche Familien ausgewandert. Salomo hatte aber noch in Konſtantinopel mit dem venetianiſchen Agenten Jakopo Soranzo verhandelt, ſich der unglücklichen Juden anzunehmen. Bei deſſen Rückkehr nach Venedig machte er begreiflich, welcher Schaden der Republik durch die Ausweiſung der Juden erwachſen würde. Es ſei ſehr bedenklich, ſich die Juden zu Feinden zu machen, welche eine Macht in der Türkei bildeten, und Freundſchaft mit dieſem Staate zu erhalten, ſei für Venedig die ſicherſte Gewähr friedlicher Zuſtände, da es ſich weder auf den Papſt, noch auf Spanien verlaſſen könne. Die eifrige Verwendung Soranzo's zu Gunſten der Juden bewirkte eine Umſtimmung der Zehnmänner. Das Ausweiſungsdekret wurde widerrufen (19. Juli 1573), und Salomo's Anweſenheit in Venedig erhöhte noch die Freude ſeiner Glaubensgenoſſen, da er auch das Verſprechen erlangte, daß ſie nie mehr mit Ausweiſung bedroht werden ſollten. Mit Ehren überhäuft, kehrte Salomo nach Konſtantinopel zurück, wo ſeine Stellung ſich noch mehr befeſtigte und ſein Anſehen noch mehr ſtieg. Sein in Venedig zur Erziehung weilender Sohn wurde vom Dogen mit Aufmerkſamkeit behandelt.

Infolge des Einfluſſes des Joſeph von Naxos auf den Sultan Selim und des Salomon Aſchkenaſi auf den erſten Miniſter bewarben ſich chriſtliche Höfe noch mehr um die Gunſt der türkiſchen Juden in Stambul. Wollte einer derſelben etwas bei der Pforte durchſetzen, ſo ſuchte er vor allem einen jüdiſchen Vermittler dafür zu gewinnen. Selbſt der finſtere Philipp II. von Spanien, der eingefleiſchte Juden- und Ketzerhaſſer, mußte ſich, um Waffenruhe von den Türken zu erlangen, nach jüdiſchen Unterhändlern umſehen. Die Stellung der Juden in der Türkei und namentlich in der Hauptſtadt unter den Augen ihrer mächtigen Beſchützer war daher außerordentlich günſtig. Sie erwarben Reichtümer, welche auch damals Macht verliehen. Der Großhandel und der Zoll waren größtenteils in ihren Händen. Auch Schifffahrt im Großen trieben ſie und wetteiferten mit den Venetianern. In Konſtantinopel beſaßen ſie die ſchönſten und größten Häuſer mit Gärten und Kiosks, die denen des Großveziers gleichkamen.

Selbſt die hebräiſche Poeſie trieb in dieſer Zeit in der Türkei einige Herbſtblumen, welcher zwar die Spuren einer kalten Sonne und feuchter Nebel an ſich tragen, die aber doch wohlthuend abſtechen gegen die freudloſe winterliche Öde anderer Gegenden und ſpäterer Zeiten. Mehr noch als die Erzeugniſſe ſelbſt flößt ihr Anreger und Beförderer Intereſſe ein. Es war ein Ibn-Jachja aus der türkiſchen Linie dieſer weitverzweigten Familie. Ibn-Jachja, ein Weiſer und angenehmer Redner, bildete eine Art poetiſche Schule oder einen poetiſchen Kreis.

Auch lateiniſche Verſe zu machen, waren die Juden der Türkei infolge der Sicherheit und Behaglichkeit ihres Daſeins aufgelegt. Selbſtverſtändlich waren es eingewanderte Marranen, welche in dem großen Kerker Spanien oder Portugal auch die Sprache ihrer Zwingherren gelernt hatten. Als der gewiſſenhafte Arzt Amatus Luſitanus, der von Königen und Bettlern geſuchte Helfer, welcher wegen der Unduldſamkeit von Italien nach Salonichi ausgewandert war und dort ſich neue Freunde und Bewunderer erworben hatte, ein Opfer ſeiner Thätigkeit geworden und an der Peſt geſtorben war, ſetzte ihm einer ſeiner Freunde, der Marrane Flavio Jacobo de Evora, ein Denkmal in ſchönen lateiniſchen Verſen. „Er, der das entfliehende Leben ſo oft im ſiechen Körper zurückgerufen und bei Königen und Völkern darum beliebt war, liegt fern von ſeinem Geburtslande in macedoniſchem Staube.“

Das Hochgefühl und die Befriedigung der türkiſchen Juden an der Gegenwart flößten ihnen den Gedanken ein, völlige Unabhängigkeit zu erlangen. Während die Juden in der Chriſtenheit gar keinen Sinn dafür hatten und ſich ſelbſt von jeher nur in Unterthänigkeit und in gebeugter Geſtalt vor ihren Herren denken konnten, machten ſich jene mit dem Gedanken vertraut, jüdiſche Selbſtherrſcher und unabhängige Juden zu ſehen.

Joſeph von Naxos trug ſich lange mit dem Gedanken, einen kleinen jüdiſchen Staat zu gründen. Der Jude und der Staatsmann in ihm, beide hingen dieſem Plane nach, und die großartigen Reichtümer ſeiner Schwiegermutter, über die er verfügen konnte, ſollten ihm als Mittel dazu dienen. Schon als flüchtiger Marrane hatte er an die Republik Venedig ernſtlich das Geſuch geſtellt, ihm eine der zu dieſem Staate gehörenden Inſeln zu überlaſſen, um ſie mit jüdiſchen Bewohnern zu bevölkern. Er wurde

aber damit abgewiesen, entweder aus christlicher Engherzigkeit oder aus kaufmännischer Furcht vor Konkurrenz. Als er später in Gunst des Sultans Suleiman stand, ließ er sich die Trümmer der Stadt Tiberias und sieben Dörfer dazu schenken, um sie in ein kleines jüdisches Gemeinwesen zu verwandeln. Er sandte einen seiner Agenten dahin, den Neubau von Tiberias zu leiten. Der türkische Selim gab noch als Prinz dem Pascha von Syrien den gemessenen Befehl, den Bau mit allen Mitteln zu fördern. Die arabischen Dorfbewohner der Umgegend wurden gezwungen, Frohndienste dabei zu leisten. In einem Jahre war die Stadt Tiberias mit schönen neuen Häusern und Straßen vollendet. Joseph von Naxos wollte noch dazu daraus eine Fabrikstadt machen, welche mit den Venetianern konkurrieren sollte. Er ließ dort Maulbeerbäume für die Zucht von Seidenraupen pflanzen und Gespinnste von Seidenstoffen anlegen; er ließ auch feine Wolle aus Spanien kommen, um dort feine Tuche weben zu lassen.

Indessen scheint Joseph nicht seine Thatkraft dem kleinen jüdischen Staat zugewendet zu haben; seine Pläne gingen überhaupt ins Weite, und darum hat Neu-Tiberias keine Rolle gespielt. Als er so glücklich war, vom Sultan Selim als Herzog ernannt zu werden, dachte er nicht einmal daran, seinen kleinen Inselstaat mit Juden zu bevölkern. Sein Sinn war darauf gerichtet, König von Cypern zu werden, was ihm der Sultan zugesagt hatte. Möglich, daß er die Insel der Göttin der Schönheit in einen jüdischen Staat umgewandelt hätte, wenn er sie in Besitz bekommen hätte. Aber sein Feind, der Großvezier Sokolli, ließ es nicht dazu kommen. So zerrannen seine Träume, einen selbstständigen jüdischen Staat zu gründen. Überhaupt hat Joseph von Naxos nichts Wesentliches und Dauerndes für das Judentum gethan. Er hat immer Anläufe dazu genommen, ist dann aber wieder erschlafft oder vergriff sich in den Mitteln.

Die so überaus günstige Lage der Juden in der Türkei während eines so langen Zeitraumes hatte schließlich keine nachhaltig günstige Erhebung zur Folge. Sie erzeugte keinen einzigen Kraftgeist, welcher befruchtende Gedanken für die Zukunft aus sich heraus gesetzt und den Mittelmäßigen eine neue Richtung vorgezeichnet hätte. Nicht ein einziger der damals lebenden Führer der Gemeinden ragte über das Maß eines Alltagsmenschen hinaus.

Die Rabbinen und Prediger waren grundgelehrt in ihrem Fache, wandelten aber durchweg in ausgefahrenen Geleisen, ohne auch nur auf ihrem eigenen Gebiete eine Leistung besonderer Art zu hinterlassen. Nur ein einziger Rabbiner hat ein eigenes Schriftwerk der Zukunft überliefert, das noch heute seine, wie wohl bestrittene, Geltung hat; aber dieser hat damit nicht etwas Neues oder Ursprüngliches geleistet. Joseph Caro, erster Rabbiner der palästinensischen Stadt Safet, hat sein neues religiöses Gesetzbuch (Schulchan Aruch — hergerichtete Tafel, 1567) vollendet. Religiöser Drang, kabbalistische Schwärmerei und Ehrgeiz hatten gleichen Anteil an diesem Werke. Er hatte ein ganzes Menschenleben damit zugebracht, um den weitschichtigen Stoff zusammen zu tragen, das Für und Wider abzuwägen, das Schlußergebnis zu machen und es an die betreffende Stelle einzureihen.

Der Zerfahrenheit und Zerklüftung, welche das Chaos des Talmuds, die Auslegung desselben und die Auszüge aus demselben erzeugt haben, daß nicht zwei Rabbinen über einen einzigen Punkt eines Sinnes waren, und jeder im stande war, Gründe für Ja oder Nein daraus zu entnehmen, dieser Zerfahrenheit wollte Joseph Caro mit seinem neuen Religionskodex steuern. Da er von Geburt Spanier war, so bevorzugte er unwillkürlich die Ansichten spanischer Autoritäten gegen deutsche und französische — und beging dadurch eine Einseitigkeit. Auch Kabbalistische Elemente hat Caro von spanischen Mystikern aufgenommen. Es ist ihm aber damit ebensowenig wie Maimuni mit seinem Gesetzbuche gelungen, dem Wirrwarr ein Ende zu machen; es liegt in der Beschaffenheit der Quellen selbst, aus welchen die Gesetze abgeleitet wurden. Wie zum Hohne auf die erstrebte Gleichmäßigkeit und Einigkeit hat ein scharfsinniger junger Rabbiner in Krakau gleich beim Erscheinen von Caro's Werk Anmerkungen dazu gemacht, welche dessen Entscheidungen vielfach umstoßen. Caro's Traum, durch seine rabbinischen Werke allgemein anerkanntes Oberhaupt von Israel zu werden, war damit zerronnen. Der junge Rabbiner, Moses Isserles, welcher seine Ausstellung an der „Tafel" — nicht sehr geschmackvoll „Tafeltuch" (Mappa) nannte, — hat nur der Thatsache von der Unverschmelzbarkeit der von Hause aus einander widerstrebenden religionsgesetzlichen Elemente Ausdruck gegeben. Den spanischen Autoritäten, auf welche Karo sich verließ, stellte Isserles deutsch-

polnische gegenüber, denen er den Vorzug gab. Zu den Erschwerungen, welche die Ascheriden aus Überfrömmigkeit zu verbindlichen Gesetzen gestempelt hatten, und welche Karo in sein rabbinisches Gesetzbuch aufgenommen hat, that Isserles neue hinzu, welche die Klügelei der deutsch-polnischen Talmudschulen ausgetüftelt hatten. Sowohl in Caro's „Tafel", wie in Isserles „Tafeltuch" trat ein ganz anderes Judentum in die Erscheinung, als das, welches im Pentateuch gelehrt, von den Propheten verkündet, und selbst von Maimuni auseinandergesetzt wurde.

Von welchem Geiste Karo's rabbinisches Judentum durchweht war, zeigte sich in seinem Verhalten zu einem durch Forschungssinn und Wahrheitstrieb als einzig in seiner Zeit dastehenden Mann, der imstande gewesen wäre, schon im sechzehnten Jahrhundert einen Läuterungsprozeß im Judentum vorzubereiten, wie Mendelssohn im achtzehnten Jahrhundert, wenn die Ungunst der Zeitrichtung nicht die Saat im Keime erstickt hätte. Diese hervorragende Persönlichkeit war Asarja Ben-Mose dei Rossi (geb. in Mantua um 1514, gest. 1578) aus einer alten italienischen Familie. Er hatte sich so sehr in Bücher vergraben, daß sein Körper davon Spuren tiefen Leidens an sich trug. Schwach, gelb, ausgetrocknet, mit Fieber behaftet, schlich er wie ein Sterbender einher. Aber in dieser lebendigen Leiche arbeitete rührig ein kräftiger, gesunder Geist. Er hatte sich das ganze jüdische Schrifttum zu eigen gemacht, sich noch außerdem in die lateinische Geschichtslitteratur eingelesen und auch Medizin getrieben. Dabei mußte er ein Wanderleben führen, mußte seinen Wohnsitz Bologna infolge der Folterung und Ausweisung der Juden unter Pius V. meiden und ließ sich endlich dauernd zum zweiten Male in Ferrara nieder. Mit den Besten seiner Zeit, Juden, Marranen und Christen, pflegte er Umgang und wurde von allen als ein Wunder der Gelehrsamkeit angestaunt. Aber mehr noch als seine erstaunliche Belesenheit ist die Verwendung derselben an ihm zu bewundern. Er war der Erste, welcher zwei Litteraturgebiete, die weit voneinander lagen — den Talmud mit seinen Nebenzweigen, und die Elemente der jüdisch-griechischen Welt, die in Philo, Josephus und auch in der kirchenväterlichen Litteratur angetroffen werden — in Berührung und Beziehung brachte, um aus dem Munde so verschiedener Zeugen die Wahrheit der geschichtlichen Nachrichten zu prüfen. Er be-

ruhigte sich nicht bei dem Gegebenen, sondern unterwarf Alles und Jedes einer ein- gehenden Prüfung und Läuterung.

Ein zufälliges Ereignis brachte die in Deï-Rossi liegenden geistigen Schätze zu Tage. Ferrara war von einem grausigen Erdbeben heimgesucht worden (18. Nov. 1570), welches die Einwohner zwang, Zufluchtsstätten außerhalb der Stadt aufzusuchen. In einem Dorfe war er mit einem gelehrten Christen zusammengetroffen, welcher seine schwermütigen Gedanken infolge des Erdbebens durch das Lesen eines griechischen Buches aus dem jüdischen Altertume erheitern wollte. Im Gespräche darüber wurde Deï-Rossi inne, daß selbst seine gebildeten Glaubensgenossen aus einseitiger Beschäftigung mit dem Talmud oder mit abgelebten philosophischen Schriften ihre eigene glänzende Litteratur aus der Epoche des zweiten Tempels so wenig kannten, während Christen daran ihr verdüstertes Gemüt aufrichteten Er faßte daher den Entschluß, von dem christlichen Freunde ermuntert, den Aristasbrief, die angeblichen Gespräche eines griechischen Königs über die jüdische Weisheit, ins Hebräische zu übertragen, um sie seinen Glaubensgenossen zugänglich zu machen.

Zur Ausarbeitung seines Hauptwerkes „Augenleuchte“ (verfaßt 1575), welches zum Hauptinhalte Parallelen talmudischer und profaner Angaben über geschichtliche und archäologische Punkte hat, prüfte Deï-Rossi die verschiedenen Quellen gegeneinander und kam auf das überraschende Resultat, das er nicht verschwieg: daß manche Aussprüche im Talmud, welche seinen jüdischen Zeitgenossen als unumstößliche Wahrheit galten, bei gewissenhafter Prüfung nicht Stich halten. Als sein Werk beim ersten Erscheinen nach Safet gelangte, fanden selbstverständlich die dortigen Überfrommen den Inhalt äußerst ketzerisch. Joseph Caro trug einem Mitgliede seines Rabbinatskollegiums, Elisa Galaico, auf, eine Verdammungsschrift dagegen aufzusetzen, die an die ganze Judenheit gerichtet werden sollte, Deï-Rossi's Schrift zu verbrennen. Die Safetaner übten ebenfalls eine Inquisition gegen Bücher aus. Joseph Caro starb aber, ehe er das Verdammungsurteil unterzeichnet hatte (April 1575). Indessen waren die italienischen Juden doch nicht so fanatisch, Deï-Rossi zu verdammen, da sie ihn als einen rechtgläubigen und sittlich lautern Mann kannten. Das Mantuaner Rabbinat wendete darauf nur das Verfahren Ben-Adret's gegen

die Beſchäftigung mit Profanlitteratur an, es verbot das Leſen des De ï-Roſſi'ſchen Werkes für Jünglinge unter fünfundzwanzig Jahren. Durch die, wenn auch nicht amtliche Verketzerung hat dieſes wenig Einfluß auf die jüdiſche Mit- und unmittelbare Nachwelt ausgeübt. Im chriſtlichen Kreiſe iſt De ï-Roſſi's Werk viel mehr beachtet worden, es wurde beleuchtet und noch dazu ins Lateiniſche überſetzt. Wie konnte auch die nüchterne, prüfende Betrachtungsweiſe Anklang finden in einer Zeitſtrömung, in welcher die Schwindel erregende Kabbala das große Wort führen durfte, die Blindgläubigkeit als höchſte Tugend angeprieſen wurde, und die Schwärmerei ſich bis zum fanatiſchen Taumel ſteigerte? Die Verzückungen Salomo Molcho's und Joſeph Caro's und ihre meſſianiſche Schwärmerei können noch als nüchtern gegen das Thun und Treiben gelten, welches nach ihnen einen wahren Hexenſabbat feierte? In den letzten drei Jahrzehnten des ſechszehnten Jahrhunderts errang die Kabbala in Paläſtina eine unbedingte Alleinherrſchaft, veranſtaltete Geiſtererſcheinungen und Beſchwörungen, verbreitete ſich von da aus über die ganze Türkei, Polen, Deutſchland und Italien, verdunkelte und verwirrte die Köpfe, verſchlechterte ſogar die Herzen, ließ keinen geſunden Gedanken aufkommen oder brandmarkte ihn als Ketzerei und Sünde. Abermals, wie zur Zeit des jungen Chriſtentums, wurde Galiläa und namentlich die Gegend von Safet der Schauplatz für böſe Geiſter und Beſeſſene, welche myſtiſche Beſchwörungen herausforderten und tiefe Geheimniſſe offenbarten, und man weiß nicht, ob die Beſchwörer um der Beſeſſenen oder dieſe um jener Willen aufgetaucht ſind. Es entſtand eine Zeit kabbaliſtiſcher Raſerei, welche mit Zuchtloſigkeit und Herzensverderbnis Hand in Hand ging und nicht bloß die Wiſſenſchaften, ſondern auch den zur Nüchternheit anleitenden Talmud herunterſetzte. Für die Judenheit begann damals erſt ein eigentümliches, dummgläubiges Mittelalter, als ſich in der europäiſchen Welt nur noch die letzten Spuren des nächtlichen Grauens zeigte. Dieſe Richtung wurde von zwei Männern angeregt, die mit ihrer Schwärmerei und ihren Verzückungen einen immer größeren Kreis anſteckte, von Iſaak Lurja und ſeinem Jünger Chajim Vital Calabreſe.

Iſaak Lurja Levi (geb. in Jeruſalem 1534, geſt. 1572), ſtammte aus einer deutſchen Familie. Früh vom Vater verwaiſt, kam er nach Ägypten in das Haus eines reichen Oheims, Mar-

dochaï Francis, eines Steuerpächters, und wurde zum Talmudstudium angehalten, aber auch in die Kabbala eingeführt, die ihn fortan so sehr beherrscht hat, daß sein Geist davon umnebelt wurde. Das trockene Talmudstudium, welches mit massenhafter Gelehrsamkeit, unfruchtbarem Haarspalten und Formelwesen die Köpfe erfüllte, aber das Herz leer ließ, scheint Lurja widerwärtig geworden und ihn zur phantastischen Mystik getrieben zu haben. Er zog dem lärmenden Lehrhause die schauerliche Einsamkeit der Nilgegend und dem Operieren mit Verstandesformeln die Vertiefung in mystische Welten und schwärmerisches Beten vor. Der Sohar, welcher damals durch den ersten Druck überall hin verbreitet und Jedermann zugänglich geworden war, zog ihn mächtig an. Je mehr ihm durch die Vertiefung in das tönende Nichts des Sohar die Kabbala vertrauter wurde, desto mehr stellte er den Verkehr mit Menschen ein, vernachlässigte selbst seine junge Frau, besuchte sein Haus nur von einem Sabbat zum andern, sprach wenig und das Wenige nur in hebräischer Sprache. Mehrere Jahre soll Lurja auf diese Weise in stiller Einsamkeit zugebracht haben, und sie machte ihn, wie alle diejenigen, deren Verstandeskraft nicht stärker ist, als ihre Phantasie, zu einem verzückten Schwärmer. Fest überzeugt von der Echtheit des Lügenbuches Sohar, als Werkes von Simon Ben-Jochaï, und von der Göttlichkeit der darin geoffenbarten Phantasterei und Albernheiten, suchte Lurja darin höhere Bezüge und tiefere Weisheiten. In seiner erhitzten Phantasie sah er wohl auch Propheten Elia, den Lehrer von Geheimnissen, von Angesicht zu Angesicht.

Was offenbarte ihm der Prophet Elia, oder der Sohar, oder vielmehr seine eigene Einbildungskraft? Zunächst suchte er in die Verworrenheit und Zerfahrenheit des Sohar System, Einheit und Folgerichtigkeit zu bringen, wie wenn Jemand in der Geschwätzigkeit eines halb Blödsinnigen Gedankenstrenge nachweisen wollte. Der Einsiedler von Kairo suchte herauszubringen, wie Gott die Welt vermöge der Zahlwesen (Sefirot) geschaffen und geordnet, oder wie sich die Gottheit in den Formen der Wesenheiten geoffenbaret oder wie sie sich in sich selbst zusammengezogen hat, um aus ihrer Unendlichkeit die Endlichkeit der Wesen zu entfalten. So kam ihm ein außerordentlich verschlungenes Netz und Gewebe von Kräften, Gegenkräften, Wirkungen und Gegenwirkungen, Formen

und Stufen in den vier Sphären der Sonderung, Schöpfung, Bildung und Wandelung heraus, und er belegte diese leeren Begriffe mit so wunderlichen Namen, daß er später sich mit Recht beklagen konnte, daß Niemand sein mystisches System zu verstehen imstande sei. Doch galt Lurja diese vielfach verschlungene Weltschöpfungstheorie nur als eine Art Voraussetzung zu dem ihm viel wichtiger scheinenden praktischen Teile der Kabbala, wodurch die Welt der Gottesordnung herbeigeführt werden könnte. Die Lurjanische praktische Kabbala beruht auf einer wunderlichen Seelenlehre, immer auf Grund soharistischer Träumerei.

Die Seelen spiegeln die enge Verbindung des Unendlichen und Endlichen ab. Die ganze Seelenfülle, welche in die Zeitlichkeit eingehen soll, sei mit Adam geschaffen worden, aber jede Seele je nach ihrer höheren oder niederen Stufe an oder aus oder mit dem ersten Menschen von höheren oder niederen Organen und Formen gebildet. Es gebe demnach Gehirnseelen, Augen-, Ohren-, Hand- und Fußseelen. Jede derselben ist als Ausfluß oder Funke (Nizuz) von Adam anzusehen. Durch die erste Sünde des ersten Menschen — auch die Kabbala braucht für ihre Wahngebilde die Erbsünde — sei das Hohe und Niedere, die Ober- und Unter-Seelen, Gutes und Schlechtes in Verwirrung und Vermischung geraten. Auch die lautersten Wesen haben dadurch eine Beimischung von dem Bösen oder dem Dämonischen „der Schale“ (Kelipha) erhalten. Die sittliche Weltordnung oder die Läuterung des ersten Menschen könne aber nicht eher eintreten, bis die Folgen der Erbsünde, das Durcheinander von Gut und Bös, getilgt und abgethan seien. Von dem schlechtesten Teil der Seelenfülle stamme die Heidenwelt, vom guten dagegen das israelitische Volk; aber jene sei ebensowenig ohne ein Gemengteil des Urguten, wie dieses nicht ohne Beimischung des Verderbten und Dämonischen. Dieses gebe eben die ewige Anregung zur Sünde und hindere den auserwählten Bruchteil des Menschengeschlechtes, die Vorschriften Gottes, die Thora, zu befolgen. Die messianische Zeit werde eben diese Umkehrung der Ordnung durch die Erbsünde oder die eingetretene Unordnung wieder aufheben und die Vergöttlichung der Welt herbeiführen oder herbeigeführt sehen. Es müsse daher vorher eine durchgängige Scheidung des Guten vom Bösen erfolgen, was eben nur durch Israel geschehen könne, wenn es, oder die

Gesamtheit seiner Glieder, die Beimischung des Schlechten loswerde oder aus sich ausscheide. Zu diesem Zwecke müßten die Seelen (zunächst der Israeliten) Wanderungen durchmachen, Wanderungen durch Menschen- und Tierleiber, ja sogar durch Flüsse, Holz und Steine. Die Lehre von der Seelenwanderung bildet den Mittel- und Schwerpunkt der Lurjanischen Kabbala; er hat sie aber eigentümlich weiter ausgesonnen. Nach seiner Theorie müssen auch die Seelen der Frommen Wanderungen durchmachen, da auch sie von dämonischer Beimischung nicht frei seien; es gebe keinen Gerechten auf Erden, der nur Gutes thäte und nicht sündigte, d. h. dessen Seele von der Beimischung des Unreinen frei wäre Damit glaubte Lurja die Schwierigkeit gelöst zu haben, welche ältere Kabbalisten nicht zu überwinden vermochten.

Diese Scheidung der guten und bösen Elemente in der Seelenfülle oder diese Sühne und Tilgung der Erbsünde oder die Wiederherstellung der Ordnung in Adam würde aber, bei der steten Anreizung zu sündigen, eine sehr lange Zeitreihe erfordern. Es gäbe aber Mittel, diesen Prozeß zu beschleunigen, und das war die ureigene Erfindung Lurja's. Neben der Wanderung der sündhaften oder mit dämonischer Beimischung behafteten Seelen bestehe nämlich noch eine andere Art, eine Seelenaufschwingung oder Seelenschwängerung. Hat eine selbst geläuterte Seele hienieden manches Religiöse verabsäumt oder keine Gelegenheit gehabt, eine Pflicht zu erfüllen, so müsse sie ins Erdenleben zurückwallen, sich der Seele eines lebenden Menschen anzuschmiegen, sich mit ihr vereinigen und eng zusammenschließen, um das Versäumte nachzuholen. Auch abgeschiedene Geister frommer, sündenfrei gewordener Menschen treten hin und wieder auf Erden wieder auf, um schwache, schwankende Seelen, die aus eigener Kraft das Gute nicht zu stande brächten, darin zu unterstützen, zu kräftigen und zum Ziele zu führen. Diese lauteren Geister wüchsen mit den im Kampfe ringenden Seelen zusammen und bilden eins mit ihnen, vorausgesetzt, daß sie einige Verwandtschaft miteinander haben, d. h. von denselben adamitischen Funken oder Organen stammen, wie denn überhaupt nur gleichartige (homogene) Seelen eine Anziehung aufeinander ausüben, ungleichartige (heterogene) dagegen einander abstoßen. Nach dieser Theorie habe die Verbannung und Zerstreuung Israels einen Welt- oder Seelen-erlösenden Zweck. Die

geläuterten Geister frommer Israeliten sollen sich mit den Menschenseelen aus anderen Völkerkreisen verbinden, sie an sich ziehen, um sie von den ihnen innewohnenden dämonischen Schlacken zu befreien.

Isaak Lurja träumte ein ganzes System von Seelenwanderung und Seelenverdoppelung. Wichtig schien ihm auch, das Geschlecht der Seelen zu kennen; denn es gebe auch weibliche Seelen in männlichen Leibern und umgekehrt, je nach der Anziehung und Wanderung. Das sei besonders für das Eingehen einer Ehe wichtig, ob die Seelen des Paares ihrer Abstammung und Stufe nach zu einander stimmen oder nicht; in dem einen Falle gäben sie eine Harmonie und eine gediegene Nachkommenschaft, in dem andern Falle Zwietracht und ein entartetes Geschlecht. Mit diesem Geheimnis vermeinte der Schwärmer von Kairo auch ein anderes zu besitzen, wie die guten Geister herabgeschworen, gewissermaßen zum Eingehen in den Leib lebender Menschen genötigt und so Offenbarungen aus der jenseitigen Welt zu machen gezwungen werden könnten. Damit glaubte er, den Schlüssel zum Messiasreiche und zur Herstellung der Weltordnung in Händen zu haben. Er selbst glaubte die Seele des Messias von Joseph's Linie zu besitzen und eine messianische Sendung zu haben. Er sah überall Geister und hörte deren Geflüster in dem Rauschen der Gewässer, in der Bewegung der Bäume und Gräser, im Gesange oder Gekrächze munterer Vögel, im Flimmern der Flamme. Er sah, wie sich die Seelen beim Verscheiden von dem Leibe loslösten, wie sie sich in die Höhe schwangen oder aus den Gräbern aufstiegen. Ganz besonders verkehrte er mit den Geistern biblischer, talmudischer und rabbinischer Frommen und namentlich mit Simon Ben-Jochai, dem angeblichen Verfasser des Sohar. Kurz, Lurja war ein entschiedener Geisterseher und Totenbeschwörer, ein zweiter Abraham Abulafia, oder auch ein Salomo Molcho, und gedachte mit kabbalistischem Krimskrams messianische Hoffnungen zu erwecken, dabei war er aber doch nüchtern und sophistisch; er trug die talmudische Klügelei in die Kabbala hinein.

Wohl um sein Erlösungswerk durchzuführen, siedelte er mit Weib und Kind nach Safet, dem kabbalistischen Jerusalem, über, wo die Geheimlehre in höchster Blüte stand, und wo der Sohar, die Trugschrift des Mose de Leon, eben so sehr vergöttert wurde, wie

das Gesetzbuch des Mose, Sohn Amrams. Fast das ganze Rabbinats-kollegium und sämmtliche Tonangeber von Safet waren Kabbalisten, wie die ganze Stadt nur mit Juden bevölkert war. Hier konnten die Kabbalisten daher nach Herzenslust ihr Wesen treiben. Sie fühlten sich, geschützt von der Gunst des jüdischen Herzogs von Naxos beim Sultan, wie in eigenem Staate, dessen Gesetzgeber und Herrscher sie allein waren. Erst durch seine Bekanntschaft und Verbindung mit einem noch größern, vielleicht nicht so ehrlichen Schwärmer wurde Lurja eine gesuchte Persönlichkeit und steckte alle Welt mit seinen wachen Träumen an. Dieser sein Genosse war der Italiener Chajim Vital Calabrese (geb. 1543, gest. 1620), dessen Vater aus Italien nach Palästina gewandert war. Vital hatte in seiner Jugend nichts Rechtes gelernt, sondern nur etwas von Talmud und Geheimlehre gekostet. Dafür besaß er eine ausschweifende Phantasie und eine entschiedene Neigung für das Abenteuerliche und für Lärmschlagen. Zwei und ein halbes Jahr hatte er sich mit Alchemie und Goldmacherkunst beschäftigt. Von dieser Geheimkunst wandte er sich Lurja's Kabbala zu, von einem Dusel zum andern. Gewiß ist es, daß beide, ohne es zu wollen, einander betrogen haben. Sie suchten zusammen Einöden und Gräber auf. Es waren Lieblingsplätze Lurja's, weil er da den Geist Simon Ben-Johai's, dieses vermeintlichen Urmystikers, auf sich herabziehen zu können vermeinte. Hin und wieder sandte Lurja seinen Jünger aus, Geisterbeschwörungen vorzunehmen, und überlieferte ihm dazu gewisse Formeln aus versetzten Buchstaben der Gottesnamen. Natürlich flohen böse Geister vor Vital's Anblick, gute Geister schlossen sich ihm an und teilten ihm Geheimnisse mit.

Vital war es nun, der von der außerordentlichen, vermeintlich göttlichen Begabung seines Meisters ungeheuren Lärm schlug und, wie es scheint, mit künstlicher Berechnung auf Marktschreierei. Der zuerst vereinsamte Lurja sah sich mit einemmale von Verehrern umschwärmt. Mehrere Jünger schlossen sich ihm an, und er teilte ihnen die Ausgeburten seines wirren Kopfes mit, gab Jedem an, welche adamitische Urseele ihm innewohne, welche Wanderungen sie vor ihrem gegenwärtigen Leibesleben durchgemacht, und welche Aufgabe sie hienieden habe. Von den Jüngern, die sich um Lurja gesammelt hatten, bildete er zwei Klassen, Eingeweihte und Novizen.

Kabbalistische Unterredungen und Aufzeichnungen, Geisterseherei und Beschwörungen bildeten die Thätigkeit Lurja's und seines Kreises.

Er stand auf dem Sprunge, eine neue jüdische Sekte zu bilden. Am Sabbat kleidete er sich weiß, in die Farbe reiner Seelen, und trug ein vierfaches Gewand, um den vierbuchstabigen Gottesnamen darzustellen. Der Hintergrund aller seiner Offenbarungen und Thätigkeiten war, daß er der Messias vom Stamme Joseph, der Vorläufer des Davidischen Messias, sei. Dieses deutete er indes seinen Jüngern nur verstohlen an. Sein Wahn war, die messianische Zeit habe mit dem Beginne der zweiten Hälfte des zweiten Tausendtages seit der Tempelzerstörung begonnen (1568).

Der unerwartet eingetretene Tod des achtunddreißigjährigen Mystikers hat noch mehr zu seiner Verherrlichung beigetragen. Solche Naturen pflegt erst der Tod zu verklären. Mit morgenländischer Übertreibung betrachteten ihn seine Jünger noch mehr denn als einen Wundermann; sie nannten ihn den „Heiligen und Göttlichen". Sie versicherten, daß, wenn Lurja noch fünf Jahre hätte leben können, er die Welt so gründlich gebessert haben würde, daß die messianische Zeit unfehlbar eingetreten wäre. Abraham Abulafia, der aus sich heraus kabbalistischen Wirrwarr gesponnen hatte, wurde verketzert und verfolgt. Isaak Lurja, der dasselbe auf Grund des Sohar gethan hatte, wurde fast vergöttert.

Nach Isaak Lurja's Tode trat Vital Calabrese in den Vordergrund. Er maßte sich sofort eine Art Meisterschaft über seine Mitjünger an, gab vor, Lurja habe ihn in den letzten Stunden zu seinem Nachfolger ernannt, und entzog ihnen, einer angeblich letztwilligen Anordnung zufolge, die schriftlichen Aufzeichnungen, die sie von Lurja in Händen hatten. Vital Calabrese gab noch zu verstehen, daß er der Messias aus dem Stamme Joseph's sei. Indessen kehrten sich einige Jünger nicht daran und lehrten frischweg, was sie von Lurja vernommen hatten, in verschiedenen Ländern, so namentlich Israel Saruk in Italien und Amsterdam.

Unsäglich war der Schaden, den die Lurjanische Kabbala im jüdischen Kreise angerichtet hat. Sie hat das Judentum mit einem so dichten Schimmelüberzug umgeben, daß es bis heute noch nicht gelungen ist, ihn ganz zu entfernen. Durch Lurja bildete sich

neben dem talmudisch-rabbinischen Judentum ein soharistisch-kabbalistisches. Denn erst durch ihn ist das Lügenwerk des Sohar zur Ebenbürtigkeit mit der heiligen Schrift und dem Talmud erhoben, ja noch höher als diese gestellt worden. Die Lurjanische Kabbala erblickte auf Grund des Sohar in jeder Kleinigkeit und Winzigkeit etwas Erhabenes und Welttragendes, und sie drückte daher dem Judentum noch mehr, als es bisher die rabbinische Skrupulosität gethan hatte, den Stempel des Kleinigkeitskrames auf. Lurja's Bräuche (Minhagim) stimmen zum Lachen, erfüllen aber auch mit Trauer, daß das Erhabene so sehr in den Dunst der Niedrigkeit herabgezogen werden kann.

Wohl hat die Lurjanische Mystik Wert auf einen Umstand gelegt, der im jüdischen Kreise sonderbarerweise vermißt wurde: auf Andacht beim Gebete, aber auch diese Andacht artete in eine kabbalistische Spielerei aus. Jedes Wort und jede Silbe in den Gebetstücken sollte andächtig erwogen werden, um dabei an die Sephirot-Welten, an die mystische Bedeutung der Gottesnamen und an vieles Andere zu denken. Wohl schärfte die Lurjanische Kabbala eine heitere Stimmung ein und verpönte jeden Trübsinn und jedes Aufwallen des Zornes und des Unmuts. Aber diese Heiterkeit erlangte durch den mystischen Beisatz etwas Beklemmendes und Unheimliches, wie das Lachen eines Wahnwitzigen. Den Mittelpunkt der Lurjanischen Kabbala bildet der Sabbat, die Gebete und Mahlzeiten an demselben. Jedes Thun und Lassen an demselben wirke auf die höhere Welt ein. Mit einem Singsang eröffnete der Lurjanische Kreis den Sabbat, „die mystische Braut". Lurja hat zu diesem Zwecke chaldäische Lieder gedichtet, voll dunkler, sinnloser Formeln. Die Lurjanische Kabbala führte sogar einen zweiten Versöhnungstag ein. Der Hosianna-Tag, der siebente Tag des Hüttenfestes, galt in der früheren Zeit als ein Freudentag. Joseph Karo wagte noch nicht in seinem Kodex, diesem Tage eine höhere mystisch-religiöse Weihe zu geben. Erst die Lurjanische Richtung erhob ihn auf Grund des Sohar zu einem Versöhnungstage im Kleinen, machte eine Vorschrift, die Nacht vorher mystische Wache zu halten, erblickte in jedem Blättchen des Weidenzweiges und in dem siebenmaligen Umkreisen um die Gesetzrolle eine höhere mystische Beziehung. Auch in sittlicher Beziehung wirkte die Lurjanische Mystik verderblich. Sie stellte eine Art Seelenharmonie für die Ehe auf.

Wo sich daher Mißhelligkeit in der Ehe zeige, sei sie eben keine vorherbestimmte Vereinigung. Die Kabbalisten — und wer war es damals nicht? — pflegten sich daher bei dem geringsten Zerwürfnis in ihrer Ehe von ihren Frauen zu scheiden, um die harmonische, ihnen durch Vorherbestimmung zugedachte Hälfte zu suchen. Ehescheidungen kamen daher im Kabbalistenkreise häufiger vor. Nicht selten verließen Kabbalisten ihre Weiber und Kinder im Abendlande, zogen nach dem Morgenlande und gingen dort eine oder mehrere neue Ehen ein, ohne daß die Kinder aus den verschiedenen Ehen etwas voneinander wußten. Dieser verderbliche kabbalistische Spuk blieb nicht etwa toter Buchstabe, sondern wurde von den Anhängern in die Praxis umgesetzt.

So glich denn der Glanz, der vom jüdischen Herzog von Naxos und anderen einflußreichen Juden am türkischen Hofe auf ihre morgenländischen Glaubensgenossen fiel, genau betrachtet, einem Irrlichte, der einen Sumpf mit hellem Schimmer flimmern macht. Denn in der That war die religiöse Versumpfung grell genug. Es war ein entschiedener Rückfall ins Heidentum, und, was noch schlimmer war, es gab nicht einen einzigen Warner, der die Schäden erkannte, und mit wie schwacher Stimme auch immer die Verkehrtheit als solche gebrandmarkt hätte. Ob vielleicht das Vollgefühl der Sicherheit, in das sich die Juden der Türkei unter mächtigen Beschützern ihres Stammes gewiegt haben, dieses Unwesen gefördert hat? Jedenfalls nahm es nicht ab, als dieser Schutz allmählich schwand. Denn der Einfluß des Joseph von Naxos auf den Sultan Selim hörte mit dem Tode dieses Letztern auf (1574). Sein Nachfolger, Sultan Murad III (1574—1595), ließ zwar gemäß letztwilliger Verfügung seines Vaters den jüdischen Herzog in seiner Würde und in seinen Ämtern. Aber direkten Einfluß auf den Divan hatte er nicht mehr: er wurde von seinem Gegner, dem Großvezier Mohammed Sokolli, und seinem Nebenbuhler, Salomo Aschkenasi, verdrängt und konnte nur durch Intriguen vermittelst des Harems etwas durchsetzen. Joseph von Naxos überlebte seine teilweise Ungnade nicht lange (starb am 2. August 1579). Seine angehäuften Schätze zerrannen ebenso wie seine weitfliegenden Pläne. Der geldgierige Sultan Murad, welcher auf Goldhaufen schlief, damit sie ihm nicht entwendet würden, zog auf den Rat Sokolli's dessen ganzes Vermögen ein, angeblich, um dessen Schulden zu decken. Die

verwitwete Herzogin Reyna Naßi erhielt kaum aus der Hinterlassenschaft ihre eingebrachte Mitgift von 90,000 Dukaten heraus. Diese edle Frau, auf welche zwar weder der Geist ihrer Mutter, der Doña Gracia, noch der ihres Gatten übergegangen war, gedachte ihr Vermögen im Interesse der jüdischen Wissenschaft zu verwenden. Sie legte eine hebräische Druckerei in ihrem Palaste an. Allein sie wurde von einem geschmacklosen Geschäftsführer Joseph Askaloni, dem sie die Presse anvertraut hatte, irre geführt, so daß nur bedeutungslose Schriften, die besser im Dunkeln hätten bleiben sollen, in ihrer Druckerei (1579 — 1598) erschienen sind.

Mit dem Abtreten des Herzogs Joseph vom Schauplatze stieg das Ansehen des jüdischen Staatsmannes Salomo Aschkenasi, des Friedensstifters zwischen der Türkei und Venedig. Aber so viel er auch durch seine feinen diplomatischen Künste durchzusetzen vermochte, er stand nicht wie Joseph von Naxos im Vordergrunde der Begebenheiten als türkischer Würdenträger, sondern im Hintergrunde als kluger, verschwiegener Vermittler. Die Unterhandlungen zwischen der Türkei und Spanien wegen eines Friedens oder wenigstens eines leidlichen Verhältnisses, von beiden Seiten gewünscht, aber wegen gleichen Stolzes immer hinausgeschoben, abgebrochen und wieder angeknüpft, leitete Rabbi Salomo, der wie kein anderer dazu geschickt war, und führte sie auch teilweise durch. Für das gute Einvernehmen der Pforte mit Venedig sorgte er mit vieler Aufmerksamkeit. Dafür wurde er von dem Dogen belohnt, daß dessen Söhne auf Kosten des Staates in Venedig lebten.

Auch jüdische Frauen mit klugem Sinne und ein wenig in die Arzneikunde eingeweiht, erlangten unter den Sultanen Murad III., Mohammed IV. und Achmed I. vermittelst des Harems großen Einfluß. Unter diesen zeichnete sich Esther Kiera, Witwe eines Elia Chendali, besonders aus. Sie stand in besonderer Gunst bei der Sultanin Baffa, Lieblingsgemahlin Murad's, welche die Politik unter ihrem Gatten und später unter ihrem Sohne leitete. Wenn ein christlicher Staat irgend etwas bei der Pforte durchsetzen wollte, mußte er die jüdische Unterhändlerin Kiera gewinnen. Das wußten namentlich die Venetianer auszubeuten. Sie vergab zuletzt wichtige Ämter im Staate. Alle Ehrgeizigen, die zu einem

hohen Amte gelangen wollten, bezeigten daher der Kiera hohe Verehrung und Schmeichelei Sie bereicherte sich natürlich durch ihre stille Macht, wie Jedermann in der Türkei, der, wie schwach oder stark auch immer, in die Speichen des Staats-Räderwerkes eingriff. Für ihre Stammgenossen zeigte sie großes Interesse; sie unterstützte Arme und Leidende, speiste Hungrige und tröstete Traurige. Auch die jüdische Wissenschaft empfand ihre spendende Hand. Auf ihre Kosten wurde Zacuto's Geschichtswerk veröffentlicht. Natürlich erregte ihre Stellung Neid, und sie wurde von den Spahis, in deren Ernennung und Absetzung sie sich gemischt hatte, samt ihren Söhnen erschlagen.

Unter dem Sultan Achmed I. gelangte die Witwe des Staatsmannes Salomo Aschkenasi zu Ansehen und Einfluß Sie war so glücklich, den jungen Sultan von den Blattern zu heilen, die kurz nach seiner Thronbesteigung sein Leben bedrohten, und für welche die türkischen Ärzte kein Heilmittel kannten. Aus Dankbarkeit wurde ihr Sohn an den Dogen Grimani in Venedig, wohin er seine Reise antrat, warm empfohlen und dort wie sein Vater mit Ehren empfangen. Allein solche Gunstbezeugungen gegen Juden wurden auch in der Türkei immer seltener und hörten endlich ganz auf, je mehr das Reich erschlaffte, und die Sultane Sardanapale wurden. Der Glanz der türkischen Juden erlosch wie ein Meteor. Erpressungen, Plünderungen, offenbare Gewaltthätigkeiten der Paschas gegen die Juden in den Provinzen fingen auch da an alltäglich zu werden, seitdem sie eines kräftigen Schutzes in der Nähe des Sultans entbehrten.

Einen Augenblick hatte es den Anschein, als wenn ein anderer Schauplatz ein ruhiger Sammelpunkt für die Judenheit werden sollte, Polen nämlich, wo sich die jüdischen Einwohner behaglich fühlten. Capistrano's verderbliche Ratschläge gegen sie hatten keinen dauernden Erfolg.

Fünftes Kapitel.

Lage der Juden in Polen und Italien bis Schluß des sechzehnten Jahrhunderts.

(1560 — 1600)

Polen, im sechzehnten Jahrhundert durch Vereinigung mit Litthauen unter den Söhnen Kasimirs IV. eine Großmacht

geworden, war so ziemlich wie die Türkei ein Asyl für alle Geächtete, Verfolgte und Gehetzte. Das kanonische, verfolgungssüchtige Christentum hatte dort noch keine feste Wurzel geschlagen, und der sich selbst vergötternde monarchische Absolutismus, von Hofschranzen und Priestern genährt, konnte bei dem Unabhängigkeitssinn des polnischen Groß- und Kleinadels nicht durchdringen. Die Staroſten durften auf ihrem Gebiete, wie die englischen und schottischen Lords und Clans unumschränkt herrschen und königliche Eingriffe abwehren. Das reformatorische Bekenntnis, namentlich Calvin's Lehre fand beim Adel und bei der Bürgerschaft Eingang. Die kanonischen Beschränkungen gegen die Juden, sie als geächtete Auswürflinge zu behandeln, wurden in Polen hier wenig beachtet; Capistranos Hetzereien gegen sie waren verschollen. Noch weniger fand Luthers letztwillige Lieblosigkeit gegen sie unter den, meistens calvinistischen Polen Anklang. Als die Juden aus Böhmen ausgewiesen worden waren und sich nach Polen gewandt hatten, wurden sie hier wohlwollend aufgenommen. Ja, es wurde so hoher Wert auf sie gelegt, daß, als viele, angelockt von der günstigen Stellung ihrer Stammgenossen in der Türkei, sich anschickten dahin auszuwandern, der König alles aufbot, um sie freiwillig oder gezwungen im Lande zu behalten. Der Adel schützte sie auf seinen Gütern gegen feindselige Anfälle, insofern sein Interesse dabei nicht geschädigt wurde. Trieb es getaufte Juden, die Heuchelei des christlichen Bekenntnisses abzuschütteln und sich wieder dem Judentume zuzuwenden, so konnten sie Polen aufsuchen und hier nach ihrem Gewissen leben.

Über die Zahl der Juden in Polen liegt keine Schätzung vor, doch sollen es 20 000 Männer und Frauen bewohnt haben. Die Posener Gemeinde zählte damals 3000 Mitglieder, und ebensoviel die Krakauer, oder vielmehr die in der Vorstadt Kazimierz Wohnenden. Die drittgrößte Gemeinde war Lublin. Steuern hatten sie allerdings viel zu zahlen unter verschiedenen Titeln. Dazu wurden sie ja im Lande aufgenommen, geduldet und von den Königen und dem Adel geschützt. Sie waren so ziemlich die Einzigen, welche in dem geldarmen Lande Geld besaßen. Daher begünstigten die Könige ihre Handelsunternehmungen. Als Sigismund I. August bald nach seiner Thronbesteigung mit dem russischen Großfürsten oder Czaren Iwan IV. (der Grausame genannt) Unterhandlungen

wegen Verlängerung des Friedens pflog, ſtellte er die Bedingung, daß die Litthauiſchen Juden, wie früher, freie Handelsgeſchäfte in Rußland machen dürften. Iwan ſchlug dieſe Bedingung rund ab; er wollte keine Juden in ſeinem Lande ſehen. „Wir wollen dieſe Menſchen nicht, welche Gift für Leib und Seele zu uns gebracht; ſie haben tötliche Kräuter bei uns verkauft und unſern Herrn und Heiland geläſtert“. Es hatte ſich nämlich etwa ſiebzig Jahre vorher eine jüdiſche Sekte in Rußland durch einen Juden Zacharias gebildet, welcher auch Popen und ein Metropolitan Zoſima anhingen. Dieſe judaiſierende Sekte hielt ſich bis im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts; ihre Anhänger wurden aber, wenn entdeckt, ſtreng verfolgt. Daher wurden die Juden in Rußland gar nicht geduldet.

Infolge der Reformation, welche in Polen Eingang gefunden, hatte ſich daſelbſt auch geläuterter Geſchmack und Liebe zur Wiſſenſchaft und Litteratur gehoben. Polniſche Edelleute, welche gern Reiſen machten, brachten Intereſſe dafür aus Deutſchland und Italien mit und ließen ihre Söhne an den reformierten Univerſitäten von Wittenberg und Genf ſtudieren. Auf die Juden Polens hatte allerdings die Erweckung für Wiſſenswürdiges nur geringen Einfluß, aber ſo ganz bar derſelben, wie die deutſchen Juden, waren ſie keineswegs. Ariſtoteles, die in der jüdiſchen Welt ſo ſehr verehrte, dem jüdiſchen Geiſte ſo verwandte philoſophiſche Autorität, fand auch im jüdiſch-polniſchen Kreiſe einzelne Verehrer; er zog die Jugend beſonders mächtig an. Auch Maimuni's religiös-philoſophiſche Schriften hatten daſelbſt einige, wenn auch nicht viele Leſer. Jüdiſche Ärzte aus Italien, welche mit der Königin Bona, Gemahlin Sigismund I. (1508—1548) nach Polen eingewandert waren, brachten nächſt der Arzneikunde auch andere profane Kenntniſſe mit, welchen lernbegierige Jünglinge ſich zuwendeten. Im allgemeinen herrſchte unter den Juden polniſcher Zunge nicht dieſe Öde und Verkommenheit wie unter den jüdiſchen Bewohnern Deutſchlands.

Unter allen Juden Europas und Aſiens haben die polniſchen ſich am ſpäteſten mit dem Talmud vertraut gemacht, dafür haben ſie ihn mit ſchwärmeriſcher Liebe gepflegt, als wollten ſie das Verſäumte ſchnell nachholen. Zwei Rabbinen erſten Ranges haben die liebevolle Pflege dieſes Wiſſensfaches nach Polen verpflanzt:

Salomo Menz aus Mainz (um 1463 ausgewandert), der sich im Alter in Posen niedergelassen hatte, und Jakob Polak (blühte um 1490—1541). Der Letztere, an der deutschen Talmudschule ausgebildet, schraubte die Methode der Talmudauslegung zu einer staunenerregenden Meisterschaft. Ein Aufwand von Scharfsinn für geringfügige Erträgnisse, gleich dem Aufführen eines Riesenbaues aus losen Sandkörnern, eine Haarspalterei, welche bei weitem jene übertraf, die schon manche Talmudisten alter Zeit verspottet hatten, daß sie ein Seil durch ein Nadelöhr zieht, eine Disputierkunst, welche eine eigene Benennung erhielt — Pilpul — eine Art, Frage- und Antwortspiel, dieses machte Jakob Polak in Krakau heimisch, wohin er von Prag aus eingewandert war und wo er ein Lehrhaus gegründet hatte. Seitdem erschien es, als wenn sich erst dort die rechten Steuermänner zum Befahren des „Talmudmeeres“ gefunden hätten. Die polnisch-talmudischen Hochschulen wurden seit dieser Zeit die berühmtesten in der ganzen europäischen Judenheit. Wer Gründliches lernen wollte, begab sich dahin. In einem jüdisch-polnischen Lehrhause ausgebildet sein, galt ohne weiteres als Empfehlung, und wer diese nicht hatte, wurde nicht als ebenbürtig angesehen.

Drei Männer waren es, welche den Ruf der polnischen rabbinischen Hochschulen weiter begründet haben. Schalom Schachna, Jakob Polak's Jünger, Salomo Lurja und Mose Isserles, einer der Jünger Schachna's. Der Erstere (blühte 1540 — 1558) scheint Großrabbiner geworden zu sein und in Lublin gewohnt zu haben. Salomo Lurja (geb. um 1510, gest. um 1573), aus einer eingewanderten deutschen Familie, wäre, in einer bessern, kraftvollern Zeit geboren, ein Fortbildner des Judentums geworden. Als Sohn einer verkommenen Zeit dagegen wurde er nur ein gründlicher Talmudist in einem höhern Sinne des Wortes, insofern er sich nicht bei dem Gegebenen beruhigte, sondern jedes Einzelne prüfte und auf die Goldwage kritischer Genauigkeit legte. Lurja war zugleich ein ausgeprägter Charakter. Unrecht, Käuflichkeit, Scheinheiligkeit waren ihm so verhaßt, daß er darüber in einen öfter unklugen Feuereifer geriet. Mit dieser seiner Selbstständigkeit und Charakterfestigkeit, die er überall geltend zu machen wünschte, stieß Salomo Lurja freilich öfter an und verletzte manche Eitelkeit. In herbem Ton geißelte er die Talmud-

gelehrten, deren Thun nicht der Lehre entſprach, die nur des Disputierens willen, oder um ſich einen Namen zu machen, dem Studium oblagen. Er geißelte die Talmudbefliſſenen ſeiner Zeit, daß der Unwiſſenden viele, der Kundigen nur wenig wären, die Hochmütigen zunähmen, und keiner ſei, der den ihm gebührenden Platz einnehmen wollte. Sobald einer derſelben ordiniert ſei, geberde er ſich als Meiſter, ſammle für Geld eine Schar Jünger um ſich, wie die Adligen ſich Leibdiener mieten Es gäbe „ergraute Rabbinen, die vom Talmud wenig verſtehen, ſich herrſchſüchtig über Gemeinden und Kundige benehmen, bannen, entbannen, Jünger ordinieren, alles nur Eigennutz". Salomo Lurja überſchüttete mit der Lauge ſeines Spottes diejenigen unter den deutſchen Talmudkundigen, welche gegen Reiche und Angeſehene eine weitgehende Nachſicht bei Übertretung rabbiniſcher Satzungen übten, dagegen über weniger bemittelte, fremde Männer, wenn ſie auch nur von einer Sitte abwichen, z. B. unbedeckten Hauptes zu gehen, einen böſen Leumund verbreiten".

Es ſtand übrigens nicht ſo ſchlimm in dieſem Kreiſe, wie es ſeine gereizte Stimmung ſchilderte; das beweiſt am bündigſten die Anerkennung, welche der grämliche Tadler ſelbſt gefunden hat. Jüngere wie ältere Talmudbefliſſene waren noch bei ſeinem Leben voll Bewunderung für ſeine Leiſtungen. Noch an der Grenze von Jugend und Mannesalter unternahm er ſein Hauptwerk, die talmudiſche Diskuſſion zu läutern und zu ſichten, um daraus die religiöſe Praxis feſtzuſtellen, und er arbeitete daran bis an ſein Lebensende, ohne es ganz zu vollenden. Salomo Lurja vollzog allerdings dieſe Aufgabe mit mehr Gründlichkeit, Klarheit und Tiefe als ſeine Zeitgenoſſen und Vorgänger. Aber wenn er glaubte, wie es den Anſchein hat, dem Chaos und dem Meinungswirrwarr des rabbiniſchen Judentums ein Ende zu machen, ſo lebte er in demſelben Irrtume wie Maimuni und andere. Er hat nur dazu beigetragen, dieſen Knäuel noch mehr zu verwickeln.

Vermöge ſeines kritiſchen Sinnes legte Lurja auch Wert auf das, was ſeine polniſchen und deutſchen Fachgenoſſen als zu kleinlich gar nicht beachteten, auf grammatiſche Richtigkeit und Genauigkeit zur Unterſcheidung der Sprachformen im Hebräiſchen. Dagegen war er ein abgeſagter Feind der ſcholaſtiſchen Philoſophie; ſie ſchien ihm gefährlich und vergiftend für den Glauben.

Eine tonangebende rabbinische Größe in Polen war Mose Ben-Israel Isserles in Krakau (geb. um 1520, gest. 1572). Sohn eines sehr reichen, angesehenen, mit dem Vorstandsamte bekleideten Vaters, zeichnete er sich mehr durch Frühreife und umfassende Gelehrsamkeit als durch eine besondere Eigenheit des Geistes aus Er konnte in Behaglichkeit sich in das Studium des Talmud vertiefen und sich in dessen Irrgängen heimisch machen. Er erlangte bald einen solchen Ruf, daß er noch halb im Jünglingsalter zum Rabbiner-Richter in Krakau ernannt wurde. Mit dreißig Jahren umfaßte er das ganze Gebiet der talmudischen und rabbinischen Litteratur eben so gründlich wie der noch einmal so alte Joseph Caro.

Auch Isserles fühlte das Bedürfnis, das weithin zerstreute und verworrene Material des rabbinischen Judentums zu sammeln und abzuschließen. Da ihm aber Joseph Karo darin mit Abfassung seines Kodex zuvorgekommen war, so blieb ihm nur übrig, Anmerkungen und Berichtigungen daran anzubringen. Diese fügte er zu Caro's „Tafel" hinzu unter dem Titel „Mappa". Da die deutsche Judenheit von jeher skrupulöser als die übrige war, so fielen Isserles' aus dieser Quelle entnommene Nachträge und Ergänzungen erschwerend aus. Seine Entscheidungen fanden allsogleich völlige Anerkennung und bilden bis auf den heutigen Tag für die deutschen und polnischen Juden — und was dazu gehört — die religiöse Norm, das offizielle Judentum. Man kann nicht gerade sagen, daß er dadurch noch mehr zur Verknöcherung desselben beigetragen hat; denn diese Erschwerungen hat er nicht erfunden und eingeführt, sondern festgehalten und abgeschlossen; er war nur dem allgemeinen Zuge gefolgt. Hätte sie nicht Isserles in den Religionscodex gebracht, so würde es ein anderer gethan haben.

Isserles hatte übrigens auch regen Sinn für außertalmudische Fächer, zunächst für Astronomie; er arbeitete einen Kommentar zu Frohbach's astronomischem Werke (Theorica) aus. Eine Neigung hatte er auch für Philosophie, allerdings soweit er sie aus den hebräischen Schriften kannte. Maimuni's „Führer" war auch sein Führer. Dafür mußte er sich eine derbe Abfertigung von seiten des stolz redenden Salomo Lurja gefallen lassen. Für Geschichte war Isserles auch nicht ohne Sinn.

Durch sein Interesse daran regte Isserles einen seiner Jünger an, sich ernstlich damit zu beschäftigen. David Gans (geb. in Westphalen 1541, gest. in Prag 1613) war als Jüngling nach Krakau gekommen, um die dortige rabbinische Hochschule zu besuchen; aber unwillkürlich wurde sein angeborener Sinn für Wissenschaftliches, für Geschichte, Geographie, Mathematik und Astronomie, von Isserles, der ihn erzogen und geleitet hat, lebhaft geweckt. Gans verlegte sich auf diese Studien, machte persönliche Bekanntschaft mit den beiden Größen in Mathematik und Astronomie in dieser Zeit, mit Kepler und Tycho de Brahe, und arbeitete mehrere Schriften über diese Zweige in hebräischer Sprache aus. Berühmt ist besonders seine Chronik (Zemach David) geworden, welche in Jahrbüchern der jüdischen und der allgemeinen Geschichte besteht. Es war viel, sehr viel für einen deutschen Juden, daß er sich diese außer dem Bereiche der Alltäglichkeit liegenden Kenntnisse angeeignet hat. Aber bedeutend kann man David Gans' Leistungen in der Geschichtsschreibung durchaus nicht nennen. Er führte für Juden die nackte, trockne Form der Geschichtserzählung ein, wie sie früher geistlose Mönche gebraucht hatten, und die damals bereits einer künstlerischen Darstellung gewichen war. Gans' Chronik hat nur insofern ein Verdienst, daß sie die im Talmud Versenkten daran erinnerte, daß eine lange Geschichtsreihe ihnen vorangegangen war.

Diese drei dem Range und der Zeit nach ersten rabbinischen Größen: Schachna, Salomo Lurja und Isserles, haben den Grund zum außerordentlichen Aufschwung der polnisch-talmudischen Hochschulen gelegt. Jede verwickelte Frage wurde ihnen, besonders aber dem Letztern, aus Deutschland, Mähren, Böhmen, sogar aus Italien und der Türkei, zur endgültigen Entscheidung vorgelegt. Die widrigen Gemeinheiten in der Prager Gemeinde, denen gegenüber das dortige Rabbinatskollegium ohnmächtig war, wurden vor die polnischen Rabbinen gebracht, und diese schritten kräftig dagegen ein. Leidenschaftliche Streitigkeiten in Frankfurt a. M., welche eine Verfolgung oder Ausweisung herbeizuführen drohten, wurden von Polen aus beschwichtigt. So begründete dieses rabbinische Triumvirat eine gewisse Oberhoheit Polens fast über die europäische Judenheit, die von allen Seiten zugestanden wurde.

Das Triumvirat, dessen zahlreiche Jünger einen Wetteifer für das Talmudstudium entwickelten, hatte die Wirkung, daß nach und

nach fast sämtliche polnische Juden talmudkundig und sogar rabbinatsbefähigt wurden. Selbst in kleinen Gemeinden von nur fünfzig Mitgliedern gab es mindestens zwanzig Talmudgelehrte mit einem Lehrhause, worin wiederum wenigstens dreißig Jünger unterrichtet wurden. Überall entstanden Lehrhäuser mit einem vortragenden Rabbinen an der Spitze; die Funktion eines solchen bestand hauptsächlich darin: Lehrvorträge zu halten; alles Übrige war Nebensache für ihn. Die Jugend drängte sich in die Lehrhäuser, sie konnte sorglos leben, da die Gemeindekasse oder reiche Privatleute für deren Subsistenz sorgten. Von zarter Jugend an wurden die Kinder — allerdings zum Nachteile der natürlichen Entwickelung des Geistes — zum Talmudstudium angehalten. Aufseher wurden ernannt, den Fleiß der Studierenden (Bachurim) und der Kinder zu überwachen. Nach und nach wurde ein Lehrplan für die talmudischen Vorträge im Sommer- und Wintersemester eingeführt, der sich so ziemlich bis zum Beginn der Neuzeit erhalten hat.

Nach Schluß der Semester zogen sämtliche Talmudlehrer mit ihren zahlreichen Jüngern zu den polnischen Hauptmessen, im Sommer nach Zaslaw und Jaroslaw und im Winter nach Lemberg und Lublin. So kamen mehrere Tausend Talmudjünger zusammen. Dort fand ein lebendiger Austausch der Bemerkungen und Spitzfindigkeiten über den talmudisch-rabbinischen Lehrstoff statt. Es wurden öffentliche Disputationen gehalten, an denen sich jedermann beteiligen konnte. Die guten Köpfe erhielten auf diesen Reisen als Lohn für ihre Geistesanstrengung reiche Bräute. Denn reiche Eltern setzten einen Stolz darein, talmudisch-geschulte Schwiegersöhne zu haben, und suchten solche auf den Messen. Die Juden Polens erhielten durch diesen Feuereifer, so zu sagen, eine talmudische Haltung, die sich in jeder Bewegung und Äußerung, im unschönen Achselzucken, in eigentümlicher Daumenbewegung kund gab. Jedes Gespräch gleichgültiger oder auch geschäftlicher Natur glich einer talmudischen Disputation Talmudische Wörter, Bezeichnungen, Phrasen, Wendungen und Anspielungen gingen in die jüdische Volkssprache über und waren selbst Weibern und Kindern verständlich.

Aber diese Übertreibung des Talmudstudiums in Polen hat dem Judentume keinen Nutzen gebracht. Wurde es doch nicht be-

trieben, um ein rechtes Verständnis desſelben zu erzielen, ſondern lediglich um etwas ganz Beſonderes, Ausgeſuchtes, Witziges, Pikantes, den Verſtandeskitzel Anregendes zu finden! Bei dem Zuſammenſtrömen ſo vieler Tauſend Talmudkundiger, Meiſter und Jünger, an den Hauptmeßplätzen ſtrengte ſich jeder an, etwas Überraſchendes, recht Kniffiges zu finden, auf den Markt zu bringen und die Übrigen zu überbieten, unbekümmert, ob es ſtichhaltig oder auch nur relativ wahr ſei, lediglich um in den Ruf eines ſcharfſinnigen Kopfes zu kommen. Das Hauptbeſtreben der Talmudbefliſſenen Polens ging dahin, etwas Neues in der talmudiſchen Diskuſſion zu Tage zu fördern, etwas zu erfinden (Chiddusch). Die Vorträge der Schulhäupter hatten nur dieſes eine Ziel im Auge, etwas Unübertroffenes aufzuſtellen und ein Spinngewebe von talmudiſchen Sätzen ſophiſtiſch zuſammen zu leimen, unfaßliche Haarſpaltungen noch mehr zu ſpalten (Chillukim). Dadurch erhielt die ganze Denkweiſe der polniſchen Juden eine verkehrte Richtung; ſie ſtellten die Dinge auf den Kopf. Die Sprache litt beſonders dadurch, ſie artete in ein Lachen erregendes Kauderwelſch, in ein Gemiſch von deutſchen, polniſchen und talmudiſchen Elementen, in ein häßliches Gelalle aus, das durch die witzelnde Art und den ſingenden Ton nur noch widriger wurde. Dieſe verwilderte Sprache, welche alle Formen verachtete, konnte nur noch von einheimiſchen Juden verſtanden werden. Mit der Sprache büßten die Juden Polens das Weſen ein, was den Menſchen erſt zum Menſchen macht, und ſetzten ſich ſelbſt dem Geſpötte und der Verachtung der nichtjüdiſchen Kreiſe aus. War die heilige Schrift ſchon durch den Gang der Entwickelung nach und nach in den Hintergrund getreten, ſo ſchwand ihre Kenntnis in Polen ganz und gar. Wenn man ſich mit ihr befaßte, ſo geſchah es auch nur, um Witz oder Aberwitz darin zu ſuchen.

Die Umſtände lagen damals der Art, daß die Juden Polens gewiſſermaßen einen eigenen Staat im Staate bilden konnten. Mehrere Könige hintereinander waren ihnen inſofern günſtig, als ſie deren ausgedehnte Schutzprivilegien anerkannt und, ſo weit ihre Macht reichte, auch durchgeführt haben. Nach dem Tode des letzten jagielloniſchen Königs Sigismund II. (1572) kam das Wahlkönigtum den Juden Polens recht zu ſtatten. Denn jeder neu gewählte König brauchte vor allem Geld, und dieſes konnten nur

Juden herbeiſchaffen, oder er brauchte eine Partei unter den Adeligen, und dadurch erlangte dieſer im allgemeinen ihnen zugethane Stand das Übergewicht über die engherzige, judenfeindliche meiſtens deutſche Bürgerſchaft.

Nach einer Zwiſchenregierung von dreizehn Monaten und langen Wahlverhandlungen und Intriguen gelangte der kluge Fürſt von Siebenbürgen, Stephan Bathori, auf den polniſchen Thron, wohl auch nicht ohne Mitwirkung des jüdiſchen Agenten Salomo Aſchkenaſi, wie bei der Wahl Heinrichs von Anjou, da die Türkei deſſen Wahl gefördert hat. Nicht lange nach ſeiner Thronbeſteigung richtete er milde Worte an die Juden, nahm die von Lithauen in Schutz gegen die lügenhafte Anſchuldigung des Chriſtenkindermordes und ſprach die Überzeugung aus: daß die Juden gewiſſenhaft der jüdiſchen Lehre folgen, Menſchenblut nicht zu vergießen. Seine faſt zwölfjährige Regierung (1575 — 1586) bildet einen freundlichen Abſchnitt in der Geſchichte der Juden Polens. Stephan Bathori erhielt ihre Privilegien mit allem Nachdruck aufrecht. Er geſtattete (1576) den Juden jeden Handel ohne Einſchränkung zu treiben, ſelbſt an chriſtlichen Feiertagen zu kaufen und verkaufen, beſtimmte, daß der Mord an einem Juden ebenſo wie an einem Chriſten mit dem Tode beſtraft werden ſollte, und machte den Magiſtrat der Städte für Aufläufe und Beſchädigung an Synagogen, Friedhöfen und Leichen der Juden ſeitens des chriſtlichen Pöbels verantwortlich. Der Urheber von tumultuariſchen Angriffen auf Juden, die meiſtens in der halbdeutſchen Stadt Poſen vorkamen, ſollte in 10 000 polniſche Mark Geldſtrafe und der Magiſtrat, der ſeine Pflicht nicht gethan, die Juden zu ſchützen, in dieſelbe Summe verfallen. An Aufreizungen gegen ſie fehlte es während Bathori's Regierung nicht. Wo gab es damals im chriſtlichen Europa ein Land, in dem nicht Judenfeinde gegen ſie gezüngelt hätten? Aber Bathori's ſtarker Arm hielt ſie im Zaum.

Unter der langen Regierung Sigismunds III., des Schwedenprinzen (1587—1632), deſſen Wahl das Vorbild für innere Spaltung und Bürgerkriege gab, erging es den polniſchen Juden beſſer, als man von ihm, dem Jeſuitenzögling und eifrigen Katholiken, hätte erwarten können. Obwohl er die polniſchen Diſſidenten verfolgen ließ, fühlten ſich die Juden unter ſeiner Regierung nicht unbehaglich. Auf dem Reichstage zu Warſchau (1592) beſtätigte er

ihre für günstig geltenden alten Kasimirschen Privilegien. Nur eine gesetzliche Bestimmung führte Sigismund III. zum großen Nachteil der Juden ein, die seinen engkirchlichen Sinn bekundet. Er verordnete, daß sie zum Bau neuer Synagogen die Erlaubnis von Geistlichen einholen müßten, wodurch er die Religionsübung der Juden von der verfolgungssüchtigen Kirche abhängig machte.

Nichts desto weniger konnten in dieser Zeit die polnische Judenheit eine Institution einführen, wie sie bisher im Verlaufe der jüdischen Geschichte in dieser Form noch nicht bestand, und welche den Gemeinden eine außerordentliche Einigkeit, Halt, Stärke und dadurch Ansehen nach Innen und Außen verlieh. Es hatte sich bisher von selbst gemacht, daß bei dem Zusammenströmen von Rabbinen und Schulhäuptern mit ihrem Anhange an den polnischen Hauptmeßplätzen wichtige Fragen daselbst verhandelt, Prozesse geschlichtet und gemeinsame Verabredungen getroffen wurden. Die Nützlichkeit solchen Zusammengehens mag sich augenfällig herausgestellt und die Idee angeregt haben, regelmäßige Zusammenkünfte der Hauptgemeindeführer zu veranstalten, um gemeinsame. bindende Beschlüsse zu fassen. Die Führer und die Gemeinden müssen damals von einem guten Geiste beseelt gewesen sein, daß sie auf ein solches Zusammenwirken eingingen. Es einigten sich zunächst die Gemeinden der Hauptländer Kleinpolen, Großpolen und Reußen zu dem Zwecke, regelmäßig wiederkehrende Synoden (Waad) zu veranstalten, die an den Hauptmeßplätze Lublin und Jaroslaw tagen sollten. Die Hauptgemeinden sandten Deputierte, gelehrte, bewährte Männer, welche Sitz und Stimme in der Synode hatten. Die Deputirten wählten einen Vorsitzenden, der die Verhandlungen der zur Sprache gebrachten Fragen leitete und ein Sitzungsprotokoll führte. Streitigkeiten in den Gemeinden, Steuerverhältnisse, religiöse und sittliche Anordnungen, Abwendung von drohenden Gefahren, gemeinsame Unterstützung leidender Brüder, das waren die Punkte, welche auf den Synoden verhandelt und bindend verabredet wurden. Auch eine Büchercensur übte die Synodalversammlung aus, indem sie für gewisse Bücher die Erlaubnis erteilte, gedruckt und verkauft zu werden, für andere, die ihr schädlich schienen, Druck und Verbreitung untersagte. Als Litauen später hinzu kam, wurden die Synoden die der Vier-Länder genannt[1]). Sehr wohlthätig

[1]) Waad Arba Arazot

wirkten die Synodalverſammlungen. Sie verhüteten zunächſt Zwiſtigkeiten, wehrten Ungerechtigkeit ab, hielten den Gemeinſinn wach, und arbeiteten ſolchergeſtalt der Engherzigkeit und Selbſtſucht örtlicher Intereſſen entgegen. Aus dieſen Gründen war die polniſch-jüdiſche Synode auch auswärts angeſehen; ſelbſt entfernte deutſche Gemeinden oder Privatperſonen, die ſich über Unbilden zu beklagen hatten, wandten ſich an dieſe höchſte Behörde in der Gewißheit, von ihr Abhülfe ihrer Beſchwerden zu erlangen. Es gereicht den Männern, welche eine geraume Zeit von mehr als einem Jahrhundert die Synoden leiteten, zum Ruhme, daß ihre Namen, die würdig geweſen wären, der Nachwelt bekannt zu werden, dunkel geblieben ſind, als hätten ſie gefliſſentlich ihre perſönliche Bedeutung vor dem Allgemeinen zurückgedrängt. Nicht einmal ſind die erſten Perſönlichkeiten bekannt, die das gewiß mühſame Werk der Einigung durchgeſetzt haben, den doppelt anarchiſchen Sinn als Juden und Polen zu überwinden und zu bewegen, ſich einem großen Ganzen unterzuordnen. Mardochaï Jaſa, ein aus Böhmen ſtammender Rabbiner (geb. 1530, geſt. 1612) ſcheint dieſe regelmäßigen Synodalverſammlungen organiſiert zu haben. Er war von Jugend an gezwungen, den Wanderſtab zu gebrauchen und war auch nach Venedig gekommen. Wie es ſcheint, verleidete ihm die Hetzjagd der Inquiſition auf die Talmudexemplare den Aufenthalt in dieſer Stadt, und er begab ſich infolgedeſſen wieder nach Polen. Dort fungierte er zuletzt in Lublin als Rabbiner wo, wie geſagt, zur Meßzeit viele Tauſend Juden zuſammen ſtrömten, und es gab daſelbſt immer ſchwebende Prozeſſe und Streitigkeiten zu ſchlichten. Dadurch mag Mardochaï Jaſa auf den Gedanken gekommen ſein, die zufälligen Zuſammenkünfte in regelmäßige Synoden zu verwandeln und Statuten dafür auszuarbeiten. Seine Autorität war gewichtig genug, um ſeinen Vorſchlägen, die zugleich einem Bedürfnis entſprachen, Eingang zu verſchaffen. Nach ihm ſcheint den Vorſitz bei den Synoden Joſua Falk Kohen, Schulhaupt von Lemberg (1592—1616), geführt zu haben, deſſen großes Lehrhaus ſein reicher und angeſehener Schwiegervater unterhielt. Die häufigen Synoden der Diſſidenten in Polen, der Calviniſten und Antitrinitarier mit ihren Nebenſekten, in verſchiedenen Städten ſcheinen den jüdiſchen zum Muſter gedient zu haben. Nur wurden hier nicht wie dort haarſpaltende Glaubensartikel verhandelt, ſondern praktiſche, ins Leben eingreifende Fragen entſchieden.

Denn äußerlich betrachtet, boten Polen und Litauen in dieſer Zeit das Bild eines von religiöſen Streitigkeiten durchwühlten Landes, als ſollte ſich eine neue Geſtaltung des Chriſtentums daraus emporarbeiten. Als in Deutſchland die reformatoriſche und gegenreformatoriſche Bewegung ſich bereits gelegt, die titaniſchen Himmelsſtürmer ſich in alltägliche Paſtoren verwandelt hatten, die neue Kirche ihrerſeits einem Verknöcherungsprozeß entgegen ging und nach kurzem Jugendrauſche in Altersſchwäche verfiel, gingen in den polniſchen Landesteilen die Wogen religiöſer und ſektiereriſcher Spaltung erſt recht hoch und drohten, eine allgemeine Überflutung herbeizuführen. Die deutſchen Kolonien in Polen hatten die Reformation dahin verpflanzt, und der polniſche Adel betrachtete es als eine Modeſache, der gegenpäpſtlichen Neuerung zu huldigen. Das Chriſtentum in katholiſcher Form war in Polen und Litauen überhaupt noch zu jung, um feſte Wurzeln zu haben. So drang die Reformation, weil ſie wenig Widerſtand fand, in Adel- und Bürgerkreiſe ſchnell und ſich faſt überſtürzend ein. Der König Sigismund Auguſt hatte dieſe Bewegung gewähren laſſen. Von den Radziwils in Litauen, die ſeinem Throne nahe ſtanden, beherrſcht, war er nahe daran, dem Papſttum untreu zu werden So wurde Polen in weiteſter Ausdehnung ein Freiſtaat und ein Tummelplatz für die von Luther und Calvin ausgegangene neue Lehre. Selbſt die in Italien, der Schweiz oder Deutſchland von katholiſcher oder reformiſtiſcher Seite verfolgten Schwärmer, welche die religiöſe Bewegung weiter treiben wollten, fanden unter dem Schutze der auf ihrem Gebiete ſelbſtändigen polniſchen Adeligen zuvorkommende Aufnahme. So konnte ſich in Polen eine Sekte bilden, welche, folgerichtig fortgeſetzt, dem Chriſtentum überhaupt eine andere Geſtalt hätte geben können. Die Aſche des auf dem Scheiterhaufen zu Genf verbrannten Aragoniers Servet, der „über die Irrtümer der Dreieinigkeit“ geſchrieben hatte, ſchien einen neuen Keim kirchlicher Spaltung befruchtet zu haben. Eine Reihe ſeiner Jünger, Socin, Blandrata, Paruta, Italiener von kühnen Gedanken, die an dem Grundgebäude des Chriſtentums rüttelten, in katholiſchem und reformatoriſchem Lager geächtet, trat über die polniſche Grenze und durfte dort nicht nur frei leben, ſondern auch frei ſprechen. Die Hauptangriffe der Socinianer oder Pinczowianer (wie dieſe

in Polen wuchernde Sekte genannt wurde) war gegen die Dreieinigkeit als eine Art Vielgötterei gerichtet. Davon erhielten sie den Namen Unitarier oder Antitrinitarier. Es entstand dadurch ein Gewimmel von Sekten, welche auf synodalen Versammlungen zusammenkamen, um sich zu einigen, aber stets noch mehr getrennt und zerklüftet auseinander gingen.

Unter den Unitariern oder den Gegnern der Dreieinigkeit gab es einige, welche sich halb und halb dem Judentum näherten und namentlich die Anrufung und Verehrung Jesu als eine göttliche Person verwarfen. Sie wurden von ihren verschiedenen Gegnern als Halbjuden (Semi-judaizantes) verlästert. Zu den konsequentesten Unitariern in Polen gehörte Simon Budny aus Masovien, Pastor des Calviniſchen Bekenntniſſes (ſt. nach 1584), der eine eigene Sekte, die Budnier, ſtiftete. Er war gelehrter als die übrigen Sektenhäupter, verstand Griechisch und war auch des Hebräiſchen ein wenig kundig, das er wohl von Juden erlernt hatte. Simon Budny hat sich durch seine einfache Übersetzung des alten und neuen Teſtaments ins Polniſche berühmt gemacht. Seinen Umgang mit Juden bekundete er durch seine Hochachtung vor dem sonst von aller Welt geschmähten Talmud.

Wiewohl die religiös reformatoriſche Bewegung in Polen ungeachtet der häufigen Synoden, Disputationen, Proteſtationen im Ganzen nicht tief eingreifend war, so ging sie an den Juden doch nicht ganz spurlos vorüber. Sie ließen sich gern mit den Sektenhäuptern oder Anhängern in Disputationen ein, wenn auch nicht gerade um sie zum Judentum zu bekehren, so doch um ihre Bibelfestigkeit zu zeigen. Religionsgespräche zwiſchen ihnen und den Diſſidenten (wie man sämtliche vom Katholizismus abgefallenen Polen nannte) kamen daher nicht selten vor. Ein Unitarier Martin Czechowic (geb. um 1530 geſt. 1613) aus Großpolen, ein unklarer Kopf, der alle Wandlungen der religiöſen Bewegung durchgemacht hat und endlich Schismatiker wurde, die Kindertaufe verwarf und behauptete: ein Chriſt dürfe kein Staatsamt annehmen, dieſer Martin Czechowic hatte in einem Werke die Einwürfe der Juden gegen Jesu' Meſſianität zu widerlegen geſucht und die fortdauernde Verbindlichkeit des Judentums mit roſtigen Waffen bekämpft. Gegen dieſe Beweisführung ſchrieb ein rabbinitiſcher Jude Jakob von Belzyce in Lublin (1581) eine Wider-

legung, die so scharf gewesen sein muß, daß sich Czechowic herausgefordert sah, seine Behauptung in einer Gegenschrift zu rechtfertigen.

Mehr noch als Jakob von Belzyce ließ sich ein Karäer Isaak Ben-Abraham Troki (aus Trock bei Wilna, geb. um 1533 gest. 1594) in Disputationen mit polnischen und litauischen Anhängern verschiedener Bekenntnisse ein. Er hatte Zutritt zu Adeligen, Kirchenfürsten und andern christlichen Kreisen, war bibelfest und auch im neuen Testamente und in den verschiedenen religiös-polemischen Schriften seiner Zeit belesen und solcherstalt ausgerüstet, gründlichen Bescheid zu geben. Die Ergebnisse seiner ruhig gehaltenen Religionsgespräche sammelte Isaak Troki kurz vor seinem Tode (1593) zu einem Werke, das später berufen war, als Arsenal für die niederschmetternden Geschosse gegen das Christentum zu dienen. „Befestigung des Glaubens“ (Chisuk Emuna) nannte er sein Werk; aber er entkräftete nicht bloß die vielfachen Angriffe von christlicher Seite auf das Judentum, sondern ging auch dem Christentume zu Leibe und hob recht geschickt und mit Sachkenntnis die Widersprüche und unhaltbaren Behauptungen hervor, welche in den Evangelien und andern christlichen Urschriften vorkommen. Es ist das einzige Buch eines karäischen Schriftstellers, daß sich einigermaßen lesen läßt. Besonders Neues enthält es zwar nicht; alles was darin zur Verteidigung des Judentums und zur Bekämpfung des Christentums vorgebracht wird, ist bereits von jüdisch-spanischen Schriftstellern früherer Zeit, namentlich von dem geistvollen Profiat Duran in schönerer Weise gesagt worden. Und doch machte Troki's Werk mehr Glück — so haben auch Schriften ihr eigenes Geschick. Es wurde in die spanische, lateinische, deutsche und französische Sprache übersetzt und erhielt von der Gegnerschaft christlicherseits gegen dasselbe noch mehr Ruf. Ein Herzog von Orleans machte sich daran, des polnischen Karäers Angriffe auf das Christentum zu widerlegen. Und als die erwachte und gekräftigte Vernunft sich die Aufgabe stellte, die Grundfesten des Christentums zu erschüttern und das ganze Gebäude abzutragen, holte sie auch aus dieser Rüstkammer ihre Werkzeuge.

Der freie Geist der europäischen Völker welcher zu Anfang des Jahrhunderts einen so kühnen Hochflug genommen hatte, die alten Fesseln, womit die Kirche die Gemüter so lange geknechtet, zuzerbrechen,

und welcher auch politische Befreiung zu bringen versprach, schien indes in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts vollständig niedergebeugt zu sein. Das Papsttum oder der Katholizismus hatte sich von seinem ersten Schrecken erholt und sich zusammengerafft. Durch das Konzil von Trient außerordentlich gehoben, schmiedete es neue Fesseln, in welche sich die treugebliebenen Völker gern fügten. Der Orden der Jesuiten, dieser rührige und unermüdliche Vorkämpfer, der den Gegner nicht bloß entwaffnete, sondern ihn auch zu seinen Reihen herüberzog, hatte mit seinen großartigen Zielen und weiten Plänen bereits viel verlorenen Boden zurückerobert und das Eingebüßte mit doppeltem Zins zurückgewonnen. Italien, ein großer Teil Süddeutschlands und der österreichischen Länder, Frankreich nach langen Zuckungen und Bürgerkriegen, nach der blutigen Bartholomäusnacht und dem Morde zweier Könige, größtenteils auch Polen und Litauen waren wieder katholisch geworden und zwar fanatisch katholisch wie Spanien und Portugal, die lodernden Höllen der Scheiterhaufen. In dem lutherischen und reformierten Deutschland war ein anderes Papsttum zur Herrschaft gelangt. Das Papsttum der trockenen Glaubensformel, die Knechtschaft des Buchstabens. Das byzantinische Gezänk um schattenhafte Glaubensartikel und begriffsleere Worte spaltete die evangelischen Gemeinden in eben so viele Sekten und Untersekten als es Mittelpunkte gab, und wirkte lähmend auf die politische Neugestaltung. Die klassische Philologie, welche im Anfange befreiend und befruchtend gewirkt hatte, war durch die strenge Bibelgläubigkeit von der einen und der Autoritätgläubigkeit von der andern Seite vernachlässigt und zur spielenden Schönschreiberei oder zu gelehrtem Kram herabgesunken. Die Pflege der hebräischen Sprache, welche zuerst zündend gewirkt hatte, lag ebenfalls danieder oder wurde nur oberflächlich für kirchliches Gezänk getrieben. Die Kenntnis der hebräischen Sprache galt in stockkatholischen Kreisen noch immer oder damals erst recht als Ketzerei. Und nun gar erst die rabbinische Litteratur, welche in der Sturm- und Drangpeeiode der Reformation so beliebt war! Als der gelehrte spanische Theologe Arias Montanus die erste vollständige Polyglottenbibel auf Kosten Philipp's II. in Antwerpen herausgegeben, dazu zugleich hebräische und verwandtsprachliche Grammatiken und Wörterbücher ausgearbeitet und auch auf ältere jüdische Schriftausleger Rücksicht

genommen hatte, wurde er, der Liebling des Königs Philipp II., er der ſelbſt einen Katalog ketzeriſcher Bücher angelegt hatte, von der Inquiſition der Hinneigung zur Ketzerei und des heimlichen Judaiſierens angeklagt und als Rabbiner gebrandmarkt. So ſchien die chriſtlich-europäiſche Geſellſchaft einen Rückgang anzutreten, nur mit dem Unterſchiede, daß das, was früher heitere, naive Gläubigkeit war, ſeitdem finſterer Glaubenstrotz geworden war.

Dieſe finſtere Kirchlichkeit, welche jene Spannung erzeugte, die ſich ſpäter in der gegenſeitigen Vernichtung des dreißigjährigen Krieges entlud, machte den Aufenthalt der Juden in katholiſchen wie in proteſtantiſchen Ländern zu einer immerwährenden Qual. Luther's Anhänger in Deutſchland vergaßen, was Luther zu deren Gunſten ſo eindringlich geäußert hatte, um ſich nur deſſen zu erinnern, was er in ſeiner Verbitterung Gehäſſiges gegen ſie vorgebracht hatte. So wurde den Juden Berlins und des Brandenburgiſchen Gebietes die traurige Wahl geſtellt, ſich zu taufen oder auszuwandern, weil der jüdiſche Finanzminiſter, Günſtling des Churfürſten Joachim II., zu finanziellen Schwindeleien die Hand geboten, und der Arzt Lippold, von ſeinem Nachfolger Johann Georg in Unterſuchung gezogen und auf die Folter geſpannt, ausgeſagt hatte, ſeinen Gönner, den Kurfürſten, vergiftet zu haben, obwohl er es ſpäter widerrufen hatte. Aus dem Braunſchweigiſchen vertrieb ſie der Herzog Heinrich Julius. Die katholiſchen Völker und Fürſten brauchten ihren proteſtantiſchen Gegnern nicht Duldſamkeit und Menſchlichkeit vorzuwerfen.

Es war ein halbglücklicher Zufall für die Juden Deutſchlands und der öſterreichiſchen Erbländer, daß der damalige Kaiſer Rudolph II., obwohl ein Jeſuitenzögling, in dem Lande der ſtets rauchenden Scheiterhaufen erzogen und ein Todfeind der Proteſtanten, gegen die Juden nicht allzu vorurteilsvoll war. Wenn er auch vermöge ſeiner Haltloſigkeit nicht im ſtande war, Verfolgungen gegen ſie Einhalt zu thun, ſo beförderte er ſie doch wenigſtens nicht. Rudolph richtete doch wenigſtens einen Erlaß an einen Biſchof (von Würzburg), die Juden in ihren Privilegien nicht zu kränken, und an einen andern (von Paſſau), ſie nicht vermittelſt der Folter zu peinigen. Damit er aber ja nicht von ſeinen Zeitgenoſſen oder der Nachwelt als Judengönner verſchrieen werde, erließ er einen Befehl, die Juden innerhalb eines halben Jahres aus

dem Erzherzogtum Österreich auszuweiſen. In dieſer Lage, von Katholiken und Lutheranern ohne Unterſchied mit Füßen getreten oder ins Elend geſchickt, vom Kaiſer wenig geſchützt, aber dafür ausgeſogen, ſteigerte ſich die Verkommenheit und Geſunkenheit der deutſchen Juden noch mehr.

Den Juden Italiens erging es in dieſer Zeit faſt noch ſchlimmer, und auch ſie ſanken in Elend und Verkommenheit. Hier war der Hauptſitz der verbiſſenen, unerbittlichen kirchlichen Reaktion, die auf nichts ſann, als darauf, die Gegner des Katholizismus vom Erdboden zu vertilgen. Vom Vatikan aus wurde die Brandfackel des Bürgerkrieges nach Deutſchland, Frankreich und den Niederlanden geſchleudert. Da nun die Juden ſeit Paul IV. und Pius V. auf der Liſte der Ketzer oder der Feinde der Kirche ſtanden, ſo war ihr Loos nicht beneidenswert. Mit ihrer eingebüßten Selbſtſtändigkeit verlor ſich auch ihre Zahl. In Süditalien wohnten keine Juden mehr. In Norditalien zählten die großen Gemeinden in Venedig und Rom nur zwiſchen 2000 und 1500 Seelen. Auf Pius V., der von Natur finſterkirchlich und verfolgungsſüchtig war und die Juden wie verfluchte Söhne Chams behandelt hatte, war Gregor XIII. gefolgt (1572 — 1585), der von den Jeſuiten und Theatinern künſtlich zum Fanatismus abgerichtet worden war. Für die Juden war Gregor der konſequenteſte Fortſetzer der Liebloſigkeit ſeines Vorgängers. Es gab trotz wiederholter Verbote noch immer Chriſten in Italien, welche — in ihrer Verblendung — ſich lieber von bewährten jüdiſchen Ärzten, wie David de Pomis, Elia Montalto, als von chriſtlichen Quackſalbern heilen laſſen mochten. Das wollte Gregor aufs ſtrengſte verboten wiſſen. Indem er das alte kanoniſche Geſetz erneuerte: daß chriſtliche Kranke nicht von jüdiſchen Ärzten behandelt werden dürften, belegte er nicht bloß die chriſtlichen Übertreter desſelben mit ſchwerer Strafe, ſondern auch die jüdiſchen Ärzte, wenn ſie ſich einfallen ließen, einem chriſtlichen Leidenden das Leben zu verlängern oder auch nur die Schmerzen zu mildern. Seine Strenge drang diesmal durch. Ein anderes gregorianiſches Geſetz traf nicht bloß einen Stand, ſondern die Juden im Allgemeinen. Er ſtellte ſie unter die Argusaugen der Generalinquiſition. Wenn Einer von ihnen irgend etwas Ketzeriſches, d. h. der Kirche Mißliebiges, behauptete oder lehrte, ja, wenn er mit einem Ketzer oder

einem von der Kirche Abgefallenen umginge oder ihm auch nur die geringſte Hilfeleiſtung oder Gefälligkeit erwieſe, ſollte er von der Inquiſition vorgeladen und, je nach Befund, zum Verluſt des Vermögens, zur Galeerenſtrafe oder gar zum Tode verurteilt werden. Wenn alſo ein aus Spanien oder Portugal entflohener Marrane in Italien betroffen wurde, daß ſein jüdiſcher Bruder ihm Herberge gegeben oder Erquickung gereicht, ſo konnten beide gewärtig ſein, dem unerbittlichen Arm der italieniſchen Generalinquiſition zu verfallen. Auch gegen den Talmud entlud ſich der Zorn des Papſtes Gregor XIII. Die Juden wurden abermals angehalten, die talmudiſchen und andere als kirchenfeindlich verdächtigen Bücher auszuliefern.

Die Inquiſitoren und andere geiſtliche Behörden wurden angewieſen, überall Nachſuchungen nach ſolchen zu halten. Wer ſpäter im Beſitze derſelben betroffen werden ſollte, ſelbſt mit Angabe, daß ſie von den verdächtigen Stellen gereinigt und cenſiert wären, ſollte einer ſchweren Strafe verfallen. Am meiſten ließ ſich Gregor XIII. die Bekehrung der Juden angelegen ſein. Er, der die Jeſuiten und ihre Schule aufs nachdrücklichſte beförderte, ein propagandiſtiſches Seminar aller Nationen — damals mit fünfundzwanzig Sprachen — ausſtattete und das Collegium Germanicum begründete, er erließ ein kanoniſches Geſetz, daß chriſtliche Prediger an Sabbaten und Feiertagen, womöglich in hebräiſcher Sprache über die chriſtlichen Glaubenslehren Vorträge halten ſollten, und die Juden, mindeſtens der dritte Teil der Gemeinde, beide Geſchlechter, Erwachſene über zwölf Jahre, mußten ſich dazu einſtellen. Die katholiſchen Fürſten wurden ermahnt, dieſen Bekehrungseifer zu fördern. Was ein halbtoller ſchismatiſcher Papſt (Benediktus XIII.) in leidenſchaftlicher Erregung verordnet hatte, das genehmigte und verſchärfte bei kaltem Blute ein Patron der geſamten katholiſchen Kirche, einen Religionszwang aufzulegen, welcher dem des Antiochos Epiphanes, den Tempel des einigen Gottes dem Zeus zu weihen, nicht ganz unähnlich war. Charakteriſtiſch iſt der Zug für die damalige Anſchauung: daß die Juden gehalten ſein ſollten, den ihnen widerwärtigen Prediger für den ihnen angethanen Gewiſſenszwang Gehalt zu geben. Wie ſein Vorgänger, Pius V., ſcheute Gregor kein Mittel, Juden anzulocken. Seine Erlaſſe blieben nicht toter Buchſtabe, ſondern wurden

mit aller Strenge und Herbigkeit ausgeführt. Die Folge davon war, daß viele Juden Babel-Rom verließen.

Unter seinem Nachfolger Sixtus V. (1585 — 1590), jenem Papste, dessen Erhebung vom Schweinehirten zum Oberhirten der katholischen Christenheit und dessen rücksichtslose Energie in der Verwaltung des Kirchenstaates ihn zu einem Charaktertypus gestempelt haben, änderte sich scheinbar die Lage der Juden Roms. Er duldete sie und hegte einen aus Portugal entflohenen Marranen, Lopez, der ihm Ratschläge zur Verbesserung der kirchenstaatlichen Finanzen gab. Er erließ eine Bulle (22. October 1586) welche fast sämtliche Beschränkungen seiner Vorgänger aufhob. Sixtus gestattete nicht bloß den Juden, in allen Städten des Kirchenstaates zu wohnen, sondern auch mit Christen zu verkehren und sich ihrer als Gehülfen zu bedienen. Ihre Religionsfreiheit umgab er mit schützenden Paragraphen und erteilte ihnen Amnestie für begangene Verbrechen, d. h. für Verurteilungen wegen des Besitzes ihrer Religionsschriften. Er verbot ferner den Rittern des Malteser-Ordens, fahrende Juden zur See von Europa nach der Levante oder umgekehrt zu Sklaven zu machen — was diese Gott geweihten Streiter bis dahin zu thun pflegten. Papst Sixtus war der Mann, welcher seinem Gesetz gewordenen Worte Achtung zu verschaffen wußte. Darum kehrten die ehemals ausgewiesenen Juden wieder nach dem Kirchenstaate zurück Die römische Gemeinde zählte unter ihm wieder 200 Mitglieder. Der streng-gerechte Papst verurteilte einen Christen Secchi aus Rom, welcher mit einem Juden Sanſone Ceneda eine Wette eingegangen war um den Ausschnitt eines Pfundes Fleisch aus seinem Körper im Falle des Gewinnes und — ein christlicher Shylock — darauf bestanden hatte, zum Tode, weil er das Leben eines Juden gering achtete. Auch den wettenden Juden verurteilte er zur selben Strafe, weil er sein Leben verwettet hatte. Endlich hob er den Bann, welcher auf den jüdischen Ärzten lastete, christliche Leidende nicht behandeln zu dürfen, auf. Nur die von seinem Vorgänger eingeführten Zwangspredigten ließ Sixtus fortbestehen.

Diese damals wichtige Toleranz, jüdische Ärzte zu christlichen Kranken zuzulassen, hat wahrscheinlich der damals berühmte Arzt David de Pomis (geb. 1525, gest. 1588) für sich und seine Kollegen vom Papste erwirkt. De Pomis war keine alltägliche

Erſcheinung. Er verband mit mediziniſcher Kenntnis Sprachkunde und Beleſenheit in der jüdiſchen und klaſſiſchen Litteratur, ſchrieb elegant hebräiſch und lateiniſch. Den Wechſel der Stimmungen in der päpſtlichen Kurie erfuhr er recht empfindlich auf ſeinem Lebenswege. Durch Paul's IV. judenfeindliche Erlaſſe war er um ſein ganzes Vermögen gekommen. Von Pius IV. freundlich behandelt, geſtattete man ihm infolge eines ſchönen lateiniſchen Vortrages, vor dieſem Papſte und dem Kardinalkollegium gehalten, ausnahmsweiſe bei Chriſten zu praktizieren. Aber von Pius V. wieder quäleriſchen Beſchränkungen unterworfen, mußte er ſeine Kunſt im Dienſte kleiner und launenhafter Adligen verwerten. Um die undurchdringlichen Vorurteile gegen die Juden und namentlich gegen die jüdiſchen Ärzte in ihr Nichts aufzulöſen, arbeitete de Pomis ein lateiniſches Werk: „Der hebräiſche Arzt“ aus, das ein ſehr ehrendes Zeugnis für ſeine edle Geſinnung und ſeine gediegene Bildung ablegt. Mit einem Aufwand von Beredſamkeit führte de Pomis den Beweis, daß der Jude von ſeiner Religion verpflichtet ſei, den Chriſten als ſeinen Bruder zu lieben, und daß der jüdiſche Arzt, weit entfernt dem leidenden Chriſten Schaden zufügen zu wollen, ihm vielmehr die aufmerkſamſte Sorgfalt zuzuwenden pflege Er zählte eine Reihe von jüdiſchen Ärzten auf, welche Kirchenfürſten, Kardinäle und Päpſte behandelt und ihre Geſundheit wieder hergeſtellt hatten und von dieſen, ſowie auch von ganzen Städten, ausgezeichnet worden waren. Zum Schluſſe teilte Pomis Kernſprüche aus dem Talmud in lateiniſcher Überſetzung mit, um darzuthun: daß dieſes vielfach verläſterte Buch nicht ſo verderblich ſei, wie die Judenfeinde behaupteten. Dieſe Schutzſchrift für das Judentum und die jüdiſchen Ärzte, die er dem Fürſten Francisco Maria von Urbino gewidmet hat, und deren eleganter lateiniſcher Stil von einem kundigen Geſchmacksrichter ſeiner Zeit ſehr geprieſen wurde, ſcheint einen Eindruck auf den Papſt Sixtus gemacht zu haben. De Pomis muß ihm überhaupt nahe geſtanden haben, da er ihm ſeine zweite bedeutende litterariſche Arbeit, ein talmudiſches Wörterbuch in drei Sprachen, widmen durfte.

Das günſtige Verhalten dieſes Papſtes gegen die Juden ermutigte ſie zu der Hoffnung, welche für ſie zugleich eine Gewiſſens- und Exiſtenzangelegenheit war, den Bann gegen den Talmud und

das jüdiſche Schrifttum für immer aufgehoben zu wiſſen. Unter den zwei letzten Päpſten durfte in Italien kein Talmudexemplar zum Vorſchein kommen, ohne dem Beſitzer Fährlichkeiten von Seiten der lauernden Inquiſition zuzuziehen. Auch andere ganz harmloſe Schriften in hebräiſcher Sprache zu beſitzen, war nicht ohne Gefahr; denn da die Inquiſitoren und geiſtlichen Behörden nichts davon verſtanden, ſo verurteilten ſie durchweg Alles als kirchenfeindlich — ein weiter Spielraum für Denunziationen! Es hing dann in letzter Inſtanz von der Stimmung getaufter, des Rabbiniſchen kundiger Juden ab, ob der Beſitzer eines hebräiſchen Buches zum Verluſte ſeines Vermögens oder zur Galeere verurteilt werden ſollte. Um nun ſolchen Plackereien zu entgehen, hatten die Gemeinden Mantua, Mailand, Ferrara eine Bitte an Sixtus V. gerichtet, den Juden zu geſtatten, Talmudexemplare und andere Schriften zu beſitzen, wenn dieſelben vorher von den angeſchuldigten, ſcheinbar chriſtenfeindlichen Stellen geſäubert oder zenſiert würden. Sie konnten ſich auf den Beſchluß des Papſtes Pius IV. berufen, daß der Talmud nicht ohne weiteres verdammt ſei, ſondern daß er nur verdammungswürdige Stellen enthalte, die durch Cenſurſtriche entfernt werden ſollten. Mit 2000 Scudi verſehen, hatte ſich ein jüdiſcher Deputierter Bezalel Maſſerano nach Rom begeben, um die Bitte der Juden zu den Füßen ſeiner Heiligkeit zu legen. Und ſie wurde durch eine Bulle bewilligt. Sixtus geſtattete den Wiederabdruck des Talmud und anderer Schriften, allerdings nach vorangegangener Cenſur. Schon freuten ſich die italieniſchen Juden, einen, wenn auch verſtümmelten, Talmud beſitzen zu dürfen. Allein kaum hatte eine Prüfungs-Kommiſſion die Cenſurbedingungen zuſammengeſtellt (7. Auguſt 1590), ſo ſtarb der kluge Papſt und der begonnene Druck des Talmud unterblieb.

Sixtus' V. Nachſicht gegen die Juden war aber nicht immer aus Gerechtigkeitsgefühl entſprungen, ſondern meiſtens aus ſeiner glühenden Leidenſchaft, einen bedeutenden Schatz zu ſammeln. „Den Chriſten", ſagte ſein Biograph, „ließ dieſer Papſt an der Kehle zur Ader, den Juden dagegen preßte er das Blut aus allen Gliedern. Sie ſahen ſich öfter genötigt, unglaubliche Summen an die päpſtliche Schatzkammer zu liefern. Aber gleichviel, es erleichterte doch einigermaßen ihre Lage. — Mit Clemens VIII. dagegen (1592—1605) kehrte das uneigennützige, aber unduldſame

Syſtem Paul's IV., Pius' V. und Gregor's XIII. in Behandlung der Juden wieder. Er wiederholte abermals das Verbannungsdekret gegen die Juden des Kirchenſtaates und ließ ſie nur in Rom, Ancona und Avignon wohnen. Würde ein Jude in einer andern päpſtlichen Stadt getroffen werden, ſo ſollte er es durch Verluſt ſeines Vermögens und mit Galeerenſtrafe büßen. Den in den drei Städten Geduldeten legte Clemens die alten Beſchränkungen auf.

Die aus dem Kirchenſtaat ausgewieſenen Juden ſcheint Ferdinand Herzog von Toskana aufgenommen und ihnen Piſa zum Aufenthalt angewieſen zu haben (Juli 1593). Er geſtattete ihnen auch Bücher jeder Art und Sprache, alſo auch den Talmud zu beſitzen; aber die Exemplare ſollten vorher nach der Anweiſung der von Sixtus V. eingeſetzten Kommiſſion zenſiert werden. So ſehr war der Fanatismus des apoſtoliſchen Stuhles maßgebend, daß auch edle Fürſten wie Ferdinand de Medici von Toskana und Vicenzo Gonzaga von Mantua davon abzuweichen ſich nicht getrauten. Auch da, wo den Juden der Beſitz zenſierter Bücher aus Gnade geſtattet war, waren ſie allerhand Plackereien und Schindereien ausgeſetzt. Sie mußten für die Verſtümmlung derſelben Summen an die Zenſoren, größtenteils getaufte Juden zahlen, und waren doch nicht ſicher, daß ſie ihnen nicht wieder konfiszierte und ſie ſelbſt in Strafe genommen wurden, weil noch das eine oder andere verdächtige Wort darin ungeſtrichen geblieben ſei. Sie ſelbſt legten, um nicht Schikanen ausgeſetzt zu ſein, Hand an ihre litterariſchen Beſitztümer und ſtrichen nicht bloß Alles, was darin vom Götzentum handelt, ſondern auch Alles, was Rühmliches von dem jüdiſchen Stamme angegeben, oder wo von dem Meſſias und ſeinem einſtigen Erſcheinen die Rede iſt. Da nun Italien damals der Hauptmarkt für jüdiſche Druckwerke war, ſo erhielten die auswärts wohnenden Juden nur verſtümmelte Exemplare, worin die lauten oder ſtillen Klagen gegen die Tochter, welche ſo unbarmherzig an der Mutter handelte, vollſtändig zum Verſtummen gebracht worden waren.

Verbannung der Juden aus den italieniſchen Städten war unter dieſem Papſte Tagesordnung, aus Cremona, Pavia, Lodi und anderen — etwa 1000 Seelen — (Frühjahr 1597); ſie mußten um ein Unterkommen in Mantua, Modena, Reggio,

Verona und Padua betteln. Bei der Auswanderung wurden sie noch von herzlosen Christen ihrer Habe beraubt. Auch über den Juden Ferrara's, das von jeher ein zuverlässiges Asyl für sie und sogar für die eingewanderten Marranen war, schwebte eine Zeitlang das kanonische Schwert. Der herzogliche Stamm d'Este, dessen Träger an Edelmut und Kunstsinn mit den Mediceern wetteiferten, war ausgestorben. Die Juden Ferrara's hatten sich mit dem Geschicke dieses fürstlichen Hauses so verwachsen gefühlt, daß sie bei der schweren Krankheit der sinnigen Prinzessin Leonora — welche zwei große Dichter in dem Himmel der Poesie verklärt haben — öffentliches Gebet in der Synagoge um ihre Genesung veranstaltet hatten; sie war selbst eine Gönnerin der Juden und hat sie oft in Schutz genommen. Nun war der letzte Stammhalter Alfonso II. ohne Leibeserben gestorben (1597), und Ferrara wurde gegen seine letztwillige Verfügung von Clemens VIII. dem Kirchenstaate einverleibt. Die jüdische Gemeinde, meistens aus ehemaligen eingewanderten Marranen bestehend, hatte sich schon auf Verbannung gefaßt gemacht, da sie bei diesem Papste nicht auf Duldung rechnen konnte. Sie baten nur noch den päpstlichen Nepoten Aldobrandini, der Besitz von Ferrara genommen hatte, ihnen eine günstige Frist zur Vorbereitung für die Auswanderung zu gönnen. Da dieser aber die Handelsblüte der Stadt in den Händen der Juden sah, so war er doch einsichtsvoll genug, sie im Interesse des Kirchenstaates nicht zu knicken; er erteilte ihnen daher Toleranz auf fünf Jahre und setzte es gegen den fanatischen Willen des Papstes Clemens VIII. durch. Aber ein flüchtiger Marrane durfte nicht mehr in Ferrara Halt machen, ohne den Fangarmen der blutigen Inquisition zu verfallen. So war auch das letzte Asyl für diese Klasse von Juden in Italien aufgehoben, und es gab eigentlich damals in der west- und mitteleuropäischen Christenheit keine sichere Stätte mehr für sie.

Sechstes Kapitel.

Entſtehung von marraniſchen Gemeinden in Amſterdam, Hamburg und Bordeaux.

(1593 — 1648).

Es erſcheint abermals wie ein Werk der Vorſehung, daß der jüdiſche Stamm, der in Europa und Aſien, in der Chriſtenheit und unter dem Islam am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts keinen rechten Halt mehr hatte, gerade in dem Lande ſeines hartnäckigſten Feindes, Philipp's II. von Spanien, feſten Boden faſſen und von da aus ſich ſeine Gleichſtellung erobern konnte. Und in letzter Verkettung von Urſachen und Wirkungen war es gerade das blutige Inquiſitionstribunal, welches für ſie die Freiheit vorbereiten half. Holland, dieſes der Meeresflut abgerungene Stück Erde, wurde für die gehetzten Opfer des grauſigen Fanatismus ein Ruhepunkt, auf dem ſie ſich lagern und ſogar ihre Eigenart entfalten konnten. Aber welche Wandlungen und Wechſelfälle mußten vorangehen, bis dieſe kaum geahnte Möglichkeit eine Wirklichkeit werden konnte? Der nordweſtliche Winkel Europa's wurde von jeher nur von wenigen Juden bewohnt.

Als die Niederlande unter dem weitreichenden Scepter Karls V. mit Spanien vereinigt waren, wurden die Grundſätze der ſpaniſchen Judenfeindlichkeit auch auf die Juden dieſes Landes übertragen. Dieſer Kaiſer hatte Befehle über Befehle erlaſſen, die wenn auch gering zähligen Juden in den niederländiſchen Städten auszuweiſen. Jeder Bürger war gehalten, die widergeſetzliche Anweſenheit von Juden den königlichen Beamten anzuzeigen. Nun hatten ſich mehrere marraniſche Familien infolge der Einführung der Inquiſition in Portugal mit ihren Reichtümern, ihrer Gewerbthätigkeit und ihrem Kunſtfleiße nach den aufblühenden Städten der Niederlande Antwerpen, Brüſſel, Gent begeben, um dort ungefährdeter ihrer Religion heimlich leben zu können; dieſe traf nun die ſtrenge Geſetzgebung Karl's noch mehr. Die Magiſtrate kamen in dieſem Punkte dem Befehle ihres Herrn pünktlich nach, weil ſie fürchteten, die Anweſenheit von Neuchriſten könnte für ſie die Inquiſition herbeiziehen, ein Übel, das ihnen wie ein tödliches Verderben vorſchwebte.

Der Inquiſition konnten die Niederländer doch nicht entgehen; waren ſie doch, obwohl ein Anhängſel von Spanien, von lutheriſchen Ketzern umgeben und hatten ſolche gar in ihrer Mitte! Das war eine der Haupturſachen, welche den Abfall der Niederlande herbeigeführt und jenen langdauernden Krieg erzeugt hat, der klein in ſeinen Anfängen und groß in ſeinen Erfolgen war, der das gewaltige Spanien ohnmächtig und das winzige Holland faſt zu einer Macht erſten Ranges gemacht hat.

Die portugieſiſchen Marranen, welche auch im dritten Geſchlechte ihre jüdiſche Abkunft nicht vergeſſen konnten und nicht aufgeben mochten, hatten ihr Augenmerk gerade auf die um Freiheit ringenden Freiſtaaten gerichtet, je mehr die Inquiſition gegen ſie wütete und ſie zu Kerker und Scheiterhaufen ſchleifte. Seit dem erſten Anzeichen von dem Erlöſchen des ſpaniſchen Glücksſternes, ſeit dem Untergang der unüberwindlichen Flotte, vermittelſt welcher Philipp II. nicht bloß für England, ſondern womöglich bis ans Ende der Erde die Ketten körperlicher und geiſtiger Knechtung zu tragen gedachte, ſeitdem regte ſich im Herzen der Scheinchriſten unter dieſes Tyrannen eiſerner Zuchtrute immer mehr das heiße Verlangen nach Freiheit. Da Italien für ſie durch die verfolgungsſüchtige Politik der auf Paul III. folgenden Päpſte verſchloſſen war, ſo blieb ihnen nur die Hoffnung auf ein Aſyl in den Niederlanden.

Ein angeſehener Jude, Samuel Pallache, welcher vom König von Marokko als Konſul nach den Niederlanden geſandt worden war (um 1591), machte dem Magiſtrate von Middelborg (Provinz Seeland) den Vorſchlag, Marranen aufzunehmen und ihnen Religionsfreiheit zu gewähren; dafür wollten ſie aus dieſer Stadt vermittelſt ihrer Reichtümer einen blühenden Handelsplatz machen. Die weiſen Väter der Stadt wären gern auf dieſen Plan eingegangen; aber der ſo leidenſchaftlich geführte Religions- und Freiheitskrieg gegen den doppelten ſpaniſchen Despotismus hatte auch die reformierten Prediger fanatiſch und unduldſam geſtimmt. Dieſe waren gegen die Aufnahme der Juden in Seeland.

Die Marranen gaben aber nichts deſto weniger den Gedanken nicht auf, in den bereits vom ſpaniſchen Joche befreiten Provinzen der Niederlande eine ſichere Stätte zu ſuchen. Mit mächtigen Banden fühlten ſie ſich zu dieſer Bürgerrepublik hingezogen, ſie

teilten mit ihr den glühenden Haß gegen das nach Menschenopfern lechzende Spanien und seinen König Philipp II. Der große Protektor Wilhelm von Oranien, die Seele des niederländischen Unabhängigkeitskampfes, hatte den Gedanken gegenseitiger Duldung und freundlichen Zusammenlebens verschiedener Religionsparteien, Bekenntnisse und Sekten ausgesprochen. Wenn auch dieser erste Keim echter Humanität anfangs zu Boden fiel, so knüpften die Marranen doch daran die Hoffnung auf eine Erlösung aus ihrer täglichen Pein. Eine beherzte marranische Frau, Mayor Rodrigues, scheint den Plan befördert zu haben, ein Asyl zunächst für ihre Familie in Holland zu suchen. Sie, ihr Gatte, Gaspar Lopes Homem, ihre zwei Söhne und Töchter, sowie mehrere Glieder dieser reichen und geachteten Familie waren dem Judentum noch immer zugethan und der Heuchelei müde, christliche Bräuche mitzumachen, die sie doch nicht vor den Schrecknissen der Inquisition zu schützen vermochten.

Als ein Schiff mit auswandernden Marranen unter Leitung eines Jakob Tirado von Portugal aus — wer weiß unter welchen Vorsichtsmaßregeln? — absegelte, vertraute Mayor Rodrigues ihre liebreizend schöne Tochter Maria Nuñes und ihren Sohn dem Fahrzeug an. Die Mutter scheint auf den Zauber ihrer Tochter gerechnet zu haben. Die außerordentliche Schönheit der Maria Nuñes sollte den von Gefahren umringten Auswanderern als Schild dienen und ihnen ein Asyl eröffnen. In der That gelang es ihrer Schönheit, die erste Gefahr, welche den aus zehn Männern, Frauen und Kindern bestehenden marranischen Flüchtlingen zugestoßen war, abzuwenden. Sie wurden nämlich von einem englischen Schiffe, welches Jagd auf die spanisch-portugiesische Flagge machte, gekapert und nach England geführt. Maria Nuñes hatte den Kapitän, einen englischen Herzog, so sehr bezaubert, daß er ihr, in der Meinung, sie gehöre dem portugiesischen Grandenkreise an, die Hand bot; sie schlug aber den ehrenvollen Antrag aus. Nach London mit den Mitgefangenen geführt, machte die Schönheit der Portugiesin so viel von sich zu reden, daß die jungfräuliche, männliche Königin Elisabeth selbst neugierig wurde, die so sehr gefeierte und für die Liebe eines Herzogs unzugängliche Schöne kennen zu lernen; sie lud sie zu einer Audienz ein und fuhr mit ihr in einem offenen

Wagen durch die Straßen der Hauptstadt. Wahrscheinlich durch Maria Nuñes' Vermittelung konnten die ausgewanderten Marranen ungefährdet England verlassen, um nach Holland steuern zu können. Aber ein Sturm bedrohte die von aller Welt Ausgestoßenen mit dem Untergang; die zwei Schiffe, auf denen sie mit ihren Reichtümern fuhren, wurden leck. Indessen beruhigte sich das Meer, und sie konnten in den Hafen von Emden einlaufen. Hier wie überhaupt in Ostfriesland wohnten damals nur wenige deutsche Juden.

Durch hebräische Buchstaben und andere Zeichen erfuhren die Marranen von der Anwesenheit von Stammesgenossen in dieser Stadt. Der angesehenste unter ihnen, Jakob Tirado, begab sich zu dem für gelehrt geltenden Mose Uri Halevi, an dessen Haus sie hebräische Buchstaben bemerkt hatten, entdeckte sich ihm und äußerte seine und seiner Genossen Absicht, das Scheinchristentum los zu werden und vollständig, womöglich sofort, ins Judentum aufgenommen zu werden. Mose Uri hatte aber Bedenken, anscheinend die Bekehrung von Christen zum Judentum, in einer nicht bedeutenden Stadt, wo nichts verborgen bleiben konnte, vorzunehmen. Er riet daher den Marranen, sich nach Amsterdam zu begeben, wo mehr Duldung herrschte, und versprach ihnen, mit seiner ganzen Familie zu ihnen zu kommen, bei ihnen zu bleiben und sie im Judentume zu unterweisen. Verabredetermaßen trafen die Marranen unter Tirado in Amsterdam ein (22. April 1593), suchten Wohnungen, die ihr Zusammenbleiben ermöglichten, und ließen sich, als Mose Uri mit den Seinen nachgekommen war, ins Judentum aufnehmen. Der bereits betagte Jakob Tirado ging ihnen mit dem Beispiel des Mutes voran. Mose Uri und sein Sohn richteten den Marranen ein Bethaus ein und fungierten darin als Vorbeter. Dabei zeigten großen Eifer nicht nur Jakob Tirado, sondern auch der Konsul Samuel Pallache und ein aus Madeira eingewanderter marranischer Dichter Jakob Israel Belmonte, welcher die von der Inquisition verhängten Qualen in Versen unter einem passenden Titel „Hiob" schilderte. Neue Ankömmlinge verstärkten die junge Gemeinde durch Personenzahl und Ansehen. Eine englische Flotte, die unter dem Grafen Essex die Festung Cadix überrumpelte und den Spaniern empfindlichen Schaden zufügte (Sommer 1596), brachte mehrere Marranen nach

Holland und darunter einen originellen Mann, der nicht ohne Bedeutung für die Folgezeit war, Alonso de Herrera, der von jüdischem und altspanischem adligem Blute abstammte. Sein Ahn war der große Capitain Gonsalvo de Cordova, Eroberer Neapels für Spanien. Er selbst war spanischer Resident in Cadix und war bei der Einnahme dieser Stadt in englische Gefangenschaft geraten. Freigelassen, kam er nach Amsterdam, nahm das Judentum und den Namen Abraham de Herrera an. Er lebte sich in das Judentum so gründlich ein, daß er sich in die Lurjanische Geheimlehre einweihen ließ und ein kabbalistisches Buch ins portugiesische übersetzte.

Indessen wurde den Marranen in Amsterdam die Ausübung ihrer Religion nicht so leicht. Als diese erste portugiesische Gemeinde zum vierten Mal heimlich den Versöhnungstag feierte (Oktober 1596), fiel den christlichen Nachbarn das heimliche Hineinschleichen vermummter Gestalten in ein und dasselbe Haus auf; sie witterten verräterische Zusammenkünfte verschworner Papisten und zeigten es dem Magistrate an. Während die marranischen Juden in Gebet vertieft waren, drangen Bewaffnete in das Bethaus ein und verbreiteten Schrecken unter den Versammelten. Da die Meisten, noch erschreckt von den Überfällen der Inquisition, in Amsterdam ein ähnliches Los befürchtend, sich durch die Flucht retten wollten, erregten sie noch mehr den Verdacht der Amsterdamer Beamten. Diese suchten nach Kruzifixen und Kirchenparamenten und führten den Vorbeter Mose Uri und seinen Sohn in den Kerker. Indessen wußte Jakob Tirado, der sich mit der Behörde lateinisch verständigen konnte, dieselbe zu überzeugen, daß die Versammelten nicht Papisten, sondern Juden, dem Moloch der Inquisition entflohen, wären, ferner daß sie viele Schätze mitgebracht hätten, und endlich daß sie viele Gleichgesinnte mit ihren Reichtümern aus Portugal und Spanien nachziehen und dem Handel Amsterdams Aufschwung geben würden. Tirado's Rede machte Eindruck; die Gefangenen wurden entlassen und die erschreckten portugiesischen Juden konnten noch an demselben Tage den Versöhnungsgottesdienst beschließen. Da ihr Religionsbekenntnis einmal bekannt war, so wagten sie den Schritt, den Magistrat zu ersuchen, ihnen den Bau einer Synagoge zu gottesdienstlichen Zusammenkünften zu gestatten. Nach vielfacher Beratung wurde das Gesuch gewährt. Jakob

Tirado kaufte einen Platz und baute darauf den ersten jüdischen Tempel im europäischen Norden, „das Haus Jakobs“ genannt (Bet Jakob, 1598), das mit Begeisterung von der kleinen Gemeinde eingeweiht wurde.

Die günstigen Nachrichten von den angesiedelten Marranen, die auf heimlichem Wege nach Spanien und Portugal gelangten, lockten zu neuen Auswanderungen. Die erste Anregerin derselben Mayor Rodrigues Homem fand auch Gelegenheit, aus Portugal zu entkommen und sich mit ihrer schönen Tochter Maria Nuñes zu vereinigen. Sie brachte ihren jüngeren Sohn und ihre jüngere Tochter mit (um 1598). Zur selben Zeit traf auch eine andere angesehene Familie aus Portugal ein, die bereits den Flammen der Inquisition verfallen schien; die Familie Franco Mendes, Eltern mit zwei Söhnen, Francisco Mendes Medeyros, einem litterarisch gebildeten Manne, der den jüdischen Namen Isaak annahm, und Christoval Mendes Franco, der sich Mardochai nannte. Diese beiden spielten eine große Rolle in der Amsterdamer Gemeinde, haben aber später zu einer Spaltung Anlaß gegeben.

Philipp II. erlebte es noch, daß die zwei Volksstämme, die er am blutigsten gehaßt und verfolgt hatte, die Niederländer und die Juden, sich zum Verderben seiner Schöpfungen gewissermaßen die Hand reichten. Denn der Staat Holland hatte seinen Nutzen von den eingewanderten portugiesischen Juden. Er war früher einer der ärmsten. Die erbitterten verheerenden Kriege hatten das Land noch ärmer gemacht. So waren denn die Kapitalien, welche die Marranen allmählich nach Amsterdam brachten, sehr willkommen und kamen dem ganzen Lande zu statten. Erst dadurch waren die Holländer im stande, den Grund zu ihrer Größe zu legen, indem sie den indischen Handel den mit Spanien in einer Mißehe verbundenen Portugiesen entrissen. Die Kapitalien der Marranen haben die Gründung der großen überseeischen Gesellschaften und die Ausrüstung von Handelsexpeditionen erst ermöglicht. Auch die Verbindungen, welche die portugiesischen Juden mit heimlichen Glaubensgenossen in den indischen Besitzungen der Portugiesen hatten, beförderten die Unternehmungen der Holländer.

Philipp II. starb (Sept. 1598) als ein abschreckendes Beispiel für eigensinnige und gewissenlose Despoten. Geschwüre und

Ungeziefer hatten ſeinen Leib bedeckt und ihn zum Gegenſtand des Abſcheues gemacht. Auch das große Reich, das er ſeinem ſchwachen Sohne Philipp III. hinterließ, war voll von Eiterbeulen und Ungeziefer; es ging ſeinem Siechtum entgegen und zählte nicht mehr im europäiſchen Völkerrate. Die Zügel der Regierung erſchlafften, und dadurch wurde es den Marranen noch leichter, durch die Flucht den Fangarmen der Inquiſition zu entkommen. Sie hatten jetzt ein beſtimmtes Ziel.

Ein außerordentlicher Vorfall in Liſſabon hatte auch die lauesten Marranen entzündet, ſich dem Judentume wieder zuzuwenden. Ein Franziskaner-Mönch Diogo de la Aſumçã von altchriſtlichem Blute, durch das Bibelleſen von der Wahrheit des Judentums und dem Ungrund des Chriſtentums überzeugt geworden, — das Bibelleſen iſt gefährlich — hatte dieſe ſeine Überzeugung gegen ſeine Ordensgenoſſen offen ausgeſprochen. Wozu wäre die Inquiſition erfunden worden, wenn ſie ſolche Verbrechen ungeſtraft laſſen ſollte? Diego wurde in den Kerker geworfen; aber es gab da nichts auszuforſchen, da er ſeine Miſſethaten, ſeine Liebe zum Judentume, offen und ohne Rückhalt bekannte; höchſtens mochte das Tribunal mit der Folter verſuchen, ſeine Mitſchuldigen zu erfahren. Denn er hatte verſichert, mehrere ſeiner Ordensgenoſſen teilten ſeine Überzeugung. Nachdem er ungefähr zwei Jahre im Inquiſitionskerker zugebracht hatte, wurde er endlich bei einem feierlichen Autodafé mit noch einigen andern Perſonen in Liſſabon in Gegenwart des Vice-Königs lebendig verbrannt (Auguſt 1603), darunter auch eine Marranin Thamar Barocas, die wahrſcheinlich mit ihm in Verbindung geſtanden hatte.

Dieſe Thatſache, daß ein geborener Chriſt, ein Mönch, für das Judentum gelitten hatte und ſtandhaft geſtorben war, machte auf die portugieſiſchen Marranen einen gewaltigen Eindruck und riß ſie förmlich zum offenen Bekenntnis der Lehre ihrer Väter hin. Die Inquiſition hatte ihre Schrecken für ſie verloren; ſie traten offener mit ihrem Judentume auf, unbekümmert darum, ob ſie dadurch dem Tode entgegen gingen. Ein junger Dichter David Jeſurun, den die Muſe ſchon von Kindesbeinen an anlächelte, und der daher von ſeinen Bekannten: „der kleine Dichter“ genannt wurde,

beſang in einem feurigen Sonett in portugieſiſcher Sprache den Feuertod des Märtyrers Diogo de la Aſumçã o:

„Du warſt das Gold, vergraben im dunklen Gange des Blutgerichts,
Und wie das Gold das Feuer von Schlacken reinigt,
So ſollteſt Du im Feuer geläutert werden.
Du warſt der Phönix, der ſein Leben erneut
Und dem Tode nicht Unterthan bleibt.“

Dieſer glühende junge Dichter Jeſurun war ſo glücklich, der Inquiſition zu entgehen und nach Amſterdam zu eilen. Beim Anblick dieſer Stadt, die ihm wie ein neues Jeruſalem erſchien, dichtete er ein ſchwungvolles Lied in ſpaniſcher Sprache. Ein anderer marraniſcher Dichter-Jüngling wurde gerade durch den tragiſchen Tod des Franciskaners Diogo dem Judentum anhänglich: Paul de Pina. Mit der Trauerbotſchaft von des Märtyrers Tode eilte er nach Amſterdam (1604), trat mit Begeiſterung zum Judentum über, nahm den jüdiſchen Namen Rohel Jeſurun an und wurde eine Zierde der Amſterdamer Gemeinde.

Die Anhänglichkeit an das Judentum, welches portugieſiſche Marranen ſeit der Zeit unvorſichtig zeigten, mehrte natürlich die Opfer der Inquiſition. Hundertundfünfzig derſelben wurden nicht lange darauf in finſtere Kerker geworfen, gemartert und zum Geſtändnis gebracht. Es ſchien dem Regenten von Portugal ſelbſt bedenklich, eine ſo große Zahl verbrennen zu laſſen. Außerdem hatten die marraniſchen Kapitaliſten den ſpaniſchen Hof, dem ſeit der Vereinigung beider Königreiche auch Portugal zugehörte, gewiſſermaßen in Händen. Er ſchuldete ihnen hohe Summen, die er wegen der zunehmenden Verarmung beider Länder nicht zahlen konnte. Dieſe Marranen boten dem König Philipp III. Entlaſtung von den Schulden und überdies noch ein Geſchenk von 1 200 000 Cruzados (2400 000 Mark), wenn den eingekerkerten Marranen Verzeihung gewährt werden ſollte. Die Räte wurden durch 150 000 Cruzados gewonnen. Infolge deſſen zeigte ſich der Hof für den Gnadenweg geneigt und wandte ſich an den Papſt Clemens VIII., die Inquiſition zu ermächtigen, diesmal nicht auf den Tod der Sünder zu beſtehen. Dieſer erinnerte ſich oder wurde daran erinnert, daß ſeine Vorgänger Clemens VII. und Paul III. den portugieſiſchen Marranen Abſolution erteilt hatten. Er erließ daher eine Bulle der Begnadigung für die eingekerkerten

Scheinchriſten (23. Auguſt 1604). Die Inquiſition begnügte ſich daher mit der erheuchelten Reue der Eingekerkerten. Mehrere Hundert derſelben wurden in Büßerhemden zum Autodafé in Liſſabon geführt (10. Jan. 1605), nicht um den Scheiterhaufen zu beſteigen, ſondern um, ihre Schuld öffentlich bekennend, lediglich dem bürgerlichen Tode zu verfallen. Von dieſen aus den Kerkern Befreiten begaben ſich ſehr viele nach dem neueröffneten Aſyl, darunter auch Joſeph Ben-Iſrael nach dreimal erlittener Höllenpein mit zerrütteter Geſundheit und Verluſt ſeines Vermögens. Er brachte ſeinen Sohn Manaſſe als Kind mit, das berufen war, ein ſchönes Blatt in der jüdiſchen Geſchichte zu füllen.

Zwei hundert acht und vierzig Männer nahm Moſe Uri allmählich in den Bund des Judentums auf, ſo ſehr wuchs die Zahl der jungen Amſterdamer Gemeinde. Sie ließen ſich einen Rabbinen ſefardiſcher Abkunft aus Salonichi kommen, Joſeph Pardo, der die Stimmung der halbkatholiſchen Gemeindemitglieder gut kannte und ihnen ein Buch (in ſpaniſcher Sprache) in die Hand gab, das einen mehr chriſtlichen als jüdiſchen Ton anſchlägt Bald genügte die von Tirado erbaute Synagoge Bet Jakob für die große Zahl der Beter nicht mehr, und es mußte eine neue (Newe Schalom) erbaut werden (1608). Sie wurde von Iſaak Francisco Mendes Medeyros und ſeinen Verwandten gegründet. Wie den Entdeckern eines bis dahin unbewohnten Landes jeder Schritt, den ſie in dasſelbe ſetzen, jede neue Einrichtung, die ſie ins Leben gerufen und alle Perſonen, die ſich dabei durch irgend etwas hervorgethan, denkwürdig bleiben, ſo zeichnete die junge Amſterdamer Gemeinde freudig alles auf, was bei ihren Anfängen in ihrer Mitte vorgegangen war. Ein Glück für dieſe eigentümliche Gemeinde war ihr Rabbiner Iſaak Uſiel (geſt. 1620), der ihre Seelenſtimmung gut kannte. Er war Dichter, Grammatiker und Mathematiker, aber noch mehr als dieſes alles, ein eindringlicher, das Gemüt ergreifender Prediger, der es zuerſt wagte, die durch katholiſche Gewohnheiten eingelullten Gewiſſen ſeiner Zuhörer mit gewaltiger Stimme aufzurütteln, daß ſie nicht glauben ſollten, durch gedankenlos geübte religiöſe Bräuche gewiſſermaßen einen Ablaß für Sünden, Thorheiten und Laſter erkauft zu haben. Iſaak Uſiel ſchonte auch die Angeſehenſten und

Mächtigen nicht zog sich aber dadurch ihren Haß zu, der bis zur Spaltung führte.

Denkwürdig war noch für sie die Erwerbung eines Begräbnisplatzes (April 1614) unweit der Stadt. Der erste Mann, welcher darauf begraben wurde, war Manuel Pimentel (jüdischer Name Isaak Abenuacar), der ein vertrauter Spielgenosse des französischen Königs Heinrich IV. war und von ihm „König der Spieler" genannt wurde. Zwei Jahre später wurde die Hülle eines bedeutenden und edlen Mannes zur Bestattung auf diesem Friedhofe aus der Ferne gebracht. Elia Felice Montalto, früher Marrane und später überzeugungstreuer Jude, ein einsichtsvoller Arzt und eleganter Schriftsteller in Livorno, Venedig und zuletzt in Paris als Leibarzt der Königin Maria de Medici, war auf einer Reise mit dem französischen Hofe in Tours verschieden (Februar 1616). Die Königin ließ seine Leiche einbalsamieren und unter Begleitung seines Oheims, seines Sohnes und seines Jüngers Saul Morteira nach dem Begräbnisplatze von Ouderkerk bringen. Indessen waren die Amsterdamer Juden gezwungen, eine geraume Zeit von jeder Leiche eine Abgabe an die Kirchen zu leisten, vor welchen sie vorbeigeführt wurde. — Überhaupt waren sie in der ersten Zeit offiziell nicht geduldet, sondern lediglich übersehen. Es herrschte sogar anfangs ein Mißtrauen gegen sie, daß sie unter der Maske von Juden Spionsdienst für das katholische Spanien leisteten und auf Verrat sännen. Selbst als die Machthaber und die Bevölkerung sich von deren aufrichtigem Hasse gegen Spanien und Portugal überzeugt hatten, waren sie noch weit entfernt, sie als eigene Religionsgenossenschaft anzuerkennen und sie zu dulden. Zu dieser Unduldsamkeit in dem Lande, wo die Religionsfreiheit zuerst ihren Tempel erbauen sollte, trug der leidenschaftliche Streit zwischen zwei reformatorischen Parteien bei, den Remonstranten und Contraremonstranten, die einander befehdeten. Wie sollten sie gegen Juden duldsam sein?

Indessen das damals noch nicht reiche Amsterdam konnte die Juden, welche Reichtümer und Weltkenntnis dahin verpflanzt hatten, nicht mehr entbehren. Die veralteten Vorurteile gegen sie schwanden daher im nähern Verkehr mit ihnen immer mehr. Denn die eingewanderten portugiesischen Juden verrieten durch ihre

gebildete Sprache, ihre Haltung und Manieren nicht, daß sie zu einer verworfenen Kaste gehörten. Zu statten kam ihnen die Bildung, die sie in Spanien und Portugal durch Besuch der höheren Schulen erlangt hatten, sowie die pompös klingenden Adelsnamen, welche ihnen ihre christlichen Taufpaten gegeben hatten. Ihre Peiniger selbst hatten sie mit den in die Augen fallenden Vorzügen eines höheren Standes ausgestattet. Sie konnten gewissermaßen als Edelleute auftreten, mit denen zu verkehren es manchem christlichen Bürger in Amsterdam zur Ehre gereichte. Sie wurden daher mit einer gewissen Vorliebe behandelt. Bald wuchs ihre Zahl zu vierhundert Familien an, und sie besaßen in der Stadt dreihundert Häuser. Es dauerte nicht lange, so entstand eine hebräische Druckerei in Amsterdam, welche die Argusaugen der Zensur nicht zu fürchten brauchte. — Aus Neid über den durch die portugiesischen Juden Amsterdam zugefallenen Wohlstand rissen sich manche christliche Fürsten um sie und luden sie in ihre Länder ein. Der König Christian IV. von Dänemark richtete ein Schreiben an den jüdischen Vorstand von Amsterdam, daß er einige Mitglieder ermuntern möge, sich in seinen Staaten niederzulassen; er verhieß ihnen Freiheit des Gottesdienstes und noch andere günstige Privilegien. Der Herzog von Savoyen lud portugiesische Juden nach Nizza und der Herzog von Modena nach Reggio ein, und beide räumten ihnen weitgehende Freiheiten ein. So bildeten sich inmitten der finstern verfolgungssüchtigen Christenheit, deren zwei Religionsparteien im dreißigjährigen Kriege Schwerter gegen einander zückten, kleine freundliche Oasen für die Juden, von wo aus sie die eingebüßte Freiheit wieder erobern und sich allmählich aus der schweren Knechtschaft erheben konnten.

So wurde Amsterdam, das nordische Venedig, im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein neuer Mittelpunkt für die Juden; sie nannten es mit Recht ihr neues, großes Jerusalem. Es wurde mit der Zeit eine feste Arche in der neuen Sindflut für den jüdischen Stamm. Mit jedem Inquisitionsprozesse in Spanien und Portugal wegen des Judaisierens der dortigen Marranen, mit jedem Scheiterhaufen für Überführte und Verdächtige vermehrte sich die Mitgliederzahl der Amsterdamer Gemeinde, als hätten es die Fanatiker darauf angelegt, die erzkatholischen Länder zu entvölkern, um die ketzerischen Staaten der Niederlande zu bevölkern

und zu bereichern. Sie betrieben meistens mit ihren bedeutenden Kapitalien Handel im großen Stile, waren bei der ostindischen und westindischen Kompagnie beteiligt oder leiteten Bankgeschäfte. Das von der Entdeckung Amerikas in Spanien angesammelte Gold war zum Teil in den Händen der Marranen.

Doch nicht um ihrer Reichtümer willen allein nahmen sie eine angesehene Stellung in der neuen batavischen Handelsstadt ein. Die eingewanderten Marranen gehörten meistens dem gebildeten Stande an, hatten in ihrer Rabenmutterheimat Spanien oder Portugal, eine Stellung als Ärzte, Rechtsgelehrte, Staatsbeamte, Offiziere oder Welt- und Kloster-Geistliche eingenommen, waren daher meistens ebenso der lateinischen Sprache und der Litteratur, wie der schönen Wissenschaften kundig, und in der Umgangsform der Gesellschaft gewandt. In den Niederlanden, damals dem gebildetsten Teile Europas, deren Staatsmänner die Berufung Scaligers, des Fürsten der Gelehrsamkeit, an der Universität von Leyden als eine hochwichtige Angelegenheit behandelten, in diesem Lande galt humanistische Bildung an sich schon als eine besondere Empfehlung. Gebildete Juden verkehrten daher in Holland mit christlichen Männern der Wissenschaft auf dem Fuße der Gleichheit. Einzelne unter ihnen erlangten einen europäischen Ruf und standen mit hochgestellten Persönlichkeiten in Verbindung. Abraham Zacuto Lusitano (geb. 1576, gest. 1642), Urenkel des Geschichtsschreibers und Astronomen Zacuto, war einer der berühmtesten Ärzte seiner Zeit! Von marranischen Eltern in Lissabon geboren und glücklich nach Amsterdam entkommen, konnte er ungehindert seiner Wissenschaft und dem Judentume leben. Zacuto Lusitano stand in brieflicher Verbindung mit dem Fürsten Friedrich von der Pfalz und dessen gelehrter Gemahlin, jenem unglücklichen Eintagskönigspaare von Böhmen, das den Janustempel des dreißigjährigen Krieges aufschloß. Christliche wie jüdische Fachgenossen verkündeten sein Lob in Poesie und Prosa. Aus den Briefen und Versen an Zacuto Lusitano erkennt man nicht, daß Vorurteile gegen Juden damals noch im Schwange gewesen waren. Die Statthalter der Niederlande, die Reihe der edlen Fürsten aus dem Hause Oranien-Nassau, Moritz, Heinrich und Wilhelm II., waren wie ihr Stammgründer, Wilhelm I., wohlwollend gegen die eingewanderten Juden und behandelten sie wie vollberechtigte Bürger. Selbst die

Peiniger der Marranen in ihren Ländern, die ſpaniſchen und portugieſiſchen Könige, bequemten ſich nach und nach dazu, den Nachkommen ihrer gehetzten Opfer Ehren zu erweiſen, Amtsbefugniſſe zu übertragen und beſonders ihnen die Konſulatsgeſchäfte für ihre Staaten anzuvertrauen.

Die Anhänglichkeit der Amſterdamer Juden an ihre neugewonnene und mit ſo vielen Gefahren erkaufte Religion war tief empfunden. Dieſe Hingebung ſpiegelte ſich in all ihrem Thun ab und verkörperte ſich in Verſen, die ſie allerdings nur in der Sprache ihrer Peiniger dichten konnten. Jener Dichter, welcher einſt auf dem Sprunge ſtand, Mönch zu werden, Paul de Pina oder Rohel Jeſurun, dichtete für eine feierliche Gelegenheit Wechſelgeſänge in portugieſiſcher Sprache, welche von ſieben Jünglingen vorgetragen wurden, um die erſte Synagoge (Bet Jakob) zu verherrlichen. Die Berge des heiligen Landes: Sinaï, Hor, Nebo, Gariſim, Karmel, Zetim (Ölberg) und Zion, wurden redend eingeführt, um die Vortrefflichkeit des iſraelitiſchen Gottesbekenntniſſes, des jüdiſchen Geſetzes, des jüdiſchen Volkes in wohlklingenden Verſen zu feiern.

Im Hintergrunde glänzender Gemälde zeigten ſich aber ſtets die ſchauerlichen Kerker, die Molochspriester und der lodernde Flammenſchein der Inquiſition. Dieſe zugleich fröhliche und düſtere Stimmung der Amſterdamer marraniſchen Juden veranſchaulichte ein tiefſinniger Dichter treu und farbenreich, David Abenatar (um 1600—1625). Im Scheinchriſtentum in Spanien geboren, unter eigenen Umſtänden der Inquiſition und dem Höllenrachen entflohen und dem Lichte wiedergegeben, ſtellte er ſich zur Aufgabe, die Pſalmen in ſpaniſche Verſe umzugießen. Die traurigen und frohen Weiſen des Pſalters belebten ſich in ſeiner Dichterbruſt zu einem ergreifenden Abbilde der Gegenwart.

„Mich warf in tiefen Kerkers Nacht
Der Ketzerrichter Schreckgewalt,
Den Zähnen wilder Löwen hin,
Du haſt die Freiheit mir gebracht,
Der Schmerz verrauſcht, die Klage ſchweigt.
Und als in ſchwerer Marter Schmerz
Die Glieder ſie mit Feſſeln banden,
Daß in der Qualen Übermacht
Den Freund ich, ja den Bruder morde,

Als Nacht umhüllt das zage Herz,
Zur Folter ſie empor mich wanden,
Da fleht' ich die entmenſchte Horde:
„Nehmt nur die Feſſeln mir vom Leibe,
Und man verzeichne und man ſchreibe,
Und ich will euch gern geſtehen
Mehr als ihr von mir verlangt."

In dieſer durch die ſtete Rückerinnerung an die überſtandenen Leiden und Martern gehobenen Stimmung gründeten die Mitglieder der Amſterdamer Gemeinde Wohlthätigkeitsanſtalten aller Art mit vollem Herzen und reicher Hand, Waiſenhäuſer, Unterſtützungsgeſellſchaften (hermandades), Hoſpitäler, wie ſie in keiner der ältern Gemeinden vorhanden waren. Sie hatten Mittel und den rechten Sinn dafür. Ihre Frömmigkeit äußerte ſich in Mildthätigkeit und Edelſinn. Indeſſen, wie gehoben auch ihre Stimmung war, ſo waren ſie doch Menſchen mit Leidenſchaften, und darum ſtellten ſich auch Zwiſtigkeiten in der jungen Gemeinde ein. Viele Mitglieder, im Katholizismus geboren und erzogen, brachten ihre katholiſchen Anſchauungen und Gewohnheiten mit und behielten ſie bei; ſie glaubten ſie mit dem Judentum vereinigen zu können. Kann Jemand Kohlen in ſeinem Schoße tragen, ohne daß ſeine Kleider davon verſengt werden? Von Kindesbeinen an hatten die Marranen gehört und geſehen, daß man ſündigen dürfe, wenn man ſich nur von Zeit zu Zeit mit der Kirche ausſöhnt. Dazu waren eben die katholiſchen Prieſter in allen Rangſtufen da, um die Sündenvergebung zu vollziehen und die einſtigen Höllenſtrafen durch kirchliche Mittel von den Sündern abzuwenden. In den Augen der meiſten Marranen vertraten die Ritualien des Judentums die Stelle der katholiſchen Sakramente und die Rabbiner die der Prieſter und Beichtväter. Sie glaubten, wenn ſie dieſes und jenes gewiſſenhaft befolgen, ſo dürfen ſie dem Antriebe der Begierden nachgeben, ohne des Seelenheils verluſtig zu gehen. Allenfalls könnten die Rabbinen Abſolution erteilen. Der Lebenswandel der Amſterdamer Marranen war beſonders im Punkte der Keuſchheit wenig lauter. Die erſten beiden Rabbiner der Amſterdamer Gemeinde hatten unter Berückſichtigung der Umſtände ein Auge gegen die Schwächen und geſchlechtlichen Vergehungen zugedrückt. Der dritte, Iſaak Uſiel, hielt aber nicht mehr an ſich, geißelte vielmehr mit unerbittlichem Eifer von der

Kanzel die üblen Gewohnheiten der Halbjuden und Halbkatholiken. Dieſe Strenge verletzte die Betroffenen, ſie grollten dem ſtrengen Prediger. Mehrere, und an ihrer Spitze David Oſorio verließen den Verband und die Synagoge, gründeten eine neue (1618) und erwählten den Prediger David Pardo zu ihrem Rabbiner. So trat eine Spaltung in der Gemeinde ein.

Inzwiſchen ſuchten auch deutſche Juden, welche die Kriegsfurie des dreißigjährigen Krieges aus ihrem Ghetto vertrieben hatte, das Aſyl Amſterdam auf und wurden zugelaſſen (1636). Wenn der Amſterdamer Rat früher der Einwanderung und Anſiedelung der Juden nur durch die Finger ſah, ſo beförderte er ſie ſpäter förmlich. Die Juden unterlagen keinerlei Beſchränkung, ein und daſſelbe Geſetz war ſo ziemlich für ſie und die chriſtliche Bevölkerung, nur daß ſie nicht Ämter bekleiden durften, was ſie auch gar nicht beanſprucht haben. Infolge des Friedensſchluſſes der Niederlande mit Spanien und Portugal verlangten die holländiſchen Vertreter gar für die jüdiſchen Unterthanen dieſelben Rechte in dieſen Ländern wie für die chriſtlichen, daß ſie daſelbſt unbeläſtigt wohnen dürften. — Die eingewanderten deutſchen Juden konnten ſich natürlich der portugieſiſchen Gemeinde nicht anſchließen, weil ſie nicht bloß durch Sprache, ſondern auch durch Haltung und Manieren von ihr geſchieden waren. Eine weite Kluft trennte die Stamm- und Religionsgenoſſen portugieſiſcher und deutſcher Zunge von einander. Jene ſahen auf dieſe mit Stolz wie auf Halbbarbaren herab, und dieſe erkannten jene nicht als vollbürtige Juden an. Sobald ihrer eine hinlängliche Zahl zuſammen war, bildeten die deutſchen Juden ſofort einen eigenen Synagogenverband mit einem eigenen Rabbinen. Die Spaltung innerhalb der portugieſiſchen Gemeinde iſt aber ſchmerzlich empfunden worden. Darum gab ſich ein angeſehener Mann, Jakob Curiel, welcher ſpäter Reſident des portugieſiſchen Hofs in Hamburg wurde, die größte Mühe und brachte eine Verſöhnung zu ſtande. Erſt ſeit der Einigung von drei Synagogen zu einer einzigen Körperſchaft (April 1639) trat die portugieſiſche Gemeinde durch das harmoniſche Zuſammenwirken der Kräfte mit Glanz auf und überragte alle ihre älteren Schweſtern in den drei Erdteilen.

Bei der Vereinigung der drei Gemeindegruppen zu einer einzigen, wofür Statuten feſtgeſetzt wurden, haben die Vertreter

auch dafür Sorge getragen, der Unkunde im Judentum entgegen zu arbeiten. Sie gründeten eine Lehranstalt (Talmud Thora), worin zugleich Knaben und Jünglinge Unterricht in den wissenswerten Fächern der jüdischen Religion erhalten sollten. Es war vielleicht die erste derartige Lehranstalt in der Judenheit, worin eine gewisse Ordnung und eine Stufenfolge in den Lehrgegenständen eingeführt waren. Anfänger konnten darin von der untersten Stufe des hebräischen Alphabetes bis zur höchsten Stufe des Talmudstudiums hinaufgeführt werden. Auch gründliche hebräische Sprachkunde, Beredtsamkeit und neuhebräische Poesie wurden darin gelehrt, was in keiner anderweitigen jüdischen Lehranstalt üblich war. In den höchsten Lehrfächern erteilten die ersten Rabbinen oder Chachams den Unterricht, zu jener Zeit Saul Morteira und Isaak Aboab. Diese beiden ohne ihr Verdienst berühmt gewordenen Männer bildeten mit Manasse Ben-Israel und David Pardo das erste Rabbinatskollegium. Das reich ausgestattete Lehrhaus wurde eine Pflanzstätte zur Ausbildung von Rabbinern für die Amsterdamer Gemeinde und ihre Töchter in Europa und Amerika. Aus ihm gingen Zöglinge hervor, welche auf größere Kreise wirkten; nennen wir bloß des Gegensatzes wegen den kabalistisch wirren Mose Zacuto und den geisteshellen Baruch Spinoza.

Es war kein Glück für die Amsterdamer Gemeinde, daß ihre ersten geistlichen Führer, die einen außerordentlichen Einfluß ausübten, nur mittelmäßige, zum Teil verschrobene Persönlichkeiten waren. Bei den großartigen Mitteln, welche ihr zu Gebote standen, bei der vielfältigen Bildung, die in ihr vorhanden war, und der Hingebung ihrer Mitglieder an das Judentum, hätten ihre Führer, wenn sie einen freieren Blick, tieferen Geist und Schwung besessen hätten, Wunderbares zu Tage fördern können. Die Zeitumstände waren außerordentlich günstig. Sie hätten eine Verjüngung des Judentums schon damals anbahnen können. Allein das erste Amsterdamer Rabbinatskollegium hatte von dem allen nichts, gar nichts. David Pardo scheint gar wenig Bedeutung gehabt zu haben. Saul Morteira (geb. 1596, gest. 1660) stammte wahrscheinlich von portugiesischen Eltern und war mit Elia Montalto's Leiche, welche mit allen Ehrenbezeugungen nach Amsterdam begleitet worden war, dahin gekommen und zum Prediger erwählt. Er war aber nicht einmal

ein ausgezeichneter Kanzelredner; Morteira folgte nur breitſpurigen Bahnen und wiederholte nur das, was andere vor ihm gedacht und aufgezeichnet hatten.

Noch unbedeutender war ſein Kollege Iſaak Aboab de Fonſeca (geb. 1606, geſt. 1693). Er ſtammte ebenfalls aus Portugal war mit ſeiner Mutter nach Amſterdam gekommen und bildete ſich zum gediegenen und beliebten Prediger aus. Aber eine wohlgeſetzte, eindringliche und anmutende Predigt iſt nicht immer die Frucht gediegenen Wiſſens und klarer Überzeugung. Wenigſtens war es bei Aboab nicht der Fall. Er hat nichts Nennenswertes geleiſtet. Von Charakter war er ſchwankend, dem Einfluſſe anderer zugänglich, empfänglich für Schmeichelei und daher unſelbſtſtändig. Dieſem Manne war es gegeben, die Amſterdamer Gemeinde drei Menſchenalter zu leiten Einſchneidend wichtige Fragen ſind an ihn herangetreten und fanden ihn kleinlich, beſchränkten Geiſtes, ohne Verſtändnis für die Vergangenheit und ohne Blick für die Zukunft.

Bedeutender war allerdings Manaſſe Ben-Iſrael (geb. 1604, geſt. 1657), ein Kind der Amſterdamer Gemeinde, wohin ſein Vater mit halb zermalmtem Körper durch die Folterqualen der Inquiſition und von allen Mitteln entblößt, gekommen war. Lernbegierigen Geiſtes bildete ſich der junge Manaſſe unter Iſaak Uſiel aus und brachte es in Kenntnis der Bibel und des Talmuds, wenn auch nicht zur vollendeten Meiſterſchaft, ſo doch zur Gewandtheit und Eingeleſenheit. Durch den geſchichtlichen Wurf aufs Erlernen mehrerer Sprachen gewieſen: portugieſiſch als ſeine angeborene Mutterſprache, hebräiſch als ſeine nationale Mutterſprache, holländiſch als Landesſprache, auch lateiniſch als Litteraturſprache — und noch mehr — verſtand es Manaſſe, ſich in allen dieſen Zungen mit mehr oder weniger Vollendung in gehobenem Style mündlich und ſchriftlich auszudrücken. Von Natur redegewandt, bildete auch er ſich zum Prediger aus, mit allen Licht- und Schattenſeiten dieſes Standes. Er wurde auch ein fruchtbarer Schriftſteller und er hat darin, obwohl jung geſtorben, unvergleichlich mehr als ſeine Kollegen geleiſtet. Was ſeine Zeitgenoſſen an Manaſſe bewunderten, war nicht ſein tiefer Geiſt, nicht ſeine hinausgreifende Größe, ſondern im Gegenteil, ſeine ruhige, ſich anſchmiegende, beſcheidene Umgänglichkeit, ſein einfaches Weſen. Er hat keine großen und

fruchtbaren Gedanken in die Welt gesetzt, sondern die Geisteskinder Anderer gehegt und gepflegt und sie wie seine eigenen behandelt. Er war mehr Vielwisser als Denker. Obwohl er auch in der Profan-Litteratur und in der christlichen Theologie heimisch war, so hielt er doch zähe am überkommenen Judentume, nicht bloß an dem rabbinischen Wesen, sondern auch an der Kabbala und betrachtete, wie seine minder gebildeten Kollegen, jedes Wort im Talmud und Sohar als eine überschwängliche Offenbarung

So waren die Männer beschaffen, welche berufen waren, die junge, katholisierende und folgsame Gemeinde Amsterdam zu führen und zu belehren. Ihnen war eine große Macht gegeben. Wichtige Angelegenheiten wurden in gemeinschaftlichen Sitzungen des von den Gemeindegliedern gewählten Vorstandes und des Rabbinats (Maamad) beraten und beschlossen. In religiösen Angelegenheiten gaben die Chachams allein den Ausschlag, weil die Laien — im Anfang wenigstens — sich kein Urteil zutrauten. Die Beschlüsse des Rabbinats waren für die Gemeindeglieder bindend, niemand durfte sich dagegen auflehnen. Die Behörden ließen dem Vorstande und dem Rabbinatskollegium vollständige Freiheit, geistliche Strafen über ungefügige Mitglieder zu verhängen. Von dieser Freiheit und dieser Gewalt machten die Vertreter einen nur allzu ausgedehnten Gebrauch. Sie hatten von Spanien und Portugal den unseligen Eifer mitgebracht, den Glauben rein erhalten und Ketzerei ausrotten zu wollen. Das Amsterdamer Rabbinat hat die Neuerung eingeführt, religiöse Meinungen und Überzeugungen vor seinen Richterstuhl zu ziehen, sich als eine Art Inquisitionstribunal zu konstituieren, und Auto-da-Fés, wenn auch unblutige, so doch für die Betroffenen nicht minder empfindliche, zu veranstalten. Der Charakter und die Organisation der größten portugiesischen Gemeinde in Europa haben auf den Gang der jüdischen Geschichte mächtig eingewirkt.

Denn es bildeten sich von ihr aus Töchtergemeinden, welche sich nicht bloß den Ordnungssinn, die Würde, die hingebende Frömmigkeit und Wohlthätigkeit, sondern auch die Thorheiten und Verkehrtheiten ihrer Mutter zum Muster nahmen. Die zweite Gemeinde auf holländischem Boden sammelte sich nach und nach in Rotterdam an. Zwei eben so fromme, wie reiche Brüder Pinto (Abraham und David) legten den Grund zu dieser Gemeinde und

beriefen zu ihrem Chacham und Vorsteher eines von ihnen fundierten Lehrhauses einen jungen Mann, Josiahu Pardo, der sich aber durch nichts besonders bervorthat. Auch in Harlem sollten Juden die Erlaubnis zur Ansiedelung erhalten. Die Humanisten und Beförderer der Duldung, wie der König der Philologen Joseph Scaliger, freuten sich schon darauf; allein zuletzt siegte doch die Intoleranz, und es wurde Anfangs nichts daraus. Dafür entstanden portugiesische Gemeinden im deutschen Norden, jenseits des Ozeans und nach und nach auch in andern niederländischen Städten.

In Hamburg bildete sich zunächst eine bedeutende Kolonie der Amsterdamer Gemeinde. Aber wie viele Schwierigkeiten hat es gemacht, um die deutschen Vorurteile und die deutsche Pedanterie zu überwinden! Gegen die Vorteile von der Niederlassung der reichen und intelligenten Juden, welche die Amsterdamer schnell ergriffen, sträubten sich die Hamburger Bürger mit Händen und Füßen. Es war den eingefleischten Lutheranern ein Gräuel, Juden in ihrer Mitte zu haben. Ein jüdischer Juwelier Isaak aus Salzufeln (im Lippe'schen) hatte mit zwölf Glaubensgenossen, die gezwungen waren, eine neue Wohnstätte auszukundschaften, den Versuch gemacht, sich in Hamburg niederzulassen. Er hatte eine Bittschrift an den Senat gerichtet, sie auf zwölf Jahre aufzunehmen, und dafür die Summe von 3000 Thalern Einzugsgeld und 400 Mark jährliche Steuer geboten. Alle Gründe, welche sich damals für die Aufnahme geltend machen ließen, hatte der Unterhändler Isaak erschöpfend auseinandergesetzt und von vornherein erklärt, sich allen Bedingungen unterwerfen zu wollen. Alles vergebens. Hamburg, das damals viel Behagen an pfäffischem Gezänk über Rechtgläubigkeit und Ketzerei hatte, mochte von Juden nichts wissen.

Spaßhaft ist es, daß damals, als es sich gegen die zeitweise Aufnahme von Juden so sehr sträubte, bereits, ohne es zu ahnen, solche in seiner Mitte beherbergte, mit denen die rechtgläubigen Christen täglich verkehrten, freilich unter der Maske portugiesischer Papisten. Marranische Flüchtlinge vor den Scheiterhaufen der Inquisition hatten sich nämlich auch in der norddeutschen Reichs- und Hansestadt niedergelassen und galten als portugiesische „Komerzanten", welche die Handelsblüte der Stadt beförderten.

Bei der Nachricht, daß ihre Genoſſen in Amſterdam, mit denen ſie in Verbindung ſtanden, ſich offen zum Judentum bekannten und geduldet wurden, lüfteten auch ſie mehr ihre Maske, übten mehr offen die jüdiſchen Bräuche, ließen aber noch immer ihre neugeborenen Kinder taufen. Darob erhob die ſtreng lutheriſche Bürgerſchaft ein Geſchrei und richtete an den Senat die Forderung, die reichen Juden, welche aus Portugal oder andern Orten gekommen waren, nicht zu dulden Den Senat, d. h. die großen Kaufherren, hinderte eine Art Schamgefühl, dieſe Männer von edelmänniſcher Haltung und intelligentem Weſen, wie Landſtreicher oder wie Juden zu behandeln. Die meiſten von ihnen hatten bedeutende Kapitalien mitgebracht, leiteten ſelbſtändig überſeeiſche Geſchäfte nach den neuentdeckten Ländern oder vertraten große ſpaniſche oder portugieſiſche (d. h. marraniſche) Handelshäuſer. Zu den heimlichen Juden Hamburgs gehörte auch der zu ſeiner Zeit beliebte und geſuchte Arzt Rodrigo de Caſtro (geb. 1560, geſt. 1627 oder 1628), der beim Wüten der Seuche mit Selbſtaufopferung zum Siechbett der von der Peſt Befallenen geeilt war und manchem das Leben gerettet hatte. Zudem war er ein geſchickter Frauenarzt, und das ſchwache Geſchlecht war für ihn eingenommen. Geſchickte Ärzte waren damals überhaupt und noch mehr im deutſchen Norden nicht häufig Kurz, es ſchien dem Senat nicht thunlich, dieſe Portugieſen auszuweiſen. Er verlegte ſich daher anfangs der Bürgerſchaft gegenüber auf ein offizielles Ableugnen: daß ſich unter ihnen gar keine Juden befänden. Später gab er die Zahl derſelben geringer an, während bereits 125 Perſonen eingewandert waren, darunter zehn Kapitaliſten und zwei Ärzte.

Wenn ſich auch die Bürgerſchaft dabei beruhigte, ſo ließ ſich ein anderer Faktor nicht abweiſen. Das große Wort hatte in Hamburg das Miniſterium d. h. die lutheriſchen Pfarrgeiſtlichen, welche durchweg von Luthers judenfeindlichem Geiſte beſeelt waren. Dieſes Miniſterium klagte den Senat wegen der Duldung portugieſiſcher Juden an. Um ſein Gewiſſen und die öffentliche Meinung zu beſchwichtigen, wendete er ſich an die theologiſchen Facultäten von Frankfurt a. O. und Jena, ob es nach dem chriſtlichen Glauben geſtattet ſei, Juden zu dulden. Das darauf erfolgte Gutachten der Jenaer Fakultät ſieht aus, als hätte es ein Profeſſor der Domini-

kaner-Theologie ein Jahrhundert vorher zur Zeit Hochſtratens geſchrieben, und als wäre der Zeiger der Geſchichte unvermerkt ſtehen geblieben. Sie könnte die Zulaſſung der Juden nur geſtatten, wenn der Senat ihnen weder öffentliche Synagogen, noch heimliche, gottesdienſtliche Zuſammenkünfte, noch die Beſchneidung, noch chriſtliche Dienſtboten zu halten erlaube, noch ſie zu einem Amte zulaſſen würde. Wie die unduldſamſten Päpſte, wünſchte auch die lutheriſch-theologiſche Fakultät, die Juden zum Anhören chriſtlicher Predigten zu zwingen.

Der Senat, der durch das Gutachten der theologiſchen Fakultäten einigermaßen von der kirchlichen Seite geſchützt war, geſtattete (Februar 1612) den portugieſiſchen Juden offen den Aufenthalt in Hamburg, allerdings mit unangenehmen Beſchränkungen; aber ſie durften ihre Toten auf einem eigenen Gottesacker bei Altona, den ſich einige Familien zu dieſem Zwecke angekauft hatten, beerdigen. Infolge der Vergrößerung der Gemeinde mit ſolchen Anſiedlern, die geradezu als Juden und nicht mehr als verkappte Portugieſen aufgenommen waren, wurde eine neue Vereinbarung zwiſchen ihnen und dem Senate erforderlich, worin ihre Privilegien in geſchäftlicher Beziehung erweitert, aber in bürgerlicher beſchränkt wurden. Sie durften kein eigenes Haus oder Liegenſchaft beſitzen. Eine Ausnahme wurde nur dem beliebten Arzte Rodrigo de Caſtro zugeſtanden.

Indeſſen, je mehr die portugieſiſchen Juden durch ihre Kapitalien und ihre geſchäftliche Verbindung mit den bedeutenden Handelsherren Wichtigkeit erlangten, deſto mehr durchbrachen ſie die um ſie gezogenen Schranken einer engherzigen Geſetzgebung. Als die Bank in Hamburg gegründet wurde, (1619—1623) welcher dieſe Stadt ihre auf feſter Baſis beruhende Handelsblüte verdankt, haben ſich mindeſtens zwölf jüdiſche Kapitaliſten dabei mit ihren Kapitalien beteiligt [1]). Den bedeutenden Handel Hamburgs mit Spanien und Portugal haben die portugieſiſchen Anſiedler allein begründet. Auf ihre Unentbehrlichkeit vertrauend, richteten ſie ſtill

[1]) Die Namen der zwölf jüdiſchen Mitbegründer der Hamburger Bank waren: Mardochai Abendana, David Brandon, Joan Francisco Brandon, Gonſalvo Carlos, Diego Cardoſo, Abraham Dacoſta, Francesco Gomes, Diego Gonſalvo da Lima, Henrico da Lima, Gonſalvo Lopez, Joſeph Mendes, Lope Nuñes.

eine Synagoge ein und beriefen dazu einen Chacham Isaak Athias, aus Amsterdam.

Diese wohl einfache, aus zwei großen Zimmern bestehende Synagoge hat sehr viel böses Blut gemacht und viel Ärgernis gegeben. Der Kaiser Ferdinand II, der Schrecken der Protestanten, richtete im Beginn des dreißigjährigen Krieges ein drohendes Schreiben an den Senat (1627), daß den Juden um des Handels willen eine öffentliche Synagoge gestattet werde, während den römisch-katholischen die Religionsübung verboten sei. Mehr brauchte es nicht, um die lutherischen Fanatiker in Harnisch zu bringen. Wenn man den Juden freie Religionsübung nachgebe, so müsse man es auch den Katholiken und auch gar den Calvinisten einräumen, sagten sie. Allerdings eine erschreckende Konsequenz! Als der geistliche Konvent den Senat wegen Überschreitung der mit den Juden vereinbarten Artikel anfuhr, und dieser wieder die Juden zu Rede stellte, erklärten die Letzteren: sie hätten keine Synagoge, sondern lediglich einen Versammlungsort, um das Gesetz Mose, die Psalmen, die Propheten und andere Bücher des alten Testaments zu lesen, allenfalls beteten sie auch darin für das Wohl der Stadt und der Obrigkeit. Der Rat beruhigte sich dabei, aber die Geistlichen hörten nicht auf, von der Kanzel gegen die Juden und den pflichtvergessenen Senat zu donnern. Sie verlangten nicht weniger, als daß ein christlicher Rabbiner angestellt werden möge, um für die Juden in der Synagoge oder sonst irgendwo das Christentum zu predigen. Und die Ärzte sahen mit Ingrimm auf die Beliebtheit jüdischer Fachgenossen.

Die Gemeinde und ihr Wohlstand wuchsen aber von Jahr zu Jahr, und der Senat nahm die Zuzügler mit Kapitalien und Handelsverbindungen gerne auf. Wenn auch die Schilderungen des damaligen Erzjudenfeindes (Johannes Müller) übertrieben erscheinen, so läßt sich doch daraus der Reichtum der portugiesischen Juden Hamburgs entnehmen. „Sie gehen einher geschmückt mit goldnen und silbernen Stücken, mit köstlichen Perlen und Edelgesteinen. Sie speisen bei ihren Hochzeiten aus silbernen Gefäßen, fahren in solchen Karossen, die nur hohen Standespersonen zustehen, und gebrauchen noch obendrein Vorreiter und eine große Gefolgschaft". Ganz besonders machte die in Hamburg angesiedelte, überaus reiche Familie Texeira einen geradezu fürstlichen Auf-

wand. Der erſte Gründer dieſes Bankhauſes, Diego Texeira de Mattos, hieß in Hamburg, wie einſt Joſeph von Naxos in Konſtantinopel: „Der reiche Jude“. Er ſtammte aus Portugal, führte einen hohen Adelstitel und war früher ſpaniſcher Reſident in Flandern. Als Siebziger unterwarf er ſich noch der gefahrvollen Operation. Vermöge ſeines Reichtums und ſeiner Verbindungen ſowohl mit dem Adel als mit den Kapitaliſten konnte er den vornehmen Herren ſpielen. Ein geiſtlicher Herr, an welchem einſt der alte Texeira in ſeidenem Talar vorüberfuhr, machte in ſeiner deutſchen Unterwürfigkeit vor dem Unbekannten eine tiefe Verbeugung, als ob es dem Kurfürſten von Sachſen gälte Als er aber hörte, daß er ſeine Verehrung an einen Juden verſchwendet hatte, ſchämte er ſich vor ſich ſelbſt, und wünſchte die Macht zu haben, dieſen wie alle Juden, wie einſt Joſua die Gibeoniten, zum Holzſpalten und Waſſertragen zu erniedrigen.

Eine kleine deutſche Gemeinde hatte ſich ebenfalls nach und nach in Hamburg zuſammengefunden und eine Betſtube eingerichtet. Und das ſollten die treuen Söhne Luther's ruhig mit anſehen? Die Hamburger Paſtoren drängten daher den Rat und hetzten die Bürgerſchaft, ihnen dieſe geringfügige Duldung zu entziehen. Unter ihnen that ſich ein Erzeiferer hervor, Johannes Müller, Senior an der Petrikirche, ein proteſtantiſcher Großinquiſitor und Hauptverketzerer. Es verſtand ſich bei dieſem giftigen Paſtor, der ſich als eine Säule der lutheriſchen Rechtgläubigkeit anſah, von ſelbſt, daß es eine Gewiſſensſache für ihn ſei, die Juden gründlich zu haſſen und zu demütigen. Er und ſeine Genoſſen drangen ſtets darauf, die Synagoge ſchließen zu laſſen (zwiſchen 1631—1644). Der Rat antwortete darauf: es gehe über ſeine Begriffe; die Juden beten darin den wahren Gott an, welcher Himmel und Erde geſchaffen. Sollten ſie denn wie das dumme Vieh ohne Religion leben? Man könne ihnen doch nicht das Beten und Singen der Pſalmen verbieten! Endlich — und das war die Hauptſache — wenn man ihnen die Synagogen verböte, würden ſie wegziehen, was der Stadt zum größten Schaden gereichen würde, ſie würde zu einem Dorfe herabſinken. Der Senat und die Juden behaupteten ihre Sache; denn da wo Einſicht und Gerechtigkeit nicht durchdringen konnte, ſchlug das Geld der Juden an.

Nur Senior Müller durfte das Verdienſt der Unbeſtechlichkeit für ſich beanſpruchen; dafür war er aber um ſo giftiger gegen die Juden. In Schrift und Wort, auf der Kanzel und im Kreiſe ſeiner Schüler, im Privatgeſpräch und in offiziellen Äußerungen war ſein Lieblingsthema die Juden und ihre Demütigung. Mit dieſer glaubenswütigen Unduldſamkeit ſtand er nicht allein. Drei theologiſche Fakultäten, die Hauptlutheriſche von Wittenberg, die Straßburger und die Roſtocker, hatten auf Müller's Anfrage den Beſcheid erteilt, daß jüdiſche Ärzte nie und nimmer zu chriſtlichen Patienten zugelaſſen werden dürften. Im ſiebzehnten Jahrhundert, als der bluttriefende dreißigjährige Krieg mit ſchwerer Zuchtrute die Notwendigkeit gegenſeitiger Duldung predigte, wünſchten dia Vertretern des Luthertums eine neue Auflage der Konzilbeſchlüſſe gegen Juden aus der weſtgothiſchen Zeit! Aber die Zeit war denn doch eine andere geworden. Der König Chriſtian IV. von Dänemark, Schleswig und Holſtein, der Hort der Proteſtanten nächſt Guſtav Adolf, dem Müller ſein judenfeindliches Buch gewidmet hat, gerade er hatte den jüdiſchen Arzt Benjamin Muſaphia zu ſeinem Leibarzt genommen.

In Hamburg ſelbſt hatte Müller's fanatiſcher Eifer auch nicht den beſten Erfolg. Er und die Geſamtgeiſtlichkeit haben zwar bei dem beabſichtigten Bau einer größeren Synagoge großen Lärm geſchlagen und ihm Hinderniſſe in den Weg gelegt, aber vereiteln konnten ſie ihn doch nicht. Die Bürgerſchaft gewöhnte ſich nach und nach an die Juden und lernte ſie achten. Einige unter ihnen wurden von hohen, ſelbſt katholiſchen Potentaten zu Geſchäftsträgern oder Reſidenten ernannt. Der König von Portugal beſtimmte zuerſt Duarte Nuñes da Coſta und Jakob Curiel zu ſeinen Agenten, und die katholiſche Majeſtät Ferdinand IV. erhob einen jüdiſchen Schriftſteller von portugieſiſcher Abſtammung Imanuel Roſales zum Pfalzgrafen.

Eine Kolonie der Amſterdamer Muttergemeinde bildete ſich in Südamerika, in dem von Portugieſen entdeckten und bevölkerten Braſilien und beſonders in der Stadt Pernambuco. Dorthin hatte die portugieſiſche Regierung öfter jüdiſche Verbrecher, d. h. Marranen, welche ſie nicht dem Scheiterhaufen überliefern wollte, zugleich mit Luſtdirnen und anderem Geſindel als Koloniſten überführen laſſen. Dieſe geſchändeten Marranen erleichterten den

Holländern die Eroberung von Brasilien, das einen eigenen Statthalter an dem einsichtigen Johann Moritz von Nassau erhielt (1624—36). Sofort trat eine Verbindung zwischen der Amsterdamer Gemeinde und der Brasilianischen ein, welche die Maske des Christentums abgeworfen hatte und von den Holländern fast verhätschelt wurde. Schon nannten sich die Juden auf Recife bei Pernambuco die „heilige Gemeinde“ (Kahal Kados).

Mehrere hundert Amsterdamer Portugiesen schifften sich, sei es auf Grund einer Einladung oder aus eigenem Antriebe, um Geschäftsverbindungen mit der Kolonie anzuknüpfen, nach Brasilien ein und nahmen den Chacham Isaak Aboab da Fonseca mit (1642). Er war der erste brasilianische Rabbiner. Auch auf Tamarica bildete sich eine Gemeinde, welche einen eigenen Chacham an Jakob Lagarto hatte — dem ersten talmudischen Schriftsteller in Südamerika. Es verstand sich von selbst, daß die brasilianischen Juden vollständige Gleichberechtigung genossen; denn sie leisteten den Holländern die wesentlichsten Dienste als Ratgeber und Krieger. Als die eingeborenen Portugiesen, welche die Unterjochung durch die Holländer mit Ingrimm ertrugen, eine Verschwörung anzettelten, sich bei einem Schmause der holländischeu Beamten der Hauptstadt zu entledigen und dann über die hauptlose Kolonie herzufallen, warnte sie ein Jude und rettete sie und die Kolonie vor sicherem Untergange. Als später (1646) offener Krieg zwischen Portugiesen und Holländern ausbrach, und die Besatzung von Recife, von Hungersnot aufgerieben, auf dem Punkte stand, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, waren es die Juden, welche den Gouverneur zur mutigen Ausdauer und zur Fortsetzung des Kampfes antrieben. Der hingebende Eifer der Juden für das Staatswohl der Holländer war ein fester Kitt zwischen ihnen und der Republik, welcher sich nie mehr löste. Die Duldung der Juden in den Niederlanden blieb für die Dauer gesichert.

Nicht so glücklich waren die Marranen, welche vor der Wut der Inquisition in Frankreich Zuflucht gesucht hatten. Der älteste Sohn der Kirche gestattete ihnen anfangs nicht, als heimliche Juden im Lande zu bleiben, obwohl mehrere von ihnen eine hohe Stellung als Ärzte, Rechtslehrer oder Schriftsteller[1]) einnahmen.

[1]) Michel de Montaigne, der erste französische elegante Schriftsteller, stammte von Marranen ab. Seine Mutter, Antoinette de Louppes, ver-

Indeſſen waren dieſe ihren Stammesgenoſſen, welche ſich ſpäter in Bordeaux als Großhändler niedergelaſſen hatten, dazu behilflich, halb und halb als Juden geduldet zu werden. Da ſie mit ihren Kapitalien und ihrer Geſchäftskenntnis den Wohlſtand der Stadt förderten und daher von der ſtädtiſchen Behörde gern geſehen wurden, ſo bewilligte Heinrich II. (1550) den bereits angeſiedelten und noch in Zukunft zuziehenden portugieſiſchen Kaufleuten, unter der Benennung Neuchriſten, in Bordeaux zu wohnen und Geſchäfte zu betreiben. Allerdings mußten ſie äußerlich als Chriſten erſcheinen, ihre Kinder in der Kirche taufen, und ihre Ehen von katholiſchen Geiſtlichen trauen laſſen und ſelbſtverſtändlich chriſtliche Namen führen. Aber heimlich lebten ſie mehrere Geſchlechter hindurch nach jüdiſchem Brauch. Sie entgingen auf wunderbare Weiſe dem Gemetzel der Bartholomäusnacht und den öffentlichen Anklagen von Fanatikern, daß ſie nur Scheinchriſten wären. Im Jahre 1636 zählte die marraniſche Gemeinde von Bordeaux Zweihundert und Sechzig Mitglieder. Eine kleine Gemeinde beſtand auch in Bayonne und andern kleinen Städten. Erſt ein halbes Jahrhundert ſpäter, unter Ludwig XIV. durften die portugieſiſchen Neuchriſten ſich offen als Juden bekennen.

Siebentes Kapitel.

Der dreißigjährige Krieg und der Aufſtand der Koſaken.

(1618 — 1655).

Während in Holland für die Juden der erſte Strahl einer beſſeren Zeit aufdämmerte, war das übrige Europa für ſie noch voll von dichtem Schatten. In Deutſchland beſonders galt der Jude noch im ſiebzehnten Jahrhundert, wie vorher, als ein verworfenes Geſchöpf, für den es kein Mitleid gab, den man mit Kot bewarf, dem man den Bart anzündete und den man ſchlimmer als einen Hund behandelte. Es gab nur noch drei oder vier bedeutende Gemeinden in Deutſchland: Frankfurt am Main mit etwa 4 — 5000 Seelen, Worms mit 1400, Prag mit höchſtens 10,000 und Wien mit 3000; die übrigen zählten weniger. Hamburg war noch eine junge Gemeinde.

heiratet mit dem Edelmann Pierre Ayquem, Herrn von Montaigne, war die Tochter des Marranen Pierre de Louppes (Pedro Lopes).

In den westdeutschen Freistädten Frankfurt und Worms herrschte eine Gehässigkeit gegen die Juden, die mehr in der Engherzigkeit des Pfahlbürgertums und des zopfigen Zunftwesens, als in dem Gegensatze des Bekenntnisses wurzelte. Beide Städte betrachteten die Juden in ihren Mauern als ihre Kammerknechte und beriefen sich allen Ernstes auf eine Urkunde des Kaisers Karl IV., daß er sie ihnen mit Leib und Gut verkauft habe. Als sich portugiesisch-marranische Juden von den Niederlanden aus in Frankfurt niederlassen wollten, welche diese Stadt zu einem Handelsplatze ersten Ranges wie Amsterdam und Hamburg erhoben hätten, und um die Erlaubnis baten, ihnen ein Bethaus zu bewilligen, schlug es ihnen der Rat rundweg ab. Was thaten die jüdischen Kapitalisten? Sie wendeten sich an den Herrn von Hanau und erlangten von ihm ein sehr günstiges Privilegium.

Die Verbissenheit der Frankfurter gegen ihre jüdischen Mitbewohner hatte sich in einer Gesetzgebung kryſtallisiert, die zu den widerwärtigsten und abgeschmacktesten gehört. Sie wurde die „Judenstättigkeit“ genannt und bestimmte, unter welchen Bedingungen oder Beschränkungen die Juden die Frankfurter Luft oder vielmehr die verpestete Atmosphäre des Judenviertels einatmen durften. Sämtliche vom Papsttum eingeführten kanonische Beschränkungen zur Brandmarkung derselben: Verbot christliche Dienstboten und Ammen zu halten und Gebot ein schändendes Abzeichen zu tragen, hat die größtenteils protestantische Stadt beibehalten. Sie behandelte sie geradezu wie Sträflinge. Außerhalb der Judengasse durften sich die Juden nur für nötige Geschäfte aufhalten, aber nicht zwei zusammen als Spaziergänger, und gar nicht in der Nähe des Römers, besonders nicht an christlichen Festtagen oder an Hochzeiten, oder wenn Fürsten in der Stadt lagen. Auch in ihrem Ghetto sollten sie sich still verhalten, christliche Ohren nicht durch einen hellen Laut verletzen, die eingekehrten fremden Juden zum zeitlichen Schlafengehen anhalten. Ohne Vorwissen des Magistrats durften sie überhaupt keine Fremden beherbergen, nicht einmal Kranke in ihr Hospital aufnehmen. Eßwaren durften sie nicht gleichzeitig mit den Christen auf dem Markt einkaufen. Ihr Geschäftsumfang war neidisch eingeengt, und doch mußten sie viel mehr Steuern als die christlichen Einwohner zahlen. Wie sie an ihren Kleidern besondere Abzeichen,

ſo mußten ſie auch an ihren Häuſern beſondere Schilder mit wunderlichen Figuren und Namen haben: zum Knoblauch, zum Eſel, zum grünen, weißen Schild, Rotſchild, Schwarzſchild. Nach dieſen Schilderfiguren wurden die Bewohner der Häuſer genannt: „Der Jude N. zum Eſel“. Bei der Aufnahme eines Juden mußte dieſer die pünktliche Befolgung aller dieſer ebenſo dummen, wie herzloſen Beſtimmungen mit einer entehrenden Eidesformel geloben. Und noch dazu hing ihr kümmerliches Daſein nur vom guten Willen des Magiſtrats ab; denn ein Paragraph beſtimmte: Der Rat behielt ſich vor, einem jeden Juden, zu welcher Zeit auch immer, die Stättigkeit, d. h. das Aufenthaltsrecht, zu kündigen. In dieſem Falle mußte der Einzelne oder die Familie nach Ablauf der beſtimmten Friſt die Stadt verlaſſen.

Wenn der Magiſtrat berechtigt war, einzelnen Juden den Aufenthalt zu kündigen, ſo durfte er ſie doch ſämtlich aus der Stadt weiſen. So folgerte und verlangte die mit dem Rate in Hader geratene Bürgerſchaft oder die Zünfte. Sie beabſichtigten ihre Freiheiten zu erweitern, die Macht der Patrizier im Magiſtrat zu beſchränken und fingen mit den Juden an. An der Spitze der anſäſſigen Zünftler ſtand der Lebkuchenbäcker Vincenz Fettmilch, ein verwegener Mann, der die Räte in Schrecken hielt und ſich ganz offen den neuen Haman der Juden nannte. Während die Gemeinde im Bethauſe verſammelt war (1. September 1614), folgte Schlag auf Schlag und Stoß auf Stoß, mit Wutgeſchrei vermiſcht, an der Pforte des Judenviertels. Darauf von Seiten der Juden Angſtgeſchrei, verzweifeltes Hin- und Herrennen und ratloſes Fliehen. Mutige Jünglinge und Männer griffen zu den Waffen, den Sturm abzuwehren oder mannhaft zu ſterben. Es fielen auf beiden Seiten Verwundete und auch einige Leichen. Die Überzahl und Verwegenheit der Fettmilch'ſchen Bande obſiegten. Darauf Plünderung, Zerſtörung und Entweihung der heiligen Plätze mit tieriſcher Wut die ganze Nacht hindurch bis an den andern Tag. Die meiſten Juden, welche nicht von menſchenfreundlichen Bürgern geborgen waren, harrten zitternd auf dem Begräbnisplatze aneinander gekauert, manche in Sterbekleider gehüllt, und erwarteten den Tod. Gefliſſentlich ließ ſie die Rotte in banger Ungewißheit über das Loos, das

ſie ihnen zugedacht, zwiſchen Leben und Vertreibung, ſodaß die Juden es als eine Gnade Gottes anſahen, als ſich ihnen des Nachmittags das Fiſcherpförtchen öffnete und ſie, allerdings ohne Hab und Gut, abziehen durften, 1380 Perſonen.

Es dauerte lange, bevor die Juden Frankfurts Genugthuung für die ſo verletzende Unbilde erhielten. Der Magiſtrat war ohnmächtig und der Kaiſer Matthias faſt nicht minder. Erſt ähnliche Vorgänge in Worms, einer der älteſten Gemeinden in Deutſchland, beſchleunigten das Ende der Frankfurter Wirren. Dort hatte die durch Judenhaß und Brotneid entſtandene Erbitterung gegen ſie zur ſelben Zeit einen andern Verlauf genommen, als nicht die Zünfte, ſondern einige Glieder des Magiſtrats die Ausweiſung der Juden betrieben, und als der Hauptjudenfeind nicht ein brutaler, aber gerader Handwerksmann, ſondern ein argliſtiger Advokat und Rechtsverdreher war, Doktor Chemnitz (Chemnitius), welcher durch Kniffe glücklicher und ungefährlicher die Ausweiſung der Juden durchſetzen zu können meinte als die Frankfurter durch Gewalt. Auf ſeinen Rat ſchickten die Zünftler eine Deputation an die Juden, innerhalb einer Stunde mit Sack und Pack aus der Stadt zu ziehen. Der Magiſtrat proteſtierte ohnmächtig dagegen, und ſo blieb den Juden nur übrig am vorletzten Paſſatage auszuwandern (April 1615). Der Erzbiſchof von Mainz und der Landgraf Ludwig von Darmſtadt geſtatteten den Verbannten den Aufenthalt in den kleinen Städten und Dörfern, und ſo kamen ſie zum Teil mit ihren Frankfurter Leidensbrüdern zuſammen.

Indeſſen dauerte der Jubel der judenfeindlichen Wormſer Bürger nicht lange. Der Kurfürſt Friedrich von der Pfalz, der Freund des jüdiſchen Arztes Zocuto Liſitanus, ließ Fußvolk, Reiterei und Kanonen in die Stadt einrücken, welche dem Aufruhr ein Ende machte. Der großſprecheriſche Doktor Chemnitz wurde mit andern Aufwieglern in Gewahrſam gebracht. Es dauerte aber doch noch faſt dreiviertel Jahre, bis die Wormſer Juden auf Befehl des Kaiſers in ihre Stätte wieder eingeſetzt wurden (19. Januar 1616). Zwei Monate ſpäter wurden die Juden von Frankfurt, wie im Triumphe mit Paukenſchall und Hörnerklang von kaiſerlichen Kommiſſarien in ihre Wohnungen wieder zurückgeführt. Hier wurden die Aufwiegler härter als in Worms

bestraft, weil sie Zerstörung, Plünderung und Blutvergießen veranlaßt hatten. Vincenz Fettmilch wurde geviertelt und gehenkt, sein Haus geschleift und seine Familie in die Verbannung gejagt. Die Stadt wurde vom Kaiser mit 175 919 Gulden Schadenersatz für die an den Juden verübte Plünderung belegt. Zum Andenken an diese im deutschen Reiche nicht alltägliche Errettung und ehrenvolle Wiedereinsetzung bestimmte die Frankfurter Gemeinde den Tag des Einzuges (20. Adar) als Festtag.

Die alte Judenstättigkeit sowohl in Worms, als in Frankfurt hob der Kaiser Matthias auf und führte dafür eine neue Judenordnung ein, im mittelalterlichen Geschmack. Die alten Beschränkungen der Juden in Tracht, Handtierung und Bewegung sind geblieben und teilweise noch verschärft worden. „Nur da sie einmal vom Kaiser privilegiert waren, sollte der Rat sie schützen und nicht mehr die Befugnis haben, diejenigen, welche einmal die Stättigkeit erlangt hatten, auszuweisen“. Diejenigen Frankfurter Juden, welche damals wieder eingesetzt wurden, brauchten daher nicht mehr wie früher ihr Aufenthaltsrecht alle drei Jahre zu erneuern, und ihr Recht ging auf ihre Nachkommen über. Die Zahl der Juden wurde auf 500 festgesetzt. Nicht mehr als sechs Familien sollten jährlich zur Stättigkeit zugelassen werden und nie mehr als zwölf Paare durften sich jährlich verheiraten. Zu den alten Schutzabgaben kamen auch neue hinzu, eine Heirats- und Erbschaftssteuer. — Die Beschränkungen in der neuen Judenordnung für Worms sind womöglich noch drückender ausgefallen. Die Gemeinde hatte ihr Weiderecht eingebüßt; sie wurde dafür mit dem Privilegium entschädigt, „Milch zu ihrer und der Ihrigen Notdurft von der Bürgerschaft kaufen und abholen zu dürfen„ — eine bedeutende Errungenschaft! Es kam allen deutschen Gemeinden zu gute, daß der Kaiser Matthias einmal wenigstens die Unverletzlichkeit der Juden mit Nachdruck betont und mit Waffengewalt betätigte hatte. Kaiser Ferdinand II., so sehr er auch Jesuitenzögling und Protestantenfresser war, besiegelte diese Unantastbarkeit der Juden für das ganze deutsche Reich. Daher kam es, daß der zerstörungs- und blutreiche dreißigjährige Krieg die Juden Deutschlands nicht so hart traf, wie man erwarten sollte. Sie teilten zwar die Leiden des deutschen Volkes, sie hatten ihr Teil an den Brandschatzungen, Plünderungen und Verwüstungen, welche die

Führer der Landsknechte, die Mannsfeld, Tilly, Wallenstein, nacheinander über die blühendsten Städte brachten. Manche jüdische Gemeinde ist infolge der Kriegswut vollständig untergegangen. Aber die Juden hatten wenigstens von dem inneren Feinde nichts zu fürchten und konnten sich in der Abgeschiedenheit ihrer Ghetto's still vor den Stürmen bergen. Die katholischen Heerführer hatten vom Kaiser die Weisung, Leben und Gut der Juden zu schonen, und diese wurde hin und wieder befolgt, sodaß mancher Protestant seine Habe im Asyle des Judenviertels bergen und retten konnte. Die Finanzquelle der Juden mußte geschont werden, wenn der Krieg einen guten Fortgang haben sollte. Daher war der mit vieler Überlegung handelnde Kaiser Ferdinand darauf bedacht, seinen Feldhern einzuschärfen, die Juden von allen Kriegsbeschwerlichkeiten und Einquartierung zu befreien. Diese zärtliche Behandlung kam ihnen allerdings teuer zu stehen.

Der Wiener Hof erfand auch ein anderes Mittel, die Finanzquelle der Juden für den Krieg ergiebig zu machen. Er ernannte jüdische Kapitalisten zu Hofjuden, räumte ihnen die ausgedehnteste Handelsfreiheit ein, befreite sie von den Beschränkungen, denen andere Juden unterworfen waren, sogar vom Tragen des gelben Fleckens, gewährte ihnen und ihren Angehörigen überhaupt eine günstige Ausnahmestellung. Fast scheint es, als wenn die Juden in dieser Zeit noch besser als die Christen behandelt wurden. Wenigstens in Mainz verfuhren die Schweden, die über vier Jahr dort hausten (Ende 1631 bis Anf. 1636) glimpflicher gegen sie, als gegen die Katholiken. Sie waren auch nicht so sehr verarmt; denn sie konnten drei Jahre nach Abzug der Schweden eine Synagoge in Mainz bauen, also einen größern Gemeindeverband bilden, eine Vergünstigung, die sie seit ihrer Ausweisung über 150 Jahre vorher nicht genießen konnten. Während die christliche Bevölkerung durchweg mit Not zu kämpfen hatte — ein Hauptumstand, welcher die Fürsten zum Abschluß des westphälischen Friedens geneigt machte — hatten die Juden doch noch etwas errettet. Die Beute der Plünderungen so vieler Städte ging durch ihre Hände, und wenn sie auch durch Steuerzahlung außerordentlich angespannt waren, behielten sie doch immer einen Gewinn davon. Daher kam es, daß, als gerade nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges große Massen flüchtiger Glaubensgenossen aus

Polen nach Deutſchland kamen, ſie von den Gemeinden brüderlich unterſtützt werden konnten. —

Die Juden Polens wurden nämlich damals zum erſtenmale von einer ausgedehnten blutigen Verfolgung heimgeſucht. Der Leidenskelch ſollte auch an ihnen nicht vorübergehen. Polen war nicht mehr wie früher die große Freiſtätte für die Söhne Juda's, ſeitdem die verblendeten Könige die Jeſuiten ins Land gerufen, um ihnen die Abrichtung der Söhne des Adels und der jungen Geiſtlichkeit für die fanatiſche Kirchlichkeit in die Hände zu geben und den widerſetzlichen Sinn der polniſchen Diſſidenten zu brechen. Die Väter der Zwietracht, auf welche die vielfache Teilung Polens als erſte Urheber zurückgeführt werden muß, ſuchten auch die ſtille Macht, welche die Juden vermöge ihrer Geldmittel und ihrer Klugheit auf die adlige Bevölkerung ausübten, zu untergraben, und geſellten ſich zu deren anderweitigen Feinden, den deutſchen Gewerks- und Handelszünftlern, um ſie zu beſchränken und zu unterdrücken. Indeſſen war ihr Zuſtand in Polen doch erträglicher, als in Deutſchland und Italien. In den Drangſalen des dreißigjährigen Krieges ſuchten flüchtige Juden Polen auf. Der letzte König aus dem Stamme der Jagellonen, Wladislaw IV. (1632—1648) war ihnen beſonders gewogen. Der hohe Adel blieb im allgemeinen auch in dieſer Zeit in einer gewiſſen Abhängigkeit von den Juden, weil ihre Rührigkeit der polniſchen Leichtlebigkeit und Verſchwendungsſucht mit ihrer Klugheit, ihrem kleinlichen Sparſyſtem und ihrer Vorſorglichkeit zu ſtatten kam. Der Jude war dem polniſchen Edelmann mehr noch als ſein Finanzmeiſter, er war ſein kluger Ratgeber. Die Adligen verwendeten die Juden beſonders zur Verwertung neu angelegter Kolonien, wozu ſie ſelbſt weder Fähigkeit noch die nötige Ausdauer beſaßen. Es hatten ſich nämlich nach und nach am untern Dnjepr und am Nordrande des Schwarzen Meeres in der Nachbarſchaft der krimmiſchen Tataren Kolonien gebildet aus entlaufenen polniſchen Leibeignen, Sträflingen, Bauern und ſolchen, welche ſich in der Heimat beengt und gefährdet fühlten. Dieſe Auswürflinge bildeten den Grundſtock zu dem Koſakenſtamme an den Waſſerfällen des Dniepr, Zaporoger genannt. Um ihr Leben zu friſten, waren ſie auf Beute und Raub von den benachbarten Tataren angewieſen; es war eine Kriegsſchule für ſie. Die Könige, welche ſie zu kriegeriſchen

Unternehmungen und zur Abwehr gegen Einfälle von Tataren und Türken brauchten, räumten ihnen in der Ukraine und Kleinrußland eine gewisse Selbstständigkeit ein und stellten einen Attaman (Hetman) mit eigenen Abzeichen seiner Würde an ihre Spitze. Aber der kirchliche Sinn des Königs Sigismund III. und die Jesuiten machten aus den Kosaken, welche ein Element der Stärke für Polen hätten werden können, ein Element ewiger Unzufriedenheit und Empörung.

Sie waren größtenteils Anhänger der griechischen Kirche, daher arbeiteten die Jesuiten daran, nachdem sie die Dissidenten geschwächt hatten, auch die Griechisch-Katholischen entweder mit der römischen Kirche zu vereinigen oder zu vertilgen. Bei dem kriegerischen Sinn der Kosaken war aber diese Umwandlung nicht so leicht, daher wurde ein förmliches System der Knechtung gegen sie angewendet. Drei adlige Häuser hatten vornehmlich die Kolonisation in der Ukraine und Kleinrußland: die Koniecpolski, die Wischniowiecki und die Potocki, und diese überließen die Pacht der den Kosaken aufgelegten drückenden Steuer ihren jüdischen Geschäftsführern. Die Kosaken mußten von jedem neugeborenen Kinde, von jedem neuvermählten Paare eine Abgabe zahlen. Damit kein Umgehen derselben eintreten könnte, hatten die jüdischen Pächter die Schlüssel zu den griechischen Kirchen in Verwahrung, und so oft der Geistliche taufen oder trauen wollte, mußte er sie von dem jüdischen Gutsverwalter ausbitten, und dieser lieferte sie erst nach Leistung der Abgaben aus. Das machte die Juden bei den Kosaken verhaßt. Dazu kam noch, daß das in Polen durch die drei Männer Schachna, Lurja und Isserles geschaffene hochgeschraubte Talmudstudium, welches von ihren Jüngern Josua Falk Kohen, Meïr Lublin, Samuel Edles und Sabbatai Kohen bis zur Spitzfindigkeit gesteigert wurde, den polnischen Juden im allgemeinen den Charakter der Findigkeit und Kniffigkeit aufgedrückt hat, der sich im Verkehr, im Handel und Wandel äußerte. Denn in diesem Lande beschäftigte sich jedermann, wenn er nicht stumpfsinnig war, mit dem Talmud. Die Vertiefung in denselben war hier ein größeres Bedürfnis als im übrigen Europa. Die Rabbiner hatten eigene Gerichtsbarkeit und entschieden nach talmudisch-rabbinischen Gesetzen. Die Massenhaftigkeit der Juden in Polen und ihre Prozeßlust gaben Veran-

laſſung zu verwickelten Rechtsfällen, die kaum im Kodex (Schulchan Aruch) angedeutet waren. Die Richter-Rabbinen mußten daher auf die Rechtsquelle, den Talmud, zurückgehen, um in ſolchen Fällen Anhaltspunkte zu ſuchen, und, weil die Parteien meiſtens ſelbſt kundig und gewitzt waren, mußten ſie ihre Herleitungen und Vergleichungen ſcharf begründen.

Das rabbiniſche Zivilrecht fand daher in Polen eine ganz außerordentliche Pflege und Erweiterung, um auf alle Fälle gefaßt und den gelehrten Parteien zugänglich zu ſein. So lag gewiſſermaßen die immer zunehmende Kniffigkeit der Lehrmethode in den Verhältniſſen und Bedürfniſſen, und man muß noch den Umſtand hinzunehmen, daß einer den anderen an Haarſpalterei übertreffen wollte, um etwas neues zu bieten und auf den Vierländer-Synoden ſich auszuzeichnen. Die einſeitige Ausbildung eines einzigen Seelenvermögens, der haarſpaltenden Urteilskraft, auf Koſten der Übrigen hemmte auch die Phantaſie, und daher iſt in Polen auch nicht eine einzige litterariſche Erſcheinung erzeugt worden, welche mit dem Namen Poeſie belegt werden könnte. Sämtliche Geiſteserzeugniſſe der polniſchen Schule tragen den talmudiſch-rabbiniſchen Stempel. Die Jünger dieſer Schule ſahen faſt mit einer gewiſſen achſelzuckenden Verächtlichkeit auf die heilige Schrift und ihre einfache Größe herab, oder vielmehr ſie war für ſie ſo gut wie nicht vorhanden. Und was ſollten ſie auch mit dieſen Kindergeſchichten anfangen, an denen ſich kein Scharfſinn anbringen ließ? Allenfalls wußten ſie etwas von der Bibel aus den Verſen, welche in den Synagogen vorgeleſen wurden, und aus dem, was der Talmud gelegentlich anführt. Der Sinn für das einfache Erhabene blieb ihnen daher verſchloſſen. Drehen und Verdrehen, Advokatenkniffigkeit, Witzelei und voreiliges Abſprechen über das, was nicht in ihrem Geſichtskreiſe lag, wurde ſolchergeſtalt das Grundweſen der polniſchen Juden. Religiös waren ſie natürlich außerordentlich, fromm, ſehr fromm; aber auch dieſe Frömmigkeit beruhte auf Klügelei und Überhebung. Einer wollte den andern darin übertreffen oder vielmehr beſſer wiſſen, was der Kodex für dieſen und jenen Fall vorſchreibt. Biederkeit und Rechtsſinn waren bei vielen eben ſo abhanden gekommen, wie innige Frömmigkeit, Einfachheit und Sinn für Wahrheit. Der Troß eignete ſich dieſes kniffige Weſen der Talmudſchulen an und gebrauchte es, um den minder Schlauen

zu überliſten. Freilich gegen Stammgenoſſen konnte Liſt nicht gut angewendet werden, weil dieſe gewitzigt waren; aber die nichtjüdiſche Welt, mit der ſie verkehrten, empfand zu ihrem Schaden dieſe Überlegenheit des kniffigen Geiſtes der polniſchen Juden. Daß der Talmud und die großen Lehrer des Judentums Betrügerei und Übervorteilung gegen Andersgläubige faſt noch mehr gebrandmarkt haben als gegen Stammgenoſſen, daran kehrten ſich die polniſchen Söhne des Talmud wenig.

Dieſe Verdorbenheit rächte ſich an ihnen auf eine blutige Weiſe. In arger Verblendung hatten ſie den Adligen und Jeſuiten hilfreiche Hand geboten, die Koſaken in der Ukraine und Kleinrußland zu bedrücken. Die Magnaten wollten aus den Koſaken einträgliche Leibeigne, die Jeſuiten aus den griechiſchen Ketzern römiſche Katholiken machen, die in dem Landſtriche angeſiedelten Juden wollten ſich dadurch bereichern und die Herren über dieſe niedrigſten Parias ſpielen. Sie maßten ſich Richterämter über ſie an und kränkten ſie in deren kirchlichen Angelegenheiten. Kein Wunder, daß die geknechteten Koſaken die Juden faſt noch mehr haßten als ihre adligen und geiſtlichen Feinde, weil ſie mit ihnen am meiſten zu verkehren hatten. An Warnungszeichen hat es den Juden nicht gefehlt, welches Loos ſie treffen würde, wenn dieſe ihre erbitterten Feinde einſt die Oberhand erlangen ſollten. Bei einem wiederholten Aufſtand der Zaporoger unter ihrem ſelbſtgewählten Hetman Pawliuk (um 1638), ſo kurz er auch dauerte, erſchlugen ſie 200 Juden und zerſtörten einige Synagogen. Nichts deſto weniger boten die Juden die Hand zu der infolge des Aufſtandes noch geſteigerten Knechtung der Unglücklichen. Sie erwarteten im Jahre 1648 laut des Lügenbuches Sohar die Ankunft des Meſſias und die Zeit der Erlöſung, wo ſie die Herren würden ſpielen können, und waren daher rückſichtsloſer und ſorgloſer, als ſie ſonſt zu ſein pflegten. Die blutige Vergeltung blieb nicht aus und traf die Unſchuldigen mit den Schuldigen, vielleicht jene noch mehr als dieſe.

Sie ging von einen Manne aus, welcher den geſteigerten Haß der Koſaken zu ſeinen Zwecken zu benutzen verſtand. Bogdan Chmielnicki (ruſſiſch Chmel), vor dem ganz Polen mehrere Jahre zitterte, und der Rußland zuerſt Gelegenheit gab, ſich in die polniſche Republik einzumiſchen, war für die Juden

eine erſchreckende Geißel, welche auch ſie um ihre halbgünſtige Stellung gebracht hat. Chmielnicki, tapfer im Kriege und verſchlagen in Ausführung von Plänen, grauſam und heuchleriſch zugleich, war perſönlich von Juden gereizt worden, als er noch in untergeordneter Stelle lebte. Als er die „Koſakenmutter“, die ganze Ukraine, zu einem fanatiſchen Religions- und Racenkrieg gegen Polen entflammte, war ſein erſtes Wort an die Koſaken: „Die Polen haben uns als Sklaven der verfluchten Brut der Juden überliefert“, und es genügte, um ſie zu allem zu bewegen. Die racheſchnaubenden Zaporoger und die beuteluſtigen Tataren, mit ihnen im Bunde ſchlugen das polniſche Heer (1648). Nach dem Siege ergoſſen ſich die wilden Scharen über die Städte öſtlich vom Dnjepr, zwiſchen Kiew und Pultava, plünderten und mordeten beſonders die Juden, welche nicht die Flucht ergriffen hatten. Die Zahl der Gemordeten belief ſich auf mehrere Tauſend. Glücklich waren noch diejenigen, welche in Gefangenſchaft der Tataren geraten waren, ſie wurden nach der Krim transportiert und von dort aus von den türkiſchen Juden ausgelöſt. Vier jüdiſche Gemeinden mit ungefähr 3000 Seelen entſchloſſen ſich dem Gemetzel zuvorzukommen und ergaben ſich den Tataren mit allen ihren Habſeligkeiten. Sie wurden gut behandelt und nach der Türkei verkauft, wo auch gegen ſie von ihren Stammgenoſſen die Pflicht der Auslöſung brüderlich geübt wurde. Die Gemeinde Konſtantinopels ſandte einen Delegirten nach Holland, um von den reichen Gemeinden Gelder zur Auslöſung der jüdiſch-polniſchen Gefangenen zu ſammeln.

Zum Unglücke für die Polen und Juden war der König Wladislaw, auf den Chmielnicki noch einige Rückſicht genommen hatte, mit dem Tode abgegangen. Während der Zwiſchenregierung von mehreren Monaten (Mai — Oktober 1648) trat die gewöhnliche polniſche Zerfahrenheit ein, welche jeden Widerſtand nach Außen lähmte. Anfangs zog ſich Chmielnicki, ſcheinbar zur Unterhandlung mit der Krone geneigt, zurück, erteilte aber ſeinen Kreaturen Vollmacht, die polniſchen Provinzen zu durchſtreifen und zu verheeren. Es bildeten ſich förmliche Mordſcharen, die ſich Haidamaks (tartariſch: Parteigänger) nannten, unter vertierten Führern, die ein Menſchenleben nicht höher als einen Strohhalm achteten und ſich an den Todesnöten ihrer polniſchen

und jüdiſchen Feinde förmlich weideten. Von den griechiſchen Popen aus ihrer Mitte wurden ſie im Namen der Religion zum Morde an Katholiken und Juden geradezu fanatiſiert. Jeder Bandenführer hatte eine eigene Art, ſeine Grauſamkeit zu üben. Moroſenko ließ Riemen um den Hals katholiſcher und jüdiſcher Frauen ſchlingen und ſie daran zerren, das nannte er: „ſie mit einem roten Bande beſchenken“. Wenige Wochen nach dem erſten Siege der Koſaken zog eine Bande unter Ganja gegen die Feſtung Nemirow, wo ſich 6000 Juden, Einwohner und Flüchtlinge aus der Umgegend, angeſammelt hatten. Die Koſaken waren im Einverſtändnis mit den griechiſchen Chriſten in der Stadt, und von Beiden angegriffen, wurden faſt ſämtliche Juden unter furchtbaren Qualen niedergemetzelt. Eine andere Horde Haidamaken griff die Stadt Tulczyn an, wo 6000 Chriſten und ungefähr 2000 Juden in der Feſtung Zuflucht genommen hatten. Es waren darunter ſehr tapfere Juden, die nicht ohne Gegenwehr ſterben wollten. Edelleute und Juden beteuerten einander durch einen Eid, Stadt und Feſtung bis auf den letzten Mann zu verteidigen. Da wendeten die Koſaken eine Liſt an. Sie verſicherten den Edelleuten, daß ſie es nur auf die Juden, ihre Todfeinde, abgeſehen hätten; wenn ihnen dieſe überliefert werden, ſo würden ſie abziehen. Die verblendeten und eidvergeſſenen Adligen ſtellten daher an die Juden den Antrag, ihnen die Waffen abzuliefern. Die Juden fügten ſich, und die Polen ließen die Bande in die Stadt. Nachdem dieſe den Juden alles genommen hatten, ſtellten ſie ihnen die Wahl zwiſchen Tod und Taufe. Aber kein einziger von ihnen wollte um dieſen Preis ſein Leben erkaufen; gegen 1500 wurden unter den Augen der polniſchen Edelleute gemartert und hingerichtet. Die Polen traf aber ſogleich die Strafe des Verrats. Des Beiſtandes der Juden beraubt, wurden ſie von den Koſaken angefallen und mit Hohn getötet, daß Wortbrüchige nicht auf Treue rechnen könnten. Dieſer traurige Vorfall hat wenigſtens die gute Seite gehabt, daß die Polen ſeitdem durchweg auf Seiten der Juden blieben und im Verlaufe des mehrjährigen Krieges ſich nicht von ihnen trennten. In derſelben Zeit war eine andere Haidamaken-Horde unter einem Führer Hodki in Kleinrußland gedrungen und richtete ein grauſiges Gemetzel unter den dort wohnenden Gemeinden in Homel

Starodub, Czernigow und anderen (östlich und nördlich von Kiew) an. Die Juden von Homel sollen am standhaftesten das Märtyrertum bestanden haben.

Der Fürst Jeremias Wischniowiecki, die einzige Heldengestalt in der damaligen polnischen Zerfahrenheit, nahm die jüdischen Flüchtlinge unter den schützenden Flügel seiner kleinen aber tapferen Schar auf, mit der er die kosakischen Streifbanden überall bis zur Vernichtung verfolgte. Aber auf die eigene Kraft angewiesen, vermochte er nichts Nachhaltiges durchzusetzen. Durch kleinliche Eifersüchtelei wurde er noch dazu bei der Wahl des Oberfeldherrn gegen den kosakischen Aufstand übergangen, und statt seiner wurden drei gewählt, wie sie Chmielnicki für seine Siege nur brauchen konnte. Er mußte zuletzt vor der Überzahl der Streifscharen und der mit ihnen sympathisierenden griechisch-katholischen Bevölkerung zurückweichen, was die Juden, welche auf seinen Heldenmut gerechnet hatten, mit ins Verderben zog. In der Festung Polonnoie (zwischen Zaslaw und Zytomir) sollen 10,000 Juden, teils Einwohner, teils Flüchtlinge aus der Umgegend durch die Hand der belagernden Haidamaks und der verräterischen Einwohner umgekommen sein. Überall, wo die blutdürstigen Haidamaks auf Juden und Katholiken stießen, erschlugen sie sie ohne Erbarmen.

Der unglückliche Ausgang des zweiten Krieges zwischen Polen und Kosaken brachte ein blutiges Los über diejenigen Juden, welche sich weitab vom Schlachtfelde sicher geglaubt hatten. Es war kein Entrinnen für sie vor dem Ansturm der Zaporoger, es sei denn, daß sie die walachische Grenze erreichen konnten. Die weite Strecke von der Südukraine bis Lemberg über Dubno und Brody hinaus bezeichneten Blutspuren von erschlagenen und zertretenen Juden; in der Stadt Bar allein kamen zwei- bis dreitausend um. Die Grausamkeit der regulären Kosaken, wie der wilden Haidamaks machten keinen Unterschied zwischen Rabbaniten und Karäern. Von den wenigen karäischen Gemeinden Polens blieben nur zersprengte Überreste übrig. Die bedeutende Gemeinde Lemberg verlor viele ihrer rabbanitischen Mitglieder durch Hunger und Pest und noch dazu ihr ganzes Vermögen, das sie an die Kosaken als Lösegeld zahlen mußte. Von Lemberg zog Chmielnicki mit seinem Heere auf Zamosc zu, um sich Warschau zu nähern, und bei der bevorstehenden Königswahl mit dem Schwerte den Ausschlag zu geben.

In der Stadt Narol, welche auf dem Wege lag, richteten die Zaporoger ein bis dahin unerhörtes Gemetzel an. 45000 Menschen sollen daselbst unter grausamen Martern erschlagen worden sein und darunter über 12,000 Juden (Anfang November). Die Haidamaken schweiften indeß in Wolynien, Podolien und Westrußland umher und löschten ihre Rache in dem Blute erschlagener Edelleute, Geistlichen und Juden zu Tausend und Zehntausend. In Krzemieniec schlachtete ein Unmensch mehrere Hundert jüdische Kinder, untersuchte zum Hohn deren Leichen, wie die Juden es beim ritualmäßig geschlachteten Vieh zu machen pflegen, und warf sie den Hunden vor. In manchen Städten bewaffneten sich indes die Juden gleich den Katholiken und trieben die blutdürstigen Kosaken auseinander.

Die endlich erfolgte Königswahl, die, trotzdem der polnische Staat am Rande des Abgrundes war, unter leidenschaftlichen Kämpfen und Zuckungen vorgenommen wurde, machte dem Blutvergießen für den Augenblick ein Ende. Chmielnicki entschied sich für Jan Kasimir, bisher Primas von Gnesen, und er wurde gewählt. Infolgedessen entschloß sich der Hetman, die in Trümmer verwandelte Gegend zu verlassen und als Triumphator nach der Ukraine zurückzukehren. Den polnischen Kommissarien, welche ihn in seiner Kosakenresidenz aufsuchten, um mit ihm wegen Abschluß eines Friedens zu verhandeln, diktierte er barsch, daß in den Kosakenprovinzen keine katholische Kirche und kein Jude geduldet werden sollte. Die Kommission, welche diese Bedingungen nicht annehmen konnte, reiste unverrichteter Sache wieder ab (16. Febr. 1649). Der Abbruch der Unterhandlung führte zu einem dritten Zusammenstoß. Zu dem Treffen bei Sbaraz wäre die polnische Armee von den Zaporogern und Tataren vollständig aufgerieben worden, wenn der König, der nahe daran war, in die Gefangenschaft zu geraten, sich nicht klugerweise mit dem Tatarenhäuptling verständigt hätte. Darauf folgte der Friedensschluß (August 1649), welcher unter einer andern Form Chmielnicki's Programm vollständig bestätigte, auch den Punkt in Betreff der Juden.

Infolge des Friedensschlusses von Sbaraz hatten die Polen und die Juden etwa anderthalb Jahre so ziemlich Ruhe. So weit ihnen der Aufenthalt gestattet war, kehrten die flüchtigen Juden in ihre Heimat zurück. Den aus Todesfurcht getauften Juden

gestattete der König Jan Kasimir, sich zum Judentum offen zu bekennen. Viele hundert jüdische Kinder, welche ihre Eltern und Verwandten verloren hatten und im Christentum auferzogen waren, brachten die Juden wieder an sich, gaben sich Mühe, ihre Abstammung zu erforschen und hängten die Zeugnisse in einem Röllchen an den Hals, damit sie später nicht in Blutsverwandtschaft heiraten möchten. Die im Winter (1650) in Lublin zusammengetretene allgemeine Synode von Rabbinen und Vorstehern hatte vollauf zu thun, um die Wunden der polnischen Judenheit nur einigermaßen vernarben zu machen. Viele Hunderte oder gar Tausende von jüdischen Frauen wußten nicht, ob ihre Männer im Grabe lagen oder bettelnd im Osten oder Westen, in der Türkei oder Deutschland umherirrten, ob sie Wittwen oder Ehefrauen wären — oder befanden sich in anderen Verlegenheiten, welche das rabbinische Gesetz geschaffen hatte. Die Synode von Lublin soll dafür vortreffliche Anordnungen getroffen haben. Auf Anregung des Sabbatai Kohen (Schach) wurde der Tag des ersten Gemetzels in Nemirow (20 Siwan) zur Erinnerung als allgemeiner Fasttag für die Überbleibsel der polnischen Gemeinden festgesetzt.

Nach anderthalbjähriger Pause brach der Krieg von neuem aus, dessen erste Opfer abermals die Juden waren, da Chmielnicki mit den wilden Zaporogern nunmehr in die polnischen Gebiete einfiel, wo sich wieder jüdische Gemeinden angesiedelt hatten. Freilich so massenhaft konnte das Gemetzel nicht mehr ausfallen, es gab nicht mehr tausende von Juden abzuschlachten. Auch hatten sie durch die bösen Tage Mut bekommen, hatten sich bewaffnet und dem König eine Schar jüdischer Soldaten gestellt. Indessen wendete sich diesmal das Schlachtenglück gegen die Kosaken, da die abermals herbeigerufenen Tataren plötzlich vom Schlachtfelde abzogen und Chmielnicki als Gefangenen mitschleppten. Jan Kasimir und seine Minister vergaßen nicht, das Recht der Juden ausdrücklich in dem Vertrage mit den besiegten Kosaken zu wahren. Es sollte ihnen unbenommen bleiben, sich nach wie vor in der Ukraine und überhaupt überall niederzulassen und Güter in Pacht zu nehmen.

Auch dieser Vertrag wurde beschlossen und beschworen, um gebrochen zu werden. Chmielnicki hatte ihn nur angenommen,

um ſich zu ſtärken und ſein erſchüttertes Anſehen bei den Koſaken wieder herzuſtellen. Sobald er ſein nächſtes Ziel erreicht hatte, begann er von neuem Feindſeligkeiten gegen Polen, welche die Juden ſtets am ſchmerzlichſten empfanden. In zwei Jahren ſeit dem erſten Aufſtande der Zaporoger waren mehr denn 300 Gemeinden vollſtändig durch Tod oder Flucht untergegangen, und das Ende der Leiden war noch nicht abzuſehen. Die polniſchen Truppen konnten vor Chmielnicki's Gewaltſtreichen nicht beſtehen. Als er von den Tataren keine Hilfe mehr erwarten konnte, verband er ſich mit den Ruſſen und reizte dieſe zu einem Kriege gegen das unglückliche und doch in ſich geteilte Polen.

Infolge des ruſſiſchen Krieges (1654 und 1655) litten auch diejenigen Gemeinden, welche bis dahin von den Koſakenſchwärmen verſchont geblieben waren, die weſtlichen Gebiete und Littauen. Die Gemeinde Wilna wurde durch das Gemetzel von Seiten der Ruſſen und durch die Flucht vollſtändig entvölkert. Als hätte damals das Verhängnis die Auflöſung Polens beſchloſſen, trat ein neuer Feind zu den Koſaken und Ruſſen hinzu, Schweden. Durch den ſchwediſchen Krieg unter Karl X. kamen auch die groß- und klein-polniſchen Gemeinden von Poſen bis Krakau in Not und Verzweiflung (1656). Bis auf die Neige mußten die Juden Polens den Giftkelch leeren. Diejenigen, welche die Koſaken, Ruſſen und die wilden Schweden aus dem dreißigjährigen Krieg verſchont hatten, mißhandelte der judenfeindliche polniſche General Czarnicki unter dem Vorwande, ſie ſtünden in verräteriſchem Einverſtändnis mit den Schweden. Ganz Polen glich damals einem blutigen Schlachtfelde, auf dem ſich Koſaken, Ruſſen, Preußen und Schweden und noch dazu Scharen des Fürſten Ragoczi von Siebenbürgen tummelten; die Juden wurden von allen gemißhandelt und erſchlagen. Nur der große Kurfürſt von Brandenburg verfuhr milder gegen ſie. Die Zahl 600,000 jüdiſcher Seelen, welche in dem Jahrzehnt dieſer Kriege (1648—1658) umgekommen ſein ſollen, iſt zwar ſehr übertrieben, aber auf eine viertel Million kann man wohl die erſchlagenen Juden Polens veranſchlagen. Mit dem Sinken Polens als Großmacht iſt auch die Bedeutung der polniſchen Judenſchaft geſchwunden. Die Überbleibſel waren verarmt, gebeugt und erniedrigt und konnten ſich nicht mehr erholen. Ihre Not war ſo groß, daß ſich diejenigen, welche nach Preußen ver-

ſchlagen wurden, als Taglöhner für Feldarbeit an Chriſten um Brot vermieteten.

Wie zur Zeit der Vertreibung der Juden aus Spanien und Portugal man überall auf flüchtige ſefardiſche Juden ſtieß, ebenſo begegnete man während der koſakiſch-polniſchen Kriege fliehenden polniſchen Juden in elender Geſtalt, die, dem Blutbade, den Feuersbrünſten, dem Hunger, der Seuche entkommen, oder von Tataren in Gefangenſchaft geſchleppt und von ihren Brüdern ausgelöſt, irgendwo ein Unterkommen ſuchten. Weſtwärts über Danzig und die Weichſelgegend kamen ſolche Flüchtlinge nach Hamburg, wanderten nach Amſterdam und wurden von da nach Frankfurt a. M. und andern rheiniſchen Städten befördert. Südwärts entflohen viele derſelben nach Mähren, Böhmen, Öſterreich und Ungarn und wanderten von da bis nach Italien. Die Gefangenen im Heere der Tataren kamen nach den türkiſchen Provinzen und wurden zum Teil nach den Barbaresken verſchlagen. Überall wurden ſie von ihren Brüdern voller Herzlichkeit aufgenommen, verpflegt, bekleidet und unterſtützt. Die italieniſchen Juden übten an ihnen die Pflicht der Auslöſung und Unterſtützung mit großen Opfern. Die wohlhabenderen Mitglieder der Gemeinde von Livorno verwendeten ein Viertel vom Hundert ihres Einkommens für die Befreinng und Unterhaltung der unglücklichen polniſchen Juden. Auch die deutſchen und öſterreichiſchen Gemeinden, obwohl ſie unter den Drangſalen des dreißigjährigen Krieges auch gelitten hatten, bethätigten an ihnen jene Brüderlichkeit, die ſie weniger mit den Lippen bekannten, aber deſto tiefer im Herzen trugen. Indeſſen war die Zahl und das Elend der aus Polen Entflohenen und Gefangenen ſo groß, daß die deutſchen Gemeinden genötigt waren, die für Jeruſalem beſtimmten Gelder teilweiſe für ſie zu verwenden.

Für das Judentum war die koſakiſche Judenverfolgung von einſchneidender Wirkung. Hatte bereits bis dahin die polniſch-rabbiniſche Lehrweiſe die Talmudſchulen in Deutſchland und zum Teil auch in Italien durch die überreiche Litteratur der Autoren aus derſelben beherrſcht, ſo wurde ſie durch die Flüchtlinge - - die meiſtens talmudkundig waren — tonangebend und unterjochend. Die Rabbinatsſitze wurden meiſtens polniſchen Talmudiſten übertragen: in Mähren Ephraim Kohen und Sabbataï Kohen, in Amſterdam Moſe Ribkes, in Fürth und ſpäter in Frank-

furt a. M. Samuel Ahron Kaidonower, in Metz Moſe Kohen aus Wilna. Dieſe polniſchen Talmudiſten waren eben wegen ihrer Überlegenheit in ihrem Fache ſtolz, ſahen mit Verachtung auf die Rabbinen deutſcher, portugieſiſcher und italieniſcher Zunge herab. Weit entfernt, in der Fremde ihre Eigenart aufzugeben, verlangten ſie vielmehr, daß alle Welt ſich nach ihnen richte, und ſetzten es auch durch. Man ſpottete über die „Polacken“, ordnete ſich ihnen nichts deſto weniger unter. Wer ſich gründliches talmudiſches und rabbiniſches Wiſſen aneignen wollte, mußte ſich zu den Füßen polniſcher Rabbiner ſetzen. Jeder Familienvater, der ſeine Kinder für den Talmud erziehen wollte, ſuchte für ſie einen polniſchen Rabbi. Die polniſchen Rabbiner zwangen allmählich den deutſchen und zum Teil auch den portugieſiſchen und italieniſchen Gemeinden ihre klügelnde Frömmigkeit und ihr Weſen auf. Durch ſie ſanken wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und auch die Bibelkunde noch mehr als bis dahin. Gerade im Jahrhunderte Descartes' und Spinoza's, als die drei civiliſierten Völker, Franzoſen, Engländer und Holländer, dem Mittelalter den Todesſtoß verſetzten, brachten die jüdiſch-polniſchen Emigranten, die von Chmielnicki's Banden Gehetzten, ein neues Mittelalter über die europäiſche Judenheit, das ſich mehr als ein Jahrhundert in Vollkraft erhalten hat und zum Teil noch in unſerer Zeit fortdauert.

Achtes Kapitel.

Die Anſiedelung der Juden in England und die Wühler.

(1655 — 1666.)

Gerade in derſelben Zeit, als die Juden Polens hingeſchlachtet oder wie verſcheuchtes Wild umhergetrieben wurden, erſchloß ſich wieder für die Judenheit ein Land, aus dem ſie ſeit mehr als dritthalb Jahrhunderten verbannt waren. England, welches die kluge Königin Eliſabeth und der heldenhafte Protektor Cromwell zur erſten Macht Europa's erhoben hatten, das eine ganz andere Bedeutung als das zuſammenbrechende Polenreich hatte, ließ wieder Juden einziehen zwar nicht durch das große Portal, ſondern

durch eine Hinterthüre; aber diese Zulassung machte so viel von sich reden, daß sie einem Triumphe für das Judentum glich. Sehnsüchtig blickten die Juden Amsterdams und Hamburgs nach diesem Inselande, dem sie so nahe waren, mit dessen Kaufherren, Schiffsmeistern und Gelehrten sie in Verbindung standen, und das ihnen einen weiten Spielraum verhieß. Aber ihre Ansiedelung daselbst schien auf unübersteigliche Hindernisse zu stoßen. Die englische Hochkirche, welche das Scepter über die Gewissen führte, war noch viel unduldsamer als der von ihr verfolgte Papismus. Sie gönnte den Katholiken und Dissidenten nicht die Luft zu atmen, und sollte gar die Nachkommen derer dulden, welche in den neutestamentlichen Schriften so verlästert werden? Das englische Volk, welches seit Jahrhunderten keinen Juden gesehen hatte, teilte meistens die Abneigung der Geistlichkeit gegen sie. Wer sollte es unternehmen, dieses dicke Vorurteil zu bannen, um Bevölkerung wie Herrscher günstig für die Nachkommen Israels zu stimmen?

Ein Mann unternahm und führte diese schwierige Aufgabe durch, der nicht zu den Geistern erster Größe gehörte, der aber das rechte Maß von Einsicht und Beschränktheit, von Willensstärke und Schmiegsamkeit, von Wissen und Phantasterei, von Selbstverleugnung und Eitelkeit besaß, welches zu einer so dornenvollen Unternehmung durchaus erforderlich war. Manasse Ben-Israel, zweiter oder dritter Rabbiner in Amsterdam, der in der Heimat nur eine Nebenrolle spielte, der arme Prediger, welcher, um die Seinigen zu ernähren, die Kanzelberedsamkeit mit kaufmännischer Spekulation vertauschen wollte und nahe daran war, nach Brasilien zu übersiedeln, er war es, welcher England für die Judenheit eroberte und die Vorurteile gegen seinen Stamm, wenn auch nicht bannte, so doch verminderte. Er war, wie gesagt, keine hervorragende Persönlichkeit. Aber er hatte etwas an seinem Wesen, welches anzog, eine gewinnende Freundlichkeit und Zugänglichkeit, die ihn befähigten, mit verschiedenen Kreisen zu verkehren, sich überall Freunde zu erwerben und keinen Feind zu haben. Sein Gemüt war tiefer als sein Geist Seine starke Seite war: gewandte Beredsamkeit, Leichtigkeit der Darstellung und Ausarbeitung derjenigen Gedanken, die in seinem engen Gesichtskreis lagen, und die er mehr empfangen, als aus sich heraus erzeugt hatte.

Zum Muſter für ſeine Schriftſtellerei hatte er ſich Iſaak Abrabanel genommen, deſſen Urenkelin Rahel Soeira er geheiratet hatte. Auf dieſe Verbindung war Manaſſe nicht wenig ſtolz, weil er des feſten Glaubens war, die Abrabanels ſtammten aus königlich davidiſchem Geblüte, und daß er dem davidiſchen Hauſe Nachkommen erhalte. Gleich Abrabanel arbeitete er ein Werk aus, in welchem die Widerſprüche in der heiligen Schrift gelöſt und verſöhnt werden ſollten. Nur iſt Manaſſe's Darſtellung, wenn auch ebenſo unbefriedigend, doch nicht ſo außerordentlich weitſchweifig und langweilig. Manaſſe Ben-Iſrael war ein ſehr dankbarer Leſer; er nahm nicht bloß das Wahre auf, von welcher Seite es ihm auch zukommen mochte, ſondern auch das Unwahre und Unſinnige. Den Geſpenſtergeſchichten der Myſtiker ſchenkte er denſelben Glauben wie der Erzählung der Bibel. In die Kabbala und ihre Theorie von der Seelenwanderung war er förmlich vernarrt.

Indeſſen ſahen ſeine Zeitgenoſſen Manaſſe's Schriften mit anderen Augen an. Die darin angehäufte Gelehrſamkeit aus allen Litteraturgebieten und Sprachen und die Glätte der Form beſtachen ſie und erregten Bewunderung. Auch chriſtliche Gelehrte ſeiner Zeit ſchätzten und überſchätzten ihn. In Holland, wurde durch das Zuſammentreffen vieler Umſtände und namentlich durch die Größe des Königs der Philologen, Joſeph Scaliger, im ſiebzehnten Jahrhundert der Grund zu jener ſtaunenswerten Gelehrſamkeit gelegt, welche ſich in umfangreichen Folianten ablagerte.

Die drei bevorzugten Sprachen des Altertums, Griechiſch, Lateiniſch und Hebräiſch und ihre Litteratur gründlich zu verſtehen, ſpornte den Ehrgeiz an. Das Hebräiſche, als Sprache der Religion, genoß noch eines beſondern Vorzugs, und wer ſie gleich den beiden andern verſtand, war der Auszeichnung ſicher. Joſeph Scaliger, das Orakel der proteſtantiſchen Theologen, hatte neben der hebräiſchen Sprache auch der ſogenannten rabbiniſchen Litteratur das Bürgerrecht verſchafft und ſelbſt den Talmud mit einer gewiſſen Achtung behandelt. Seine Jünger folgten ſeinem Beiſpiele und verlegten ſich mit allem Eifer auf dieſen, ein Jahrhundert vorher mit Verächtlichkeit oder mit einer gewiſſen Scheu angeſehenen Wiſſenszweig.

Johannes Buxtorf, der Ältere, in Basel hatte die Kenntnis des Hebräischen und Rabbinischen zu einer Art Meisterschaft gebracht und sie christlichen Kreisen zugänglich gemacht. Er führte mit jüdischen Gelehrten in Amsterdam, Deutschland und Konstantinopel eine lebhafte Korrespondenz in hebräischer Sprache. Selbst Damen verlegten sich damals auf die hebräische Sprache und Litteratur. Die excentrische Königin Christine von Schweden, Gustav Adolph's gelehrte Tochter, verstand hebräisch. Ernstlich und eingehend beschäftigten sich Staatsmänner damit, der Holländer Hugo Grotius und der Engländer Johannes Selden, für ihre theologischen oder geschichtlichen Studien.

Aber zur Selbstständigkeit hatten es christliche Gelehrte bei allem Eifer doch nicht in der rabbinischen Litteratur gebracht; sie konnten ohne einen jüdischen Führer nicht gehen oder fühlten sich unsicher. Daher waren christlichen Forschern Manasse Ben-Israels Abhandlungen, welche viele rabbinische Belegstellen und neue Gesichtspunkte boten, außerordentlich willkommen. Sie suchten ihn auf, bewarben sich um seine Freundschaft, hingen sozusagen an seinem Munde, legten daher allmählich die Vorurteile gegen die Juden ab. Zunächst waren es solche wißbegierige Forscher, welche von der herrschenden Kirche verfolgt oder verketzert wurden, und christliche Schwärmer, welche von den Eintreten des fünften Reiches, der Herrschaft der Heiligen (nach der Sprache Daniel's) träumten. Der bluttriefende dreißigjährige Krieg, welcher Eigentum und Leben der Roheit wilder Landsknechte überlieferte und gewaltige Veränderungen zur Folge hatte, hatte in schwärmerischen Männern die Gedankenreihe erweckt, daß die vom Buche Daniel und der Apokalypse verkündete messianische Zeit des tausendjährigen Reiches nah und daß die Kriegsnöten nur die Vorläufer der erwarteten Gnadenzeit seien. Diese phantastischen Schwärmer zeigten sich den Juden besonders günstig; sie mochten diese große Veränderung nicht ohne Teilnahme derer sich vollziehen lassen, an die doch eigentlich die Verkündigung zuerst ergangen war. Sie gaben demnach zu, daß die Juden wieder Besitz vom heiligen Lande nehmen müßten, was sich aber nicht so leicht, selbst nicht durch Wunder erringen ließ. Denn dazu müßten zuerst die verschollenen Zehnstämme wieder aufgefunden und versammelt werden, wenn die prophetischen Worte nicht zur Erde gefallen sein sollten. Sodann müßten die

zur Beſitznahme des heiligen Landes verſammelten Stämme doch ihren Meſſias haben, einen Sproß vom Stamme Iſai. Aber was ſollte denn aus Jeſus, als Chriſtus, d. h. als Meſſias werden, an den doch die Juden ſchlechterdings nicht glauben wollen? Auch ein ſo weit gehendes Zugeſtändnis machten einige Enthuſiaſten des fünften Heiligenreiches zu gunſten der Juden, ihnen einen eigenen Meſſias einzuräumen in der Erwartung, daß ſich der Kompetenzſtreit zwiſchen dem jüdiſchen und chriſtlichen Erlöſer eintretenden Falles würde ausgleichen laſſen.

Solche apokalyptiſche Schwärmereien fanden in Manaſſe Ben-Israel's Herzen eine wiederhallende Saite. Erwartete doch auch er, wenn auch nicht das tauſendjährige Reich der Heiligenherrſchaft, ſo doch, nach kabbaliſtiſcher Verkündigung, das baldige Eintreffen der Meſſiaszeit Der Sohar, das von ihm als ein göttliches Buch verehrt wurde, hatte das Anbrechen der Gnadenzeit auf das Jahr 1648 angeſetzt. Glücklich machte ihn daher das Schreiben eines chriſtlichen Schwärmers Mochinger aus Danzig an ihn des Inhalts: „Von mir mögeſt du wiſſen und überzeugt ſein, daß ich Eure Glaubenslehre gebührend würdige und mit andern Glaubensgenoſſen eifrig wünſche, daß Israel endlich vom wahren Lichte beſtrahlt werden und ſich des alten Ruhmes und Heiles erfreuen möge.“ Ein anderer deutſcher Myſtiker aus Danzig: Abraham v. Frankenberg, ein Edelmann aus der Gegend von Oels (Schleſien), ein Jünger Jakob Böhms ſagte rund heraus: „Das wahre Licht wird von den Juden kommen; ihre Zeit iſt nicht mehr fern. Von Tag zu Tag wird aus verſchiedenen Gegenden Wunderbares gehört werden, das für ſie eintreffen wird, und alle Inſeln werden mit ihnen jauchzen.“ In ſeiner nächſten Nähe hatte Manaſſe zwei chriſtliche Freunde, welche enthuſiaſtiſch für Israels Glorie ſchwärmten: Heinrich Jeſſe und Petrus Serrarius. — In Frankreich lebte damals im Dienſte des Herzogs von Condé ein Schwärmer eigener Art, Iſaak la Pnyrere aus Bordeaux, ein Hugenotte. In einer Schrift: „Von der Heimkehr der Juden“ ſetzte er auseinander, daß die Juden von allen Enden der Welt aus ihrer Zerſtreuung berufen werden müßten, um zeitlich in das heilige Land zurückzukehren. Der König von Frankreich, als älteſter Sohn der Kirche, habe den Beruf, den älteſten Sohn Gottes, Israel, in das gelobte Land zurückzuführen.

Am meiſten warme Verehrer des „Gottesvolkes“ gab es damals in England und zwar unter denen, die ein gewichtiges Wort im Rate und im Lager zu ſprechen hatten. In der Zeit, als die Deutſchen wegen Bekenntnisſpaltung einander zerfleiſcht, und Freiheit und Macht eingebüßt hatten, errang ſich England religiöſe und zugleich politiſche Freiheit, und dieſe machte es zum mächtigſten und glücklichſten Lande. Neben Episkopalen, Presbyterianern und Katholiken erhob ſich eine vierte Partei, welche vollſtändige Religionsfreiheit für Alle auf ihre Fahne ſchrieb. Dieſer geſinnungstüchtigen und kernigen Partei, den Puritanern, hatten der kopfloſe Despotismus Karl's I. und die Engherzigkeit des langen Parlaments die Herrſchaft in die Hände geſpielt.

Ihr Parteiführer Oliver Cromwell war zugleich der Kopf, welcher richtige Gedanken erſann, und der Arm, der ſie verwirklichte. Mit dem Schwerte erkämpfte er und das ihm anhangende Heer Religionsfreiheit für ſich und für andere. Er und ſeine Offiziere waren nicht beuteſüchtige und blutdürſtige Landsknechte, ſondern gehobene, geiſteserfüllte Gottesſtreiter, welche eine ſittliche Weltordnng, einen Gottesſtaat herbeiführen zu können träumten und herbeizuführen unternahmen. Wie einſt die Makkabäer, hatten die puritaniſchen Krieger „das Schwert in der Hand und Gottespreis im Munde.“ Cromwell und ſeine Soldaten laſen vor und nach dem Kampfe die Bibel. Aber nicht aus dem neuen Teſtamente konnten die „Rundköpfe“ ihren Kriegesmut ſchöpfen, ſondern lediglich aus dem alten. Die chriſtliche Bibel mit ihren eſſäiſch-mönchiſchen Geſtalten bot keine Muſterbilder für Krieger, welche einen wortbrüchigen König, eine falſche Ariſtokratie und unheilige Prieſter bekämpfen mußten. Nur die großen Heldengeſtalten des alten Teſtaments, welche Gottesfurcht im Herzen und das Schwert in der Hand hatten, dieſe zugleich nationalen und religiöſen Streiter, konnten den Puritanern als Vorbild dienen: die Richter, welche das unterdrückte Volk vom Joche der Fremdherrſchaft befreiten; Saul, David, Joab, welche die Feinde ihres Landes zu Paaren trieben; Jehu, der einem götzendieneriſchen und laſterhaften Königshauſe ein Ende machte, das waren die Lieblingsgeſtalten der puritaniſchen Krieger. In jedem Verſe der bibliſchen Schriften Joſua, Richter, Samuel und Könige ſahen ſie ihre eigene Lage abgeſpiegelt, jeder Pſalm ſchien eigens für ſie gedichtet zu ſein. Oliver Cromwell kam

ſich wie der Richter Gideon vor, der anfangs nur zaudernd der Gottesſtimme folgte, dann aber mutig die Scharen der anſtürmenden Heiden zerſtreute, oder wie Juda Makkabi, der aus einer Handvoll Märtyrer ſiegreiche Streiter machte.

Die Vertiefung in die Geſchichte, die Prophezeiung und die Poeſie des alten Teſtamentes, als Ausfluß göttlicher Offenbarung, erzeugte in dieſem Kreiſe den Gedanken, daß das Volk, der Träger und Erzeuger aller dieſer Herrlichkeit und Größe, beſonders bevorzugt und auserkoren ſein müſſe. Unter den Puritanern gab es daher ernſtliche Bewunderer des „Volkes Gottes“. Es ſchien ihnen ein ſtaunenswertes Wunder, daß dieſes Volk, welches Gott durch große Gnade und harte Züchtigung ſo ſehr ausgezeichnet hat, daß dieſes Volk, oder ein Reſt deſſelben, noch exiſtiert. Der Wunſch regte ſich in ihrem bibliſch geſtimmten Herzen, dieſes lebendige, wandelnde Wunder, Juden, mit eigenen Augen zu ſehen, es in die, in England zu errichtende, Gottesgemeinde hineinzuziehen und ihr damit gewiſſermaßen das Siegel aufzudrücken. Bezeichnend für die Gefühle, welche die Puritaner gegen die Juden hegten, iſt die Äußerung Oliver Cromwell's: „Groß iſt mein Mitleiden mit dieſem armen Volke (der Juden), welches Gott erwählt und dem er ſein Geſetz gegeben hat; Jeſus verwerfen ſie, weil ſie ihn nicht als Meſſias anerkennen.“ Cromwell träumte von einer Verſöhnung des alten und neuen Teſtamentes, von einer innigen Verbindung des jüdiſchen Gottesvolkes und der engliſch-puritaniſchen Gottesgemeinde. Beſonders die Schwärmer für die fünfte Monarchie oder das tauſendjährige Reich der Heiligen in Cromwell's Heer und unter den Parlamentsmitgliedern wieſen dem jüdiſchen Volke eine glänzende Stelle in dem erwarteten tauſendjährigen Reiche zu. Ein puritaniſcher Prediger, Nathanael Holmes (Homeſius), wünſchte geradezu nach dem Buchſtaben mancher Prophetenverſe der Knecht Israels zu werden, und ihm auf den Knieen zu dienen. Das öffentliche Leben erhielt, wie die Kirchenpredigten, einen ſozuſagen israelitiſchen Anſtrich. Es fehlte nur noch, daß die Parlamentsredner hebräiſch ſprachen, ſo hätte man ſich nach Judäa verſetzt glauben können. Ein Schriftſteller ſchlug geradezu vor, den Sabbat ſtatt des Sonntags zum Ruhetag zu wählen. Manche wünſchten, daß die Staatsgeſetze der Thora geradezu zur Norm für England erklärt werden mögen.

Mit pochendem Herzen folgte Manasse Ben-Israel diesen Vorgängen auf der britischen Insel, welche die baldige Verherrlichung Israels in nebelhafter Form verhießen. Sollten diese Stimmen nicht die Nähe des Messiasreiches verkünden? Er hoffte es und entwickelte eine fieberhafte Thätigkeit, um diese Zeit herbeiführen zu helfen. Er setzte sich mit einigen angesehenen Personen in Verbindung, welche ihm versicherten, daß „die Gemüter der Menschen in jener Zeit den Juden günstig wären, und daß sie den Engländern angenehm und willkommen sein würden". Was ihn besonders zu freudigem Hoffen berechtigte, war eine Schutzschrift unter dem Namen eines einflußreichen Christen, Edward Nikolas, „für die edle Nation der Juden und die Söhne Israel's". In dieser Schrift, dem langen Parlamente gewidmet, werden die Juden durchweg als das auserwählte Volk Gottes mit einer Zärtlichkeit behandelt, woran sie bis dahin gar nicht gewöhnt waren. Der Verfasser hielt es daher zum Schluß für nötig zu beteuern, daß er sie nicht auf Betrieb der Juden, sondern aus Liebe zu Gott und seinem Vaterlande geschrieben habe. Die Meinung des Apologeten war: Die durch den Religions- und Bürgerkrieg gehäuften Leiden seien eine gerechte Strafe dafür, daß die Engländer die Heiligen und Lieblinge Gottes, d. h. die Juden, verfolgt haben, und es sei eine dringende Mahnung, diese große Sünde durch Zulassung und brüderliche Behandlung derselben wieder gut zu machen. Die Bevorzugung und Auserwähltheit Israels belegte der Verfasser mit zahlreichen Bibelversen. Er berief sich auf einen Prediger, welcher im Parlamente geäußert hatte, anknüpfend an den Vers: „Rührt meine Gesalbten nicht an und mißhandelt nicht meine Propheten", daß das Wohl oder Wehe der Welt von der guten oder schlechten Behandlung des Gottesvolkes abhange. Gott habe dieses Volk vermöge seines geheimen Ratschlusses bis auf den heutigen Tag erhalten, um ihm eine glorreiche Zukunft zuzuweisen. „Daher ist es unsere Pflicht, alles Mögliche aufzubieten, um die Juden zu begünstigen, zu trösten, soweit es angeht, ihnen Genugthuung für ihr unschuldiges Blut zu geben, das in diesem Reiche vergossen wurde, und sie mit uns in Freundschaft und Verkehr zu einigen". Am meisten meinte er, werden wohl der Papst und seine Anhänger über die brüderliche Behandlung der Juden empört sein, sie, welche noch immer Grausamkeiten und Demütigungen über das

Volk Gottes verhängen. Die Päpste zwängen die Juden, ein Schandzeichen zu tragen und verbieten den Katholiken jede Berührung mit ihnen, weil die Juden Götzen und heidnischen Kultus verabscheuen. Aber eben deßwegen müßten die Juden bevorzugt werden.

Diese geradezu judenverherrlichende Schrift machte das größte Aufsehen in England und Holland. Manasse Ben-Israel war entzückt davon und machte sich sogleich ans Werk, dieses Ziel seinerseits herbeizuführen. Er wie die christlichen Mystiker in England trugen jedoch eine Sorge im Herzen: Was denn aus den verschollenen Zehnstämmen, die der assyrische König Salmanassar verbannt hat, geworden sei? Eine Wiederherstellung des jüdischen Reiches ohne diese Zehnstämme schien unmöglich. Die Vereinigung von Juda und Israel, welche manche Propheten so eindringlich verkündet haben, bliebe unerfüllt, wenn die Zehnstämme untergegangen sein sollten. Manasse lag also viel daran, das Vorhandensein derselben irgendwo nachweisen zu können.

Glücklicherweise war Manasse Ben-Israel in den Stand gesetzt, den Fundort einiger der Zehnstämme anzugeben. Einige Jahre vorher hatte ein jüdischer Reisender, Montezinos, mit einem feierlichen Eide versichert, in einer Gegend Südamerika's eingeborene Juden vom Stamme Rëuben gesehen und mit ihnen verkehrt zu haben. Manasse Ben-Israel war von der Aussage desselben fest überzeugt und legte sie einer Schrift: „Die Hoffnung Israels„ zu Grunde, welche er eigens verfaßte, um die messianische Zeit anzubahnen. Die Zeit der Erlösung schien sich ihm doch endlich zu nähern. Mehrere Vorzeichen sprächen dafür. Haben sich doch die Strafandrohungen der Propheten an Israel in so schrecklicher Weise erfüllt, warum sollten sich nicht auch ihre Hoffnung erweckenden Verheißungen bewähren? Welche unsägliche Grausamkeit verhängte und verhängt noch täglich das Ungeheuer der Inquisition über arme Unschuldige des jüdischen Stammes, jedes Alters und Geschlechts weil sie vom Gesetz Mose's nicht lassen mögen, das unter so vielen Wundern offenbart worden. Und täglich bewähren noch Märtyrer eine unglaubliche Standhaftigkeit, sie lassen sich lebendig verbrennen, um den Namen Gottes zu heiligen. Manasse zählte in dieser Schrift eine Reihe von Märtyrern auf, welche wegen ihres jüdischen Bekenntnisses in Spanien und Portugal zum

Feuertode verurteilt worden waren. Als ein besonders erstaunliches Beispiel für die Hingebung an das Judentum erzählte er den Märtyrertod eines jungen christlichen Adligen, Don Lope de Veroy Alarcon, welcher mit dem Mute eines Ritters und Weisen seine gewonnene Überzeugung für die Wahrheit des Judentums kundgab. Er nannte sich Juda der Gläubige. Nachdem er mehrere Jahre im Kerker zugebracht, wurde er dem Feuer übergeben (25. Juli 1644). Inmitten der Flammen vernahmen die Zuhörer schaudernd aus seinem Munde den Psalmvers: „In deine Hand, o Gott, empfehl' ich meinen Geist". „Man hat noch nie eine solche Festigkeit wie bei diesem Jüngling gesehen", erzählte einer dem Andern.

Unter dem Eindruck dieser Nachrichten von den neuen Gräuelthaten der Inquisition gegen die Juden, schrieb Manasse Ben-Israel seine „Hoffnung Israels". Manasse bediente sich dieses Beweises, um die Schlußfolgerung daraus zu ziehen, daß, wie die gehäuften Leiden, sich auch die so oft verheißene Erlösung und Wiedergeburt des Gottesvolkes erfüllen werde. Diese Abhandlung über das Vorhandensein der Zehnstämme und die daran geknüpfte Hoffnung auf Erlösung überreichte er in lateinischer Sprache einer hochgestellten und gelehrten Persönlichkeit in England, um sie dem unter Cromwell's Einfluß stehenden Parlamente und dem Staatsrate vorzulegen. In einem Begleitschreiben setzte Manasse dem Parlamente seine Lieblingsschrulle auseinander, daß der Rückkehr der Juden ins Stammland — wozu die Zeit doch so nahe sei — ihre allgemeine Zerstreuung vorangehen müsse. Diese Zerstreuung soll nach den Worten der Schrift von einem Ende der Erde bis zum andern stattfinden; darunter sei die Insel England zu verstehen, welche im äußersten Norden der bewohnten Welt liege. Da aber seit mehr denn 300 Jahren keine Juden in England wohnen, so knüpfe er daran die Bitte, der Staatsrat und das Parlament mögen den Juden die Erlaubnis erteilen, nach England übersiedeln, dort freie Religionsübung halten und Synagogen bauen zu dürfen (1650). Aus seinen messianischen Hoffnungen machte Manasse kein Hehl, weil er darauf rechnete und rechnen durfte, daß die „Heiligen" oder die Puritaner selbst das „Einsammeln des Gottesvolkes" in seiner Urheimat wünschten und zu fördern geneigt waren.

Manasse Ben-Israel hatte sich nicht verrechnet. Sein Gesuch und seine Widmungsschrift wurden vom Parlamente günstig aufgenommen. Lord Middelsex sandte ihm ein Dankschreiben zu, mit der Überschrift: „Meinem teuren Bruder, dem hebräischen Philosophen Manasse Ben-Israel". Ein Paß zur Reise nach England wurde ihm zugeschickt. Indessen schien das schöne Ziel, dem er so nah' zu sein glaubte, wieder in die Ferne gerückt. England und Holland gerieten in einen erbitterten Krieg, welcher die Verbindung zwischen Amsterdam und London unterbrach.

Als aber Oliver Cromwell durch die Auflösung des langen Parlaments die Gewalt vollständig an sich gerissen hatte (April 1653) und Geneigtheit zeigte, mit den Generalstaaten Frieden zu schließen, nahm Manasse sein Vorhaben wieder auf. Cromwell hatte ein neues Parlament zusammenberufen, das sogenannte kurze Parlament, welches aus lauter Heiligen, d. h. puritanischen Predigern, biblisch gesinnten Offizieren und Schwärmern für das messianische tausendjährige Reich, zusammengesetzt war. Welche Vorliebe manche von Cromwells Offizieren für die altjüdische Ordnung hatten, erweist sich aus dem Umstande, daß sie ihm alles Ernstes vorschlugen, den Staatsrat aus siebzig Mitgliedern zu erwählen, nach der Zahl der jüdischen Synhedristen. Im Parlament saß der Obergeneral Thomas Harrison, ein Wiedertäufer, welcher mit seiner Partei das mosaische Gesetz für England eingeführt wissen wollte. Manasse beeilte sich daher, sein Gesuch an dasselbe zu wiederholen, den Juden die Erlaubnis zum Aufenthalt in England zu erteilen. Die Judenfrage wurde auch gleich darauf auf die Tagesordnung gesetzt. Das Parlament sandte Manasse einen Paß zur Reise nach London, um die Angelegenheit persönlich zu betreiben. Als Cromwell die königliche Gewalt unter dem Titel Protektor des Reiches erhielt und Frieden mit Holland schloß (April 1654), hielt Manasse den Zeitpunkt für durchaus geeignet, seine innigsten Wünsche für die Erlösung Israels zu verwirklichen. Hatten doch sogar drei Generale der englischen Flotte eine Petition eingereicht (Okt 1654), die Juden in England zuzulassen.

Sei es, daß das Vertrauen auf seine Persönlichkeit und Geschicklichkeit, die Schwierigkeit zu überwinden, von jüdischer Seite nicht allgemein anerkannt war, oder daß die Befürchtung, rege war, seine Vermischung einer geschäftlichen Unterhandlung mit

messianischen Träumereien könnte Nachteil bringen, eilte ein Marrane, Manuel Martinez Dormido, nach London, um einfach ein Gesuch zur Zulassung von Juden in England zu stellen. Dormido hatte ein angesehenes Amt in Spanien bekleidet und Reichtümer erworben, war aber längere Zeit mit Frau und Schwester von der Inquisition eingekerkert worden, dann entflohen und in Amsterdam zum Judentum zurückgetreten und eingebürgert, war aber durch den Verlust von Brasilien an die Portugiesen heruntergekommen. In seinem Gesuch bekannte er sich offen als Jude und betonte darin den außerordentlichen Vorteil, welchen England von den Marranen in Spanien und Portugal, infolge ihrer Reichtümer und ihrer Kenntnis des neuen Handels erlangen würde, da sie nicht mehr Holland, sondern die republikanische Insel aufsuchen würden. Dormido bot sich Cromwell als Vermittler für die jüdischen Emigranten an. Obwohl der Protektor sein Gesuch annahm und es dem Staatsrate zur Beachtung empfahl, fand es keinen Anklang (Nov. 1654). Die Marranen setzten daher wieder ihre Hoffnung auf Manasse, daß seine Schwärmerei vielleicht einen besseren Erfolg herbeiführen würde.

Manasse schwelgte in einem wahren Taumel von der herannahenden Glanzzeit für Israel. Er betrachtete sich als ein von der göttlichen Vorsehung auserkorenes Rüstzeug, ihre Erfüllung herbeizuführen. In diesen Träumen wurde er von den christlichen Mystikern des tausendjährigen Reiches erhalten und bestärkt. Der Holländer Heinrich Jesse hatte kurz vorher eine Schrift: „von dem baldigen Ruhm Juda's und Israel's", veröffentlicht. Am tollsten trieb es der böhmische Arzt, Mystiker und Alchimist Paulus Felgenhauer. In Deutschland von Katholiken und Protestanten gleich verfolgt, suchte er ein Asyl in Amsterdam und knüpfte dort Bekanntschaft mit Manasse Ben-Israel an. Er verfaßte eine originelle Schrift (Dec. 1654): „Frohe Botschaft für Israel von Messias, daß nämlich die Erlösung Israel's von allen seinen Nöten, seine Befreiung aus der Gefangenschaft und die ruhmreiche Ankunft des Messias nah' sei, zum Troste für Israel aus den heiligen Schriften alten und neuen Testaments von einem Christen, welcher ihn mit den Juden erwartet". Felgenhauer stellt das jüdische Volk als Samen Abrahams sehr

hoch, aber auch die wahren Gläubigen aus den Völkern seien geistiger Samen Abrahams. Daher sollten Juden und Christen einander lieben. Sie sollen beide, wie Juda und Israel, sich in Gott vereinigen. Diese Vereinigung stehe nahe bevor. Als Zeichen dafür sei der blutige dreißigjährige Krieg zu Wasser und zu Land, von Volk gegen Volk und von Stadt gegen Stadt fast auf dem ganzen Erdenrunde, wie es bis zu dieser Zeit noch nicht in dieser Ausdehnung vorgekommen sei.

Mit vor Freude pochendem Herzen empfing Manasse die Einladung von Cromwell, nach England zu kommen, und er unternahm (Spätherbst 1655) die allerdings wichtige, aber nach seiner Ansicht weltenschwere Reise nach London. Er wurde von Cromwell auf's freundlichste empfangen und erhielt eine Wohnung angewiesen. In seiner Begleitung war der gelehrte und an Verkehr mit hochgestellten Personen gewöhnte Jakob Sasportas, früher Rabbiner in afrikanischen Städten. Auch andere Juden hatten ihn begleitet, in der Hoffnung, die Zulassung der Juden werde weiter keine Schwierigkeiten machen. Es lebten damals bereits Juden in London, auch schon unter der Königin Elisabeth, aber heimlich als verkappte portugiesische oder spanische Fremde, wie in Bordeaux. Ein jüdischer oder marranischer Arzt Lopes spielte in Elisabeth's Zeit eine Rolle als Beschützer und Dolmetsch eines portugiesischen Bastard-Prinzen Antonio, welcher dem König von Spanien den Besitz von Portugal streitig machte und von England Unterstützung erwartete. Lopes wurde aber durch Ränke des Verrats angeklagt und von der Königin widerwillig zum Tode verurteilt. Seitdem verbarg der zu Lopes gehörige marranische Kreis von Verwandten und Angehörigen noch mehr seine Zugehörigkeit zum Judentum. Unter den Stuart's hatte sich eine kleine Zahl von Marranen angesiedelt, welche wie in Bordeaux und Hamburg als spanische und portugiesische Christen galten und wegen ihrer Reichtümer und Handelsverbindungen geduldet wurden. Der angesehenste unter ihnen war Antonio Fernandez Carvajal, der eigene Schiffe ausrüstete und ein ausgedehntes überseeisches Geschäft leitete. Als er einst wegen Abfalles vom Christentum angeklagt wurde, bestimmten die angesehensten Kaufleute Londons das Parlament, ihn wegen des großen Vorteiles für die Stadt zu schützen, und das Oberhaus brachte den Ankläger zum Schweigen. Neben ihm waren noch bedeutende

marraniſche Handelsherren Henrique Gorge Mendes, Antonio Rodrigues Robles, deſſen Eltern von der Inquiſition verurteilt worden waren, und Simon de Caceres, welcher Cromwell einen Plan vorlegte, mit Hilfe marraniſcher Krieger das Gebiet von Chili für England zu erobern. Alle dieſe Marranen kamen zum Schein in der Kapelle des portugieſiſchen Geſandten Antonio de Souſa, Schwiegervater Carvajal's zum katholiſchen Gottesdienſte zuſammen; ſie war aber in eine Synagoge verwandelt. Cromwell und die Staatsmänner wußten recht gut, daß dieſe ſpaniſchen oder portugieſiſchen Handelsherren heimlich als Juden lebten, drückten aber ein Auge zu. Ob dieſe Verkappten das Bedürfnis fühlten, ſich offen zum Judentum bekennen zu dürfen? Sie fühlten ſich in der Zwitterſtellung behaglich und thaten auch während der Umwälzung keinen Schritt zur Erlangung einer klaren Stellung, Manaſſe mußte ſie durch ſeine Rührigkeit gewiſſermaßen dazu zwingen.

Allein ſo raſch ließ ſich die Sache nicht erledigen. Zunächſt überreichte Manaſſe dem Protektor in einer Audienz eine ſorgfältig ausgearbeitete Bittſchrift (Adress). Er hatte ſich dazu von Juden aus verſchiedenen Ländern Europa's Vollmachten ausſtellen laſſen, um gewiſſermaßen im Namen der ganzen jüdiſchen Nation die Anſiedelung der Juden in England zu erbitten. Zu gleicher Zeit hatte er eine Gedenkſchrift (declaration) durch den Druck verbreiten laſſen, welche dazu dienen ſollte, die Gründe für die Zulaſſung der Juden auseinander zu ſetzen und die Gegengründe, ſowie die Vorurteile zu entkräften. Alle ſeine Gründe liefen auf zwei hinaus, einen myſtiſchen und einen handelspolitiſchen. „Daß unſere Nation gegenwärtig überall zerſtreut iſt und ihren Aufenthalt in allen blühenden Ländern der Welt hat, ſowohl in Amerika, als in den andern drei Weltteilen, und daß nur die bedeutende und mächtige Inſel allein davon ausgenommen iſt. Daher müſſen wir, ehe der Meſſias eintritt und unſere Nation wieder herſtellt, auch hier unſern Wohnſitz haben.“ Der andere war formuliert: daß durch die Juden der Handel Englands einen großen Aufſchwung durch Ausfuhr und Einfuhr von allen Teilen der Welt nehmen werde. Er hatte dabei den Großhandel im Auge, den die portugieſiſchen Juden Hollands mit Münzen verſchiedener Länder (Wechſelgeſchäft), mit Diamanten, Cochenille, Indigo, Wein und Öl betrieben. Die

Geldgeſchäfte, welche ſie machten, beruhten nicht auf Wucher. Die Kapitalien der portugieſiſchen Juden in Holland und Italien ſeien deswegen ſo bedeutend, weil auch die Marranen in Spanien und Portugal ihre Baarſchaft denſelben zum Verkehr übergeben, um ſie gegen die Habſucht der Inquiſition ſicher zu ſtellen.

Cromwell war entſchieden für die Aufnahme der Juden geneigt. Er mag dabei nebenher den Vorteil im Auge gehabt haben, daß der ausgebreitete Handel und die Kapitalien der ſpaniſchen und portugieſiſchen Juden, ſowohl der offnen als der verkappten, England zugeführt werden könnten, das damals noch nicht mit Holland konkurrieren konnte. Auch war er von dem großen Gedanken unbedingter Toleranz aller Religionsbekenntniſſe beſeelt. Am meiſten wirkte bei ihm aber das religiöſe Gefühl, die Juden durch freundliche Behandlung für's Chriſtentum zu gewinnen. Er glaubte, das Chriſtentum, wie es in England von den Indepen-denten gepredigt wurde, ohne Götzendienſt und Aberglauben, müßte die bisher von dem Bekenntnis abgeſchreckten Juden doch endlich dafür einnehmen. Cromwell und Manaſſe Ben Iſrael begegneten einander in einem meſſianiſch-ſchwärmeriſchen Hinterge-danken. Um die Bevölkerung günſtig für die Zulaſſung von Juden zu ſtimmen, ließ Cromwell zwei ſeiner eifrigſten Independenten dafür arbeiten: den Geiſtlichen Hugh Peters, ſeinen Sekretär, und das feurige Mitglied des Staatsrats, Harry Martens.

Endlich war die Zeit gekommen, die Frage ernſtlich in Beratung zu ziehen. Denn da ſie im Jahre 1290 infolge eines Dekrets aufs Nimmerwiederkehren aus England ausgewieſen worden waren, ſo war es fraglich, ob dieſes Geſetz nicht noch zur Zeit Anwendung finden ſollte. Cromwell ließ daher eine Kommiſſion in Whitehall zuſammentreten (4. Dezember 1655), um die Sache erſchöpfend zu beraten und ſtellte zwei Punkte zur Beratung: Ob es geſetzlich ſei, die Juden wieder in England zuzulaſſen, und dann, falls es nicht gegen das Geſetz verſtieße, unter welchen Bedingungen die Aufnahme geſchehen ſollte. Die Aufregung bei der Verhandlung um Zulaſſung der Juden war in London groß, und man ſtritt im Volke dafür und dawider. Blinder Haß gegen die Kreuziger des Gottesſohnes und blinde Liebe für das Volk Gottes, Furcht vor Handelskonkurrenz der Juden und Hoffnung vermittels derſelben den Holländern und Spaniern den Rang

abzulaufen, Vorurteile, daß sie Christenkinder kreuzigen, Münzen beschneiden oder gar sämtliche Engländer zu Juden machen würden, alle diese dunkeln Gefühle trübten das Urteil für oder wider sie. Auch Parteileidenschaften spielten hinein. Die Anhänger Cromwells und überhaupt die Republikaner waren dafür, seine geheimen und offenen Gegner, die Royalisten und Papisten, waren auch ihre Gegner. Das Volk drängte sich daher zum Saale, wo die Judenfrage zu allererst öffentlich verhandelt wurde. Gleich im Anfang erklärten die Vertreter des Staatsrechtes: daß kein altes Gesetz die Juden aus England ausschließe; denn ihre Verbannung vor mehreren Jahrhunderten sei lediglich vom König ohne Zustimmung des Parlaments verfügt worden. Die Vertreter der Stadt verhielten sich ruhig; desto heftiger waren die Geistlichen, welche ihren aus den Evangelien und der theologischen Litteratur gezogenen Haß gegen die Juden nicht loswerden konnten. Cromwell, welcher gern ein günstiges Resultat erzielen wollte, zog daher noch drei Geistliche hinzu, von denen er ein judenfreundliches Votum erwartete. Einer Schluß versammlung (18. Dezember 1655) präsidierte er selbst. Die Mehrzahl der Geistlichen war auch an diesem Tage gegen die Zulassung und nur einige für deren Aufnahme unter zweckmäßiger Vorsicht. Cromwell, unzufrieden mit dem Gang der Verhandlung, ließ zuerst die theologischen Einwendungen von Manasse Ben-Israel widerlegen, dann sprach er selbst mit vieler Wärme und schalt die Geistlichen aus: Er habe gehofft von ihnen eine Aufklärung für sein Gewissen zu erhalten; statt dessen hätten sie die Frage noch dunkler gemacht. Die Hauptstärke seiner Gründe war: Man müsse den Juden das reine (puritanische) Evangelium predigen, um sie für die Kirche zu gewinnen. „Können wir es ihnen aber predigen, wenn wir sie nicht unter uns dulden wollen?“ Cromwell schloß darauf die Beratung und wollte nach eignem Ermessen die Angelegenheit entscheiden.

Der Staatsrat in seiner Mehrheit hatte beschlossen, die Zulassung der Juden nur unter außerordentlich beschränkenden Bedingungen zu gewähren, daß sie sich nicht einmal zum Gottesdienste versammeln und daß sie nicht christliche Dienerschaft halten dürften. Über diese Engherzigkeit ging zwar Cromwell hinweg; er gestattete ihnen Betversammlungen in einem Privathause. Aber mehr durfte er ihnen nicht einräumen. Denn er hatte nicht bloß

den Widerstand fanatischer Geistlichen gegen sich, sondern auch den der Menge, welche deren vorurteilsvolle Stimmung teilte. Unerbittliche Judenfeinde machten nämlich alle Anstrengung, um die Bevölkerung gegen die Zulassung einzunehmen. Sie verbreiteten die unglaublichsten Märchen gegen sie.

Am meisten fanatisch aufregend gegen die Juden wirkte ein geistlicher Rumormacher und Pamphletschreiber, William Prynne, mit einer giftigen Schrift: „Bedenken wegen der rechtmäßigen Zulassung der Juden in England", worin er alle lügenhaften Beschuldigungen gegen sie wieder aufwärmte und die judenfeindlichen Dekrete aus dem 13. Jahrhundert kurz zusammentrug. Auch von anderen Seiten erschienen Flugschriften gegen sie. Wahrscheinlich auf Cromwell's Veranlassung schrieb Thomas Collier eine Widerlegung gegen Prynne's Anklagen, die er dem Protektor selbst widmete. Seine Verteidigungsschrift schloß mit einer im Geschmacke jener Zeit gehaltenen Wendung: „Laßt uns die Juden hochstellen! Erwarten wir den ruhmreichen Tag, welcher sie zum Haupt der Nationen machen wird. O, die Zeit ist nah, in welcher jeder sich glücklich fühlen wird, welcher das Gewand eines Juden auch nur wird anfassen können! Unser Heil kommt von ihnen. Unser Jesus war einer der ihrigen. Wir sind in ihre Verheißungen und Bevorzugungen hineingebracht. Die natürlichen Zweige sind abgeschnitten worden, damit wir als Pfropfreiser eingesetzt werden können. Laßt uns nicht um Gottes Willen undankbar gegen sie sein. Nein, wir hätten genug, wenn wir alle ihre geistigen Reichtümer hätten".

Während die Zulassung der Juden in England auf so viel Schwierigkeiten stieß, hegte die holländische Regierung Argwohn gegen die Bemühung Manasse Ben-Israels, ihre Ansiedlung durchzusetzen, daß nicht etwa die Amsterdamer Juden mit ihren Kapitalien sämtlich nach England auswandern würden. Manasse mußte deswegen den holländischen Gesandten in einer Unterredung beruhigen und ihm versichern, daß seine Bemühung nicht den holländischen Juden, sondern den von Argusaugen bewachten Marranen in Spanien und Portugal gälte, denen er ein Asyl in England verschaffen wolle. Da der Protektor, mit inneren und auswärtigen Angelegenheiten voll beschäftigt, keine Muße für die Frage hatte. so schien Zulassung der Juden aussichtslos. Manasse's Begleiter,

welche die Hoffnung auf Erfolg aufgegeben hatten, verließen daher London; Andere, welche, aus der pyrenäiſchen Halbinſel entflohen, auf dem Wege dahin waren, kehrten um und ließen ſich in Italien oder Genf nieder.

Indeſſen ermatteten die Judenfreunde nicht und hofften noch immer, eine günſtige Umſtimmung in der Bevölkerung zu erzeugen. Eine hochgeſtellte Perſönlichkeit, welche der Regierung nahe ſtand, veranlaßte Manaſſe, eine kleine, aber umfaſſende Schrift zur Verteidigung der Juden zu veröffentlichen. In Form eines Briefes ſtellte derſelbe ſämtliche Anklagepunkte zuſammen. Sie betrafen die landläufigen Verleumdungen: Gebrauch des Blutes von Chriſten am Paſſa-Feſte, Verwünſchung gegen Chriſten und Läſterung des Chriſtengottes in ihren Gebeten, und endlich, daß ſie den Thorarollen götzendieneriſche Verehrung erweiſen. Dieſe Schutzſchrift für die Juden iſt vielleicht das Beſte, welches aus ſeiner Feder gefloſſen iſt. Sie iſt mit warmem Herzen und darum überzeugend geſchrieben. Gelehrter Kram fehlte zwar auch darin nicht, aber die Gelehrſamkeit iſt dem Hauptzweck untergeordnet. Bei Abfaſſung der Schutzſchrift muß es Manaſſe eigen zu Mute geweſen ſein. Er war nach England in der Erwartung gekommen, um als Dolmetſch oder Vertreter des Gottesvolkes die Sympathie der Chriſten gewiſſermaßen im Sturmſchritt zu erobern und die Herrſchaft Israels über die Völker der Erde anzubahnen, und nun wurde dieſe Nation ſo zu ſagen auf die Anklagebank geſetzt, und er mußte ſie verteidigen. Daher iſt der Ton dieſer Schrift nicht ſiegesgewiß, ſondern im Gegenteil elegiſch. „Zuerſt muß ich mit bitteren Thränen und Beklemmung der Seele jene harte und ſchreckliche Anklage einiger Chriſten wieder die zerſtreuten und niedergebeugten Juden beweinen, daß ſie (ich zittere, indem ich dieſes niederſchreibe) bei der Feier des Paſſa-Feſtes zur Gärung ihres Brotes ſich des Blutes von Chriſten bedienen ſollten, die ſie zu dieſem Zwecke umgebracht hätten“. Dieſer ſo oft und auch von Prynne behaupteten, erlogenen Anklage iſt der größte Teil ſeiner Verteidigung gewidmet, und ſie iſt ſchlagend ausgefallen. Die Beglaubigung dafür führte er mit Recht entweder auf falſche Zeugen oder auf Geſtändnis der Angeklagten unter der Folter zurück. Die Wahrheit und die Unſchuld der Angeklagten ſei öfter an den Tag gekommen, aber zu ſpät, wenn ſie bereits hingerichtet

waren. Manasse Ben-Israel beteuterte zum Überfluß mit einem feierlichen Eide. „Ich beschwöre, daß ich nie einen solchen Gebrauch bei dem Volke Israels gesehen, und daß es nie eine solche Ruchlosigkeit ausgeübt oder auch nur versucht hat". Nachdem er alle übrigen Anschuldigungen gegen die Juden auf ihr Nichts zurückgeführt hat, beschließt er seine Schutzschrift mit einem schönen Gebete und mit einer Anrede an England. „Die sehr ehrwürdige englische Nation ersuche ich ganz unterthänigst, daß sie meine Gründe unparteiisch und ohne Vorurteil und Leidenschaftlichkeit lesen möge, die durch die Propheten verheißene Zeit nahen zu lassen, daß wir Gott eines Sinnes anbeten, und daß wir die Tröstungen Zions sehen mögen".

Diese letzte Schrift Manasse Ben-Israels hat in England den gewünschten günstigen Eindruck gemacht. Denn wenn auch Cromwell unter der zunehmenden Schwierigkeit seiner Regierung die gesetzliche Zulassung der Juden nicht durchsetzen konnte, so hat er doch den Anfang dazu gemacht. Ein Vorfall bewog Cromwell aus seiner rücksichtsvollen Zurückhaltung herauszugehen und den Aufenthalt der Juden zu gestatten. Der reiche Robles war vor Gericht als portugiesischer Papist angeklagt (1656), und sein Vermögen wurde eingezogen, weil England damals im Kriege mit Portugal war und Papisten überhaupt nicht duldete. Allein der Staatsrat — gewiß auf Cromwell's Eingebung — hob die Konfiszierung auf, wohl aus dem Grunde, daß der Angeklagte nicht Katholik, sondern Jude sei. Damit war die Duldung der Marranen als Juden gesetzlich anerkannt, und die in London wohnenden begannen ihre Masken als Christen fallen zu lassen. Durch die Bemühung Carvajals und Simon de Caceres' wurde ihnen gestattet, einen eigenen Begräbnisplatz für die Glieder ihrer kleinen Gemeinde anzulegen (Februar 1657). Sie durften von jetzt an ihre Feste und gottesdienstlichen Zusammenkünfte öffentlich begehen. Sie galten aber als Fremde und wurden als solche höher besteuert. Ganz erfolglos war also Manasse's schwärmerischer Eifer doch nicht. Cromwell entließ Manasse mit Auszeichnungen und setzte ihm (20. Februar 1657) einen Jahrgehalt von 100 Pfund aus dem Staatsschatze aus. Lange genoß er die Leibrente nicht, denn er starb, wahrscheinlich von Anstrengung und getäuschter Hoffnung gebrochen, noch ehe er die Seinigen erreicht hatte, unterwegs in

Middelburg (Nov. 1657). Man brachte seine Leiche später nach Amsterdam und setzte ihm eine ehrende Grabschrift.

Ein Jahr darauf starb Cromwell und mit seinem Tode machte die republikanische Gesinnung, wie die mystische Schwärmerei einer nüchternen, dem Königtum günstigen Betrachtungsweise Platz. Kaum zwei Jahre nach Cromwell's Tod führte der Kriegsoberste Monk den Prätenden Karl II. im Triumphe nach England zurück. Dieser lebenslustige und stets geldbedürftige König hatte schon früher mit Juden aus Amsterdam verhandeln lassen, welche ihm versicherten, daß die Unterhandlung mit Cromwell gegen ihren Willen geschehen sei, und er hatte ihnen versprochen, falls sie ihn mit Geld und Waffen unterstützen sollten, würde er bei seiner Restauration die, Niederlassung der Juden in England befördern Und er hielt Wort. Er gestattete die Niederlassung neuer jüdischer Zuggügler in England, ohne daß ihr Verhältnis gesetzlich geregelt worden wäre.

Für die Befreiung der Juden, daß sie nicht wie Auswürflinge geächtet, sondern menschenwürdig behandelt wurden, wurde damit der erste Ansatz gemacht. Es dauerte aber beinahe anderthalb Jahrhundert, bis ihre vollständige Entfesselung in einem Teil Europas zum Gesetze erhoben wurde. Zur Befreiung oder Läuterung des Judentums, der dreitausendjährigen Lehre, ist in derselben Zeit auf anderen Schauplätzen ebenfalls ein geringfügiger Anfang gemacht worden. Die Vollendung dieses Läuterungsprozesses dauerte aber viel länger oder ist eigentlich noch weit vom Ziele.

Das dreitausendjährige Judentum glich damals — wie sollte es auch anders? — einem edlen Kerne, der von übereinandergeschichteten Krusten, Versteinerungen, fremdartigen Ansätzen und Überzügen so verhüllt und verdeckt ist, daß ihn nur Wenige, sehr Wenige herauserkennen. Die prophetischen Kerngedanken waren längst schon von vielfachen Schichten sopherischer und talmudischer Auslegungen und Umzäumungen überdeckt. Darüber hatten sich im Laufe der Jahrhunderte neue Lagen aus der Zeit der gaonäischen, spanischen, französischen, deutschen und polnischen rabbinischen Schulen gebildet, und diese Lagen und Schichten wurden von einer häßlichen Kruste, einem Schimmelüberzug umschlossen, von der Kabbala, die sich nach und nach in Lücken und Ritzen einnistete, wucherte und sich verästelte. Alle diese neuen Gebilde hatten bereits die Autorität des Alters für sich und galten als unantastbar.

Man fragte im allgemeinen nicht mehr: was lehrte das Grundgesetz, worauf haben die Propheten Gewicht gelegt, man beachtete kaum, was der Talmud als wesentlich oder unwesentlich aufstellte, sondern die rabbinischen Autoritäten allein, in letzter Instanz Joseph Caro und Mose Isserles entschieden, was religiös und was jüdisch sei. Gerade diese Schmarotzerpflanze überwucherte das ganze religiöse Leben der Juden. Fast sämtliche Rabbinen und Führer der jüdischen Gemeinden, gleichviel ob in einem polnischen Städtchen oder in dem gebildeten Amsterdam, der Chacham Isaak Abaob de Fonseca in gleichem Grade, wie der nach Palästina ausgewanderte Jesaia Hurwitz, (Rabbiner in Frankfurt, Prag, Posen und Krakau) waren von der Kabbala berückt. Sie, welche seit dem vierzehnten Jahrhundert, gleichzeitig mit der Ächtung der Wissenschaft die Herrschaft über die Gemüter antrat, hatte seit Isaak Lurja solche Riesenfortschritte gemacht, oder vielmehr solche riesige Verheerungen angerichtet, daß keine Mittel sie hemmen konnten. Der lurjanische Schwindel von Seelenursprung, Seelenwanderung, Seelenanschluß, Erlösungswerk und Wunderthäterei zog nach seinem Tode immer mehr Anhänger in seinen Bannkreis, trat mit Siegeszuversicht auf, benebelte die Köpfe und verhärtete die Gemüter. Lurja's Jünger, „die Jungen des Löwen", wie sie sich geschmacklos nannten, besonders Vital Calabrese und seine Söhne, gingen förmlich auf Bekehrung aus, verbreiteten die abgeschmacktesten Märchen von seinen Wunderthaten und hüllten sich in geheimnisvolles Dunkel, um desto größeren Zulauf zu haben. Chajim Vital Calabrese hat mit seinen Gaukeleien die leichtgläubige Welt in Palästina und den Nachbarländern fast vierzig Jahre (1572—1620) bis an seinen Tod beschwindelt. Sendboten waren beflissen, diesem Schwindel die größte Verbreitung in den Gemeinden zu geben. Israel Saruk führte die lurjanische Kabbala in Italien und Holland ein. Alfonso oder Abraham de Herrera (st. 1639) mütterlicherseits ein Abkömmling des spanischen Großkapitains und Vizekönigs von Neapel, wurde Kabbalist und schrieb ein Werk über Mystik. Manasse Ben-Israel und alle seine ältern und jüngern Zeitgenossen in Holland huldigten der Kabbala und zweifelten nicht an deren Wahrheit und Göttlichkeit. Indessen entstanden in der dichten, häßlichen Kruste, welche das Afterjudentum abgelagert hatte, einige Risse und Spalten

welche eine beginnende Zerbröckelung andeuteten. Hier und da gab es einige Männer von unbefangenem Urteile, welche Zweifel an der Wahrheit des Judentums in seiner rabbinischen und kabbalistischen Gestalt hegten und aussprachen, und zogen auch die talmudische Auslegung mit hinein. Andere schritten vom Zweifel zur Gewißheit fort und wühlten mehr oder weniger offen gegen das bestehende Judentum. Solche Wühler waren, wie sich denken läßt, nicht unter den deutschen und polnischen, auch nicht unter den asiatischen Juden anzutreffen; sondern in italienischen und portugiesischen Gemeinden, welche mit gebildeten Gesellschaftskreisen in Verbindung standen. So sehr auch die Marranen nach ihrer Flucht und ihrer Ansiedelung in duldsameren Plätzen dem Judentum anhingen, so konnte ihnen doch nicht die Entstellung entgehen, welche die rabbinische Peinlichkeit und Klügelei daran angebracht hatten. Sie waren von Jugend an nicht daran gewöhnt. Ein Jude von marranischer Abkunft in Hamburg stellte mehrere Beweise gegen die Richtigkeit der talmudischen Überlieferungen und Zusätze auf. Das, was in einem kleinen Kreise als ein dunkles Gefühl oder als Unbehaglichkeit an dem für religiös Geltenden sozusagen wurmte, brachten drei oder vier begabte Persönlichkeiten zu gleicher Zeit mit mehr oder weniger Offenheit zum Bewußtsein: Uriel Acosta, Juda Leon Modena und Joseph Delmedigo; man kann allenfalls noch Simone Luzzato dazu zählen. Sie haben einen Ansatz dazu gemacht, die Schäden und Unzuträglichkeiten des bestehenden Judentums bloßzulegen; freilich ein Heilmittel anzugeben oder es gar durchzuführen, vermochte keiner von ihnen.

Uriel da Costa (Gabriel Acosta, geb. um 1590, gest. 1640) war eine originelle Erscheinung, dessen innere Gährung und äußerer Lebensgang ihn zum Widerspruche gegen das Judentum mit einer gewissen Naturnotwendigkeit führen mußten. Er stammte aus einer portugiesischen Marranenfamilie in Oporto, deren Glieder die Schrecken der Inquisition bereits zu aufrichtigen katholischen Christgläubigen gemacht hatten. Der junge Gabriel lernte vom Vater Kirchlichkeit und Kavaliertugenden. Er betrat die Laufbahn, welche allein noch für Jünglinge des hohen portugiesischen Bürgerstandes offen blieb, er wurde für die Rechtswissenschaft vorbereitet, welche auch einen Übergang zum zweiten Stande, dem geistlichen,

anbahnen konnte. In seiner Jugendzeit hatte der Jesuitenorden schon eine gewaltige Macht über die Gemüter errungen, und seine Mittel, die Phantasie zu überreizen und die Geister durch Ausmalung der ewigen Verdammnis und Höllenstrafen zu knechten, hatten sich bereits bewährt. Nur pünktliches, mechanisches=kirchliches Thun und ewiges Beichten konnten die Schrecken der Hölle überwinden. Gabriel da=Costa fühlte sich aber trotz seiner pünktlichen Kirchlichkeit nicht im Gewissen beruhigt; es war etwas von dem grübelnden jüdischen Geiste in seinem Wesen geblieben, das an dem festgezimmerten katholischen Glaubenssystem in seinem Innern rüttelte. Je mehr er sich in die katholisch=jesuitische Dogmenlehre vertiefte, desto mehr Zweifel stiegen in ihm auf und beunruhigten sein Gewissen. Um seine Zweifel zu bannen, griff er nach den ältesten Urkunden der heiligen Schrift. Die Propheten sollten ihm die Rätsel lösen, welche die römisch=katholischen Kirchensatzungen ihm täglich aufwarfen Der frische Geist, der ihn aus der heiligen Schrift alten Testamentes, wenn auch in entstellter, lateinischer Hülle anwehte, brachte seinem Innern Beruhigung. Die Glaubenslehren des Judentums schienen ihm um so gewisser, als sie eigentlich doch auch von dem neuen Testamente und der Kirche anerkannt wurden. Da=Costa faßte den Entschluß, den Katholizismus zu verlassen und zum Judentum zurückzukehren. Von schneller, heftig leidenschaftlicher Gemütsart suchte er ihn rasch zu verwirklichen. Trotz der argusäugigen Auflauerei der Inquisition gegen Marranen gelang es der Familie da=Costa doch, ein Schiff zu gewinnen und nach Amsterdam zu entkommen. Gabriel da=Costa und seine Brüder ließen sich in den Bund des Judentums aufnehmen. Er verwandelt seinen Namen in Uriel.

Eine heißblütige Natur, ein Enthusiast, hatte sich Uriel da Costa ein Ideal vom Judentum entworfen, das er in Amsterdam anzutreffen gedachte, wie es nimmer war. Biblische Zustände dachte er in der jungen Amsterdamer Gemeinde verwirklicht zu sehen, einen hohen Flug des Geistes zu finden, der ihm die Rätsel, die ihm die katholische Kirche nicht lösen konnte, mit einem Schlage klären würde. Da=Casto hatte religiös=dogmatische Luftschlösser gebaut, und war daher erbittert darüber, sie nicht in der wirklichen Welt anzutreffen. Er fand bald, daß das religiöse Leben der Amsterdamer Gemeinde und die feststehenden Gesetze nicht mit den

mosaischen oder pentateuchischen Vorschriften übereinstimmen. Da er große Opfer für seine Überzeugung gebracht hatte, so glaubte er ein Recht zu haben, seine Meinung freimütig zu äußern und auf die Kluft hinzuweisen, welche zwischen dem biblischen und rabbinischen Judentum liegt. Er war tief verstimmt und gereizt und ließ sich davon beherrschen, setzte sich offen über Religionsgebräuche hinweg und glaubte damit noch ein Gott verdienstliches Werk zu thun, den Anordnungen der „Pharisäer" (wie er, an die Sprache der Kirche gewöhnt, die Rabbinen nannte) entgegenzutreten. Freilich zog er sich dadurch Unannehmlichkeiten zu, die sich immer mehr zu einem tragischen Knoten schürzten. Sollten die Amsterdamer Juden, die so viel für ihre Religion gelitten, ruhig mit ansehen, wie eines ihrer Mitglieder das ihnen so teuer gewordene Judentum offen verletzte und verspottete? Die im Lande der Inquisition Geborenen und Erzogenen hatten von Duldung und Gewährenlassen jeder Überzeugung keine Ahnung. Die Rabbinen bedrohten da-Costa mit Ausstoßung aus der religiösen Gemeinschaft, wenn er in seiner Übertretung der religiösen Satzungen verharren sollte. Der Widerstand reizte den heftigen Mann nur noch mehr; er wollte durch die Opfer, die er gebracht hatte, sich nicht neue Fesseln erkauft haben. Er fuhr fort, sich über das Bestehende hinweg zu setzen und wurde in den Bann gethan. Seine eigenen Verwandten mieden ihn und richteten kein Wort an ihn. So stand da-Costa inmitten einer großen Stadt allein. Von seinen Stammgenossen, Freunden und Verwandten geschieden, mit den christlichen Bewohnern Amsterdams, deren Sprache er noch nicht gelernt, ohne Verbindung und auf sich selbst angewiesen, verfiel er immer mehr in Grübeleien. Aus Überreizung wollte er eine Schrift in feindseligem Sinne gegen das bestehende Judentum veröffentlichen. Da er durch diese Schrift: „Prüfung der pharisäischen Traditionen" seinen Bruch mit dem Judentum unzweideutig angekündigt hatte, so mußte er die Folgen über sich ergehen lassen. Die offiziellen Vertreter der Amsterdamer Gemeinde traten mit einer Anklage bei dem Magistrate auf: daß er die Unsterblichkeit der Seele leugne und damit nicht bloß die Lehren des Judentums, sondern auch die des Christentums bekämpft und Irrlehren verbreitet habe. Da-Costa wurde hierauf verhaftet, blieb mehrere Tage im Kerker und wurde zuletzt zu einer Geldstrafe ver-

urteilt. Fünfzehn Jahre blieb er im Banne. Zuletzt laſtete die Vereinſamung ſchwer auf ihm, er ertrug es nicht, von den Seinigen wie ein Verpeſteter gemieden zu werden. Acoſta war kein ſtarker Geiſt, er konnte die Welt nicht miſſen. Er hatte im Sinne, eine Frau in ſein Haus zu führen, was ihm als Gebannten unmöglich war. Daher gab er dem Drängen eines ſeiner Verwandten zuletzt nach, ſich mit der Gemeinde auszuſöhnen. Er bekannte ſich mit den Lippen zum Judentume, gerade zur Zeit, als er innerlich gründlich mit ihm zerfallen war.

Er wollte ſich um den Preis ſeiner Überzeugung Ruhe und Lebensbehaglichkeit erkaufen. Allein ſeine leidenſchaftliche Natur brachte ihn um beides. Er konnte ſich nicht Entſagung auflegen, um den Religionsgebräuchen des Judentums zu genügen, übertrat ſie vielmehr heimlich. Der Krieg zwiſchen ihm und den Vertretern der Gemeinde brach von neuem aus. Die Rabbinen luden ihn zum zweitenmal vor ihr Tribunal, hielten ihm ſeine religiöſen Übertretungen vor und erklärten ihm: er könne nur dadurch dem zweitmaligen, verſchärften Banne entgehen, wenn er ſich einer öffentlichen, feierlichen Buße unterwerfen wollte. Aus Ehrgefühl verwarf er dieſe Buße, und ſo wurde er von neuem in den Bann gelegt und zwar in einen viel herbern. Am härteſten verfuhren ſeine Verwandten gegen ihn, weil ſie ihn dadurch zur Buße zu zwingen gedachten.

Da-Coſta, inzwiſchen ins Mannesalter getreten, durch die Kämpfe und Aufregungen mürbe geworden, ſehnte ſich noch mehr nach Ruhe und entſchloß ſich zur Unterwürfigkeit. Darauf wurde er in eine der Synagogen geführt, die voll von Männern und Frauen war, es ſollte eine Art jüdiſches Auto da Fé ſein und ſeiner Reue die größtmöglichſte Öffentlichkeit gegeben werden. Dort betrat er die Emporbühne und las ſein Sündenbekenntnis ab: daß er den Sabbat entweiht, die Speiſegeſetze übertreten, Glaubensartikel geleugnet und Perſonen widerraten habe, dem Judentum beizutreten. Er erklärte feierlich ſich nicht mehr ſolcher Vergehungen ſchuldig machen zu wollen, ſondern als treuer Jude zu leben. Darauf begab er ſich in einen Winkel der Synagoge, mußte ſeinen Körper bis zum Gürtel entblößen, worauf er neun und dreißig Geißelhiebe erhielt. Dann mußte er ſich auf die Erde ſetzen, worauf der Bann gelöſt wurde. Damit noch nicht zu Ende, mußte

er sich auf die Schwelle der Synagoge hinstrecken, damit die Anwesenden über ihn hinwegschreiten sollten. Es war ein Übermaß von Büßung, wie es die Marranen dem Vorfahren der Inquisition abgesehen hatten. Die erlittene Schmach und Demütigung gaben ihm den Gedanken der Rache ein. Er beschloß zu sterben, aber zugleich Rache an seinem Hauptverfolger, seinem Bruder (oder Vetter) zu nehmen. Um das Mitleid der Mit- und Nachwelt mit seinem Mißgeschick zu erregen, schrieb er seine Leidensgeschichte und sein Bekenntnis nieder mit Verbissenheit und gehässigen Ausfälle gegen die Juden, untermischt mit Anschwärzungen gegen sie in den Augen der Christen: daß der Staat ihnen nicht die Freiheit des Bekenntnisses einräumen sollte. Nachdem er sein leidenschaftliches Testament vollendet hatte, lud er zwei Pistolen, drückte die eine auf seinen an seinem Hause vorübergehenden Verwandten ab, und als diese fehlte, entleibte er sich durch die andere (April 1640). Beim Öffnen seiner Wohnung nach dem vernommenen Schusse fanden die Eindringenden seine Selbstbiographie: „Ein Beispiel des menschlichen Lebens“ auf seinem Tische, worin er Juden und Judentum mit pathetischen Sätzen, wie sie ihm die aufgeregte Phantasie in der letzten Stunde eingab, brandmarkte. Er wirkte etwa wie ein Bube, der in einem stockig gewordenen Gebäude die Fenster zertrümmert und dadurch der Luft einen Durchzug öffnet.

Der zweite maulwurfartige Wühler dieser Zeit Leon (Jehuda) Modena (geb. 1571, gest. 1649) stammte aus einer gebildeten, bei der Vertreibung der Juden aus Frankreich nach Italien eingewanderten Familie, deren Ahnen neben ihrer vielseitigen Bildung abergläubischen Wust oder Schrullen im Kopfe trugen. Von dieser Familieneigenheit hat Modena einen hohen Grad besessen. Er war ein Wunderkind; im dritten Jahre las er bereits einen Abschnitt aus den Propheten vor, im zehnten hielt er eine Art Predigt, im dreizehnten verfaßte er einen gewandten Dialog über Zulässigkeit oder Schädlichkeit des Karten- und Würfelspiels und dichtete ein Trauerlied auf den Tod seines Jugendlehrers Mose Basula in hebräischen und italienischen Versen, die ganz gleich klingen, freilich eine Spielerei. Aber aus dem Wunderkinde wurde keineswegs ein Wundermann, keine hervorragende, Ton und Richtung angebende Persönlichkeit. Modena bildete sich nur zum erstaunlichen Vielwisser (Polyhistor) aus. Wie er allerhand Gewerbe trieb, um

seine Existenz zu begründen: Prediger, Lehrer für Juden und Christen, Vorbeter, Dolmetsch, Schreiber, Korrektor, Buchhändler, Makler, Kaufmann, Rabbiner, Musikant und Amulettenverfertiger war, so betrieb er auch viele Wissensfächer, ohne auch nur in einem einzigen besonders hervorzuleuchten. Er umspannte die ganze biblische, talmudische und rabbinische Litteratur, hatte alles gelesen, was ihm nur durch das Medium der drei Sprachen, hebräisch, lateinisch und italienisch, zugänglich war, und hat es auch behalten, denn er besaß ein glückliches Gedächtnis. Allein Leon Modena hatte keine Freudigkeit und kein Genüge, weder am Wissen, noch an der Poesie. Die Wissenschaft hat ihn nicht geläutert und gehoben. Unzufrieden mit sich und seinem Geschicke, wegen seiner Spielsucht in steter Aufregung, mit Not kämpfend, wurde sein Inneres zerrissen und zwiespältig. Die Religion hatte keine Macht auf sein Gemüt; er predigte Andern, aber nicht sich selbst. Unglaube und Aberglaube führten in seinem Innern einen steten Kampf. Er hatte so wie keinen rechten Ernst, so auch keine rechte Überzeugung, oder vielmehr, er hatte jeden Tag, je nach Laune und Stimmung eine andere, ohne darum ein Heuchler zu sein. Er konnte in einem Tage für den Talmud und das rabbinische Judentum eine Lanze einlegen und an einem andern den Stab darüber brechen. Er machte sich lustig über die von den Kabbalisten betonte Seelenwanderung und, einmal von einem außerordentlichen Vorfall betroffen, glaubte er wieder, auf einen Augenblick wenigstens, daran. Leon Madena verkehrte auch viel mit Christen. Christliche Jünger saßen zu seinen Füßen. Der französische Bischof Jakob Plantavicius und der halbverrückte christliche Kabbalist Jakob Gaffarelli waren seine Jünger. Adlige und Gelehrte korrespondierten mit ihm und ließen sich von ihm seine Schriften mit schmeichelhaften Anreden widmen. Leon Modena nahm in Italien ungefähr die Stellung ein, wie Manasse Ben-Israel in Holland. Im Gespräche ernster Männer und im lustigen Kreise von Spielern hörte er öfter die Ritualien des Judentums als kindische Possen verlachen. Anfangs verteidigte er sein Bekenntnis. Nach und nach wurde er aber dahin gedrängt, dieses und jenes am Judentum als unangemessen und albern einzugestehen; er schämte sich, so ganz und gar Jude zu sein und alle Konsequenzen zu rechtfertigen. Seine Geldbedürfnisse brachten ihn

endlich dahin, auf das Drängen seiner christlichen Freunde und besonders eines englischen Lords einzelne Teile und zuletzt den ganzen Umfang des jüdischen Ritual-Codex in italienischer Sprache dem christlichen Publikum zugänglich zu machen und drucken zu lassen, und widmete diese Schrift dem französischen Gesandten in Venedig. Leon Modena hat mit dieser von Christen gierig gelesenen Schrift, gewissermaßen wie Ham, die Blöße seines Vaters aufgedeckt, das innere Heiligtum der Juden schaulustigen und spottsüchtigen Augen enthüllend preisgegeben. Uneingeweihten mußte das, was innerhalb des jüdischen Kreises Sache der Pietät war, kleinlich und läppisch erscheinen. Leon Modena setzte für christliche Leser auseinander, welche Ceremonien und Satzungen die Juden in ihrer Wohnung, Kleidung, ihrem Hausgerät, beim Aufstehen und Niederlegen, bei menschlichen Verrichtungen und in den Synagogen und Lehrhäusern üben und anwenden. Unwillkürlich gesellte sich der Verfasser zu den Verächtern des Judentums, das er doch selbst als Rabbiner geübt und gelehrt hatte. Er sprach sich bewußt darüber aus: „Während des Niederschreibens habe ich in Wahrheit vergessen, daß ich ein Hebräer bin, und betrachtete mich als einfachen und unparteiischen Erzähler. Indessen leugne ich nicht, mich bemüht zu haben, den Spott wegen der vielen Ceremonien zu vermeiden; aber ich hatte auch nicht die Absicht, sie zu verteidigen und zu beschönigen, weil ich nur mitteilen, nicht überzeugen wollte".

Indessen hatte Leon Modena keineswegs in seinem Innern mit dem rabbinischen Judentum gebrochen. Er war kein Mann von fester und ausdauerder Überzeugung. Fast zur selben Zeit, als er die Riten des Judentums dem christlichen Publikum preisgab, arbeitete er eine Verteidigung der mündlichen Lehre überhaupt gegen Angriffe von jüdischer Seite aus. Dann arbeitete er eine Schrift aus, welche das Beste ist, das aus seiner schreiblustigen Feder geflossen ist. Ihr Inhalt ist, auf der einen Seite wuchtige Angriffe auf das rabbinische Judentum, wie sie bis dahin kaum von Christen und Karäern aufgestellt worden sind, und auf der andern Seite eine durchgreifende Abwehr derselben. Die schweren Anklagen gegen das bestehende Judentum und den Talmud wagte er doch nicht mit seinem eigenen Namen zu decken, sondern legte sie einem falschen Namen bei. Die Zwiespältigkeit seines Innern, die wechselnde Über-

zeugung in seinem Wesen verteilte Leon Modena an zwei Rollen. Den Gegner des Judentums läßt er mit einer Kühnheit sich aussprechen, wie sie Uriel da Costa kaum schärfer geäußert hat. Er ging so weit, Vorschläge zu machen, wie das Judentum von allen Auswüchsen gereinigt werden könnte, um das echte, alte, biblische, innerliche in seiner Lauterkeit wieder herzustellen — der erste Versuch zu einer Reform. Vereinfachung der Gebete und des Synagogenwesens, Beseitigung der Ritualien, Aufhebung des zweiten Feiertags, Erleichterung der Sabbats-, Feiertags- und Passa-Gesetze, selbst des Versöhnungstages: „es sollte jeder nur nach Maßgabe seiner körperlichen und geistigen Kräfte fasten", das Ritual für Tierschlachten, die Speisegesetze, alles wollte er entweder vollständig beseitigt oder vereinfacht wissen.

Wäre es Leon Modena mit dieser kühnen, das bestehende Judentum umwälzenden Ansicht ernst gewesen, hätte er sie als tiefe Überzeugung in die Welt hinausgerufen, dann hätte er ohne Zweifel eine starke Bewegung innerhalb der Judenheit, eine Reform hervorgerufen. Allein die Verurteilung des Talmud war ihm nur ein Geistesspiel; er arbeitete vielmehr eine Entgegnung aus mit ebenso geringem Ernst und ließ beides, Angriff wie Verteidigung, unter seinen Papieren schlummern. Mehr Ernst machte Leon Modena mit der Bekämpfung der Kabbala, die ihm durch seine nächste Umgebung lästig und widerwärtig, wie kriechendes schleimiges Ungeziefer, geworden war. Aber weder diese Schrift gegen die Kabbala, noch seine Angriffe auf das talmudische Judentum hat er veröffentlicht. Bis in sein spätes Alter setzte er seine ungeregelte Lebensweise fort, tadelte sich in seiner Selbstbiographie stets, ohne an seiner Besserung zu arbeiten. Leon Modena starb kampfesmüde, nicht im Streite gegen die Götter, d. h. Ideen und Menschen, sondern im Streite mit sich selbst und mit der gemeinen Not, die er über sich selbst gebracht hat.

Scheinbar ähnlich aber doch grundverschieden von ihm war der dritte Wühler dieser Zeit: Joseph Salomo Delmedigo (geb. 1591, gest. 1655). Sprößling einer alten und edlen Familie, in deren Mitte Wissenschaft und Talmud Pflege fanden, Urenkel mütterlicherseits des gradsinnigen Denkers Elia Delmedigo, war er ihnen wenig ähnlich. Auf der Universität in Padua erlangte er seine wissenschaftliche Ausbildung; sein klarer Kopf hatte eine entschiedene

Neigung für Mathematik und Astronomie, und er konnte sich rühmen, daß er den großen Galilei, den Entdecker der Himmelsgesetze, den Märtyrer für die Naturwissenschaft, zu seinem Lehrer hatte. Durch ihn wurde er mit dem kopernikanischen Sonnen- und Planetensystem bekannt. Weder bei Delmedigo, noch bei irgend einem gläubigen Juden regte sich der Wahn, als ob diese Ansicht vom Stillstand der Sonne und der Bewegung der Erde ketzerisch wäre. Delmedigo erlernte zwar auch die Medizin, aber nur als Brotstudium; sein Lieblingsfach blieb die Mathematik. Er füllte indeß seinen Geist mit allen Schätzen und allem Plunder des Wissens, er wurde fast noch mehr Vielwisser als Leon Modena, an den er sich während seines Aufenthaltes in Italien wie ein Jünger an seinen Meister anschloß. Im Kreise der jüdisch-italienischen halben Freidenker büßte er seinen von Haus mitgebrachten naiven Glauben ein, wurde von Zweifel an der Wahrheit des Überkommenen beschlichen, hatte aber nicht Wahrheitsdrang genug in sich, diesen Zweifel zu überwinden, noch ihm Raum zu geben Joseph Delmedigo war ebenso wenig wie Leon Modena zum Märtyrer für seine Überzeugung geschaffen, dieser aus Wankelmut, jener aus Unaufrichtigkeit.

Mit Zweifel im Herzen kehrte er nach Kandia ins Vaterhaus zurück, erregte mit seiner freieren Denkweise Anstoß und war genötigt, es wieder zu verlassen. Damit begann sein Wanderleben, das ihn, wie sein Vorbild Ibn-Esra, rastlos von Stätte zu Stätte trieb. Wie dieser, befreundete auch er sich überall mit Karäern, wo er solche antraf, und diese drängten sich an ihn. In Kairo feierte Delmedigo einen wahren Triumph mit seinen mathematischen Kenntnissen, als ein alter mohammedanischer Lehrer der Mathematik ihn, fast noch Jüngling, zu einem öffentlichen Wettkampfe herausgefordert hatte nnd unterlegen war Der Besiegte war großherzig genug, ihn vor aller Welt auszuzeichnen. Delmedigo reiste dann nach Konstantinopel, hielt sich auch dort im Kreise der Karäer auf und wanderte zuletzt nach Polen. Da die Mathematik kein Brot abwarf, so übte er die Arzneikunde aus, die er aber mehr aus Büchern als am Krankenbette erlernt hatte. In Polen galt er indeß als großer Heilkünstler und wurde von dem Fürsten Radziwil bei Wilna in Dienst genommen. Hier, wo durch die Überhandnahme des Talmudstudiums die Wissen-

ſchaft verwaiſt war, drängten ſich lernbegierige Jünglinge und Männer, beſonders Karäer, an Delmedigo, um ihren Wiſſensdurſt zu löſchen.

Auch in Polen ſcheint ſich Delmedigo auf die Dauer nicht behaglich gefühlt zu haben. Zechen mit den Edelleuten, die er ärztlich behandelte, durfte er nicht aus Furcht vor den Juden, und Geld zu verdienen gab es in dieſem geldarmen Lande nicht. So begab er ſich nach Hamburg in die damals kurz vorher geduldete portugieſiſche Gemeinde. Seine Arzneikunde ſcheint aber in der Elbſtadt wenig Beachtung gefunden zu haben. So mußte er ſich entſchließen, eine Art rabbiniſcher Funktion zu übernehmen, ſei es auch nur als Prediger. Er war daher um des Brotes willen gezwungen, zu heucheln nnd dem rabbiniſchen Judentum das Wort zu reden. Ja, um das Gerücht, welches aus Polen über ihn als ganzen oder halben Ketzer herübertönte, zu zerſtreuen, entblödete er ſich nicht, die Kabbala, die er kurz vorher verdammt hatte, als höchſte Weisheit anzupreiſen. Zu dieſem Zwecke arbeitete er ſeine Schutzrede für die Geheimlehre aus, um die vernichtende Beweisführung ſeines Ahnen, Elia Delmedigo, gegen ſie zu widerlegen. Aber dieſe Schrift war recht darauf angelegt, Sand in die Augen der unwiſſenden Menge zu ſtreuen. Freilich war er zu geſcheit, um lange die Schafsmiene platter Dummheit beizubehalten, ohne eine grinſende Satirgrimaſſe zu machen.

Von Hamburg begab er ſich nach Amſterdam als die Gemeinde gerade durch das rückſichtsloſe Auftreten da-Coſta's voller Argwohn gegen die philoſophiſch Gebildeten war. Darum hielt es Delmedigo für geraten, jeden Verdacht des Unglaubens von ſich abzuwenden und ſich in den Ruf ſtrengſter Gläubigkeit zu bringen. Aber dieſe durchſichtige Heuchelei brachte ihn nicht weiter. Er wurde allerdings als Prediger und halb und halb als Rabbiner in oder bei Amſterdam angeſtellt, aber er konnte ſich doch nur wenige Jahre in Holland behaupten. Unvermögend und unſtät kam er nach Frankfurt a. M., um ſeine Subſiſtenz zu ſuchen. Hier in einer deutſchen Gemeinde, wo rabbiniſche Gelehrſamkeit verbreitet war, konnte er nicht ein rabbiniſches Amt erlangen und mußte den Predigertalar mit dem Doktormantel vertauſchen. Günſtig muß ſeine Stellung nicht geweſen ſein; denn er vertauſchte die Mainſtadt mit Prag (um 1648—50); in dieſer verwahrloſten

Gemeinde ließ er sich dauernd nieder und endete sein vielverheißendes, aber wenig leistendes Leben. Er hat mit seinem wühlerischen Geist nur auf kleine Kreise gewirkt.

Halb und halb kann man auch Simone (Simcha) Luzzato (geb. um 1590, gest. 1663) zu den Wühlern dieser Zeit rechnen. Er war mit Leon Modena Rabbiner in Venedig, aber er hatte viel mehr Gediegenheit als dieser und als Delmedigo. Von dem Letzteren, der ihn persönlich kannte, wird er als ein ausgezeichneter Mathematiker gerühmt. Auch in die alte und neue Litteratur war er gründlich eingelesen. Mehr noch als Wissen und Gelehrsamkeit zierten ihn seine Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe. Eine Parabel, die Luzzato in seiner Jugend in italienischer Sprache ausarbeitete, bekundete seine Gesinnung, wie seine Geistesreife, daß er frühzeitig über das Verhältnis des Glaubens zum Wissen nachgedacht hat. Er legte seine Gedanken dem Vater der griechischen Weisheit, Sokrates, in den Mund. Die Vernunft richtet eine Bittschrift an die Akademie aus dem Kerker, in dem sie so lange von der gläubigen Autorität gehalten worden war, sie in Freiheit zu setzen. Es geschieht, und die Autorität wird ihres bisherigen Amtes entsetzt. Die freigelassenen Geister richten aber großen Schaden unter den Menschen an, die Akademiker sind ratlos. Da tritt Sokrates auf und setzt in langer Rede auseinander, daß beide, Vernunft und Autorität, zur Alleinherrschaft zugelassen, nur Irrtümer und Schäden erzeugen, dagegen gegenseitig beschränkt, die Vernunft durch die Offenbarung und diese wiederum durch die Vernunft, das rechte Maß und einen schönen Zusammenklang geben.

Simone Luzzato ließ sich von dem überlauten kabbalistischen Schwindel nicht berücken, er warf seine Vernunft nicht hinter sich; er war gläubig, blieb aber dabei nüchtern. Meisterhaft ist Luzzato's Verteidigungsschrift für das Judentum und die Juden, der er den Titel gab: „Abhandlung über den Stand der Hebräer". Er beschwor darin die Freunde der Wahrheit, die Überbleibsel des alten hebräischen Volkes, wenn auch durch Leiden entstellt und verkümmert, nicht geringer zu achten, als ein verstümmeltes Kunstwerk von Phidias oder Lyssippus, da doch alle Menschen zugeben, daß dieses Volk einst von dem höchsten Werkmeister geleitet worden sei. Der Zweck, den er mit seiner Verteidigungsschrift verfolgte, war zunächst, der Böswilligkeit einiger venetianischen Patrizier

gegen die Juden in dem Polizeiſtaat die Waffen zu entziehen. Das Volk in der Lagunenſtadt hatte weniger Antipathie gegen ſie; es lebte zum Teil von ihnen. Aber unter den Teilhabern an der Regierung gab es kirchliche Eiferer und Neider, welche eine noch größere Beſchränkung oder gar Ausweiſuug der Juden befürworteten. Es war ihnen nicht ganz wohl, daß die venetianiſchen Juden, die in dem Ghetto eingepfercht, kein Grundſtück beſitzen und kein Handwerk betreiben durften, mit ihnen in Geldgeſchäften und Handel konkurrierten. Die Handelsſtadt Venedig, von den neu aufgekommenen Seemächten Holland und England bei weitem überflügelt und auch allmählich aus der Levante verdrängt, ſah manches ſeiner ſtolzen Handelshäuſer in glänzendem Elend, während jüdiſche Kapitaliſten an ihre Stelle traten und die levantiniſchen Geſchäfte an ſich riſſen. Mit geſchickten Wendungen und feinen Andeutungen gab Luzzato den Politikern Venedigs zu verſtehen, daß, weil die Wohlhabenden nur auf Erhaltung des Erworbenen und auf Genüſſe bedacht waren, der ehemalige venetianiſche Welthandel nahe daran war, in die Hände Fremder überzugehen. Die Juden ſeien daher ein Segen für den Staat geworden. Es ſei doch geratener, den ausgebreiteten Handel namentlich nach dem Oriente den eingebornen Juden zu laſſen und ſie zu ſchützen, als ihn den Nachbarſtädten oder ganz Fremden zugewendet zu ſehen, welche im Lande ſelbſt einen Staat im Staate bildeten und das baare Geld nach und nach außer Landes führten. Luzzato rechnete ſtatiſtiſch aus, daß die Juden der Republik jährlich mehr denn 250,000 Dukaten eintrugen, daß ſie 4000 Arbeitern Brot gaben, einheimiſche Fabrikate billig lieferten und Waren aus den entfernten Ländern herbeiſchafften. Ein Rabbiner mußte erſt dieſe volkswirtſchaftliche Seite, welche die Lebensbedingung für die Inſelrepublik war, den weiſen Räten vor Augen führen. Luzzato machte noch darauf aufmerkſam, von welchem bedeutenden Nutzen ſich die Kapitalien der Juden in jüngſter Zeit während der Peſt und der Auflöſung der Polizeiordnung erwieſen hatten, wie ſie zuvorkommend dem Staate Geld anboten, um keine Verlegenheit eintreten zu laſſen.

Wie er die Lichtſeiten ſeiner jüdiſchen Zeitgenoſſen hervorhob, ſo verſchwieg er keineswegs ihren Schatten. Er ſchilderte die Juden unparteiiſch. „So ſehr auch die Weiſe der venetianiſchen

Juden verſchieden iſt von den türkiſchen, deutſchen und polniſchen, ſo haben ſie doch ſämtlich etwas Gemeinſames. Es iſt eine Nation von zaghaftem und unmännlichem Sinne, im gegenwärtigen Stande einer politiſchen Regierung unfähig, nur beſchäftigt mit ihren Sonderintereſſen und wenig um das Allgemeine bekümmert". Die Sparſamkeit der Juden ſtreife an Geiz; ſie ſeien Bewunderer des Altertums und haben kein Auge für den gegenwärtigen Lauf der Dinge. Viele von ihnen ſeien ungebildet, ohne Sinn für Lehren oder Kenntnis von Sprachen. Die Beobachtung ihrer Religionsgeſetze geht bis zur Peinlichkeit. Sie haben aber auch bemerkenswerte Eigenſchaften: Feſtigkeit und Beſtändigkeit in ihrer Religion, wunderbare Standhaftigkeit, wenn auch nicht Gefahren entgegen zu gehen, ſo doch das herbſte Elend zu ertragen und auszuharren. Sie beſitzen Kenntnis der heiligen Schrift und ihrer Erläuterungen, Mildthätigkeit und Gaſtlichkeit gegen Stammesgenoſſen — der perſiſche Jude leidet gewiſſermaßen bei den Unbilden der italieniſchen mit — ſtrenge Enthaltſamkeit von fleiſchlichem Vergehen, außerordentliche Sorgſamkeit, die Familie unbefleckt zu erhalten; Geſchicklichkeit, ſchwierige Angelegenheit zu behandeln. Unterwürfig und gefügig ſind ſie gegen Jedermann, nur nicht gegen Religionsgenoſſen. Sein Urteil über das talmudiſch-rabbiniſche Judentum deutet er nur flüchtig an. Dagegen bezeichnet er die Geheimlehre, als fremdem Urſprung entſtammt, dürfte ſie eher Kabale als Kabbala genannt werden.

Dieſe vier mit dem beſtehenden Judentum mehr oder weniger unzufriedenen Denker, die mit Geiſt und Kenntniſſen ausgerüſtet und redegewandt waren, haben jedoch wenig Einfluß auf ihre jüdiſchen Zeitgenoſſen ausgeübt und die dichte Kruſte an demſelben auch nicht an einem Punkte zum Aufſpringen gebracht. Aber von zwei andern Seiten, von zwei ganz entgegengeſetzten Perſönlichkeiten wurden ſo wichtige Schläge gegen das talmudiſch-rabbiniſche Judentum geführt, daß ſie es völlig zu zertrümmern drohten. Die in einem Juden gewiſſermaßen verkörperte Vernunft und die in einem andern eingefleiſchte Unvernunft reichten einander die Hände, um das beſtehende Judentum zu untergraben und ſozuſagen den Gott Iſraels zu entthronen.

Neuntes Kapitel.

Spinoza und Sabbatai Zewi.

(1666 — 1678)

Während Manasse Ben-Israel mit Eifer daran arbeitete, den Giebel für den Bau des Judentums aufzurichten, d h. den messianischen Abschluß herbeizuführen, legte einer seiner Jünger Gedankenhebel an, um diesen Bau bis auf seine Grundfeste zu zerstören, ihn in nichtsnütziges Gerölle und Staub aufzulösen. Er machte Ernst mit dem, was für Leon Modena nur Spiel war. Der jüdische Stamm hatte wieder einmal einen tiefen Denker in die Welt gesetzt, welcher den menschlichen Geist von seinen eingewurzelten Irrtümern gründlich heilen und ihm eine neue Richtung vorzeichnen sollte, um den Zusammenhang zwischen Himmel und Erde oder zwischen Geist und Körper besser zu begreifen. Wie sein Urahn, Therachs Sohn, unternahm dieser jüdische Denker alle Götzen und Wahngebilde, vor welchen die Menschen bis dahin in Furcht, Gewohnheit und Gedankenträgheit ihr Knie gebeugt hatten, zu zertrümmern und einen neuen Gott zu offenbaren, der aber nicht in unerreichbarer Himmelshöhe throne, sondern in ihnen selbst weile und webe. Dieser Denker wirkte wie ein Gewitter, betäubend und niederschmetternd, aber auch reinigend und erfrischend.

Dieser große oder richtiger größte Denker seiner Zeit, welcher eine neue Erlösung brachte, war Baruch Spinoza (geb. in Spanien 1632, gest. 1677). Kein Zeichen verriet bei seiner Geburt, daß er noch über zwei Jahrhunderte später als König im Reiche des Gedankens herrschen werde. Sein Wissenstrieb stachelte ihn, über den beschränkten Kreis der Studien hinauszugreifen, welche in Morteira's Lehrhaus betrieben wurden. Er vertiefte sich in die Schriften älterer jüdischen Denker, von denen ihn drei zugleich anzogen: Ibn-Esra mit seinem Freisinn und seiner Mystifikation, Mose Maimuni mit seinem künstlichen System, Glauben und Wissen, Judentum und Philosophie zu versöhnen, und endlich Chasdai Crescas mit seiner Feindseligkeit gegen die hergebrachte Philosophie. Diese Wissenselemente wogten und gärten in seinem nach Klarheit ringenden Geiste und erregten quälende Zweifel in seinem Innern. Schon als fünfzehnjähriger Jüngling soll Spinoza

seinen Zweifel in Form von einschneidenden Fragen an seinen Lehrer Morteira ausgesprochen haben. Zu diesen aus der jüdischen Denkerwelt ihm zugeführten auflösenden Elementen kamen von Außen neue hinzu. Er suchte den Unterricht eines bedeutenden Philologen seiner Zeit, des Arztes Franz van den Enden, auf, welcher für vornehme vier Jünglinge Amsterdams und Auswärtige Vorlesungen hielt. Hier lernte er in Berührung mit gebildeten christlichen Jünglingen eine andere Anschauungsweise kennen, als in dem jüdischen Kreise, und van den Enden befruchtete seinen Geist formell. Naturwissenschaften, Mathematik und Physik, die er mit Liebe betrieb, und die neu aufgetauchte Philosophie des René Descartes (Cartesius), für die sein Geist eine ganz besondere Wahlverwandtschaft hatte, erweiterten seinen Gesichtskreis und klärten seine Urteilskraft. Je mehr ihm aus verschiedenen Kanälen neue Gedanken zuströmten, und je mehr sich sein logisch geschärfter Verstand entwickelte, desto mehr wurde er dem Judentum in dem entstellenden rabbinischen und kabbalistischen Aufzuge entfremdet.

Die selbstständig urteilende Vernunft, welche von allem Überlieferten und durch die Zeit Geheiligten absieht und ihrem eigenen Gesetze folgt, das war seine Geliebte, der er einen reinen, ungeteilten Kultus widmete. Alles, was sich nicht vor dem unerbittlichen Tribunal der klaren menschlichen Einsicht rechtfertigen läßt, galt ihm als getrübte Einsicht, wo nicht gar als Wahnwitz. Sein Drang nach Wahrheit, nach der reinen Wahrheit und Gewißheit führte ihn zum völligen Bruche mit der ihm von Jugend auf liebgewonnenen Religion; er verwarf nicht bloß das talmudische Judentum, sondern betrachtete auch die Bibel als Menschenwerk. Spinoza war eine ebenso bedeutend sittliche Natur, wie tiefer Denker. Etwas für unwahr in der Theorie halten, und es doch aus Furcht, Gewohnheit oder Vorteil äußerlich mitmachen, war für ihn ganz unmöglich. Er war ganz anders geartet, als der von ihm bewunderte Meister Descartes, welcher sich mit der von ihm entzündeten Fackel der Wahrheit von der Kirche fern hielt, um sie nicht in Brand zu stecken, und beispielsweise für das Gelingen seines auf Umsturz des Christenglaubens auslaufenden Systems eine Wallfahrt zur Madonna von Loretto gelobte. Nach Spinoza's Kopf sollte jede Handlung ein treues Abbild der Vernunft sein.

Sobald er im Judentum nicht mehr die Wahrheit finden konnte, brachte er es nicht mehr über sich, dessen rituelle Vorschriften zu befolgen. Er stellte den Besuch der Synagoge ein, kümmerte sich nicht mehr um Sabbat und Festeszeiten und verletzte die Speisegesetze. Seine Überzeugung brachte er auch den Jünglingen bei, welche seine Belehrung suchten.

Die Vertreter der Amsterdamer Gemeinde waren bei der Wahrnehmung von Spinoza's Entfremdung vom Judentum um so mehr betroffen, als sie sich in dem hochbegabten Jüngling gewissermaßen gespiegelt hatten. Nun war zu befürchten, daß er sie verlassen, zum Christentum übertreten und seine Geistesgaben zur Bekämpfung seiner Mutterreligion anwenden würde. Durften die Vertreter, das Rabbinatskollegium und die Vorsteher, einer planmäßigen Zerstörung des Judentums in der eigenen Mitte mit gleichgültigem Blicke zusehen? Es kamen noch immer Flüchtlinge aus Portugal und Spanien, welche ihre geachtete Stellung aufgaben, ihr Vermögen und ihr Leben aufs Spiel setzten, um sich zum Judentum frei zu bekennen. Andere ließen sich aus unbeugsamer Anhänglichkeit an das Bekenntnis ihrer Väter in die finstern Kerker der Inquisition werfen oder bestiegen freudigen Mutes den Scheiterhaufen. „In Spanien und Portugal waren Mönchs- und Nonnenklöster voll von Juden. Viele Kanoniker, Inquisitionsrichter stammen von Juden. Nicht wenige bargen das Judentum im Herzen und heuchelten wegen weltlicher Güter den Christenglauben. Von diesen empfanden Einige Gewissensbisse und entflohen, wenn sie konnten. In Amsterdam und in mehreren andern Gegenden gab es Mönche, Augustiner, Franziskaner, Jesuiten, Dominikaner, welche den katholischen Glauben abstreiften. Es gab in Spanien Bischöfe und feierlich ernste Mönche, deren Eltern, Brüder und Schwestern in Amsterdam und in andern Städten wohnen, und das Judentum bekennen." Gerade in den Jahren, in welchen sich Spinoza von dem Judentume abwendete, stieg der Qualm der Scheiterhaufen für jüdische Märtyrer in mehreren Städten Spaniens und Portugals lichterloh auf. In Lissabon wurde ein angesehener Marrane Manuel Fernando da Villa-Real, Staatsmann, politischer Schriftsteller und Dichter, welcher in Paris die Konsulatsgeschäfte des portugiesischen Hofes leitete, als er einst wieder geschäftshalber nach Lissabon gekommen war,

von der Inquiſition eingezogen, geknebelt und zum Tode geführt (1. Dez 1652). In Cuenca wurden eines Tags (29. Juni 1654) an ſieben und fünfzig judaiſierende Chriſten zum Auto da Fé geſchleppt; zehn wurden verbrannt. Unter ihnen befand ſich ein angeſehener Mann, der Hofſattler Balthaſar Lopez aus Valladolid, der ein Vermögen von 100,000 Dukaten beſeſſen hatte. Auf dem Wege zum Schaffot machte ſich Balthaſar Lopez noch über die Inquiſition und das Chriſtentum luſtig. Das Märtyrertum von zwei Marranen Namens Bernal, kurz hintereinander auf dem Scheiterhaufen verbrannt, regte die Gemüter der Amſterdamer Gemeinde auf's tiefſte auf. Wer nur Verſe machen konnte, in ſpaniſcher, portugieſiſcher oder lateiniſcher Sprache, beſang oder betrauerte das Märtyrertum der beiden Bernal. Und alle dieſe Märtyrer und die tauſend noch immer gehetzten jüdiſchen Schlachtopfer der Inquiſition ſollten, nach Spinoza's Anſicht, einem Wahn nachgejagt haben? Durften die Vertreter der Judenheit in ihrer nächſten Nähe ſeine Anſicht ungerügt durchgehen laſſen, daß das Judentum ein tauſendjähriger Irrtum ſei?

Das Rabbinatskollegium hatte ſich vorher Gewißheit über Spinoza's Sinneswandlung verſchafft und Zeugniſſe geſammelt. Er wurde darauf vorgeladen, verhört und ermahnt, zu ſeinem alten Wandel zurückzukehren. Mit Strenge verfuhr das Rabbinat anfangs nicht gegen ihn. Vermöge der Feſtigkeit ſeines Charakters hat Spinoza wohl keinerlei Zugeſtändniſſe gemacht und auf der Freiheit der Forſchung, des Denkens und Verhaltens beſtanden. Dieſe Feſtigkeit wurde auf der andern Seite als Halsſtarrigkeit und Trotz ausgelegt. Aber Rabbinat wie Vorſtand wollten dennoch die Strenge des rabbiniſchen Geſetzes nicht gegen ihn anwenden, um ihn nicht in die Arme der Kirche zu treiben. Welchen Schaden konnte der Übertritt eines ſo bedeutenden Jünglings zum Chriſtentum in der noch ziemlich jungen, aus Neuchriſten bevölkerten Gemeinde nach ſich ziehen? Welchen Eindruck auf die Marranen in Spanien und Portugal machen? Die Rabbinen ließen daher ſo unter der Hand Spinoza durch ſeine Freunde eine jährliche Penſion von 1000 Gulden unter der Bedingung anbieten, daß er keinen feindlichen Schritt gegen das Judentum thun und ſich von Zeit zu Zeit in der Synagoge blicken laſſen würde. Allein Spinoza war ſo gefeſtigten Charakters, daß ihn Geld nicht

zum Aufgeben ſeiner Überzeugungen oder gar zur Heuchelei verlocken konnte. Er beharrte auf der Freiheit der Forſchung und Prüfung und fuhr auch fort, ſeine das Judentum untergrabenden Lehren jüdiſchen Jünglingen mitzuteilen. So verſchärfte ſich die Spannung zwiſchen den Vertretern des Judentums und ihm täglich mehr. Ein Fanatiker in Amſterdam glaubte dieſer Spannung durch einen Meſſerſtich gegen den gefährlichen feindlichen Denker ein Ende machen zu können. Er lauerte Spinoza beim Austritt aus dem Theater auf und fuhr mit dem Mordwerkzeug gegen ihn. Infolgedeſſen verließ Spinoza Amſterdam und begab ſich zu einem Freunde, der, ebenfalls der herrſchenden calviniſtiſchen Kirche abtrünnig verfolgt wurde, zu einem Anhänger der Sekte der Rhynsburger oder Kollektanten, welcher in einem Dorfe zwiſchen Amſterdam und Oudekerk wohnte. An eine Ausſöhnung Spinoza's mit der Synagoge war nach dieſem Vorfall nicht mehr zu denken. Daher ſprachen Rabbiner und Vorſtand über ihn den ſchwerſten Bann (Cherem) aus und verkündeten ihn in portugieſiſcher Sprache an einem Donnerstag (6. Ab = 27. Juli 1656) in der Synagoge von der Kanzel herab in feierlicher Weiſe bei der geöffneten heiligen Lade. Der Inhalt des Bannes war: „Seit lange hat der Vorſtand Nachricht von den ſchlechten Meinungen und Handlungen des Baruch de Espinoſa gehabt, und dieſe nehmen noch von Tag zu Tag zu trotz der Bemühung, ihn davon abzuziehen. Namentlich lehrte und verkündete er entſetzliche Ketzerei, wofür glaubwürdige Zeugen vorhanden ſind, welche ihre Ausſagen in Gegenwart des Angeklagten abgelegt haben." Dieſes alles ſei in Gegenwart des Chachams geprüft worden, und ſo habe der Vorſtand beſchloſſen, ihn in den Bann zu thun und von der Gemeinſchaft zu trennen. — Darauf wurden in Gegenwart der Thorarolle die üblichen Bannflüche über ihn ausgeſprochen, und zuletzt warnte der Vorſtand, mit ihm mündlich oder ſchriftlich zu verkehren, ihm eine Gunſt zuzuwenden, mit ihm unter einem Dache oder innerhalb vier Ellen zu weilen oder das von ihm Geſchriebene zu leſen. Der Bann gegen Spinoza wurde gegen die ſonſtige Art verſchärft, um Jünglinge von ſeinen Ketzereien fernzuhalten.

Die Nachricht von dem Bann ſoll er gleichgültig hingenommen und dabei bemerkt haben: man zwänge ihn zu etwas, was er auch ſonſt gethan haben würde. Indeſſen ſo ganz ohne Folgen

lief die Sache für ihn nicht ab. Der Vorstand der portugiesischen Gemeinde ging gegen ihn bei der städtischen Behörde vor, um dessen dauernde Verbannung aus Amsterdam zu erwirken. Der Magistrat legte die Frage, die doch eigentlich eine theologische war, den Geistlichen vor, und diese sollen dessen Entfernung aus Amsterdam auf einige Monate beantragt haben. Höchst wahrscheinlich hat ihn dieses Verfahren des Vorstandes veranlaßt, eine Rechtfertigungsschrift auszuarbeiten, um der weltlichen Behörde darzuthun, daß er kein Übertreter der Staatsgesetze sei, sondern daß er nur sein unverkümmertes Recht ausgeübt hat, über die Religion seiner Väter oder über Religion überhaupt nachzudenken und eine andere Ansicht darüber aufzustellen. Die Gedankenreihe, welche in Spinoza bei Ausarbeitung dieser Selbstverteidigung aufstieg, gab ihm Veranlassung, die Denk- und Forschungsfreiheit überhaupt zu behandeln und damit den Grund zu der ersten seiner gedankenreichen Schriften zu legen, welche ihm Unsterblichkeit verschaft haben. In der Zurückgezogenheit (1656—64) beschäftigte sich Spinoza mit Schleifen optischer Gläser zur Sicherung seiner mäßigen Subsistenz, mit der kartesianischen Philosophie und mit der Ausarbeitung der Schrift: „der theologisch-politische Traktat“. Es war ihm zunächst darum zu thun, die Überzeugung zu verbreiten, daß die Denkfreiheit unbeschadet der Religion und des staatiichen Friedens gestattet werden könne und müsse; denn wenn sie verboten würde, könnten die Religion und der Frieden im Staate nicht bestehen.

Die Verteidigung der Denkfreiheit hatte sich Spinoza durch Querbalken seines großartig angelegten Gedankenbaues eher erschwert als erleichtert. Er machte gewissermaßen „die Menschen, wie die Fische des Meeres, wie Gewürm, das keinen Herrscher hat“. Die großen Fische haben das Recht, nicht bloß das Wasser zu schlürfen, sonderu auch die kleineren Fische zu verschlingen, weil sie die Macht dazu haben; auch die Rechtssphäre des einzelnen Menschen erstreckt sich nur so weit, wie seine Machtsphäre. Dieses Naturrecht erkenne den Unterschied von Gut und Böse, von Tugend und Laster, von Hingebung und Vergewaltigung gar nicht an. Weil aber ein solcher Zustand der ausgedehntesten Rechthaberei eines Jeden zu einem ewigen Kriegszustande Aller gegen Alle führen mußte, hätten sich die Menschen stillschweigend aus Furcht

oder Hoffnung oder Einsicht dieser ihrer weiten Rechtsbefugnis begeben und sie auf ein Kollektivwesen, den Staat, übertragen. Der Staat sei eben dadurch der volle Inhaber des Rechtes aller, weil er eben die Macht aller besitze. Ihm sei Jedermann aus eigenem Vorteile unbedingten Gehorsam schuldig, auch wenn ihm befohlen würde, andern das Leben zu rauben; jede Widersetzlichkeit gegen denselben sei nicht bloß sträflich, sondern vernunftwidrig. Der Staat habe aber nicht bloß das höchste Bestimmungsrecht über Handlungen weltlicher Natur, sondern auch über geistliche und religiöse Ansichten; er könnte sonst nicht bestehen, wenn es jedem unter dem Vorwande der Religion gestattet wäre, den Staat aufzulösen. Die Staatsgewalt habe also ganz allein die Befugnis, die Religionsangelegenheiten zu fixieren und zu bestimmen, was Rechtgläubigkeit und was Ketzerei sei. Welch' eine Konsequenzmacherei! Wie diese spinozistische Theorie das sittliche Recht nicht anerkennt, so auch nicht Gewissenhaftigkeit und Treue. Sobald die Regierung schwach wird und ihre Macht einbüßt, habe sie keinen Anspruch mehr auf Gehorsam; Jedermann dürfe sich von ihr lossagen und sich ihr widersetzen, um sich der neu auftretenden Macht zu unterwerfen. Fast ächtet Spinoza's Theorie auch die Denk- und Meinungsfreiheit. Wer gegen irgend eine Staatseinrichtung spricht, um die Regierung anzuklagen oder verhaßt zu machen, sei als ein Friedensstörer zu betrachten. Nur durch einen sophistischen Kniff konnte Spinoza die Denkfreiheit und die freie Meinungsäußerung retten. Jeder Mensch habe von Natur dieses Recht, und das sei das einzige, welches er nicht an die Staatsgewalt veräußert oder übertragen habe, weil es seinem Wesen nach unveräußerlich sei Es müsse Jedem gestattet bleiben, gegen die Anschauung der Regierung zu denken und zu urteilen, auch zu sprechen und zu lehren, wenn es nur mit Vernunft und Besonnenheit, ohne Betrug, Zorn, Haß und ohne Absicht, eine Veränderung herbeizuführen, geschehe. Mit diesem schwachen Grunde rechtfertigte Spinoza seine Bekämpfung des Judentums und seine philosophischen Angriffe gegen die auch von den holländischen Staaten anerkannten heiligen Urkunden der Bibel. Spinoza war so sehr von Unwillen, wenn nicht von Haß gegen Juden und Judentum erfüllt, daß sein sonst klares Urteil dadurch getrübt war. Er nannte die Rabbinen, wie da-Costa,

nicht anders als Pharisäer und schob ihnen ehrgeizige und niedrige Gesinnung unter, während sie doch nur ihren ererbten Schatz gegen Angriffe sicherstellen wollten.

Stolz auf die seit Jahrhunderten von der Kirche unterdrückte und damals um so kräftiger emporschnellende Vernunft lud Spinoza die Theologie und besonders das uralte Judentum vor ihren Richterstuhl, prüfte dessen Dogmen und Urkunden und sprach ein Verdammungsurteil über seine Mutter aus. In seinem Kopfe hatte er einen Gedankenturm aufgerichtet, von dem aus er gewissermaßen den Himmel stürmen wollte. Spinoza's Geist erkannte, wie kein Denker vor ihm, eherne, unveränderliche Gesetze im ganzen Weltall, in der Kreisbewegung der Himmelskörper, in der Regelmäßigkeit des mathematischen Denkens, wie in der scheinbaren Regellosigkeit wilder Leidenschaften. Das ganze Weltall, die einzelnen Dinge und ihre Thätigkeiten, sind (nach Spinoza) nicht bloß aus Gott, sondern in Gott; sie bilden die unendliche Reihe von Formen und Bildungen, in welchen sich Gott offenbare, durch die er nach seiner ewigen Natur ewig wirke: die Seele gewissermaßen denkender Körper und der Körper die sich im Raume ausdehnende Seele. Gott sei die innewohnende, aber nicht die von Außen einwirkende Ursache aller Dinge; alles ist in Gott und wird in ihm bewegt. Gott als Schöpfer und Erzeuger aller Dinge ist die erzeugende oder die sich verwirklichende Natur. Die Dinge könnten daher nicht anders gestaltet sein, als sie es eben sind; denn sie sind die in ewigem Fluß ins Dasein tretenden Erscheinungen Gottes in der innigen Verbindung von Denken und Ausdehnung.

Welche Stellung nimmt der Mensch in diesem geschlossenen System ein? Wie soll er handeln und wirken? Auch er ist mit aller seiner Größe und Kleinheit, mit seiner Kraft und Schwäche, mit seinem himmelanstrebenden Geiste und seinem, dem Bedürfnis der Selbsterhaltung unterliegenden Leibe nichts weiter, als eine Daseinsweise (Modus) Gottes. Mensch auf Mensch, Geschlecht auf Geschlecht entsteht und vergeht, verfließt wie ein Tropfen in einem ewigen Strome, aber seine eigentümliche Natur, die Gesetze, nach denen er sich körperlich und geistig in dieser eigenartigen Verbindung von Geist und Raumausdehnung bewegt, spiegeln göttliche Wesenheit ab. Namentlich bilde der menschliche Geist oder richtiger, die verschiedenen Denkweisen, Gefühle, Anschauungen aller Menschen

zuſammen die ewige Vernunft Gottes. Der Menſch iſt aber ſo wenig wie alle andern Dinge, wie der Stein, der vom Berge herunterrollt, frei, ſondern folge den auf ihn eindringenden äußern und innern Einwirkungen. Der Gute wie der Böſe, der ſich für ein erhabenes Ziel hingebende Märtyrer, wie der fluchwürdige Böſewicht und Menſchenſchlächter, alle ſind ſie wie der Thon in der Hand Gottes; ſie müſſen nach ihrer innern Natur der Eine gut, der Andere bös handeln, wie ſie eben handeln. Sie wirken beide nach eherner Notwendigkeit. Niemand dürfe es Gott zum Vorwurf machen, daß er ihm eine ſchwache Natur oder einen umnachteten Geiſt gegeben, wie es widerſinnig wäre, wenn der Kreis ſich beklagte, daß Gott ihm nicht die Natur und die Eigenſchaften der Kugel gegeben hat.

Unfrei iſt der Menſch am meiſten durch ſeine Leidenſchaften. Liebe, Haß, Zorn, Ruhmſucht, Geldgeiz machen ihn zum Sklaven der Außenwelt. Dieſe Leidenſchaften entſpringen aus verworrenen Gedanken der Seele. Je mehr Einſicht die Seele verlangt, in dem Zuſammenhange des Weltalls die Reihenfolge der Urſachen und Wirkungen und die Notwendigkeit der Erſcheinungen zu begreifen, deſto mehr kann ſie ſich von den ſchmerzhaften Leidenſchaften befreien, deſto mehr kann ſie den Schmerz in Wohlbehagen verwandeln. Durch höhere Einſicht vermöge der Menſch, wenn er ſich von der Vernunft leiten läßt, ſich Seelenſtärke anzueignen, noch mehr Liebe zu Gott, d. h. zum ewigen Zuſammenhange, zu empfinden. Dieſes gewähre einerſeits Edelſinn, die Menſchen zu unterſtützen und ſie durch Milde und Wohlwollen zu gewinnen, und verſchaffe anderſeits Befriedigung, Freude und Seligkeit. Der mit höchſter Erkenntnis Begabte lebe in Gott und Gott in ihm. Erkenntnis iſt Tugend, wie Unwiſſenheit gewiſſermaßen Laſter iſt. Die höchſte Tugend iſt nach dem ſpinoziſtiſchen Syſtem Selbſtentäußerung durch Erkenntnis, mit dem zermalmenden Räderwerk der Kräfte ſo wenig als möglich in Berührung zukommen, ihnen auszuweichen, wenn ſie nah kommen, oder ſich ihnen zu unterwerfen, wenn ihre wilde Jagd den Einzelnen niederwirft. Der Menſch hat alſo gar kein Ziel, ebenſo wenig wie die ewige Subſtanz. Spinoza's Sittenlehre (Ethik im engeren Sinne) iſt ebenſo unfruchtbar, wie ſeine Staatslehre. Hier wie dort erkennt er nur Unterwürfigkeit als vernünftig an. Für ihn gab es keinen Fortſchritt in der

Flucht der Zeiten, ſondern nur ein ewiges, langweiliges Wiederholen derſelben Erſcheinung von Denken und Ausdehnung, einen ewigen Stillſtand der Menſchheit.

Bei dieſer Auffaſſung von Gott und von dem gebundenen ſittlichen Thun des Menſchen darf es nicht befremden, daß das Judentum keine Gnade vor Spinoza's Augen fand Stellt dieſes doch gerade entgegengeſetzte Prinzipien auf Spinoza fehlte überhaupt der Blick für geſchichtliche Vorgänge, welche wunderbarer noch als die natürlichen ſind, und er konnte daher dem Judentum keine beſondere Bedeutung beimeſſen. Er verkannte es noch mehr durch die Erbitterung, welche er gegen das Amſterdamer Rabbinatskollegium empfand, das — verzeihlich genug — ihn aus der Gemeinſchaft ausgeſchloſſen hatte, eine Erbitterung, die er auf die Geſamtjudenheit und das Judentum übertrug.

Dem Chriſtentum räumte Spinoza einen großen Vorzug vor dem Judentum ein, weil er dieſes mit dem Auge des Unwillens betrachtete und daher überall Gebrechen und Ungereimtheiten erblickte, jenes aber mit wohlwollendem Blick anſah und die Schwächen überſah. Spinoza hat daher bei dem redlichen Trieb nach Wahrheit über die Geſtaltung des Judentums neben manchem Richtigen auch vieles Falſche und Verkehrte ausgeſprochen. Um das Judentum herabzudrücken, erklärte Spinoza, daß die Bücher der heiligen Schrift vielfache Schreibfehler, Einſchiebſel, Entſtellungen enthalten und nicht den Verfaſſern angehören, denen ſie zugeſchrieben werden, nicht einmal die Thora, die Grundquelle des Judentums. Eſra habe ſie vielleicht erſt nach dem babyloniſchen Exil zuſammengetragen und geordnet. Die echte Schrift von Moſe ſei nicht mehr vorhanden, nicht einmal die Zehngebote in ihrer urſprünglichen Geſtalt. Moſe, die Propheten und alle die höhern Perſonen der Bibel hätten überhaupt nur eine verworrene Anſchauung von Gott und der Natur gehabt, ſie ſeien nicht Philoſophen geweſen, ſie hätten ſich nicht des natürlichen Lichts der Vernunft bedient. Jeſus dagegen habe höher geſtanden, er habe eine helle Vernunft beſeſſen, er habe nicht eine Nation, ſondern die ganze Menſchheit durch Vernunftsgründe belehrt. Auch die Apoſtel ſeien höher zu ſtellen als die Propheten, da ſie einen natürlichen Lehrgang eingeführt hätten. Nur die Bitterkeit Spinoza's konnte ihn ſo ver-

blendet haben, das geiſtige Eigentum der Judenheit zu verkleinern und das Chriſtentum ſo hoch zu ſtellen.

Spinoza hätte den Beſtand des Judentums äußerſt gefährden können; denn er lieferte deſſen Gegnern die Waffen der Vernunftſchlüſſe, es wirkſamer zu bekämpfen. Geſtand er ja auch jedem Staate und jeder Behörde das Recht zu, es zu verbieten und deſſen Bekennern Religionszwang aufzuerlegen, dem dieſe ſich aus Gehorſam fügen müßten. Die Scheiterhaufen der Inquiſition gegen die Marranen waren nach ſeiner Denkweiſe doppelt gerechtfertigt, weil Bürger kein Recht haben, ſich der anerkannten Staatsreligion zu widerſetzen, und weil es eine Thorheit ſei, das Judentum zu bekennen und ſich dafür noch zu opfern. Allein Spinoza hatte eine Charaktereigenſchaft, welche dem Judentum zu ſtatten kam. Er liebte zu ſehr Frieden und Ruhe, als daß er mit ſeinem auflöſenden Gedankengang hätte Schule machen wollen. „Friedfertig und ruhig zu ſein", das war für ihn das Ideal des Lebens. Als der gebildetſte deutſche Fürſt ſeiner Zeit, der Pfalzgraf Karl Ludwig, welcher auch für die Juden ein gewiſſes Wohlwollen hegte, ihm, dem „proteſtantiſchen Juden" (wie er denn noch immer genannt wurde) einen Lehrſtuhl für Philoſophie an der Univerſität von Heidelberg unter ſehr günſtigen Bedingungen antrug, lehnte Spinoza dieſes Anerbieten entſchieden ab. Er verleugnete halb und halb ſein eigenes Kind, den „theologiſch-politiſchen Traktat", um nicht in Gemütsunruhe verſetzt zu werden.

Wie vorauszuſehen war, machte das Erſcheinen dieſes Buches ungemeines Aufſehen. So ſcharf, ſo entſchieden und einſchneidend war bis dahin noch nicht über das Verhältnis der Religion zur Philoſophie und zur Staatsgewalt geſchrieben und namentlich nicht ſo der Stab über den geiſtlichen Stand gebrochen worden. Die Geiſtlichen aller Bekenntniſſe waren gegen dieſes „gottloſe" Buch, welches den Offenbarungsglauben herabſetzte, außerordentlich aufgeregt. Spinoza's einflußreichſten Freunde vermochten es nicht zu ſchützen, es wurde durch ein Dekret der Generalſtaaten verdammt und zum Verkauf verboten — allerdings um nur noch eifriger geleſen zu werden. Spinoza ſcheute ſich aber ſeit der Zeit noch mehr, ſeine anderweitigen Schriften, namentlich ſein eigenes philoſophiſches Syſtem zu veröffentlichen.

In dieſer ſelbſtiſchen Selbſtloſigkeit ſeines Charakters lag zum Teil auch der Grund, daß ſeine gegen das Judentum am kräftigſten geführten Schläge keine große Bewegung in der jüdiſchen Welt hervorgerufen haben. Es gab doch gerade zur Zeit, als Spinoza dem Judentum den Fehdehandſchuh hinwarf, in dem jüdiſch-portugieſiſchen Kreiſe eine Fülle von Bildung und Kenntniſſen, wie weder vorher noch nachher. Es herrſchte in der Amſterdamer Gemeinde und ihren Kolonien eine außerordentliche geiſtige Rührigkeit und Fruchtbarkeit. Ihre Träger waren meiſtens gebildete Marranen, welche den ſpaniſchen und portugieſiſchen Inquiſitionstribunalen entflohen waren, um im freien Holland ihrem Bekenntniſſe leben zu können. Es waren Denker, Ärzte, Mathematiker, Sprachforſcher, Dichter und auch Dichterinnen. Manche unter dieſen nach Amſterdam entkommenen Marranen hatten eigentümliche Wandlungen durchgemacht. Ein Mönch aus Valencia, Fray Vicente de Rocamora (geb. 1601, geſt. 1684) war bis zum Beichtvater der Infantin Maria aufgeſtiegen, welche ſpäter Kaiſerin von Deutſchland und Verfolgerin der Juden wurde. Eines Tages entflieht der Beichtvater aus Spanien, gelangt nach Amſterdam und entpuppt ſich als Iſaak de Rocamora, ſtudiert als Vierziger Medizin, wird glücklicher Familienvater und Vorſteher jüdiſcher Wohlthätigkeits-Anſtalten. Dieſer ehemalige Mönch und ſpäter Gemeindevorſteher machte gelungene ſpaniſche und lateiniſche Verſe.

Eine andere Laufbahn machte Enrique Enriquez de Paz aus Segovia (geb. um 1600, geſt. nach 1660), der jüdiſche Calderon. Jung in den Kriegerſtand eingetreten, hat er ſich ſo tapfer bewährt, daß er ſich den San-Miguel-Orden erwarb und Kapitän wurde. Er führte neben dem Schwerte auch die Feder, mit der er komiſche Figuren und Lagen zeichnete. Enriquez de Paz, oder wie er als Dichter genannt wurde, Antonio Enriquez de Gomez, geſtaltete mehr als zwei und zwanzig Komödien, von denen einige auf der Madrider Bühne aufgeführt, für Calderonſche gehalten und mit Beifall aufgenommen wurden. Aber weder Mars noch die Muſen vermochten ihn gegen die Inquiſition zu ſchützen; er konnte ſich nur durch ſchnelle Flucht ihren Griffen entziehen. Eine Zeit lang lebte er in Frankreich. Seine fruchtbare Muſe beſang Ludwig XIV., die Königin von Frankreich, den mächtigen

Staatsmann Richelieu und andere hochgestellte Personen des Hofkreises. Er beweinte in Elegien sein Mißgeschick und den Verlust seines Vaterlandes, das er, wie stiefmütterlich auch gegen ihn, wie ein Sohn liebte. Obwohl mit Glücksgütern gesegnet, fühlte sich Enriquez de Paz, fern von den blauen Bergen und der milden Luft Spaniens, unglücklich. In Frankreich lebte er als verkappter Christ, bekundete aber seine Teilnahme am Judentum, indem er den Märtyrertod des Lope de Vera y Alarcon in elegischen Versen betrauerte. Zuletzt ließ auch er sich im Asyl der Marranen nieder; während dessen wurde sein Bild in Sevilla auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Unter den zahlreichen weltlichen Dichtungen hat Enriquez Gomez auch eine von jüdisch-nationalem Interesse hinterlassen, ein Heldengedicht, welches den Riesen-Richter Simson (Sanson Nazareno) besingt. Die Lorbeeren, welche der von ihm bewunderte stammgenössische, ältere spanische Dichter Miguel Silveyra mit seinem Epos (Der Makkabäer) gepflückt hatte, ließen ihn nicht ruhen, bis er ein Seitenstück hervorgebracht hatte. Dem geblendeten Helden, der sich noch mit dem Tode an den Philistern rächen wollte, lieh Gomez Verse, welche seine eigene Brust bewegten:

„Ich sterb' für deine Schrift, für deine Religion,
Für deine Lehre, dein geheiligtes Gebot,
Für die durch deine Wahl erkorne Nation,
Für deine hehre Satzung geh' ich in den Tod.

Eine andere Seite bieten zwei ausgewanderte Marranen dieser Zeit, Vater und Sohn, die beiden Penso's, der eine reich an Glücksgütern und Wohlthätigkeit, und der andere an poetischer Begabung. Beide entflohen vor der Wut der Inquisition und ließen sich nach vielem Wechsel des Aufenthaltes zuletzt als Juden in Amsterdam nieder. Der Sohn, (Felice) Joseph Penso, auch de la Vega genannt (geb. um 1650, gest. 1763), widmete als reicher Kaufmann seine Muße der Dichtkunst zu. Er erweckte bereits mit seiner jungen Stimme, als siebzehnjähriger Jüngling, das so lange schlummernde Echo der neuhebräischen Poesie und ließ sie den höchsten Ton anschlagen. Kühn unternahm Joseph Penso, ein hebräisches Drama zu schaffen. Seit Imanuel Romi seine witzigen Novelletten gedichtet hatte, war die neuhebräische Poesie mit Unfruchtbarkeit geschlagen, woran die zunehmende Ungunst der Zeiten nicht allein Schuld hatte. Selbst die vollwichtigen Dichter Gebirol

und Jehuda Halevi hatten nur die lyrische und didaktische Poesie gepflegt und an das Drama nicht einmal gedacht. Joseph Penso, angehaucht von der poetischen Luft seines Geburtslandes Spanien, welche von Lope de Vega's und Calderons wohlklingenden Versen wiederhallte, übertrug die spanische Kunstform auf die neuhebräische Poesie. Er hat glücklich die verschiedenen Vers- und Strophengattungen der europäischen Dichtkunst in der Sprache David's und Jesaia's nachgeahmt. Er nannte sein Drama: „Die Gefangenen der Hoffnung". Spanische Verse hat Joseph Penso de la Vega sehr viele gedichtet, Gelegenheitspoesie, moralisch-philosophische Betrachtungen, Lobgedichte auf Fürsten. Beliebt waren seine Novellen: „Die gefährlichen Fahrten".

Marranische Dichter mittlern Schlages gab es so viel in Amsterdam dieser in Zeit, daß einer derselben, der zum Pfalzgrafen ernannte Resident Spaniens in den Niederlanden, Manuel de Belmonte (Isaak Nuñes) eine poetische Akademie gründete. Dichterische Arbeiten sollten eingeliefert werden. Zu Preisrichtern ernannte er den ehemaligen Beichtvater de Rocamora und einen andern Marranen, welcher lateinische Verse leicht zu stande brachte: Isaak Gomez de Sosa. Portugiesische und lateinische Verse machte Nicolas de Oliver y Fullana, Oberst in spanischem Dienste, zum Ritter geschlagen, dann aus Spanien entflohen und in holländischem Dienste genauer Kartenzeichner und Kosmograph; Joseph Szemach Arias, ebenfalls Militär von hoher Charge, der jene Schrift des Geschichtsschreibers Josephus (gegen Apion) ins Spanische übersetzte, welche die alten Vorurteile und Lügen gegen die Juden widerlegte. Von den jüdisch-marranischen Dichterinnen sei nur genannt die schöne und geistvolle Isabel Correa (Rebekka), die einen Blütenkranz verschiedener Poesien flocht und das italienische Lieblingsdrama „Der treue Hirte" (von Guarini) in schöne spanische Verse brachte.

Von einem ganz andern Schlage war der Marrane Thomas de Pinedo (geb. 1614, gest. 1679) aus Portugal, in einem Jesuitenkollegium von Madrid erzogen. Er war heimischer im klassischen Altertum als im jüdischen und legte sich auf ein zu seiner Zeit in Spanien wenig angebautes Fach, auf die alte Geographie. Auch ihn verscheuchte die Inquisition aus Spanien, und er pries sich glücklich, mit heiler Haut davon gekommen zu

ſein. Der Philologe de Pinedo weilte in ſeinen letzten Jahren als Bekenner des Judenthums in Amſterdam, wo er ſein umfangreiches Werk druckte.

Zu dieſem gebildeten Kreiſe von Spinoza's Zeitgenoſſen gehören noch zwei Männer, welche abwechſelnd in Hamburg und Amſterdam weilten, David Coen de Lara (geb. um 1610, geſt. 1674) und Dionys Muſaphia, beide Philologen, aber nicht viel mehr. Mit ihrer Kenntnis des Lateiniſchen und Griechiſchen haben ſie den talmudiſchen Wortſchatz erläutert und früher eingeſchlichene Irrtümer berichtigt. David de Lara war auch Prediger und Moralſchriftſteller. Er verkehrte zu viel mit dem auf Judenbekehrung beſeſſenen Hamburger Prediger Esdras Edzardus. Dieſer verbreitete daher das gewiß falſche Gerücht, de Lara ſei vor ſeinem Ende halb und halb Chriſt geworden. — Dionys (Benjamin) Muſaphia (geb. um 1616, geſt. in Amſterdam 1675), war Arzt und Naturforſcher, ſtand eine Zeitlang im Dienſte des däniſchen Königs Chriſtian IV. bis zu deſſen Tode, war philoſophiſch gebildet und erlaubte ſich an Dieſem und Jenem in Talmud und Bibel zu zweifeln. Nichts deſtoweniger fungierte er im Alter als Rabbiner in Amſterdam.

Viel bedeutender als dieſer ganze Kreis war Balthaſar Orobio de Caſtro (geb. um 1620, geſt. 1687). Auch er ſtammte von marraniſchen Eltern, welche heimlich vom Judentum noch den Verſöhnungstag beobachteten, d. h. ſich an dieſem Tage von Speiſe und Trank enthielten. In dieſem Halbjudentume wurde Orobio erzogen. Mit einem hellen Geiſte begabt, ſtudierte er die verkommene und veraltete Philoſophie, wie ſie nur noch auf ſpaniſchen Hochſchulen gelehrt wurde, und brachte es bis zum Lehrer der Metaphyſik an der Univerſität zu Salamanca. In reiferem Alter verlegte er ſich auf die Arzneikunde. Darin hatte Orobio mehr Glück; er erlangte Ruf in Sevilla, wurde Leibarzt eines Herzogs von Medina-Celi und auch einer dem Hofe nahe ſtehenden Familie und erwarb Reichtümer. Er war bereits glücklicher Gatte und Familienvater, als die Inquiſition ihr Auge auf ihn warf. Orobio wurde verhaftet, des Judaiſierens angeklagt und in einen engen, düſtern Kerker geworfen, der ihm nicht einmal Raum zur Bewegung ließ. Darin mußte er drei Jahre körperlich und geiſtig verkümmern.

Anfangs füllte er seine Zeit mit Grübeleien aus. Nach und nach trübte sich sein Geist so sehr, daß er sich öfter selbst fragte: „Bin ich wirklich Don Balthasar Orobio, welcher sich in den Straßen Sevillas bewegte, im Wohlstand lebte und eine Familie hatte?“ Sein früheres Leben kam ihm wie ein Traum vor. Aber das Inquisitionstribunal brachte doch einmal Abwechslung in sein wüstes Traumleben. Es ließ ihn foltern, um ihm das Geständnis, daß er heimlich dem Judentume anhinge, abzuzwingen und bedrohte ihn, falls er im Leugnen verharre, noch gräßlichern Schmerzen unterworfen zu werden. Er überlebte indes die Folterqualen, wurde in den Kerker zurückgebracht, um seine Wunden vernarben zu lassen, dann verurteilt, zwei Jahre das Schandkleid (Sam-Benito) zu tragen und endlich aus Spanien verwiesen. Er begab sich nach Toulouse, wo er Professor der Medizin an der Universität wurde. Obwohl in seiner neuen Stellung geachtet, konnte Orobio doch nicht lange die Heuchelei ertragen, gab sie auf, ging nach Amsterdam und bekannte sich offen zum Judentum (um 1666). Kein Wunder, wenn er ein erbitterter Gegner des Christentums wurde. Er versetzte ihm daher so nachhaltige Schläge, daß sich ein angesehener holländischer Theologe (van Limborch) gedrungen fühlte, es gegen Orobio's Angriffe in Schutz zu nehmen.

Alle diese vielseitig gebildeten Jünglinge und Männer kannten Spinoza's feindselige Haltung gegen das Judentum und lasen ohne Zweifel seinen theologisch-politischen Traktat. Isaak Orobio de Castro stand mit Spinoza im Verkehr. Und dennoch haben seine erschütternden Streiche gegen das Judentum ihre Überzeugung nicht wankend gemacht. Orobio de Castro hielt es anfangs nicht der Mühe wert, Spinoza's Angriffe gegen das Judentum zu widerlegen. Später fand er, daß sie doch nicht so unschädlich wären, indem Halbwisser sich davon verleiten ließen, in Atheismus und in ein darauf gebautes sittenloses Leben zu verfallen. Er verfaßte daher eine Widerlegungsschrift dagegen.

Ohne es zu ahnen, hatte Spinoza an einem Gegenfüßler im Morgenlande einen Verbündeten, der nachhaltiger an der Auflösung des Judentums arbeitete, und der fast die Gesamtjudenheit in einen rasenden Taumel versetzte. Dieser Gegenfüßler und Bundesgenosse hatte viel, viel mehr Bewunderer als der Denker von Amsterdam,

war eine Zeitlang der Abgott der ganzen Judenheit und hat noch bis auf den heutigen Tag heimliche Anhänger, die eine eigene Sekte bilden. Es war Sabataï Zewi, (geb. am 9. Ab 1626, geſt. 1676) aus Smyrna in Kleinaſien von jüdiſch-ſpaniſcher Abkunft, Urheber einer neuen meſſianiſchen Raſerei. Er war keineswegs ein außergewöhnliches Weſen und verdankte die Anhänglichkeit, die ihm ſchon als Jüngling zu teil wurde, nicht ſeinem umfaſſenden Geiſte, ſondern dem kabbaliſtiſchen Wahnwitz und ſeiner äußern Erſcheinung. Er war großgewachſen, wohlgeſtaltet, hatte ſchönes ſchwarzes Bart- und Kopfhaar und ein angenehmes Organ, das durch Sprechen und mehr noch durch Geſang die Herzen gewinnen konnte. Sein Geiſt aber war von der Phantaſie umwölkt, er hatte einen ſchwärmeriſchen Zug und einen Hang zum Außergewöhnlichen. Von Jugend an mied Sabbataï Zewi Geſellſchaft und Spiel von Altersgenoſſen, ſuchte einſame Plätze auf und that überhaupt niemals das, was die Jugend reizt. Vom Talmud verſtand er wenig; deſto mehr zog ihn der Wirrwarr der Kabbala an. Ein Zug unterſchied ihn von ſeinen Genoſſen; er hatte keinerlei Neigung für das weibliche Geſchlecht. Nach Brauch wurde Sabbataï Zewi jung verheiratet, mied aber ſeine junge, nicht unſchöne Frau ſo hartnäckig, daß ſie auf Scheidung antrug. Daſſelbe wiederholte er ſpäter an einer zweiten Frau. Dieſe im heißen Morgenlande ſeltene Abneigung gegen die Ehe, ſeine emſige Beſchäftigung mit der Kabbala und ſeine ſtrenge Lebensweiſe erregten Aufmerkſamkeit. Jünger ſuchten ihn auf; als Zwanzigjähriger war er bereits Meiſter eines kleinen Kreiſes. Ein anderer Umſtand kam hinzu. Mit der Thronbeſteigung des Sultans Ibrahim entſtand ein heftiger Krieg zwiſchen der Türkei und Venedig, welcher den levantiniſchen Handel von Konſtantinopel nach Smyrna brachte. Dieſe bis dahin unanſehnliche Stadt erhielt dadurch eine größere Bedeutung. Mardochaï Zewi, Sabbataï's Vater aus Morea in Griechenland, von Hauſe aus arm, wurde Agent eines engliſchen Hauſes in Smyrna, führte deſſen Aufträge aus, genoß das Vertrauen der Handelsherren und machte dabei gute Geſchäfte. Seinen zunehmenden Wohlſtand ſchrieb der verblendete Vater dem Verdienſte ſeines die Kabbala pflegenden Sohnes zu; er galt in ſeinen Augen als junger Heiliger. Im Hauſe ſeines engliſchen Handelsherrn hörte Mardochaï Zewi oft

von der Nähe des tausendjährigen Reiches sprechen. Das Jahr 1666 wurde nämlich von christlichen Schwärmern als das in der Offenbarung Johannes bezeichnete mystisch-messianische Jahr bezeichnet, welches den Juden eine neue Herrlichkeit bringen, sie nach Jerusalem zurückkehren und dem Christentume zukehren sehen werde. Diese im englischen Handelshause vernommenen Erwartungen teilte Mardochaï Zewi den Mitgliedern seiner Familie mit, und keins derselben lauschte mit mehr Andacht darauf, als Sabbataï. Wie, wenn er selbst berufen wäre, die Erlösungszeit herbeizuführen? Und wer wäre würdiger für diesen Beruf, als ein tiefeingeweihter Kabbalist?

Der Mittelpunkt der jüngern Kabbala Lurjas war eben die gespannteste Messiaserwartung. Diese lurjanische Mystik hatte den wirren Kopf des Jünglings von Smyrna mit solchem Schwindel und Taumel benebelt, daß er die geistige Erlösung mit Leichtigkeit herbeiführen zu können vermeinte, auf welche die leibliche sofort folgen müßte. Sabbataï Zewi war nicht der erste solcher demütig-vermessenen Phantasten, die mit mystischem Dusel die Weltordnung umkehren zu können glaubten und sie zum Teil umgekehrt haben. Das Lügenbuch Sohar hatte in einem Zusatze bezeichnet, daß im Jahre 5408 der Welt (1648) die Erlösungszeit beginnen werde. Gerade in diesem Jahre offenbarte sich Sabbataï seinem Gefolge von jüngeren Genossen als messianischen Erlöser, indem er den vierbuchstabigen Gottesnamen (im Hebräischen Jhwh), ohne Scheu auszusprechen sich vermaß, obwohl es talmudisch und durch Jahrtausende langen Brauch aufs strengste verpönt war. Das Rabbinatskollegium verhängte wegen dieser seiner frechen Übertretung den Bann über ihn. Es entstanden dadurch Reibungen in der Gemeinde. Schließlich wurden er und seine Jünger (um 1651) aus Smyrna verjagt. Die messianische Schwärmerei schien damit im ersten Aufkommen erstickt zu sein, glomm aber unter der Asche fort und brach kaum fünfzehn Jahre später zu einer hellen, verzehrenden Flamme aus. Die Verfolgung, weit entfernt Sabbataï Zewi abzuschrecken, gab ihm erst recht das Gefühl seiner Würde. Die Vorstellung von einem leidenden Messias hatte sich bereits früher vom Christentum in den jüdischen Kreis fortgepflanzt, so daß auch hier angenommen wurde: des Messias' Demütigung führe zu seiner Erhöhung und Verklärung. Sabbataï glaubte an sich, und seine

Jünger, darunter Moſe Pinheiro, ein bereits reiferer Mann, teilten dieſen Glauben mit aller Zähigkeit. Hätte ſich der angebliche Meſſias durch die Welt betteln müſſen, ſo würde ſeine Illuſion nicht lange vorgehalten haben. Allein er war von ſeinem Vaterhauſe aus mit Geldmitteln reichlich verſehen, konnte ſeine Unabhängigkeit und ſeine vermeintliche Würde behaupten und noch dazu Anhänger werben. In Konſtantinopel, der zahlreichſten jüdiſchen Gemeinde, worin es viele reine und unreine Elemente gab, konnte Jedermann für ſeine Pläne und Abenteuer Genoſſen finden. Dort lernte er einen Prediger Abraham Jachini kennen, welcher ihn in ſeinem Wahne beſtärkte. Es war ein armer Teufel und ein verſchmitzter Mann. Aus Luſt an Myſtifikation ſchob dieſer eine myſtiſche Schrift, eine apokryphiſche Rolle in altertümlichen Zügen, in ſeine Hände, welche angeblich aus älterer Zeit von Sabbatai's Meſſiastum Zeugnis ablegt. „Ich Abraham war vierzig Jahre in einer Höhle eingeſchloſſen und war verwundert, daß ſich die Zeit der Wunder nicht einſtellte. Da tönte mir eine Stimme entgegen: „„Ein Sohn wird im Jahre 5386 der Welt (1626) geboren und wird Sabbatai genannt werden. Er wird den großen Drachen demütigen, er iſt der wahre Meſſias und wird ohne Waffen Krieg führen““. Dieſe Rolle, welche der junge Schwärmer ſelbſt als eine echte Offenbarung gehalten zu haben ſcheint, wurde ſpäter die Quelle vieler Betrügereien. Indeſſen ſchien Sabbatai die Stadt Salonichi ein noch geeigneter Schauplatz für kabbaliſtiſche Schwärmereien zu ſein, als Konſtantinopel. Hier gewann er in der That Anhänger und trat bereits mit mehr Kühnheit auf. Hier führte er eines ſeiner Stücke auf, wodurch er auch ſpäter auf die Einbildungskraft der Kabbaliſten zu wirken pflegte. Er beging ſeine myſtiſche Vermählungsfeier mit der Thora. Kabbaliſtiſch ſollte es bedeuten, daß die Thora, die Himmelstochter, mit dem Meſſias, dem Sohne des Himmels, in einen unzertrennlichen Bund vereinigt ſei, oder daß er die Fleiſch gewordene Thora ſei und dieſe erſetzen könne. Dieſe Scene erregte allerdings Anſtoß, und die beſonnenen Rabbiner Salonichi's ſetzten ſeine Verbannung auch aus dieſer Stadt durch. Nach Wanderungen in Griechenland kam er nach Kairo, und hier bot ſich ihm Ausſicht zur Verwirklichung ſeiner Träume. In der egyptiſchen Hauptſtadt fungierte ein jüdiſcher Münzmeiſter und Zoll-

pächter, welcher den Titel Saraf-Baſchi führte Namens Raphael Joſeph Chelebi (aus Aleppo), ein Mann von großen Reichtümern und reichſpendender Wohlthätigkeit, aber auch von einer unſäglichen Leichtgläubigkeit und unvertilgbarem Hange zu nebelhafter Myſtik und zur asketiſchen Lebensweiſe. Fünfzig Talmudkundige und Kabbaliſten wurden von ihm unterhalten und ſpeiſten an ſeiner Tafel. Während er im Staatswagen fuhr und in Prachtgewändern auftrat, trug er an ſeinem Leibe ein Büßergewand, faſtete und badete viel uud ließ ſich öfter in der Nacht geißeln. Samuel Vital, ein Sohn des kabbaliſtiſchen Lärmſchlagers Chajim Calabreſe, leitete ſeine beſtändigen Büßungen nach lurjaniſch-kabbaliſtiſcher Vorſchrift. In dieſen Kreis kam Sabbataï Zewi und gewann um ſo eher deſſen Vertrauen, als er vermöge ſeiner Unabhängigkeit nichts von ihm verlangte. Das apokalyptiſch-meſſianiſche Jahr 1666 rückte immer näher, es galt daher für ihn, es zu bewähren.

Er begab ſich daher nach Jeruſalem (um 1663) wohl im Wahne, daß ſich auf dem heiligen Boden ein Wunder ereignen werde, welches ihn in ſeiner Hoheit beglaubigen würde. Die Jeruſalemer Gemeinde war damals nach jeder Seite hin arm und armſelig. Durch die Quälereien und Gelderpreſſungen der türkiſchen Beamten heruntergekommen, verſiegten für ſie noch infolge der anhaltenden Judenſchlächtereien in Polen die Zuflüſſe aus Europa. Die Folge davon war, daß die beſten Männer auswanderten, und die Gemeindeführung eingefleiſchten Kabbaliſten, lauter Lurjaniſten und Vitaliſten, oder gar einer zuchtloſen Bande überließen.

Das Wunder, welches Sabbataï Zewi in der heiligen Stadt für ſich erwartete, war bereits vorhanden: die Leichtgläubigkeit und die Wunderſucht dieſer Gemeinde, die geneigt war, wie die Wilden auf der unterſten Stufe das Albernſte und Blödſinnigſte als eine göttliche Offenbarung anzunehmen. Anfangs hielt ſich der Schwärmer von Smyrna ruhig und gab keinen Anſtoß. Er lebte nach der lurjaniſchen Kabbala, legte ſich die ſtrengſten Kaſteiungen auf und weilte oft auf den Gräbern frommer Männer, um deren Geiſter auf ſich herabzuziehen. Damit und auch mit ſeinem einnehmenden Weſen gewann er allmählich einen Kreis von Anhängern, der einen blinden Glauben an ihn hatte. Zudem

war ſein Thun außergewöhnlich geweſen. Er pflegte anſtößige Liebeslieder in ſpaniſcher Sprache mit myſtiſcher Andeutung zu ſingen, von der ſchönen Kaiſertochter Meliſelde mit ihren Korallenlippen und ihrem Milchfleiſche, wie ſie aus dem Bade ſteigt. Ein Vorfall brachte ſeine Exzentricitäten der Verwirklichung näher. Über die Jeruſalemer Gemeinde wurde abermals eine jener Gelderpreſſungen verhängt, welche öfter Folterqualen und Tod im Gefolge hatten. Die verarmten Mitglieder ſetzten ihre Hoffnung einzig und allein auf den Münzmeiſter Raphael Chelebi in Kairo. Sabbatai Zewi wurde allgemein als der geeignetſte für dieſe Sendung an dieſen Helfer in der Noth angeſehen. Er übernahm dieſen Auftrag um ſo bereitwilliger, als er dadurch Gelegenheit zu erhalten hoffte, eine Rolle als Retter der heiligen Stadt zu ſpielen. In Kairo angekommen, erhielt er ſogleich von Chelebi die für die Befreiung der Jeruſalemer Gemeinde erforderliche Summe und noch dazu eine außerordentlich günſtige Gelegenheit, ſeine meſſianiſchen Träume unerwartet beſtätigen zu können.

Während des Gemetzels der Juden in Polen durch Chmielnicki wurde ein etwa ſechsjähriges verwaiſtes jüdiſches Mädchen von Chriſten gefunden und in ein Kloſter untergebracht. Die Eltern waren tot, die Gemeinde zerſprengt, und Niemand kümmerte ſich um das verlaſſene Kind, ſo daß die Nonnen den Findling als eine ihnen zugeführte Seele betrachteten und ihm eine chriſtliche und klöſterliche Erziehung gaben. Indeſſen waren die Eindrücke, welche die Waiſe im elterlichen Hauſe erhalten hatte, ſo lebendig, daß das Chriſtentum keinen Eingang in ihr Inneres finden konnte. Nichts deſto weniger wurde ihre Seele durch die klöſterliche Umgebung von phantaſtiſchen Träumen genährt. Sie entfaltete ſich zu einer ſchönen Jungfrau, und ſehnte ſich, den Kloſtermauern zu entfliehen. Eines Tages fanden ſie Juden, welche ſich wieder in dem Orte angeſiedelt hatten, auf dem jüdiſchen Begräbnisplatze, nur mit einem Hemd bekleidet. Erſtaunt darüber, fragten ſie ſie aus und erhielten zur Antwort: ſie ſei von jüdiſcher Abkunft, in einem Kloſter erzogen, die Nacht vorher habe ſie der Geiſt ihres Vaters an ihrem Leibe angefaßt und ſie auf den Begräbnisplatz getragen. Sie zeigte den Frauen zur Bewahrheitung ihrer Ausſagen Nägelſpuren an ihrem Leibe. Sie ſcheint im Kloſter die Kunſt erlernt zu haben, ſich an einem Körperteile Wundenmale

beizubringen. Die Juden beförderten ſie nach Amſterdam. Dort fand ſie ihren Bruder wieder. Exzentriſch und noch mehr von dem mit ihr vorgegangenen Wechſel aufgeregt, wiederholte ſie beſtändig die Worte: ſie ſei dem Meſſias, der bald erſcheinen werde, zur Frau beſtimmt. Unter dem Namen Sara war ſie nach Livorno gekommen. Dort hat ſie, wie glaubwürdige Zeugen verſicherten, von ihrer Schönheit einen unkeuſchen Gebrauch gemacht, und dabei blieb ſie bei dem fixen Gedanken, ſie ſei dem Meſſias zugedacht und dürfe keine andere Ehe eingehen, wohl aber inzwiſchen frei leben. Die abenteuerliche Geſchichte dieſes Mädchens machte unter den Juden einiges Aufſehen und drang auch nach Kairo. Sabbataï Zewi, welcher Kunde davon erhielt, gab vor, auch ihm ſei im Traume ein jüdiſch-polniſches Mädchen zu ſeiner ſeelenverwandten Frau beſtimmt worden, ſandte einen Boten nach Livorno und ließ Sara nach Kairo kommen.

Durch ihr zugleich phantaſtiſches, freies Weſen und ihre Schönheit machte Sara einen eigenen Eindruck auf Sabbataï und ſeine Genoſſen Er ſelbſt wurde dadurch von ſeiner Meſſianität überzeugt. Ihm und ſeinen Freunden war der unkeuſche Wandel dieſer polniſchen Abenteuerin nicht unbekannt geblieben. Aber auch das ſollte eine meſſianiſche Fügung ſein: er ſei angewieſen worden, wie der Prophet Hoſea, ein unzüchtiges Weib heimzuführen. — Keiner war glücklicher als Chelebi, daß in ſeinem Hauſe dem Meſſias die Meſſiasfrau angetraut wurde. Er ſtellte fortan Sabbataï Zewi ſeine Reichtümer zur Verfügung und wurde ſein erſter einflußreicher Gläubige. Die hingebende Anhänglichkeit eines ſo hochgeſtellten angeſehenen und einflußreichen Mannes hat Sabbataï andere Anhänger zugeführt. Mit Recht ſagte man damals von ihm: als Sendbote ſei er nach Ägypten gekommen und als Meſſias heimgekehrt. Sara, die ſchöne Meſſiasfrau hat ihm ebenfalls viele Anhänger zugeführt. Durch ſie kam ein romantiſch-lüderlicher Zug in das phantaſtiſche Treiben des Meſſias von Smyrna. Ihre Schönheit und ihr freies Weſen zogen Jünglinge und Männer an, welche ſonſt für das myſtiſche Meſſiastum keine Sympathie hatten. Mit einem größeren Gefolge, als bei ſeiner Abreiſe kehrte Sabbataï nach Paläſtina zurück, und brachte zwei Talismane mit, welche nachhaltiger wirkten, als kabbaliſtiſche Mittel: Sara's herausforderndes Weſen und Chelebi's

Geld. In Gaza erhielt er einen dritten Bundesgenoſſen, der ihm noch mehr die Wege ebnete.

Der Sohn eines mit Bettelbriefen in Nordafrika, Holland, und Polen herumreiſenden Jeruſalemer Sendboten, Nathan Benjamin Levi (geb. 1644, geſt. 1680), ſich ſelbſt oder der verkehrten Erziehung jener Zeit überlaſſen, von oberflächlicher Kenntnis des Talmud, hatte eine Gewandtheit in jenem pompös klingenden, aber hohlen rabbiniſchen Stile jener Zeit erlangt, worunter ſich Gedankenarmut verbergen konnte. Nathan aus Gaza wurde plötzlich aus drückender Armut durch die Heirat mit der einäugigen Tochter eines reichen Mannes in Wohlhabenheit verſetzt. Infolge dieſes ſeines Glückwechſels verlor er allen Halt, wenn er ihn überhaupt je beſeſſen hat. Als Sabbatai Zewi auf ſeiner Rückreiſe aus Kairo nach Gaza kam, ſich bereits zum Teil öffentlich als Meſſias bekannte und umſchwärmt wurde, trat auch Nathan Ghazati in ein näheres Verhältnis zu ihm. Sabbatai mußte dieſen die ihm von Abraham Jachini übergebene Lügen-Rolle vor ſeiner Berufung als Meſſias in die Hand geſpielt haben. Nathan wurde dadurch ſein eifrigſter Anhänger. Ob aus Überzeugung oder Heuchelei, um eine Rolle zu ſpielen, iſt in dieſer Geſchichte, wo naiver Glaube, Selbſtbetrug und gefliſſentliche Täuſchung ſo nah aneinander grenzen, nicht mehr zu unterſcheiden.

Seit der Bekanntſchaft des zwanzigjährigen Nathan Ghazati mit dem vierzigjährigen Sabbatai folgten prophetiſche Offenbarungen aufeinander. Der Erſtere geberdete ſich mit einem Male als der auferſtandene Elias, welcher dem Meſſias die Bahn ebnen ſollte. Er gab vor, in einem Jahre und wenigen Monaten werde der Meſſias ſich in ſeiner Glorie zeigen, werde den Sultan ohne Waffen, nur durch Geſang von Liedern gefangen nehmen und die Herrſchaft Israels über ſämtliche Völker der Erde gründen. Das meſſianiſche Jahr ſollte 1666 eintreffen. Dieſe Offenbarung poſaunte der angebliche Prophet von Gaza durch Schriften überall aus und fügte abenteuerliche Phantaſtereien hinzu. Je ausſchweifender und toller dieſe prophetiſchen Aufſchneidereien waren, deſto mehr fanden ſie Glauben. Ein wahrer Taumelgeiſt bemächtigte ſich faſt ſämtlicher Juden Jeruſalems und der nahe liegenden Gemeinden. Hier ein Prophet, der früher ein ſchüchterner Jüngling war, und dort der leibhafte Meſſias, wer wagt noch an

der Nähe der Gnadenzeit zu zweifeln? Diejenigen, welche zu diesem auftauchenden Wahn den Kopf schüttelten, wurden von den Anhängern förmlich verhöhnt. Indessen sah Sabbataï Zewi wohl ein, daß Jerusalem nicht der rechte Schauplatz für seine Pläne werden könnte, da ihm die Rabbiner Hindernisse in den Weg legen würden. In seiner Vaterstadt, einem bedeutenden Sammelplatze für Europäer und Asiaten, gedachte er größere Erfolge zu erzielen. Seine reichen Brüder hatten ihm bereits durch Austeilung von Geld unter Arme und Unbemittelte einen guten Empfang vorbereitet, und Nathan's schwärmerisch prophetische Briefe hatten die Phantasie der Smyrnaer entzündet. Ehe er aber Jerusalem verließ, sorgte Sabbataï dafür, rührige Sendboten von schwärmerischem und betrügerischem Charakter in die Welt hinaus als Propheten seiner messianischen Erscheinung zu senden, die Gemüter aufzuregen und sie mit seinem Namen zu erfüllen. Sabbataï Raphael, ein Bettler und Schwindler aus Morea, nahm den Mund voll in marktschreierischer Weise von des Messias' Größe, und ein deutscher Kabbalist, Mathatia Bloch, that dasselbe in blinder Einfalt.

So kam es denn, daß, als Sabbataï Zewi Jerusalem verlassen hatte, freiwillig, (wie er angab), ausgewiesen (sagten die Andern), er bereits in der großen asiatischen Gemeinde Aleppo wie im Triumphe empfangen wurde. Noch größer war die Huldigung, die ihm in Smyrna zu teil wurde (Herbst 1665). An den früher über ihn verhängten Bann wurde gar nicht mehr gedacht. Ihn begleitete ein Jerusalemer Samuel Primo, der sein Geheimschreiber und einer der eifrigsten Werber wurde. Samuel Primo verstand nämlich die Kunst, nichtigen Dingen einen offiziellen Ernst zu verleihen und mit Stylblumen dem messianischen Schwindel die Wichtigkeit eines Weltereignisses zu geben. Er allein blieb inmitten der immer mehr anschwellenden Schwärmerei nüchtern und gab den Wahnwitzigen Richtung und Ziel. Sabbataï hatte Takt genug, in Smyrna sich nicht sogleich offen als Messias zu bekennen; er gebot vielmehr der gläubigen Menge, noch nicht davon zu sprechen, bis seine Zeit gekommen sein werde. Aber diese Zurückhaltung, verbunden mit andern Umständen, den rasenden Briefen Nathan's, der Ankunft einiger Jerusalemer, welche ihm die Huldigung der heiligen Stadt — allerdings ohne

Auftrag — überbrachten, die Kasteiungen, welche sich Einige auflegten, um die Sünden zu büßen und würdig für die Messiaszeit zu werden, dieses Alles wirkte aufregend auf die Menge, und sie konnte den Tag seiner Offenbarung kaum erwarten. Endlich erklärte sich Sabbatai Zewi in der Synagoge unter Hörnerschall als den erwarteten Messias (September oder Oktober 1665), und die Menge jauchzte ihm entgegen: „Es lebe unser König, unser Messias“. Das Sprichwort, der Prophet gelte am wenigsten in seiner Heimat, wurde diesmal Lügen gestraft. Die Raserei der Smyrnaer kannte keine Grenzen. Alle Zeichen der Verehrung und der schwärmerischen Liebe wurden ihm erwiesen. Der Taumel, daß der so langerhoffte Messias endlich und in ihrer Gemeinde erschienen sei, ergriff Groß und Klein. Frauen, Mädchen und Kinder fielen in Verzückung und verkündeten in der Sprache des Sohar Sabbatai Zewi als den wahren Erlöser. Das Prophetenwort: daß Gott am Ende der Tage seinen Geist über Unmündige ausgießen werde, schien in Erfüllung gegangen. Alle bereiteten sich zum baldigen Auszuge, zur Rückkehr nach dem heiligen Lande vor. Die Geschäftsleute vernachlässigten seitdem Handel und Wandel und dachten nur an das bevorstehende Messiasreich. Die Verwirrung der Köpfe zeigte sich in der Art, wie die Gläubigen Smyrna's sich die Teilnahme dieser Gnadenzeit verdienen wollten. Auf der einen Seite unterwarfen sich Einige unglaublichen Kasteiungen, fasteten mehrere Tage hintereinander, wachten Nächte hindurch, um durch kabbalistische Gebetformeln in der Mitternachtsstunde die begangenen Sünden und deren Wirkungen zu verwischen, badeten auch in schneidender Kälte oder gar im Schnee; einige gruben sich bis an den Hals in die Erde ein und blieben in diesem Grabesbette bis ihr Leib vor Kälte und Feuchtigkeit erstarrte. Auf der andern Seite überließen sich Andere dem ausgelassensten Jubel und begingen Festlichkeiten über Festlichkeiten zu Ehren des Messias, so oft er durch die Gassen Psalmen singend schritt, „die Rechte des Herrn ist hoch, die Rechte des Herrn bringt Sieg“, oder so oft er in einer Synagoge predigte und seine Messianität durch kabbalistische Auslegung bewies. Jedes Wort von ihm wurde wie ein Gotteswort tausendfach wiederholt, ausgelegt und zugespitzt. Alles, was er that, galt als ein Wunder, wurde verbreitet und geglaubt. So weit ging die Raserei, daß

seine Gläubigen ihre Kinder zu zwölf Jahren und noch darunter, verheiratheten — 700 solcher Paare — um nach kabbalistischem Wahnwitze den Rest der noch nicht gebornen Seelen in die Leiblichkeit zu befördern und dadurch das letzte Hindernis zum Eintreffen der Gnadenzeit zu beseitigen. Seine Frau Sara wirkte durch ihr nicht allzu züchtiges Benehmen auf die männliche Bevölkerung. Die Schranken der Zucht, die im Morgenlande unter den Juden viel enger gezogen waren, als in Europa, wurden durchbrochen. Im messianischen Freudenrausche tanzten Männer und Frauen wie Rasende miteinander, und in der mystischen Verzückung soll mancher Unfug getrieben worden sein. Die Stimmen der Bedenklichkeit und der Tadels verstummten immer mehr, wie in einem Wirbel wurden Alle hineingerissen, und die Ungläubigen unschädlich gemacht. Der Rabbiner Ahron de la Papa, ein greiser, würdiger Mann, welcher anfangs laut gegen diese messianische Raserei sprach und den Bann über den Urheber verhängte, wurde von Sabbatai zugleich mit andern Rabbinen öffentlich in einer Predigt geschmäht, seines Amtes entsetzt und zuletzt genötigt, Smyrna zu verlassen. So konnte er die jüdische Bevölkerung nach Gutdünken zum Guten oder Schlimmen lenken. In dieser Stimmung, welche einige Monate anhielt, fürchteten die Smyrnaer Juden ihre Tyrannen, die türkischen Kadis, sehr wenig; wollten diese dem überhandnehmenden Treiben steuern, so wurden sie durch reiche Geschenke beschwichtigt.

Diese Vorgänge im Smyrnaer Judenviertel machten in immer weitern Kreisen das größte Aufsehen. Die kleinasiatischen Gemeinden in der Nähe von Smyrna wurden mit in den Taumel hineingerissen. Der Geheimsekretär Samuel Primo sorgte dafür, daß den weiter abwohnenden Gemeinden die Kunde und der volle Eindruck von dem erschienenen Messias zukam. Nathan Ghazati und die Wanderpropheten Sabbatai Raphael und Mathatia Bloch erfüllten ihre Zuhörer mit den staunenswertesten Dingen von dem neuen Erlöser. Aber auch Christen sorgten für Verbreitung von Nachrichten. Die Residenten, die Sekretäre der englischen und holländischen Handelshäuser und die evangelischen Geistlichen in Smyrna berichteten von den außerordentlichen Dingen, die in Smyrna vorgingen, spotteten zwar über die Thorheit der Juden, konnten sich aber doch nicht eines halbgläubigen Gefühls erwehren.

Sahen ſie doch mit eigenen Augen die Verzückungen und Verkündigungen der Propheten und Prophetinnen von Sabbatai Zewi, dem wahrhaften Erlöſer! An den Hauptbörſen Europa's ſprach man von Sabbatai Zewi, als von einer merkwürdigen Erſcheinung, und war geſpannt auf jede Nachricht, die von Smyrna oder Konſtantinopel eintraf. Anfangs waren die Juden in Europa von dieſen plötzlich auf ſie eindringenden Nachrichten wie betäubt; aber je mehr davon in ihre Mitte drang, wiederholten ſich auch unter ihnen ſchwärmeriſche Spannung, Kaſteiung und Almoſenſpende an Dürftige, hin und wieder auch dieſelben prophetiſchen Verzückungen. Nicht bloß die ſtumpfe Menge, ſondern auch faſt ſämtliche Rabbinen und ſogar Männer von Bildung und philoſophiſcher Einſicht fielen dieſer Leichtgläubigkeit anheim. Die alles überwuchernde Kabbala hatte ſie genährt. Es gab damals nicht einen einzigen Mann von Bedeutung und Gewicht, der das Grundübel aller dieſer Erſcheinungen — die Kabbala und den Sohar — erkannt oder gar aufgedeckt hätte — eine traurige Zeit! Jakob Sasportas zu dieſer Zeit in Hamburg, ein Mann von Mut und rückſichtsloſer Schärfe, deſſen Wort durch ſeine talmudiſche Gelehrſamkeit Gewicht hatte, bekämpfte zwar von Anfang an mit Leidenſchaftlichkeit dieſe meſſianiſche Raſerei. Er war unermüdet, Sendſchreiben auf Sendſchreiben an die Gemeinden und Führer in Europa, Aſien und Afrika zu richten, die groben Täuſchungen zu entlarven und vor den traurigen Folgen zu warnen. Aber auch er war in den Schlingen der Kabbala verſtrickt. Auf dem Boden dieſer Afterweisheit waren die ganzen Schwärmer mehr im Rechte als die halben. Heinrich Oldenburg, ein vornehmer deutſcher Gelehrter in London, ſchrieb an ſeinen Freund Spinoza (Dez. 1665): „Alle Leute ſprechen hier von dem Gerüchte der Rückkehr der mehr als 2000 Jahre zerſtreuten Israeliten in ihr Vaterland. Bei Wenigen findet es Glauben, aber Viele wünſchen es ... Sollte ſich die Nachricht beſtätigen, ſo dürfte ſie einen Umſchwung in allen Dingen herbeiführen“. Spinoza faßte ebenfalls die Möglichkeit ins Auge, daß bei dieſer Gelegenheit und bei der Veränderlichkeit der menſchlichen Dinge die Judenheit ihr Reich wieder aufrichten und von Gott wieder erwählt werden könnte. Täglich wuchs in Amſterdam und London die Zahl der Gläubigen unter den Portugieſen nicht minder, als unter den Deutſchen.

Auch hier äußerte ſich die Gläubigkeit auf widerſprechende Weiſe: durch Jubel mit rauſchender Muſik und Tänzen in den Bethäuſern und durch trübe, mönchiſche Kaſteiung. Die Druckereien konnten nicht genug Exemplare von eignen Gebetbüchern in hebräiſcher, portugieſiſcher und ſpaniſcher Sprache für die Menge der Gläubigen liefern, worin Büßungen und litaneihafte Formeln angegeben waren, wodurch man des meſſianiſchen Reiches teilhaftig zu werden hoffte. Manche ſabbatianiſche Gebetbücher zeigten Sabbatai's Bild neben dem des Königs David, Embleme ſeiner Herrſchaft und ausgewählte Bibelſprüche.

In Hamburg trieben es die Juden faſt noch toller, weil ſie den unduldſamen Chriſten gegenüber, die ihnen noch immer mit Quälereien, womöglich mit dem Zwang, chriſtliche Predigten anhören zu müſſen, vielfach zuſetzten, eine Demonſtration machen wollten. Wer in die Synagoge trat und ihr Hüpfen, Springen und Tanzen mit der Geſetzrolle im Arm, und dieſes von ernſten, würdigen Männern, mit ſpaniſcher Vornehmheit und Grandezza ſah, mußte ſie für wahnſinnig halten. Manoel Texeira, in deſſen Haus die vornehmſten Männer verkehrten und mit ihm um hohe Einſätze ſpielten, dieſer jüdiſche Kavalier machte die närriſchen Tänze mit. Der bereits betagte, gebildete und geſuchte Arzt Bendito de Caſtro, eine Zeitlang Leibarzt der Königin Chriſtiane, war nicht minder von dieſem Wahne beſeſſen. Dort erhielt der Taumelgeiſt durch chriſtliche Schärmer für das tauſendjährige Reich noch mehr Nahrung. Sonderbare Gerüchte flogen von Mund zu Mund. Es hieß, in Nordſchottland habe ſich ein Schiff mit ſeidnen Segeln und Tauen gezeigt, das von hebräiſch redenden Schiffsleuten geführt wurde. Die Flagge habe die Inſchrift getragen: Die zwölf Stämme oder Geſchlechter Israels. Die Gläubigen in London gingen in engliſcher Weiſe hohe Wetten, ein, daß Sabbatai innerhalb zweier Jahre zum König von Jeruſalem geſalbt ſein würde, und ſtellten darüber förmliche Wechſel aus. Und überallhin, wo Juden wohnten, drang die Kunde von dem kabbaliſtiſchen Meſſias in Smyrna und veranlaßte dieſelben Erſcheinungen. In Avignon, deſſen kleine Gemeinde von päpſtlichen Beamten nicht am glimpflichſten behandelt wurde, rüſteten ſich im Frühjahr in das Königreich Juda zu ziehen.

Wenn Sabbataï Zewi bis dahin noch nicht an ſich und ſeine Würde geglaubt hätte, ſo hätte dieſe Huldigung von faſt der ganzen Judenheit in ihm den Glauben an ſich erwecken müſſen. Täglich liefen Nachrichten, Sendboten und Deputationen ein, die ihn in ſchmeichelhafteſten Wendungen als König der Juden begrüßten, ihm Hab und Leben zur Verfügung ſtellten und ihn mit Geſchenken überhäuften. Wäre er ein Mann von feſtem Plane und von Willenskraft geweſen, ſo hätte er mit dieſem ungeheuchelten Enthuſiasmus und dieſer opferwilligen Hingebung ſeiner Gläubigen doch etwas erzielen können. Allein Sabbataï Zewi hatte an dem Kitzel des Weihrauchs Genüge, er dachte an nichts Großes, oder vielmehr er lebte des Wahnes, daß ſich die Erwartungen von ſelbſt durch ein Wunder erfüllen würden. Samuel Primo und ſeine Vertrauten verfolgten aber einen feſten Plan, das rabbiniſche Judentum zu durchbrechen oder es gar aufzuheben. Der Grundgedanke des Sohar, der Bibel der Kabbaliſten, lautete: daß in der Gnadenzeit, in der Welt der Ordnung, die Geſetze des Judentums, die Ritualien über Erlaubtes und Verbotenes, vollſtändig ihre Bedeutung verlieren würden. Nun war dieſe im Sinne der Sabbatianer bereits angebrochen, folglich könnte der rituelle Kodex (der Schulchan Aruch) beſeitigt werden. Es herrſchte überhaupt in dieſem Kreiſe eine Mißachtung gegen den Talmud und die talmudiſche Lehrweiſe. Die ſabbatianiſchen Myſtiker ſuchten Schlinge nach Schlinge von dem talmudiſch-rabbiniſchen dichtgezogenen Netze aufzulöſen. Sogar eine neue Gottheit ſtellten ſie auf und ſetzten für den Gott Iſraels einen Gottmenſchen. In ihrer Spielerei und Deutungswut hatten die Kabbaliſten auf der einen Seite an dem Begriff der Gottheit ſo viel gemodelt, daß er ihnen in Nichts verſchwamm, und auf der anderen Seite hatten ſie den Meſſias ſo ſehr hinaufgeſchraubt und verherrlicht, daß er Gott ſo nah als möglich zu ſtehen kam. Die Sabbatianer ſtellten eine läſterliche Theoſophie auf: die Gottheit ſei dreifältig in drei Perſonen, dem Uralten der Tage, dem heiligen König und in einer weiblichen Perſon (Schechina). Der heilige König, der Meſſias, ſei der wahre Gott, der Erlöſer und Befreier der Welt, der Gott Iſraels, ihm allein müſſe Anbetung zu teil werden, der Uralte dagegen habe ſich zurückgezogen und Sabbataï zu ſeinem Stellvertreter eingeſetzt. Mit Anwendung eines Verſes im hohen Liede

ſagte ſie: „Gott gleiche Zewi“. Samuel Primo, welcher die Sendſchreiben und Regierungserlaſſe im Namen des Meſſiaskönigs ausfertigte, ſetzte öfter als Unterſchrift: „Ich, der Herr, Euer Gott, Sabbatai Zewi“. Die Auflöſung des beſtehenden Judentums begannen ſie mit der Verwandlung eines Faſttages (zehnten Tebet) in einen Freudentag. Samuel Primo richtete im Namen ſeines Götzen ein Sendſchreiben an Geſamtiſrael in halboffizieller Form. „Der einige und erſtgeborene Sohn Gottes, Sabbatai Zewi, Meſſias und Erlöſer des iſraelitiſchen Volkes, allen Söhnen Iſraels Frieden! Nachdem ihr gewürdigt worden ſeid, den großen Tag und die Erfüllung der Gotteswortes durch die Propheten zu ſehen, können eure Klage und Trauer in Freude und euer Faſten in frohe Tage verwandelt werden. Freut euch mit Geſang und Lied und verwandelt den Tag, der ſonſt in Betrübnis und Trauer verlebt wurde, in einen Tag des Jubels, weil ich erſchienen bin“. Die Stockfrommen wurden allerdings über dieſe erſte Neuerung ſtutzig. Sie konnten ſich den Meſſias nicht anders, denn als ſtreng frommen Rabbi vorſtellen, der wenn möglich noch neue Erſchwerungen ausklügeln würde. Sie erhoben daher ihre Stimme gegen den das Geſetz auflöſenden Meſſias. Es bildete ſich in jeder größeren Gemeinde eine kleine Partei von Ungläubigen, welche das Beſtehende vor jedem Angriff ſchützen wollte.

Das rabbiniſche Judentum und die Kabbala, bisher Engverbündete, fingen an miteinander in Streit zu geraten; die zweideutige Bundesgenoſſin zeigte ſich endlich in ihrer wahren Geſtalt, als Feindin des Stockrabbinismus. Aber dieſe ernüchternde Entdeckung, daß die Rabbinen an der Kabbala eine Schlange im eigenen Buſen großgezogen hatten, erkannten doch nur Wenige. Sie blieben ihr noch immer treu, ſchoben die beginnende Feindſeligkeit gegen das Ritualgeſetzbuch (Schulchan Aruch), auf Sabbatai und ſeine Helfershelfer und ſchrieen Zeter.

Aber der Meſſias mußte ſich doch endlich einmal aus dem Schlaraffenleben herausreißen. Es heißt: der Kadi habe Sabbatai Zewi drei Tage Friſt gegeben, ſich zu Schiff vor die höchſten türkiſchen Behörden nach Konſtantinopel zu ſtellen. Mit einer gewiſſen Abſichtlichkeit ſcheint Sabbatai Zewi ſeine meſſianiſche Reiſe nach Konſtantinopel gerade mit dem Be-

ginne des für myſtiſch gehaltenen Jahres 1666 angetreten zu haben. Er war von einigen ſeiner Anhänger, namentlich von ſeinem Sekretär Samuel Primo begleitet. Da das Schiff, das ihn trug, mit Sturm zu kämpfen hatte, und das Meer ihn nicht verſchlang, ſo hatten die Sabbatianer Stoff zu Wundererzählungen wie Sturm und Wogen dem Meſſias gehorchten. An der Küſte der Dardanellen verhafteten ihn indeß türkiſche Häſcher. Der Großveſir Achmed Köprili hatte von der Aufregung der Juden in Smyrna und im ganzen türkiſchen Reiche Kunde erhalten und wollte ſie mit einem Schlage dämpfen. Die Häſcher hatten den gemeſſenen Befehl, den angeblichen Erlöſer in Feſſeln nach der Hauptſtadt zu bringen, und waren daher dem Schiffe, das ihn führte, entgegengeeilt. Sie legten ihm Feſſeln an und führten ihn nach einem Städtchen in der Nähe Konſtantinopels, weil der Sabbatabend nahe war. Durch einen Kurier von ſeiner Ankunft unterrichtet, eilten ſeine Anhänger aus der Hauptſtadt, ihn zu begrüßen, und am Sonntag darauf (Febr. 1666) wurde er nach Konſtantinopel gebracht, ganz anders, als er und ſeine Gläubigen geträumt hatten! Seine Ankunft hatte Aufſehen erregt, auf dem Landungsplatze war ein ſolcher Andrang von Juden und Türken, daß die Polizei Ordnung für das Ausſchiffen machen mußte. Ein Unterpaſcha bewillkommnete den Gottmenſchen mit einem Schall von Ohrfeigen. Sabbatai Zewi ſoll aber klugerweiſe die andere Wange zum Streiche hingehalten haben. Da er nicht den triumphirenden Meſſias ſpielen konnte, wollte er wenigſtens den leidenden mit Anſtand ſpielen. Vor den ſtellvertretenden Weſir Muſtafa Paſcha geführt, hat er die erſte Probe nicht glänzend beſtanden. Befragt, was ſein Vorhaben ſei, und warum er die Juden ſo ſehr in Aufregung ſetze, ſoll Sabbatai geantwortet haben: er ſei weiter nichts als ein jüdiſcher Chacham, der aus Jeruſalem nach der Hauptſtadt gekommen ſei, um Almoſen zu ſammeln; er könne nichts dafür, wenn die Juden ihm ſo viel Anhänglichkeit bezeugten. Muſtafa ließ ihn darauf in ein Gefängnis bringen. Weit entfernt, durch dieſe Behandlung enttäuſcht zu ſein, verharrten ſeine Anhänger in Konſtantinopel noch immer in ihrem Wahne: die Leiden, die ihm widerfuhren, ſeien notwendig und Vorbedingung zu ſeiner Verherrlichung. Seine Propheten und Apoſtel fuhren fort, von ſeiner und Israels baldiger Erlöſung zu künden.

Auch ein türkiſcher Derwiſch erfüllte die Straßen Konſtantinopels mit Prophezeiungen von dem erſchienenen Meſſias. Tauſende drängten ſich daher täglich zu Sabbatai's Gefängnis um nur einen, Blick von ihm zu erhaſchen. Auch Türken, bezaubert von ſeinem Weſen und überraſcht von den Prophezeiungen der Frauen und Kinder, zollten ihm Verehrung. Kaufleute, welche ihre Schuldforderungen von ihren jüdiſchen Schuldnern nicht erlangen konnten, wandten ſich an den Meſſias. Samuel Primo ſorgte dafür, die fabelhafteſten Mitteilungen von der Verehrung, die dem Meſſias von Seiten der türkiſchen Großen zu Teil wurde, bekannt zu machen. Die Erwartungen der Juden wurden dadurch nur noch mehr geſpannt. Es galt als ein Wunder, daß die raſche türkiſche Juſtiz ihn, den aufwiegleriſchen Juden, am Leben ließ. Eine gewiſſe Scheu ſcheint in der That die türkiſche Regierung vor dem jüdiſchen Meſſias gehabt zu haben. Der kandiotiſche Krieg ſtand bevor, welcher alle Kräfte des bereits halb erſchöpften türkiſchen Reiches brauchte. So erſchien es dem klugen Großweſir Köprili bedenklich, ihn während ſeiner Abweſenheit im Kriege in Konſtantinopel zu laſſen, wo er leicht Stoff zu einer Aufregung in der Hauptſtadt abgeben könnte. Er befahl daher, ihn nach dem Dardanellenſchloſſe Koſtia abzuführen, wo Staatsgefangene in Gewahrſam gebracht zu werden pflegten. Es war eine leichte Haft, einige ſeiner Freunde durften ihn dahin begleiten, Samuel Primo brauchte ihn nicht zu verlaſſen. Dieſe Feſtung nannten die Sabbatianer mit einem myſtiſchen Namen: „Thurm der Macht".

Wenn Sabbatai Zewi einen Augenblick an ſich zweifelte, ſo wuchs ihm wieder der Kamm durch die rückſichtsvolle Schonung von Seiten des Diwan und die andauernde und noch zunehmende Anhänglichkeit der Juden. Er fühlte ſich wieder voll als Meſſias. Bei ſeiner Ankunft im Dardanellenſchloſſe am Rüſttage zum Paſſa-Feſte ſchlachtete er für ſich und ſeine Begleiter ein Oſter-Lamm und genoß es mit den Fetteilen, obwohl ſolches nach dem talmudiſchen Geſetz verboten iſt. Er gab damit zu verſtehen, daß das moſaiſch-talmudiſche und rabbiniſche Geſetz aufgehoben ſei. In der Feſtung richtete er eine förmliche Hofhaltung ein mit den bedeutenden Geldſummen, welche ſeine Brüder und ſeine reichen Anhänger ihm mit vollen Händen zufließen ließen. Seine Frau Sara durfte bei ihm weilen, geberdete ſich als Meſſiaskönigin und

bezauberte die Menge durch ihre Reize. Es wimmelte von Schiffen, welche seine Anhänger nach dem Dardanellenschlosse führten. Der Fahrpreis für Schiffe stieg daher von Tag zu Tag. Aus allen Ländern und Erdteilen strömten Scharen von Juden nach dem Orte seines Gefängnisses Der Kastelan des Schlosses stand sich gut dabei, denn er ließ sich von den Besuchern Einlaßgeld bezahlen. Die Einwohner des Städtchens hatten ebenfalls ihren Nutzen davon, weil sie für ihre Wohnung und Lebensmittel hohe Preise erzielen konnten. Ein wahrer Goldregen strömte in Kostia. Der Eindruck, den diese Thatsachen, noch dazu geflissentlich von Mund zu Mund vermehrt und übertrieben, auf die Juden in Europa Asien und Afrika machten, und die Wirkungen, die sie hervorbrachten, sind unbeschreiblich. Mit geringen Ausnahmen waren alle von Sabbatai's Messianität und baldiger Erlösung in spätestens zwei Jahren überzeugt. In den großen Handelsstädten, in denen Juden in Geschäften im Großen tonangebend waren, in Amsterdam, Livorno, Hamburg, trat eine Stockung ein, weil die Geschäftsleute bald eine Veränderung erwarteten. In Europa waren die Augen aller Gemeinden auf die Amsterdamer gerichtet, und diese war in ihren Vertretern am meisten der Schwärmerei zugethan. Jeder Posttag, welcher neue Briefe brachte, war ein Festtag für sie. In Venedig brach am Sabbat ein Streit zwischen Sabbatianern und ihren Gegnern aus, und einer der Letzteren wäre dabei beinah ums Leben gekommen. Als Sabbatai befragt wurde, wie mit den Kofrim (Ungläubigen) verfahren werden sollte, antwortete er oder Samuel Primo: diese dürfen ohne weiteres selbst am Sabbat ums Leben gebracht werden. Die Vollstrecker einer solchen Strafe seien der Seligkeit gewiß. In Hamburg begaben sich frommgläubige Protestanten zu dem bekehrungssüchtigen Prediger Esdras Edzard und fragten ihn was nun zu thun sei: „Wir haben nicht nur von Juden, sondern auch von unseren christlichen Korrespondenten aus Smyrna, Aleppo, Konstantinopel und andern Orten der Türkei ganz gewisse Nachrichten, daß der neue Judenmessias so viele Wunder thue, und die Juden der ganzen Welt sich zu ihm sammeln. Wo bleibt denn nun die christliche Lehre und der Glaube von unserem Messias?“ Kurz, jedes Ereignis führte immer tiefer in die Täuschung hinein. Nur Jakob Sasportas ließ laut seine warnende Stimme gegen den Schwindel-Traum vernehmen.

So verdichtete ſich immer mehr die Nebelhülle des Wahnglaubens, und es war niemand mehr im ſtande, hinter die Wahrheit zu kommen. Indeſſen führte Sabbataï bereits drei Monate im Dardanellenſchloſſe ein wahres Fürſtenleben und war nur auf die eigene Vergötternng bedacht. Entweder aus eigenem Antriebe oder auf Samuel Primo's Eingebung erklärte er den Faſttag des ſiebenten Tammus ebenfalls für aufgehoben, und verordnete, daß der Faſttag des neunten Ab zur Erinnerung an die Zerſtörung Jeruſalems nicht mehr als Faſttag, ſondern als ſein Geburtstag freudig mit Speiſe und Trank, mit einem eigenen Gottesdienſt, mit eigens dafür ausgewählten Pſalmen uud mit Saitenſpiel und Geſang begangen werden ſollte. Auch ſoll er den Plan gehabt haben, ſämtliche jüdiſchen Feiertage, ſogar den Verſöhnungstag außer Kraft zu ſetzen und dafür andere einzuführen. Allein ehe es dazu kam, beging er im Übermut eine Unklugheit, welche das ganze meſſianiſche Kartenhaus umblies.

Unter den vielen Tauſend Beſuchern von Nah und Fern waren auch zwei talmudgelehrte Polen, Verwandte von berühmten Rabbinern aus Lemberg, zu ihm gewallfahrtet, um ſich Gewißheit zu verſchaffen und ſich an ſeinem Anblick zu weiden. Von dieſen hatte Sabbataï vernommen, daß in ihrem Lande ein Prophet, Nehemia Kohen, ebenfalls die Nähe des Meſſiasreiches, aber nicht ihn als Träger desſelben verkündet habe. Er übergab daher den Geſandten einen lakoniſchen Brief mit, worin er den Juden in Polen Rachenahme für das erlittene Gemetzel durch die Koſaken verhieß und zum Schluß befehlshaberiſch bedeutete: „Nehemia ſoll eiligſt zu mir kommen“. Der ſchwärmeriſche Kabbaliſt Nehemia ſcheute nicht die Hunderte vom Meilen nach der Türkei zurückzulegen. Als er in Koſtia eintraf, wurde er ſogleich zur Audienz vorgelaſſen. Der polniſche Prophet und der Smyrnaer Meſſias lachten nicht einander ins Geſicht, wie zwei Vogelſchaupriester, ſondern disputierten ernſt und eifrig miteinander über den meſſianiſchen Vorläufer, den ephraimitiſchen Meſſias, ob dieſer ſich bereits gezeigt habe, und um's Leben gekommen ſei — wie es nach der Schablone geſchehen müßte — oder nicht. Nehemia wurde von der langen Disputation nicht überzeugt und verhehlte es auch nicht. Deswegen ſollen die fanatiſchen Sabbatianer einander verſtohlen zugewinkt haben, den gefährlichen Polen beiſeite zu

ſchaffen. Er entkam aber glücklich aus dem Schloſſe und begab ſich nach Adrianopel zum Kaimakam Muſtafa, wurde Türke und verriet demſelben Sabbatai's phantaſtiſchen und hochverräteriſchen Pläne, die der Regierung nur deswegen unbekannt geblieben ſeien, weil der Aufſeher des Dardanellenſchloſſes ein Intereſſe an der Zuſtrömung der Juden hätte.

Der Keimakam überbrachte die Nachricht dem Sultan Mohammed IV., und das Verfahren gegen Sabbatai Zewi wurde im Rate reiflich erwogen, wozu auch der Mufti Wanni zugezogen wurde. Kurzen Prozeß mit dem phantaſtiſchen Aufwiegler zu machen, ſchien unthunlich, zumal auch Türken ihm anhingen. Fiele er als Märtyrer, ſo könnte daraus eine neue Sekte entſtehen, welche Zündſtoff für neue Unruhen geben könnte. Wanni, ein bekehrungſüchtiger Oberprieſter, ſchlug vor, den Verſuch zu machen, Sabbatai zum Islam herüber zu bringen. Dieſer Rat wurde befolgt, und der Leibarzt des Sultans, ein jüdiſcher Renegat, namens Didon, wurde in's Mittel gezogen. Plötzlich wurde der angebliche Meſſias verhaftet, nach Adrianopel gebracht und mit dem Leibarzt zuſammengeführt. Dieſer ſtellte ihm vor, welche grauſige Strafe ihn unfehlbar treffen würde, wenn er nicht den Zorn des Sultans durch Annahme des Islam beſchwichtigen wollte. Ob dieſe Zumutung zum Abfall vom Judentum dem eingebildeten Meſſias viel Seelenkampf gekoſtet? Mannesmut hatte er überhaupt nicht, und das Judentum in der beſtehenden Geſtalt war für ihn bereits überwunden. So ging er auf Didon's Rat ein. Vor den Sultan geführt, warf er ſogleich ſeine jüdiſche Kopfbedeckung zum Zeichen der Verachtung auf die Erde, ein Diener reichte ihm einen türkiſchen weißen Turban und ein grünes Oberkleid, und ſomit war ſein Übertritt zur mohammedaniſchen Religion vollzogen. Der Sultan war mit dieſem Ausgang der Bewegung ſehr zufrieden, gab ihm den Namen Mehmed Effendi und ernannte ihn zu ſeinem Thürhüter — Capigi Baſchi Otorak — mit einem nicht geringen Monatsgehalte; er ſollte in ſeiner Nähe bleiben. Die Meſſiasfrau Sara, die ſchöne, unzüchtige polniſche Rabbinerstochter, wurde ebenfalls Mohammedanerin unter dem Namen Fauma Kadin und erhielt von der Sultanin reiche Geſchenke. Einige ſeiner vertrauteſten Anhänger gingen ebenfalls zum Islam über. Der Mufti Wanni unterrichtete ſie in der

mohammedaniſchen Religion. Frech ſchrieb der Ex-Meſſias einige Tage nach ſeiner Bekehrung an ſeine Brüder nach Smyrna: „Gott hat mich zum Ismaeliten (Türken) gemacht; er befahl und es geſchah. Am neunten Tag nach meiner Wiedergeburt.“ In derſelben Zeit verſammelte in Amſterdam der philoſophiſch gebildete Rabbiner Dionys Muſaphia den Vorſtand ſeiner Gemeindegruppe, um auch ihrerſeits ein Huldigungsſchreiben an den Meſſias zu erlaſſen.

Als aber die Kunde davon die Runde durch die Gemeinden machte und nicht mehr abzuleugnen war, folgte auf die Zuverſicht das betäubende Gefühl der Enttäuſchung und Beſchämung. Der höchſte Vertreter des Judentums hatte es verlaſſen und verraten! Mohammedaner und Chriſten wieſen mit Fingern auf die leichtgläubigen, verblendeten Juden. Mit dem Spott war es noch nicht abgethan. Eine ſo durchgreifende Bewegung konnte nicht ohne Spuren verlaufen. Der Sultan gedachte, ſämtliche Juden ſeines Reiches, weil ſie ſich mit rebelliſchen Plänen getragen hatten, zu vertilgen, und die Kinder unter ſieben Jahren im Islam erziehen zu laſſen. Zwei Räte und die Sultanin Mutter ſollen indeß den Sultan von dieſem Vorhaben abgebracht haben, mit der Bemerkung, die Juden ſeien als Betrogene zu betrachten. Aber fünfzig Hauptrabbinen von Konſtantinopel, Smyrna und anderen Städten, weil ſie ihre Pflicht verabſäumt hatten, das Volk zu belehren, ſollten hingerichtet werden. Es wurde als eine beſondere Fügung angeſehen, daß dieſer Beſchluß unausgeführt blieb, und die Juden nicht einmal eine Geldſtrafe erlitten haben. Schlimmer noch als dieſes hätte die Zwietracht in den Gemeinden wirken können, wenn die Ungläubigen die ehemaligen Gläubigen mit Spott und Hohn überhäuft hätten. Aber die Rabbinatskollegien traten im Morgenlande beſchwichtigend und vermittelnd dazwiſchen. Sie bedrohten denjenigen mit dem Banne, der einem ehemaligen Sabbatianer durch Wort oder That zu nahe treten würde.

Seine eifrigen Anhänger, namentlich in Smyrna konnten ſich aber nicht beruhigen, daß ſie wirklich einem Schatten nachgelaufen ſein ſollten. Es müſſe doch wohl etwas an Sabbataï's Meſſianität geweſen ſein. Die Kabbaliſten kamen leicht über das Anſtößige hinweg. Sabbataï ſei gar nicht Türke geworden, ſondern eine Scheingeſtalt habe dieſe Rolle geſpielt, er ſelbſt ſei

in den Himmel oder zu den Zehnstämmen entrückt worden und werde bald wieder erscheinen, um das Erlösungswerk zu vollbringen. Wie zur Zeit der Entstehung des Christenthums mystische Gläubige Jesu Kreuzestod als einen bloßen Schein auslegten, ebenso erklärten sich eingefleischte Kabbalisten in dieser Zeit Sabbatai's Abfall vom Judentum. Andere, welche den Sturz des rabbinischen Judentums durch ihn herbeizuführen gedachten, Samuel Primo, Jakob Faliagi, Jakob Israel Duhan, klammerten sich noch fester an ihm an. Am meisten Interesse, an ihm festzuhalten, hatten die Propheten, welche durch seine Bekehrung am augenscheinlichsten Lügen gestraft wurden. Nathan Ghazati hatte sich während Sabbatai's Triumphe in Palästina gehalten, um seinerseits Huldigungen zu empfangen. Nachdem die Enttäuschung eingetreten war, setzte er nichts desto weniger seine mystisch-bombastischen Sendschreiben fort. Durch diese wurden die allzu Leichtgläubigen in ihrem Wahne von neuem bestärkt. Daher mußten die Rabbinen thatkräftig einschreiten. Nathan Ghazati wurde besonders in den Bann gethan und jedermann gewarnt, ihn zu beherbergen oder in seine Nähe zu kommen. Aber den Schwindel ganz zu bannen, vermochten die Rabbinen keineswegs. Einer der eifrigsten Sabbatianer, vielleicht auch der erfindungsreiche Samuel Primo, warf ein Stichwort hin, das besser zog, als jenes von der Scheinbekehrung. „Es mußte alles so kommen, wie es gekommen ist." Gerade durch seinen Übertritt zum Islam habe sich Sabbatai als Messias bewährt. Es sei ein kabbalistisches Mysterium, welches bereits früher verkündet worden sei. Wie der erste Erlöser Mose einige Zeit lang an Pharao's Hofe hat weilen müssen und zwar äußerlich als Ägypter, ebenso habe der letzte Erlöser Türke werden müssen: „Äußerlich Renegat, innerlich aber lauter." Dieses Stichwort machte Glück, es zündete von neuem und fachte den Schwindel wieder an. Es wurde ein Zugwort für sämtliche Sabbatianer, sich mit Anstand und einem Scheingrund als solche bekennen und sammeln zu können.

Durch Nathan auf der einen Seite und durch den Kreis um Mehmed Effendi auf der andern Seite ermutigt und zu neuer Hoffnung erweckt, nahm die Zahl der Gläubigen eher noch zu. Der Renegat mußte sich zwar in der ersten Zeit unter des Mufti Wanni Leitung in den Mohamedanismus hineinleben, sich vor

jedem Schein einer Neigung zum Judentum und zu den Juden sorgsam hüten und den frommen Türken spielen. Aber nach und nach durfte er sich freier bewegen, durfte auch seine kabbalistischen Krimskrams äußern. Des Stilllebens müde und begierig, wieder eine Rolle zu spielen, knüpfte er wieder mit den Juden an und gab vor, von neuem vom heiligen Geist durchweht worden zu sein und Offenbarungen empfangen zu haben. Er oder einer seiner Helfershelfer verbreitete eine mystische Schrift, in überschwänglicher Sprache an die Juden gerichtet, worin die Phantastereien auseinandergesetzt werden: daß Sabbatai der wahre Erlöser sei und bleibe, daß es ihm ein Leichtes wäre, sich als solchen zu bewähren, daß er nur im Scheinmohamedismus verharre, um Tausende und Zehntausende Nichtjuden zu Israel hinüber zu führen. Dem Sultan und Mufti gegenüber gab er dagegen an, seine Annäherung an die Juden habe zum Zweck, sie zum Islam zu bekehren. Daher erhielt er auch die Erlaubnis, wieder mit Juden zusammen zu kommen und vor ihnen in Adrianopel sogar in Synagogen zu predigen. So spielte er bald den Juden, bald den Muselmann. Waren türkische Aufpasser zugegen, so wußten die jüdischen Zuhörer sie zu täuschen. Manche Juden haben sich bei dieser Gelegenheit ernstlich zum Islam bekehrt, und es bildete sich eine jüdisch-türkische Sekte um Sabbatai Zewi. Das Entsetzen vor dem Abfall minderte sich, es hieß einfach: der und der hat den Turban genommen. Als sollte dieser wirre Knäuel noch mehr verwirrt oder dieses kabbalistisch-messianische Unwesen bis in seine letzten Konsequenzen fortgeführt werden, erhielt es unerwartet an einem europäisch-gebildeten, nicht unbegabten Manne einen Anhänger und Verteidiger. an Abraham Miguel Cardoso. Er war eine originelle Persönlichkeit, welche die Wandlungen der portugiesischen Juden seit ihrer Vertreibung an sich verlebendigte. In einer portugiesischen Stadt von marranischen Eltern geboren, studierte Miguel Cardoso wie sein älterer Bruder Fernando, Medizin; aber während dieser sich mit Ernst den Wissenschaften ergab, vertändelte Miguel in dem üppigen Madrid seine Tage in süßem Nichtsthun, sang zur Laute Liebeslieder unter dem Balkon schöner Damen und dachte sehr wenig an die Kabbala oder an das Judentum. Sein ernsterer und gesinnungstüchtigerer Bruder war, nachdem er bereits als medizinischer und naturwissenschaftlicher

Schriftsteller sich in Spanien einen Namen gemacht hatte, aus Liebe zum Judentum nach Venedig ausgewandert, und Miguel war ihm nachgefolgt. Während der ältere Bruder ein geregeltes Leben führte, getragen von sittlichen Grundsätzen und einem vernünftigen Glauben, verfiel der jüngere haltlos der Regellosigkeit einer ausschweifenden Phantasie und eines ausschweifenden Wandels.

Abraham Cardoso begann von Sabbatai zu schwärmen und gab vor, in die Kabbala eingeweiht, fortwährend Träume und Gesichte zu haben. Der Abfall des falschen Messias vom Judentum brachte ihn von seinem Wahne nicht ab; er blieb ein eifriger Parteigänger, rechtfertigte noch dazu dessen Verrat, als sei es notwendig gewesen, daß der Messias zu den Sündern gezählt werde, damit er die Sünde des Götzendienstes, den Israel so lange getrieben, abbüße und tilge. Der jesajanische Hochspruch vom Messiasvolke und seiner Auferstehung von den Todten, welchen die Christen auf Jesus anzuwenden pflegten, deutete Cardoso ebenso falsch auf Sabbatai Zewi. Vergebens warnte und verspottete ihn sein nüchterner Bruder Isaak Cardoso und fragte ihn ironisch: ob er denn von seinem ehemaligen Lautenspielen für die schönen Mädchen von Madrid die Prophetengabe empfangen habe? Der ehemalige Leichtsinn Abraham Cardoso war dadurch keineswegs verdutzt, nahm vielmehr gegen seinen älteren und ernsten Bruder, welcher die Kabbala wie Astrologie gründlich verachtete, einen belehrenden Ton an und sandte ihm ganze Hände voll Beweise aus dem Sohar und andern kabbalistischen Schriften; daß Sabbatai der wahre Messias sei. Durch seinen Eifer gewann er für den sabbatianischen Schwindel viele Anhänger in Afrika. Er mußte indes ein Abenteuerleben beginnen, von seinem Wahne gewissermaßen Brot für sich und die Seinigen ziehen, trieb in Smyrna, Konstantinopel, auf den griechischen Inseln und in Kairo allerhand Spiegelfechterei und nährte den sabbatianischen Unfug mit seinem reicheren Wissen, beredten Munde und seiner gewandten Feder. Er, der Zögling christlicher Schulen, war vermöge seines Bildungsganges den übrigen sabbatianischen Aposteln bei weitem überlegen, wußte dem Blödsinn einen Anstrich von tiefer Weisheit zu geben, blendete dadurch die Befangenen und bethörte selbst solche, welche früher dem sabbatianischen Treiben abgeneigt waren.

Durch die fortdauernde Anhänglichkeit unter den Juden an ihn trotz seines Religionswechsels ermutigt, beharrte Sabbatai auch im Verkehr mit den Juden in seiner messianischen Rolle. Freilich hatte sein schwacher Kopf durch diese auf ihn einstürmenden Ereignisse noch mehr gelitten, und er verlor allen Halt. Das eine Mal schmähte er das Judentum und den Gott Israels mit gemeinen Lästerworten, das andere Mal hielt er mit seinen jüdischen Anhängern Gottesdienst nach jüdischem Ritus, sang Psalmen, ließ am Sabbat aus der Thora vorlesen und wählte dazu öfter sieben Jungfrauen aus. Er heiratete zuletzt noch eine Frau, die Tochter eines talmudkundigen Mannes, Joseph Philosoph aus Salonichi. Als ihn aber einst die türkische Scharwache in einem Dorfe bei Konstantinopel in einem Konventikel mit Juden beim Psalmsingen überraschte, erteilte der Großwesir den Befehl, ihn nach Albanien in ein kleines Städtchen Dulcigno, wo keine Juden wohnten, zu verbannen. Dort starb er vereinsamt und verlassen (1676).

Der halb und halb ebenfalls vom Judentum abgefallene Spinoza, welcher alle diese Erscheinungen erlebt hat, mag wohl mit großer Verachtung auf dieses tollhäuslerische messianische Treiben geblickt haben. Wenn es ihm darum zu thun war, das Judentum zu unterwühlen und zu bestatten, so hätte er Sabbatai Zewi, an dessen Geheimschreiber Samuel Primo und an dessen Propheten, nur Bundesgenossen und Helfer begrüßen müssen. Die Unvernunft der Kabbala hat noch viel wirksamer das Judentum in Mißachtung gebracht, als die Vernunft und Philosophie. Aber weder die eine noch die andere hat die zahlreichen gebildeten Juden von Amsterdam, Hamburg, London und von Bordeaux von der Religion ihrer Väter abbringen können. Gerade in dieser Zeit der doppelten, feindlichen Strömungen gegen das Judentum im eigenen Schoße erbaute die zu 4000 Familien herangewachsene portugiesische Gemeinde in Amsterdam eine Prachtsynagoge. Die Einweihung derselben (3. Aug. 1675) wurde mit Feierlichkeit und Pomp begangen, wie kaum die des Tempels in Jerusalem. Er ist vielfach besungen und durch pomphafte Reden gepriesen worden. Abbildungen mit Kupferstichen wurden davon, mit Versen versehen, verbreitet. Christen hatten den Juden in der bedrängten Zeit Geld zum Bau vorgeschossen, und ein Dichter Romein de Hooghe

dichtete zur Verherrlichung der Synagoge und des jüdiſchen Volkes Verſe in lateiniſcher, holländiſcher und franzöſiſcher Sprache.

Spinoza erlebte auch dieſen Jubel der Gemeinde, von der er ſich abgewendet hatte. Er mag die Freude der Amſterdamer Juden als eitel belächelt haben. Aber der Bau dieſer Synagoge in einer Stadt, die ein Jahrhundert vorher keine Juden duldete, allenfalls nur ſolche, welche eine lange Zeit hindurch als Chriſten galten, war ein laut redendes Zeichen der Zeit und zeugte gegen manche ſeiner Behauptungen. — Er ſtarb nicht lange darauf, oder richtiger, er entſchlief ſanft, wie mit einem Gotteskuſſe (21. Februar 1677) etwa fünf Monate nach Sabbatai Zewi. Er hat wider ſeinen Willen zur Verherrlichung des Stammes beigetragen, den er ſo ungerechter Weiſe geſchmäht hat. Seine überwältigende Geiſteskraft und Charakterſtärke werden immer mehr als Eigenſchaften anerkannt, die er zum Theil wenigſtens dem Blute zu verdanken hat, aus dem er ſein Daſein hatte.

Zehntes Kapitel.

Schatten und Licht.

(1677 — 1720).

Es war recht freundlich von den Fürſten und Völkern Aſiens und Europas, daß ſie die Juden in der meſſianiſchen Poſſe nicht ſtörten und ihnen Ruhe gewährten, ſich mit Schande zu bedecken. Es war gerade damals eine Pauſe in der regelmäßig wiederkehrenden Judenverfolgung eingetreten, die aber nicht allzulang dauerte. Bald wiederholte ſich das unterbrochene Tagewerk von Anſchuldigungen, Quälereien und Ausweiſungen. Dabei fällt der Unterſchied zwiſchen den Bekennern Mohammed's und Jeſu recht ſcharf ins Auge. In der Türkei iſt den Juden trotz ihrer großen Aufregung und ihres national-meſſianiſchen Luftſchlöſſerbaues kein Haar gekrümmt worden.

Innerhalb der Chriſtenheit dagegen wurden die Juden nur in Holland und England als Menſchen geachtet und behandelt, in den übrigen Staaten dagegen noch immer als Auswürflinge, für die es kein Recht und kein Mitleid gab. — Den Reigen der Ausweiſungen eröffnete wieder Spanien. Dieſes unglückliche Land, welches durch

Despotismus, Glaubenswut und Inquisition immer mehr entmannt wurde, beherrschte damals ein unkluges und fanatisches Weib, die Wittwe-Regentin Maria Anna von Österreich, welche ihren Beichtvater, den deutschen Jesuiten Neidhard, zum Generalinquisitor und zum allmächtigen Minister erhoben hatte. Natürlich konnte an diesem Hofe keinerlei Duldung Andersgläubiger gelitten werden. Nun gab es noch in dem Winkel des nordwestlichen Afrika, in Oran, Mazaquivir und andern Städten Juden. Viele unter ihnen hatten der spanischen Krone bedeutende Dienste im Kriege wie im Frieden geleistet. Die Familien Cansino und Sasportas, königliche Dolmetscher oder Dragomans für diese Besitzungen, hatten sich besonders durch Treue und Hingebung an Spanien ausgezeichnet, was der Gemahl Maria Anna's, Philipp IV., in einem besonderen Schreiben anerkannt hatte. Nichts desto weniger erließ die Königin-Wittwe den Befehl, die Juden dieser Gegend auszuweisen, weil sie nicht dulden könne, daß in ihrem Reiche Leute dieses Stammes leben sollten. Auf dringende Bitte der jüdischen Großen war der Gouverneur so freundlich, den Juden eine Frist von acht Tagen während ihrer Feiertage zu gewähren und ihnen das Zeugnis zu erteilen, daß sie nicht wegen Vergehungen oder Verräterei, sondern lediglich wegen Unduldsamkeit der Regentin verbannt wurden (Ende April 1669). Ihre Besitztümer mußten sie in der Eile um einen Spottpreis verkaufen. Die Ausgewiesenen ließen sich in der Gegend Savoyens, in Nizza, Villafranca nieder.

Wie die Mutter, so die Tochter. Um dieselbe Zeit wurde die Ausweisung der Juden aus Wien und dem Erzherzogtum Österreich dekretiert und zwar auf Anregung der Tochter der spanischen Regentin, der Kaiserin Margaretha, in Verbindung mit den Jesuiten. Seitdem Leopold I. den Thron bestiegen hatte, der dem Jesuitenorden angehörte, hatten die Jünger Loyola's allen Einfluß auf Schule und Kanzel und damit auch auf die öffentliche Meinung. Sie hetzten den Hof und die Bevölkerung zum Fanatismus gegen die akatholische Bevölkerung, gegen die Protestanten in Ungarn, gegen die Hugenotten in Frankreich und die Dissidenten in Polen. Die Juden, welche sich seit einem halben Jahrhundert in Wien wieder angesiedelt hatten, mußten dabei mitbüßen. Der Brotneid der christlichen Kaufmannschaft und die Raufluft der

jesuitisch erzogenen Studenten wurden künstlich gegen sie aufgestachelt. Fand man gar eine christliche Leiche im Wasser, so wurde ohne weiteres von den geschäftigen Judenfeinden der Verdacht gegen die Juden erregt und durch Zeitungsblätter, Lieder, Pasquille und Bilder genährt. Nach langem Widerstreben des Kaisers wurde unter Trompetenschall bekannt gemacht (14. Febr. 1670) daß die Juden binnen einigen Monaten Wien und die Landschaft bei Leibes- und Lebensstrafe zu verlassen habe. Am Hofe war keine Aussicht auf Änderung des Entschlusses, hier hatten die Jesuiten die Oberhand durch die Kaiserin und deren Beichtvater. Da wandten sich die Unglücklichen in einem thränenreichen Schreiben an den einflußreichsten und vielleicht auch reichsten Juden der damaligen Zeit, an Manoel Texeira, Residenten der Königin Christine, seinen Einfluß auf weltliche und geistliche Fürsten zu ihren Gunsten geltend zu machen. Dieser hatte bereits an einige spanische Granden geschrieben, mit denen er in Verbindung gestanden, auf den Beichtvater der Kaiserin einzuwirken. Auch an den mächtigen und klugen Kardinal in Rom, Azzolino, den Freund der Königin Christine (den sie bald einen Engel, bald einen Teufel nannte) hatte er sich gewendet. Die Königin von Schweden, welche nach ihrem romantischen Übertritt zu Katholizismus große Achtung in der katholischen Welt genoß, hatte Texeira Hoffnung gemacht, daß durch ihr Schreiben an den päpstlichen Nuntius die Verbannung der österreichischen Juden widerrufen werden würde. Aber alle diese vereinten Anstrengungen führten zu nichts. Der Kaiser oder vielmehr die Kaiserin blieb dieses Mal fest und verfügte noch ehe die Juden abgezogen waren, über ihre Häuser; nur war sie menschlich genug, bei schwerer Strafe zu verordnen, daß den abziehenden Juden nichts Leides geschehen sollte.

So mußten sich denn die Juden der eisernen Notwendigkeit fügen und zum Wanderstabe greifen. Die Jesuiten rieben sich die Hände und verkündeten in einem Gradusbüchlein den großen Ruhm Gottes. Das Judenquartier kaufte der Magistrat dem Kaiser um 100,000 Gulden ab und nannte es zu Ehren des Kaisers Leopoldstadt. Der Platz der Synagoge wurde zu einer Kirche verwendet, wozu der Kaiser zu Ehren seines Schutzpatrons den ersten Grundstein legte (18. August 1670). Die Ausgewiesenen zerstreuten sich

nach Mähren, Böhmen, Baiern, wo ihnen für den Augenblick die Anſiedelung geſtattet wurde, nur in Ungarn durften ſie nicht einwandern.

Dieſe Schattenſeite hatte aber auch ihre Lichtſeite. Der aufſtrebende preußiſch-brandenburgiſche Staat, welcher bis dahin nur wenig Juden duldete, wurde dadurch eine neue, wenn auch nicht ſehr gaſtliche Heimat für die Verbannten. — Dieſer große Fürſt, welcher den feſten Grund zur künftigen Größe der preußiſchen Monarchie gelegt hat, war zwar nicht duldſamer als die meiſten Fürſten des Jahrhunderts Ludwig's XIV. Aber er war jedenfalls einſichtsvoller als Kaiſer Leopold und erkannte, daß volle Finanzen für das Gedeihen eines Staates nicht ſo ganz unweſentlich ſind, und daß die Juden noch immer etwas von ihrem alten Ruhm, als gute Finanzkünſtler, behalten hatten. In der Mark Brandenburg durfte ſeit einem Jahrhunderte kein Jude wohnen. Eine gewiſſe Konſequenz bewog indeß Friedrich Wilhelm, der kein Freund von Halbheiten war, gegen das Vorurteil der unduldſamen proteſtantiſchen Bevölkerung einige Juden zu dulden. Im Weſtfäliſchen Frieden hatte er die Stadt Halberſtadt und Umgegend erworben, wo zwar kaum zehn jüdiſche Familien wohnten, aber dieſe konnten doch nicht ſo ohne weiteres ausgewieſen werden. Der große Kurfürſt erteilte daher dieſer winzigen Halberſtädtiſchen Gemeinde ein Privilegium, das nicht beſſer und nicht ſchlimmer als die Duldungsakte jener Zeit war. Auch in der Neumark ſcheinen einige jüdiſche Familien gewohnt zu haben. Im Cleveſchen (Emmerich, Weſel, Duisburg, Minden), das zu Brandenburg geſchlagen wurde, beſtanden ebenfalls ſeit alter Zeit kleine Gemeinden. In Emmerich hatte Friedrich Wilhelm einen außerordentlich begabten Juden gefunden, Elia Gumperts (Gompertz) oder Elia von Emmerich, welcher ihm weſentliche Dienſte in den Kriegen als Lieferant von Waffen, Geſchützen, Pulver und als diplomatiſcher Agent leiſtete. Da nun einmal Juden in ſeinen Staaten zerſtückelt wohnten, warum ſollte der auf Hebung ſeines Landes bedachte Kurfürſt nicht noch mehr aufnehmen, namentlich ſolche, welche Kapitalien mitbringen könnten? Sein Geſandter in Wien ſetzte ſich daher mit reichen Juden in Verbindung, und auf ſeine Anregung reiſten zwölf derſelben nach Berlin, um mit dem Kurfürſten wegen der Aufnahme zu unterhandeln. Die Bedingungen,

unter welchen sie zugelassen wurden, waren in manchen Punkten hart, sehr hart, aber doch noch günstiger, als in andern protestantischen Ländern. Fünfzig Familien aus dem Österreichischen durften sich nach Belieben im Brandenburgischen und im Herzogtum Krossen niederlassen und überall ungehindert Handel treiben. Jede Familie hatte jährlich acht Thaler Schutzgeld zu zahlen und für jede Hochzeit einen Goldgulden, wohl eben so viel von jeder Leiche. Dafür waren sie aber im ganzen Lande vom Leibzoll befreit. Häuser durften sie kaufen und bauen, aber unter der Bedingung, sie nach Ablauf einer Frist an Christen zu verkaufen. Synagogen durften sie nicht halten, wohl aber Betstuben, einen Schulmeister und einen Schlächter. Dieser Schutzbrief war zwar nur auf zwanzig Jahre gültig, aber es war ihnen in Aussicht gestellt, daß er vom Kurfürsten oder seinem Nachfolger verlängert werden würde. Von diesen fünfzig österreichischen Familien ließen sich etwa sieben. die Familien Rieß, Lazarus, Veit in Berlin nieder, und diese bildeten den Grundstock der später so angewachsenen und tonangebenden Gemeinde. Ein Schritt zog den andern nach sich. Friedrich Wilhelm nahm auch andere reiche Juden aus Hamburg und Glogau auf: so entstanden Gemeinden in Landsberg, Frankfurt a. O. Hin und wieder zeigte der große Kurfürst auch uneigennütziges Wohlwollen gegen die Juden. Als er auf den abenteuerlichen Plan des schwedischen Reichsrates Skytte einging, in der Mark (Tangermünde) eine Universaluniversität für alle Wissenschaften und ein Asyl für verfolgte Gelehrte zu gründen, sollte nach seinem Programm auch jüdischen Männern der Wissenschaften, wie Arabern und Ungläubigen aller Art, Aufnahme in dem märkischen Athen gestattet sein, jedoch unter der Bedingung, daß sie ihre Irrtümer nicht verbreiten sollten. Besonders machte es diesem Fürsten Ehre, daß er sich zweier jüdischer Jünglinge, welche vom Wissenszwang getrieben waren, eifrig annahm und ihre Zulassung zur Universität Frankfurt a. O. dekretierte. Kohen Rofe dessen Vater von der kosakischen Metzelei nach Metz geschleudert war, hatte Wissensdrang Medizin zu studieren. Auf seiner Durchreise durch die Kurmark wagte er und ein gleichalteriger Freund, den Kurfürsten anzuflehen, ihnen zu gestatten, an der Universität von Frankfurt zu studieren. Friedrich Wilhelm zwang die medizinische Fakultät, die jüdischen Jünglinge an den Vorlesungen

Teil nehmen zu lassen und setzte ihnen noch dazu einen Jahrgehalt während ihrer Studienzeit aus.

Einen Augenblick schien es, als wenn in dieser Zeit die unglücklichsten der unglücklichen Juden, die Marranen in Portugal wenigstens, aus ihrer grausigen Lage befreit werden sollten, und die Macht der fluchwürdigen Inquisition gebrochen werden sollte. Mehr als ein und ein halbes Jahrhundert, mindestens vier Geschlechter waren vorübergegangen, seitdem das Bluttribunal in Portugal ohne formell-gesetzliche Bestätigung von Rom eingeführt worden war. Volk, Adel und auch fürstliche Häuser waren mit jüdischem Blute vermischt, Mönchs- und Nonnenklöster waren voll von Marranen oder Halbmarranen. Nichts destoweniger waren die Neuchristen noch immer Gegenstand des Argwohns, des Hasses und der Verfolgung, weil die altchristliche Bevölkerung instinktiv fühlte, daß die Marranen mit ihrem christlichen Bekenntnisse nie und nimmer Ernst machen würden, sondern es nur als Joch ertrugen, bis sie Gelegenheit fänden, es abzuwerfen.

Am Hofe von Portugal und in der päpstlichen Kurie wurden mit einem Male Intriguen gegen die Macht des Bluttribunals eingefädelt. Diese Intriguen gingen von dem Jesuitenpater Antonio Vieira aus, der Schlaueste unter diesen Schlauen welcher auffallenderweise eine ganz besondere Zuneigung zu den Juden und Marranen hatte. Bei seinem Aufenthalte in Amsterdam hatte er die jüdischen Predigten besucht und mit den Rabbinen Manasse und Aboab verkehrt. Dieser Jesuite wurde einst von dem Inquisitionstribunal in Haft in einem strengen Profeßhause gebracht und zum Verluste seines Stimmrechtes und seiner Berechtigung zu predigen verurteilt Daraus befreit, schmiedete Vieira Rachepläne gegen das sogenannte heilige Officium, und seine Ordensgenossen standen ihm zur Seite. Er eilte nach Rom, um die Demütigung der Inquisition durchzusetzen. Alle Hebel setzte er, der eine gewichtige Stimme im Jesuitenorden hatte, dazu in Bewegung. Der Jesuiten-Provinzial von Malabar Balthasar legte dem Regenten Dom Pedro einen Plan vor, das für Portugal verlorene Indien wieder zu gewinnen. Dazu sei Geld, viel Geld nötig. Geld besäßen die Marranen, und diese würden es gerne für Erleichterung ihrer Pein und eine allgemeine Amnestie hergeben. Dom Pedro wies seinen Beichtvater an, sich mit ihnen in Unterhandlung

zu ſetzen. Während die Jeſuiten gegen das heilige Officium heimlich wühlten, hatte dieſes das Volk gegen die Marranen fanatiſiert und viele derſelben wegen Diebſtahls von Hoſtien eingekerkert. Um der ewigen Aufregung ein Ende zu machen, waren einige Mitglieder des Staatsrates der Anſicht, die Marranen ſamt und ſonders aus dem Lande zu verbannen. Damit wäre aber den Inquiſitoren wenig gedient geweſen. Sie boten daher alles auf, um dieſen Vorſchlag zu bekämpfen, und ſie, die Herzloſen, machten ſogar das Gebot der Barmherzigkeit geltend. Man dürfe doch nicht um einiger Schuldigen willen ſo viele Unſchuldige hinausſtoßen und ihren ſchwankenden Glauben der Verſuchung ausſetzen.

In Rom hatte bereits der Jeſuitenorden und beſonders der gegen die Inquiſition erbitterte Antonio Vieira eine günſtige Stimmung hervorgebracht. Papſt Clemens X. erließ ein Breve nach Portugal; es möge den Neuchriſten geſtattet werden, Sachwalter nach Rom zu ſenden, um ihre Beſchwerden gegen das Tribunal vorzubringen. Ja, er ſuspendierte (3. Okt. 1674) die Thätigkeit der portugieſiſchen Tribunale, verbot ihnen, über die Marranen Todes- oder Galeerenſtrafen, ſowie Güterkonfiskation zu verhängen, und befahl, daß die Prozeſſe der eingekerkerten Marranen nach Rom an das Amt der Generalinquiſition geſchickt werden ſollten. Der päpſtliche Nuntius machte dieſe Bulle in Portugal bekannt. Die Jeſuiten hatten für den Augenblick geſiegt. Das Volk wurde aber von neuem gehetzt. In den Straßen Liſſabons erſchallten aufrühreriſche Stimmen: „Tod allen Juden und Marranen“. Als der Papſt durch eine förmliche Bulle die Inquiſitoren ihrer Ämter entſetzte und befahl, die Schlüſſel der Inquiſitionskerker dem Nuntius zu überliefern, verſagten die Glieder dem Kopfe den Gehorſam.

In Spanien ſahen die Inquiſitoren dieſe Einmiſchung des Papſtes in die innern Angelegenheiten der Tribunale mit vielem Verdruß. Wie, wenn es dem päpſtlichen Hofe einfiele, dasſelbe Verfahren auch gegen ſie einzuſchlagen? Sie kamen dieſem Beginnen zuvor, ſie wollten dem Papſte zeigen, daß er es nicht wagen dürfte, ſie anzutaſten, da Hof und Volk mit ihnen einverſtanden ſei, die Ketzer und Juden zu vertilgen. Zu dieſem Zwecke bedienten ſie ſich des ſchwachköpfigen, jungen Königs Karl II. Sie wußten ihm beizubringen, daß er ſeiner jungen Gemahlin, einer Nichte

Ludwigs XIV., keine anziehendere Feſtlichkeit bieten könnte, als wenn in der Hauptſtadt ein großes Auto da Fé mit Verbrennung vieler Ketzer geſehen würde. Mit Freuden griff Karl zu und befahl, daß zu Ehren der jungen Königin ein großes Menſchenopfer-Schauſpiel in Madrid aufgeführt werden ſollte. Der fünfundzwanzigſte Großinquiſitor Diego de Sarmiento erließ darauf ein Rundſchreiben an die Tribunale Spaniens, ſämtliche verurteilte Ketzer für das große Feſt rechtzeitig nach Madrid zu liefern. Vier Wochen vorher wurde in der Hauptſtadt in feierlicher Weiſe durch Herolde bekannt gemacht, daß an dem und dem Tage ein großes Auto da Fé ſtattfinden würde. Es war nicht bloß auf ein Schaugepränge abgeſehen, ſondern auf Einſchüchterung des Papſtes und der Kardinäle, welche anfingen, menſchlich für die Opfer der Inquiſition zu fühlen. Sechzehn Meiſter mit ihren Geſellen arbeiteten mehrere Wochen, um Eſtraden und Schauplätze für den Hof, den Adel, die Geiſtlichkeit und das Volk auf einem großen Platze zu errichten.

Eine ſo große Zahl Opfer der Inquiſition war ſchon lange nicht vereint geſehen worden. Einhundert und achtzehn Perſonen jedes Alters und Geſchlechts! Siebzig oder noch mehr Judaiſirende hatten die verſchiedenen Tribunale geliefert. Des Morgens früh wurden dieſe Unglücklichen barfuß im Büßerkleide mit Kerzen in den Händen zur Brandſtätte geführt, begleitet von Geiſtlichen und Mönchen aller Orden, Ritter und Familiaren der Inquiſition mit flatternden Fahnen und Kreuzen. Kohlenbrenner mit Hellebarden eröffneten den Zug nach altem Brauch und Vorrecht. Bilder von verſtorbenen und flüchtigen Ketzern, mit Namen bezeichnet, und Särge mit den Gebeinen der Unbußfertigen wurden von Henkersknechten der Inquiſition getragen. Der geiſtesſchwache König, die junge Königin Maria Louiſe von Orleans, Hofdamen, Großwürdenträger, der hohe und niedere Adel, alle dieſe waren von Morgens an auf dem Schauplatze verſammelt, und hielten trotz der drückenden Hitze bis ſpät Abends aus. Wer von bedeutenden Perſönlichkeiten, ſelbſt vornehmen Damen, ohne Grund fehlte, kam dadurch in Verdacht der Ketzerei. Beim Anblick der Schlachtopfer rief das Volk: „Es lebe der Glaube“. Plötzlich hörte man die flehentliche Stimme einer kaum ſiebzehnjährigen Marranin von wunderbarer Schönheit, welche in die Nähe der Königin zu ſtehen kam, ausrufen. „Groß-

mütige Königin! erbarmen Sie ſich meiner Jugend! Wie kann ich der Religion entſagen, die ich mit der Muttermilch eingeſogen.“ Maria Louiſe, ſelbſt nicht viel älter, unterdrückte eine Thräne. Der Großinquiſitor Diego de Saramiento ließ die feierliche Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen, den König beim Evangelium und dem Kreuze an ſeine Pflicht als allerchriſtlichſte Majeſtät zu ermahnen: daß er die Ungläubigen verfolgen will. Der König fügte die That zum Worte hinzu und zündete zuerſt mit einer ihm gereichten Fackel den Scheiterhaufen an, und zu dieſem waren achtzehn Marranen verurteilt, welche ſich offen zum Judentum bekannt hatten; darunter eine ſechzigjährige Wittwe mit zwei Töchtern und einem ſechsunddreiſigjährigen Schwiegerſohn, welche acht Jahre im Kerker zugebracht hatten, und noch zwei andere Frauen, von denen die eine erſt dreißig Jahr alt war. Die meiſten waren Männer kräftigen Alters zwiſchen 27 und 38 Jahren, einfache Leute, Tabakſpinner, Goldarbeiter, Handelsleute, ſie alle ſtarben mit Standhaftigkeit den Flammentod. Einige ſtürzten ſich in die Glut. „Ich hatte nicht den Mut, dieſer entſetzlichen Hinrichtung der Juden beizuwohnen. Es war ein erſchreckliches Schauſpiel, wie man mir ſagte. Man konnte aber nur durch Beſcheinigung vom Arzte von der Anweſenheit dispenſiert werden. Was für Grauſamkeiten man beim Tode dieſer Elenden geſehen hat, kann ich Ihnen nicht beſchreiben.“ Das berichtet die Marquiſe de Villars an ihren Gemahl. Eine andere franzöſiſche Dame berichtete darüber: „Ich ging nicht zur Exekution, ich war ſchon von Schmerzen ergriffen, als ich die Verurteilten am Tage ſah ... Man muß aber nicht glauben, daß ein ſo ſtrenges Beiſpiel im ſtande wäre, die Juden zu bekehren. Sie werden nicht im geringſten davon gerührt, und es giebt ſelbſt in Madrid eine beträchtliche Anzahl, welche als ſolche bekannt ſind, und die man in ihren Stellungen als Finanzbeamte läßt.“ Die übrigen 54 Marranen wurden teils zu den Galeeren, teils zu mehrjährigem und manche zu ewigem Kerker verurteilt.

Dieſes große Auto da Fé (1680) in Madrid muß in Rom einen niederſchlagenden Eindruck gemacht haben. Denn der Papſt Innocenz XI. gab gleich darauf dem Widerſtand der Inquiſition in Portugal nach und begnügte ſich mit einem Schein von Gehorſam. Das kleine Portugal geriet infolge der fortdauernden

Verurteilungen der reichen und gewerbthätigen Marranen in Verfall. Ein halbes Jahrhundert später sagte ein Staatsmann zum portugiesischen Thronfolger: „Wenn Eure Hoheit zum Thron gelangt, werden Sie viele schöne Flecken und Dörfer fast unbewohnt finden, selbst Lamego und Guarda. Wenn Sie fragen, wie diese Plätze in Trümmer gefallen und ihre Manufakturen zerstört worden sind, so möchten wenige es wagen, Ihnen die Wahrheit zu sagen, daß die Inquisition, weil sie viele wegen des Verbrechens des Judaisierens eingekerkert und andere aus Furcht vor Konfiskation und Gefängnis zu flüchten genötigt hat, diese Städte und Flecken verwüstet und die Manufakturen des Landes zerstört hat.“

Außerhalb Spaniens hatte die christliche Kaufmannschaft die Rolle der Dominikaner gegen die Juden übernommen. Um die lästige Konkurrenz der Juden los zu werden, benutzten oder erfanden Kaufleute Gerüchte von Christenkinderkauf oder Mord. Es scheint nicht Zufall, sondern Symptom einer krankhaften Erregung gewesen zu sein, daß fast zu gleicher Zeit solch Anschuldigung in Metz, Berlin und Padua erhoben und ausgebeutet wurde.

Wenn auch die grausige Behandlung der Juden, Ausweisungen, lügenhafte Anschuldigungen und Gemetzel in dieser Zeit noch nicht aufgehört haben, so verminderte sich doch ihre Zahl und Ausdehnung. Diese Erscheinung war eine Folge der zunehmenden Gesittung in den europäischen Hauptstädten, einer Art Vorliebe für Juden und ihre Glanzlitteratur und der Bewunderung ihres Fortbestandes. Gebildete Christen, Katholiken wie Protestanten, auch nüchterne von Schwärmerei nicht befangene Männer, die den Ton angaben, fingen an über den Fortbestand dieses Volkes zu erstaunen. Wie, dieses Volk, das seit einem Jahrtausend und darüber so blutig verfolgt, zertreten, wie giftige oder räudige Tiere behandelt wurde, das kein Vaterland, keinen Beschützer hat, an das alle Welt Hand anlegt — dieses Volk existiert noch? Es existiert nicht bloß, sondern bildet noch immer eine eigene Körperschaft, auch in seiner Niedrigkeit noch zu stolz, sich mit den weitgebietenden Nationen zu vermischen? Immer mehr Schriftsteller traten für sie als Fürsprecher auf, drangen auf milde Behandlung derselben und redeten in Wort und Schrift den Christen zu Herzen, dieses lebendige

Wunder doch nicht zu zerstören oder zu entstellen. Manche gingen in ihrer Begeisterung für die Juden sehr weit Der hugenottische Prediger Pierre Jürieu in Rotterdam schrieb ein Buch (1685) über „die Erfüllung der Propheten“, daß Gott sich diese Nation aufbewahrt habe, um noch große Wunder an ihr zu thun. Der wahre Antichrist sei die grausige Verfolgung der Juden. Eine übereifrige Thätigkeit für die Rückkehr des jüdischen Volkes in sein einstiges Vaterland entwickelte der Däne Oliger (Holger) Pauli. Er war so sehr für den jüdischen Stamm eingenommen, daß er Millionen für seine Grille, die Juden nach Palästina zu befördern, verschwendete und mystische Sendschreiben an König Wilhelm von England und den Dauphin von Frankreich richtete, um sie geneigt zu machen, die Zurückführung der Juden in ihre Hand zu nehmen. Noch weiter ging in seinem Enthusiasmus für Juden und Judentum der von katholischen Eltern in Wien geborene Johannes Petrus Speet (in Augsburg). Nachdem er eine Schrift zur Verherrlichung des Katholicismus geschrieben hatte, trat er zu den Socinianern und Menoniten über, wurde zuletzt Jude in Amsterdam und nahm den Namen Mose Germanus an (gest. 17. April 1702). Wie er selbst sich aussprach, hatten gerade die lügenhaften Anschuldigungen gegen die Juden ihm Widerwillen am Christentum eingeflößt. „Noch heutzutage geschieht viel dergleichen in Polen und Deutschland, da man alle Umstände hervorzählt, auch Lieder auf den Gassen davon singt, wie die Juden abermals ein Kind gemordet und das Blut in Federkielen einander zugesendet. Um an diesem mordteuflischen Betrug kein Teil zu haben, habe ich das sogeartete Christentum verlassen.“ Mose Germanus wurde ein umgekehrter Paulus. Man darf noch heute nicht alles niederschreiben, was Mose Germanus über die Jesuslehre ausgesprochen hat. Es war übrigens nicht der einzige Christ, der in dieser Zeit aus Liebe zum Judentum sich der nicht ungefährlichen Operation und der noch empfindlicheren Schmähung und Verlästerung aussetzte.

Ebenso und fast noch mehr als die geahnte einstige Größe Israels zog das reiche jüdische Schrifttum gelehrte Christen an und flößte ihnen eine Art Sympathie für das Volk ein, aus dessen Fundgrube solche Schätze hervorgegangen sind. Mehr noch

als im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wurde in der Mitte und zu Ende desselben von Christen die hebräische Sprache erlernt, die hebräisch-rabbinische Litteratur eifrig durchforscht, in die lateinische oder in moderne Sprachen übersetzt, ausgezogen, benutzt und angewendet. Die „jüdische Gelehrsamkeit“ war nicht wie früher ein bloßer Schmuck, sondern ein unerläßliches Element der Gelehrsamkeit geworden. Es galt als eine Schande für katholische und protestantische Theologen, im „Rabbinischen“ unwissend zu sein, und die Unwissenden wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie die Hebraisten als „Halbrabbinen“ verlästerten. Ein gutmütiger, aber schwachköpfiger christlicher Schriftsteller dieser Zeit (Joh. Georg Wachter) stieß wegen dieser Erscheinung bittere Seufzer aus. „Wenn nur diejenigen, die sich Christen nennen, einmal aufhören wollten, zum höchsten Schaden und Verderbnis ihrer Religion für das Judentum so zu eifern, wie ein Proselyte nimmer thun kann. Denn es ist eine neue ebionitische Art heutzutage aufgestanden, welche alles von den Juden herleiten will.“

Zur Hochachtung der Juden und ihrer Litteratur trug sehr viel der erste Bibelkritiker bei, der Pater Richard Simon von der Kongregation des Oratoire in Paris. Er, der den sichern Grund zu einem wissenschaftlichen, philologischen Studium der Bibel alten und neuen Testamentes legte, hat sich mit großem Eifer in den jüdischen Schriften umgesehen und sie zu seinem Zwecke benutzt. Richard Simon war ein denkender Kopf mit einem durchdringenden Verstande, der unbewußt über die katholische Lehre hinausgegangen war. Spinoza's biblisch-kritische Bemerkungen regten ihn zu gründlichen Forschungen an, und da er als echter Franzose gesunden Sinn hatte, brachte er es weiter in diesen Forschungen. Richard Simon war besonders von der Bibelauslegung der Protestanten in Bausch und Bogen angeekelt, welche alle ihre Weisheit und Dummheit mit Versen aus der heiligen Schrift zu belegen pflegten. Er unternahm daher, den Nachweis zu führen, daß die ganze Bibelkenntnis und Bibelauslegung der protestantischen Kirche, auf welche sie den Katholiken und Juden gegenüber so stolz that, eitel Dunst und Irrtum sei. „Ihr Protestanten beruft euch zur Bekämpfung der katholischen Überlieferung auf das reine Gotteswort, ich will euch den festen Boden entziehen und euch gewissermaßen an die Luft setzen“. Richard Simon war der Vor-

läufer von Reimarus und David Strauß. Die Katholiken jauchzten ihm Beifall zu, ohne zu ahnen, daß sie eine Schlange im Busen nährten. Richard Simons Schriften, nicht in lateinischer, sondern in der Landessprache mit einer gewissen Eleganz geschrieben, machten gerechtes Aufsehen. Sie wurden von allen gebildeten Ständen, auch von Damen begierig gelesen. Dadurch war die rabbinische Litteratur noch mehr als durch Reuchlin, Scaliger, die beiden Buxtorfe und die lateinschreibenden Gelehrten Hollands in die gebildete Welt eingeführt. Um sich die umfangreiche Kenntnis dieser Litteratur eigen zu machen, mußte Richard Simon, wie ehemals Reuchlin, Umgang mit Juden aufsuchen. Dabei fiel ein Teil seiner Vorurteile gegen Juden, die in Frankreich noch in ihrer Dichtigkeit bestanden. Richard Simon war weit entfernt von jener auf Unwissenheit beruhenden Überhebung, daß das Christentum etwas ganz Besonderes, vom Judentum Grundverschiedenes und weit Erhabeneres sei. Er hatte vielmehr den Mut, es auszusprechen, daß das Christentum sich in Inhalt und Form vollständig nach dem Judentum gebildet habe und ihm wieder ähnlich werden müßte. „Da die christliche Religion ihren Ursprung vom Judentum hat, so kann man sie nur im Verhältnis zum Judentum erklären. Auch stammen ein Teil unserer Ceremonien von den Juden.“ Richard Simon sprach es fast bedauernd aus, daß die Juden, welche ehemals in Frankreich so gelehrt waren, denen Paris als ihr Athen galt, aus diesem Lande verjagt worden sind. Er nahm sie in Schutz gegen die Anschuldigung ihrer angeblichen Gehässigkeit gegen die Christen. Er nahm sich auch sehr eifrig der Juden von Metz an, als sie eines Christenkindermordes angeklagt waren, und wo er sonst Gelegenheit hatte. Seine im lebhaften französischen Style geschriebenen, von der gebildeten Welt viel gelesenen Bücher und Briefe haben dem Judentume viel Freunde erworben oder wenigstens seine Feinde vermindert. Indessen scheint die offizielle katholische Welt diesem Lobredner des Judentums ein wenig auf die Finger geklopft zu haben, und Richard Simon, der die Ruhe liebte, mußte zum Teil widerrufen.

War das nicht ein eigenes Geschick, daß christliche gebildete Kreise damals in Jakob's Zelten die höchste Weisheit suchten, sogar die Mißgeburt aus dessen Schoße, die Kabbala, mit

respektvoller Scheu behandelten und die Juden doch noch immer der entsetzlichsten Verbrechen für fähig hielten! Was in früherer Zeit Unwissende gegen die Juden vorgebracht und später Schlaue mit geflissentlichem Betruge in Szene gesetzt haben: daß sie Christenkinder morden und deren Blut tränken oder als Heilmittel für eigenartige, angeborene Krankheiten gebrauchen, was tausendfach von Gewichtigen als Erfindung erklärt worden war, wiederholten noch in diesem Jahrhundert Christen aus dem gebildeten Stande. Ein friesischer Protestant, Geistlicher und Arzt, Jakob Geusius, schleuderte zwei Anklagen gegen die Juden in die Welt: „Anan und Kaiphas aus der Unterwelt entflohen“ und „Menschenópfer“, worin er, recht gelehrt, Lügenmärchen zusammenstellte, die je gegen Juden aufgetaucht waren von Apion und Tacitus an bis auf den Franziskaner Bernard von Feltre, welcher das Kind Simon von Trient als Märtyrer jüdischer Ruchlosigkeit ausposaunte. Aber in diesem Jahrhundert brauchten die Juden nicht mehr als Dulder zu schweigen, sondern durften das Lügengewebe zerfasern. Ein holländischer Jude, redegewandt und ebenfalls gelehrt, verfaßte unter dem Namen Isaak Viva eine geschickte Entgegnung gegen diese Schmähschrift mit dem Titel „der Bluträcher“. Zwei Punkte betonte er mit allem Nachdruck: daß nicht ein einziger Fall von Kindermord durch Juden urkundlich über allen Zweifel festgestellt wurde, und daß die Heiden in den ersten Jahrhunderten des Christentums die Christen desselben Verbrechens beschuldigt haben.

Auch Isaak Cardoso in Verona, der nüchterne, wissensreiche, und charaktervolle Bruder des sabbatianischen Schwindelkopfes Miguel Cardoso widerlegte in derselben Zeit die Anschuldigungen gegen Juden, aber er gab dem Thema eine anziehende Wendung. Die „Vorzüglichkeit der Hebräer“ setzte er ins helle Licht, wodurch die ihnen zur Last gelegten Verbrechen und angebliche Verworfenheit in ihrem Nichts hell beleuchtet wurden. Diesen Gegensatz setzte Isaak Cardoso scharf auseinander. Israel sei thatsächlich das von Gott auserwählte Volk, zu seinem Dienste berufen. Es sei lebendiger Zeuge der Gotteseinheit und daher von den Völkern durch eigenartige Gesetze getrennt. Drei Eigenschaften seien ihm zur eigenen Natur geworden: Mitgefühl mit Anderer Leiden, Wohlthätigkeitssinn und Züchtigkeit. Es befolge seine Religions-

geſetze treu, als eine ihm von Gott gegebene, von ſeinen Vätern überlieferte Offenbarung, nicht vermittelſt philoſophiſcher Grübeleien, die für dasſelbe überflüſſig ſeien. Die Weiſen anderer Nationen bewundern daher dieſe Zähigkeit. Das israelitiſche Volk allein ſei der Prophetie gewürdigt worden. Und dieſes von Gott geliebte, auserkorene, mit ſo vielen vortrefflichen Eigenſchaften begabte und beſonderer Gnadenmittel gewürdigte Volk wird von jeher mit ſo viel Verläumdung teils lächerlicher, teils grauſiger Natur überhäuft: daß es einen üblen Geruch an ſich trage, daß es an einem eigenen regelmäßigen Blutfluſſe leide, daß es die andern Völker in ſeinen Gebeten verwünſche, daß es hart und gefühllos gegen dieſelben ſei, daß es die heiligen Schriften aus Feindſeligkeit gegen das Chriſtentum gefälſcht hätte, und endlich, daß es Chriſtenkinder töte und ſich ihres Blutes bediene. Die Erlogenheit aller dieſer Anſchuldigungen belegte Iſaak Cardoſo mit geſchichtlichen Urkunden. — Als Zeichen der Zeit kann noch angeführt werden, daß Fürſten, welche den Juden damals mehr uneigennützige Theilnahme zuwendeten, als früher und auch ihrer Litteratur Beachtung ſchenkten, immer mehr den Vorurteilen oder gefliſſentlichen Verläumdungen mit Eifer entgegentraten. Der Fürſt Chriſtian Auguſt von Pfalz-Sulzbach, welcher ſich mit Liebe auf die hebräiſche Sprache und Litteratur verlegte und ſich ſogar in die Kabbala — wahrſcheinlich durch den Myſtiker Knorr v. Roſenroth — einweihen ließ, befahl in ſeinem Lande überall ſeine Mandate anzuſchlagen, als zweimal Gerüchte von Chriſtenkindermorden auftauchten (1682, 1692): bei ſchwerer Strafe „den ausgeſtreuten erdichteten und lügenhaften Anſchuldigungen gegen die Juden keinen Glauben beizumeſſen, noch ſie weiter zu verbreiten, noch überhaupt davon zu ſprechen und viel weniger einen Juden deswegen anzufechten“.

Die Aufmerkſamkeit, welche den Juden und ihrer Litteratur von Seiten chriſtlicher Gelehrten und Fürſten zugewendet wurde, brachte hin und wieder drollige Erſcheinungen zu Tage. In Schweden, dem bigotteſten proteſtantiſchen Lande, durfte kein Jude wohnen, allerdings auch kein Katholik. Nichts deſto weniger intereſſierte ſich König Karl XI. außerordentlich für die Juden und noch mehr für die Sekte der Karäer. Wäre es nicht leicht, gerade ſie, die nicht vom Talmud eingeſponnen ſind, zum Chriſtentum hinüber zu bringen? Karl XI. ſandte daher einen der hebräiſchen

Litteratur kundigen Professor von Upsala, Gustav Peringer von Lilienblad, nach Polen (um 1690), die Karäer aufzusuchen, sich nach ihrer Lebensweise und ihren Gebräuchen zu erkundigen und besonders ihre Schriften anzukaufen. Mit Empfehlungsbriefen an den König von Polen versehen, reiste Peringer nach Littauen, wo es mehrere kleine karäische Gemeinden gab. Aber die polnischen oder littauischen Karäer waren noch mehr verkommen, als ihre Brüder in Konstantinopel, in der Krim und in Ägypten. Durch die kosakische Verfolgung war ihre Zahl zusammengeschmolzen und ihre Litteratur zerstreut. Es gab nur sehr wenig Kundige unter ihnen, welche von ihrem Ursprunge und dem Verlaufe ihrer Sekte ein Geringes wußten, genau wußte es kein Einziger. Gerade um diese Zeit hatte der polnische König Johann Sobieski durch den bei ihm beliebten karäischen Richter Abraham Ben-Samuel aus Trok, man weiß nicht zu welchem Nutzen, dessen Bekenntnisgenossen auffordern lassen, sich aus ihren Hauptsitzen Trok, Luzk, Halič auch in andern kleinen Städten anzusiedeln. Sie zerstreuten sich also noch mehr bis in die Nordprovinz Samogitien. So von ihrem Mittelpunkt getrennt, vereinzelt, den Umgang mit Rabbinen meidend und auf die polnische Landbevölkerung angewiesen, verbauerten die polnischen Karäer und fielen dem Stumpfsinn anheim. Welch einen Gegensatz boten sie gegen die allzu übertriebene Beweglichkeit der rabbinisch-polnischen Juden!

Einige Jahre später machten abermals zwei schwedische Gelehrte, wahrscheinlich ebenfalls im Auftrage Karl's XI. Reisen zu demselben Zwecke in Littauen. Sie forderten zugleich Karäer freundlich auf, nach Schweden zu kommen, um mündliche Auskunft über ihr Bekenntnis zu geben. Ein junger Karäer Samuel Ben-Ahron der etwas Latein verstand, entschloß sich, sich nach Riga zu einem königlichen Beamten Johann Puffendorf zu begeben und mit ihm eine Unterredung zu halten. Bei dem Mangel an litterarischen Quellen und bei der Unwissenheit der Karäer über ihren geschichtlichen Ursprung und die Entwickelung ihrer Sekte konnte Samuel nur Dürftiges liefern. Auch von anderer Seite wurden die Karäer Gegenstand eifriger Nachforschung. Ein Professor in Leyden, Jakob Trigland, in der hebräischen Litteratur ziemlich heimisch, wollte ein Buch über die alten, verschollenen jüdischen Sekten schreiben. Vom Wunsche beseelt, Auskunft über die polnischen

Karäer zu haben und in den Besitz ihrer Schriften zu gelangen, sandte er einen Brief durch bekannte Kaufhäuser aufs Geradewohl an die Karäer (1698) mit bestimmten Fragen, um deren Beantwortung er bat. Dieser Brief kam zufällig einem Karäer Mardochaï Ben-Nissan in Luzk in die Hände, und dieser, ein armer Gemeindebeamter, wußte selbst nicht genug, um Bescheid über Anfang und Grund der Spaltung zwischen Rabbaniten und Karäern geben zu können. Aber er betrachtete es als eine Ehrensache, diese Gelegenheit wahrzunehmen, um durch das Organ eines christlichen Schriftstellers die vergessenen Karäer der gebildeten Welt in Erinnerung zu bringen und deren Gegnern, den rabbanitischen Juden, einige Streiche zu versetzen.

Die Aufmerksamkeit, welche der christliche Gelehrtenkreis der jüdischen Litteratur so eifrig zuwandte, brachte den Juden manche Verdrießlichkeit und Ungelegenheit. Sehr lästig wurden ihnen deutsch-protestantische Gelehrte, welche den Holländern und dem Franzosen Richard Simon nachstrebten und sich recht schwerfällige Gelehrsamkeit aneigneten, aber weder deren freundlich milde Duldung gegen die Juden, noch deren Styleleganz lernten. Fast zu gleicher Zeit verwerteten drei deutsche Hebraisten Wülfer, Wagenseil und Eisenmenger ihre Kenntnis der hebräischen Litteratur, um Anklagen gegen die Juden zu erheben. Johannes Wülfer suchte nach hebräischen Handschriften und alten jüdischen Gebetbüchern, um eine Anklage gegen die Juden begründen zu können. Einige Juden pflegten nämlich in dem Schlußgebete (Alenu) von dem Glanze des Gottesreiches, einen Satz hinzuzufügen: „denn sie (die Heiden) beten zum nichtigen leeren Hauch“. In dem Worte „leer (werik)“ wollten Judenfeinde Jesus bezeichnet sehen und eine Lästerung gegen ihn finden. Gedruckt war dieser Satz in den Gebetbüchern nicht. Aber in manchen Ausgaben war dafür ein leerer Raum gelassen. Diese leere Stelle oder dieses Wort ließ den frommen Protestanten keine Ruhe, und Wülfer suchte in den Bibliotheken umher, um einen Beleg dafür zu finden, und als er das Wort in Handschriften fand, machte er den Fund in einem Buche bekannt und lobte den Fürsten Georg von Hessen dafür, daß er seinen Juden einen verschärften Eid schwören ließ, daß sie nimmer dieses lästerliche Wort gegen Jesus ausstoßen würden. Wülfer war indeß andrerseits gerecht genug, einzugestehen, daß

die Anſchuldigung vom Blutgebrauch eine boshafte Erfindung ſei, und daß das Zeugnis getaufter Juden gegen ſie wenig Glauben verdiene.

Der Juriſt Johann Chriſtoph Wagenſeil, Profeſſor in Altorf, ein ſehr gutmütiger, von Wohlwollen für Juden erfüllter Mann, machte es noch ſchlimmer gegen ſie, als der Theologe. Er hatte noch weitere Reiſen als Wülfer gemacht, war über Spanien bis nach Afrika gedrungen und ſuchte ſolche jüdiſche Schriften aufzutreiben, welche aus der heiligen Schrift oder mit den Waffen der Vernunft gegen das Chriſtentum ankämpften (antichriſtianiſche Schriften). Mit dieſem Funde füllte er ſeinen Köcher „mit des Teufels feurigen Geſchoſſen“. Wagenſeil hatte einen frommen Wunſch. Die proteſtantiſchen Fürſten möchten wirkſame Anſtalten zur Bekehrung der Juden treffen. Er hatte ſich zwar überzeugt, daß in Rom, wo ſeit Papſt Gregor XIII. alljährlich an beſtimmten Sabbaten ein Dominikanermönch vor einer Anzahl Juden ſchläfrig zu disputieren pflegte, und die Juden ihn angähnten oder zum Beſten hatten. Aber er meinte, die proteſtantiſchen Fürſten, eifrigere Chriſten, als die katholiſchen, ſollten es beſſer anfangen. Dabei war Wagenſeil den Juden wohlwollend geſinnt. Er bemerkte mit vielem Nachdruck, daß er es unwürdig finde, die Juden zu ſengen, zu brennen oder ſie aller Güter zu berauben oder mit Weib und Kind aus dem Lande zu verjagen. Es ſei höchſt grauſam, daß man in Deutſchland und einigen andern Ländern die Kinder der Juden widerwillig taufe und ſie zur Chriſtuslehre mit Gewalt zwinge. Wagenſeil verfaßte eine eigene Schrift, um die entſetzliche Unwahrheit, daß die Juden Chriſtenblut gebrauchen, in das hellſte Licht zu ſetzen. Um dieſer ſo warm für die Juden ſprechenden Schrift ſollte man ihm ſeine anderweitigen Albernheiten verzeihen.

Sollte man es für möglich halten, daß trotz dieſem mit feſter Überzeugung ausgeſprochenen Urteile von Wülfer und Wagenſeil, welche jahrelang mit Juden verkehrt hatten, bis in die innerſten Falten gedrungen waren, ihre Zeitgenoſſen alles Ernſtes dieſe entſetzliche Unwahrheit noch einmal aufgetiſcht haben? Ein Proteſtant, der Profeſſor der orientaliſchen Sprache, Johann Andreas Eiſenmenger, wiederholte dieſe tauſendfach als lügenhaft gebrandmarkte Anſchuldigung von dem Blutgebrauch der Juden und

hat dadurch der Nachwelt Anklageſtoff gegen die Juden geliefert. Eiſenmenger gehörte zu der Klaſſe von Kreaturen, die aus Blumen Gift ſaugen.

Er ſtellte ein giftgeſchwollenes Buch von zwei ſtarken Bänden zuſammen, deſſen Titel allein für die Chriſten eine Aufforderung zu Judenhetzen war. „Entdecktes Judentum oder gründlicher und wahrhafter Bericht, welchergeſtalt die verſtockten Juden die heilige Dreieinigkeit erſchrecklicherweiſe verläſtern und verunehren, die heilige Mutter Chriſti verſchmähen, das neue Teſtament, die Evangeliſten und Apoſtel, die chriſtliche Religion ſpöttiſch durchziehen und das ganze Chriſtentum auf das Äußerſte verachten und verfluchen. Dabei noch vieles andere, entweder gar nicht oder wenig Bekannte und große Irrtümer der jüdiſchen Religion und Theologie, wie auch lächerliche und kurzweilige Fabeln an den Tag kommen. Alles aus ihren eigenen Büchern erwieſen. Allen Chriſten zur treuherzigen Nachricht verfertigt.“ Eiſenmenger beabſichtigte Wagenſeils „Feuergeſchoſſe des Satans“ tötlich auf die Juden zu ſchleudern. Er wiederholte in dieſem Buche alle Lügenmärchen vom Morde der Juden an Chriſten begangen, von der Brunnenvergiftung durch Juden zur Zeit des ſchwarzen Todes. Einige Juden hatten Wind von dem Drucke des Eiſenmengeriſchen Werkes in Frankfurt a. M. erhalten und erſchraken nicht wenig über die ihnen ſo nahe drohende Gefahr. Denn noch beſtanden in Deutſchland allzufeſt die alten Vorurteile gegen die Juden in den Maſſen, mehr noch unter den Proteſtanten als unter den Katholiken, als daß eine in deutſcher Sprache verfaßte Brandſchrift unwirkſam ablaufen ſollte. Die Frankfurter Juden ſetzten ſich daher (1700) mit den Hofjuden in Wien, beſonders mit dem Geldwechsler Samuel Oppenheim, einem edel geſinnten Manne in Verbindung, um der Gefahr zu begegnen. Dieſer nahm mit Eifer die Sache in die Hand, das Erſcheinen von Eiſenmengers judenfeindlichem Buche zu verhindern. Er und die übrigen Juden durften mit Recht behaupten: daß die Veröffentlichung dieſes in deutſcher Sprache, wenn auch in geſchmackloſem Style gehaltenen Buches zu Mord und Todſchlag wider die Juden reizen würde. So erſchien denn ein Edikt des Kaiſers Leopold's II., welches die Verbreitung desſelben verbot. Eiſenmenger war dadurch doppelt geprellt, er konnte mit ſeinem Judenhaſſe nicht durchdringen und hatte nicht

nur ſein ganzes Vermögen, das er für die Koſten des Druckes verwendet hatte, eingebüßt, ſondern mußte noch Schulden machen. Sämtliche Exemplare bis auf wenige lagen in Frankfurt unter Schloß und Riegel.

Der neugekrönte König von Preußen, Friedrich I., nahm ſich aber des Verfaſſers und Buches ſehr warm an. Die Aufmerkſamkeit dieſes Fürſten wurde von verſchiedenen Seiten auf die Juden gelenkt. Böswillige getaufte Juden ſuchten den kirchlichen Sinn des neuen Königs und der Bevölkerung gegen die Juden einzunehmen. „Läſterung gegen Jeſus“ lautet die lügenhafte Anklage, abermals auf das Gebet Alenu geſtützt. Da die Zünfte ohnehin den Juden nicht wohlgeſinnt waren, ſo benutzten ſie dieſe Aufregung zu fanatiſcher Hetzerei, und es entſtand eine ſolche Erbitterung in den Städten und Dörfern gegen ſie, daß ſie (wie ſie ſich vielleicht wiſſentlich übertreibend ausdrückten) ihres Lebens nicht mehr ſicher wären Der König Friedrich ſchlug aber ein Verfahren ein, welches ſeinem milden Herzen Ehre macht. Er erließ an ſämtliche Regierungspräſidenten einen Befehl (1702), daß ſie die Rabbinen und in Ermangelung derſelben die jüdiſchen Schulmeiſter und Älteſten an einem beſtimmten Tage zuſammen berufen und ſie eidlich befragen ſollten, ob ſie ausdrücklich oder ſtillſchweigend das läſterliche Wort we-Rik im Gebet Alenu gegen Jeſus gebrauchten. Überall erklärten die Juden mit einem Eide, daß ſie bei dieſem Gebete und bei der in den Gebetbüchern gelaſſenen Lücke nicht an Jeſus dächten. Der Theologe Johann Heinrich Michaelis in Halle, welcher um ein Gutachten angegangen wurde, ſprach ſie ebenfalls von der angeſchuldigten Läſterung frei. Da der König aber noch immer die Juden in Verdacht hatte, ſie ſchmähten in Gedanken Jeſus, ſo erließ er eine ganz charakteriſtiſche Verordnung mit einer Einleitung (1703): Es ſei allerdings ſeines Herzens Wunſch, daß das Volk Israel, welches der Herr einſt ſo ſehr geliebt und zu ſeinem Eigentum erkoren hat, zur Glaubensgemeinſchaft geführt werde. Indeſſen maße er ſich nicht die Herrſchaft über die Gewiſſen an und wolle die Bekehrung der Juden der Zeit und Gottes Ratſchluß überlaſſen. Aber er befehle bei Strafe, daß ſie das Gebet „Alenu“ laut ſprechen und nicht dabei ausſpeien ſollten. Aufſeher wurden ernannt, welche von Zeit zu Zeit in den Synagogen horchen mußten, wie zur Zeit des Byzantiniſchen Kaiſers Juſtinian, ob das betreffende Schlußgebet laut

oder leiſe vom Vorbeter vorgetragen wurde. Durch die Bemühung eines ſehr einflußreichen Juden Iſaſchar Bärmann in Halberſtadt, Hofagenten des Kurfürſten von Sachſen und Königs von Polen, auch in Berlin wohl gelitten, wurde die polizeiliche Aufſicht über die jüdiſchen Gebete gemildert.

Eiſenmenger vor ſeinem Tode und nachher ſeine Erben, welche des preußiſchen Königs Neigung kannten, der Anklage gegen die Juden einigermaßen Gehör zu geben, hatten ſich daher an ihn gewandt, es beim Kaiſer Leopold durchzuſetzen, daß der Bann und die Haft von dem judenfeindlichen Buche „Entdecktes Judentum“ gelöſt werde. Friedrich I. nahm ſich der Erben ſehr warm an, und richtete eine Art Bittſchrift an den Kaiſer (1705). Aber dieſer ließ ſich nicht bewegen, das Siegel von Eiſenmengers Buch zu löſen. Da wurde mit Friedrich I. Genehmigung eine zweite Auflage in Königsberg veranſtaltet, wo die kaiſerliche Zenſur keine Gewalt hatte. Für den Augenblick hatte das Giftbuch keine ſo nachteilige Wirkung, als die Einen gehofft und die Andern gefürchtet hatten; aber für die Zukunft, als es ſich darum handelte, die Juden als Menſchen, als Bürger und Staatsbürger anzuſehen, erwies es ſich als eine Rüſtkammer für übelwollende Gegner derſelben.

König Friedrich I. wurde noch öfter von Judenfeinden behelligt, ihre Gemeinheit mit ſeiner königlichen Autorität zu decken. Die Licht- und Schattenſeiten in der Beurteilung der jüdiſchen Litteratur zeigten ſich auch dabei recht anſchaulich. In Holland, dem proteſtantiſchen Lande, hegte ein chriſtlicher Gelehrter in derſelben Zeit eine förmliche Schwärmerei für den Grundſtock des talmudiſchen Judentums, für die Miſchna. Der junge Wilhelm Surenhuys aus Amſterdam hat in einer langen Reihe von Jahren die Miſchna mit zwei Kommentarien derſelben ins Lateiniſche überſetzt (gedruckt 1698—1703). Er wünſchte, daß die chriſtlichen Jünglinge, welche ſich zum geiſtlichen Stand vorbereiten, durch die Beſchäftigung mit der Miſchna gewiſſermaßen die Vorweihe dazu empfangen mögen. „Wer ein guter und würdiger Jünger Chriſti ſein will, muß vorher Jude werden, oder er muß vorher Sprache und Kultur der Juden aufs innigſte kennen, und zuerſt Moſe's Jünger werden, ehe er ſich den Apoſteln anſchließt“. In dieſe ſchwärmeriſche Vorliebe gerade für den Stein im Gebäude

des Judentums, den die Bauleute zu verachten pflegten, schloß Surenhuys auch das Volk, den Träger dieser Gesetze, ein. Er dankte mit vollem Herzen dem Amsterdamer Senat, daß er die Juden wie einen Augapfel schützte. „Um so viel dieses Volk einst alle andern Völker übertraf, bevorzugt Ihr es, würdevolle Männer! Der alte Ruhm und die Würde, welche dieses Volk und die Bürger von Jerusalem einst besaßen, alles das ist Euer. — Denn die Juden gehören Euch innig an, nicht durch Gewalt und Waffen unterworfen, sondern durch Menschlichkeit und Weisheit gewonnen; — sie kommen zu Euch und sind glücklich, Eurem republikanischen Regimente zu gehorchen". Surenhuys sprach seinen vollen Unwillen gegen diejenigen aus, welche, nachdem sie Nützliches aus den Schriften der Juden gelernt, sie schmähen und mit Kot bewerfen, „wie Wegelagerer, welche, nachdem sie einen ehrlichen Mann aller Kleider beraubt, ihn mit Ruten zu Tode peitschen und mit Hohn fortschicken. Während Surenhuys in Amsterdam eine solche Begeisterung für diese, nicht gerade glänzende Seite des Judentums hatte (und er stand damit nicht vereinzelt) klagte ein gemeiner Täufling abermals den Talmud der Lästerung gegen das Christentum an und fand Anklang (1707). Die Judenfeinde gedachten das neue preußische Königtum gewissermaßen zu einem protestantischen Kirchenstaate und seinen ersten König zum Papst zu machen, berufen, alles nach Ketzerei Riechende zu verdammen. Die Zeit war aber doch eine andere geworden, der König Friedrich, obwohl kirchlich gesinnt, durfte nicht mehr Fanatiker sein.

Die Vorliebe christlicher Gelehrten für die jüdische Litteratur hat eine seltene Frucht gezeitigt, ein anziehendes Geschichtswerk über Juden und Judentum, welches gewissermaßen die alte Zeit abschließt und eine neue ahnen läßt Jakob Basnage (gest. 1723), ein guter protestantischer Theologe, gründlicher Geschichtskenner, angenehmer Schriftsteller und überhaupt eine geachtete Persönlichkeit, hat dem Judentum einen unberechenbaren Dienst erwiesen, indem er die Ergebnisse mühsamer Forschungen der Gelehrten über Juden und Judentum geläutert, volkstümlich umgearbeitet und allen gebildeten Kreisen zugänglich gemacht hat. Bei seinen emsigen Geschichtsforschungen, namentlich über die Entwickelung der Kirche stieß Basnage fast bei jedem Schritte auf Juden und ihn überkam die Ahnung, daß das jüdische Volk doch nicht, wie die Alltags-

theologen glaubten, mit dem Untergang seiner staatlichen Selbstständigkeit und der Ausbreitung des Christentums ausgespielt hätte, dem Tode verfallen sei und nur noch als Leiche umher wandle. Das großartige Märtyrertum dieses Volkes und seine so reiche Litteratur flößten ihm eine gewisse Bewunderung ein. Sein Wahrheitssinn für geschichtliche Vorgänge gestatteten ihm nicht, die Thatsachen wegzuklügeln. Basnage unternahm vielmehr, die Geschichte der Juden oder der jüdischen Religion seit Jesus Zeit bis auf seine Zeit zusammenzustellen. Er bestrebte sich, soweit damals ein gläubiger Protestant es vermochte, unparteiisch die Vorgänge darzustellen. „Der Christ darf es nicht sonderbar finden, daß wir sehr oft die Juden von verschiedenen Verbrechen entlasten, deren sie nicht schuldig sind, da die Gerechtigkeit es so verlangt. Es heißt nicht Partei nehmen, wenn man diejenigen der Ungerechtigkeit und der Gewalt anklagt, die sie geübt haben. Wir haben nicht die Absicht, die Juden zu verletzen, aber auch nicht, ihnen zu Gefallen zu sprechen. — Man hat sie angeklagt, die Ursache aller Unglücksfälle zu sein, welche zugestoßen sind, und belastete sie mit einer Unzahl von Verbrechen, an die sie niemals gedacht haben. Man hat unzählige Wunder ausgedacht, um sie davon zu überzeugen oder vielmehr um desto lauter im Schatten der Religion den Haß zu befriedigen. Wir haben eine Sammlung von Gesetzen angelegt, welche die Konzilien und die Fürsten gegen sie veröffentlicht haben, durch welche man von der Bosheit der Einen und der Unterdrückung der Andern urteilen kann. Indessen durch ein Wunder der Vorsehung, welches das Erstaunen aller Christen rege machen muß, besteht die gehaßte, an allen Orten seit einer großen Zahl von Jahrhunderten verfolgte Nation noch heute überall". — „Die Völker und die Könige, Heiden, Christen und Mohammedaner, in so vielen Punkten entgegengesetzt, haben sich in der Absicht vereinigt, diese Nation zu vertilgen, und es ist ihnen nicht gelungen. Mose's Dornbusch, von Flammen umgeben, hat immer gebrannt, ohne sich zu verzehren. Sie leben noch trotz Schmach und Haß, der ihnen überall folgt, während die größten Monarchien so gefallen sind, daß sie uns nur dem Namen nach bekannt sind". Basnage, welcher durch die katholische Unduldsamkeit Ludwig's XIV. mit der Aufhebung des Edikts von Nantes das Brot der Verbannung in Holland gekostet hat, konnte die Gefühle

der Juden in ihrem langen Exile einigermaßen würdigen. Er war aber nicht Künstler genug, um die erhabenen oder tragischen Scenen aus der jüdischen Geschichte, wenn auch nur in rasch verfliegenden Nebelbildern mit hellen Farben für das Auge aufzurollen. Er hatte auch wenig Sinn für die geschichtliche Perspektive und für geschichtliches Wachstum, und allmähliche Entwickelung, welches gerade die Vergangenheit des jüdischen Stammes so augenfällig zeigt. Die Zeloten, welche mit dem römischen Koloß einen Kampf auf Tod und Leben eingingen; die Anhänger Bar-Kochebas, welche den römischen Kaiser zittern machten; die arabischen Juden, welche von ihrem Abhube den Söhnen der Wüste eine neue Religion hinwarfen; die jüdischen Dichter und Denker in Spanien und der Provence, welche den Christen die Kultur brachten; die Marranen in Spanien und Portugal, welche, in Mönchs- und Jesuitentalare gehüllt, die stille Flamme ihrer Überzeugung nährten und den mächtigen katholischen Staat Philipp I. unterwühlten, sie haben für Basnage samt und sonders eine und dieselbe Physiognomie, sind einander zum Verwechseln ähnlich. Er sah die Geschichte doch nur durch den dichten Nebel der Kirchengeschichte. Er konnte bei der redlichsten Absicht, unparteiisch und gerecht zu sein, nicht darüber hinwegkommen, „die Juden sind verworfen, weil sie Jesus verworfen haben". Kurz Basnage's „Geschichte der Religion der Juden" hat tausend Fehler, ja, es ist kaum ein einziger Satz darin, nach allen Seiten betrachtet, richtig und der Wahrheit entsprechend.

Und dennoch war ihr Erscheinen von großer Tragweite für die Juden. Sie streute eine große Masse geschichtlichen Stoffes, wenn auch roh oder entstellt, in die Kreise der gebildeten Welt, weil sie in der Mode gewordenen französischen Sprache geschrieben ist, und dieser Same ging allmählich wuchernd auf. Ohne es zu wissen und zu wollen, hat Basnage, wenngleich er ihm manchen Schandfleck angehängt hat, die Erhebung des jüdischen Stammes aus seiner Niedrigkeit angebahnt. Die beiden Bücherwürmer, Christian Theophil Unger, Pastor in Herrenlauschitz (Schlesien), und Johann Christophorus Wolf, Professor der morgenländischen Sprache in Hamburg (gest. 1739), die sich angelegentlich und ernstlich mit jüdischer Litteratur und Geschichte beschäftigen, waren seine Jünger und hätten ohne seine Arbeiten

nicht ſo viel auf dieſem Gebiete leiſten können. Dieſe beiden, beſonders Wolf, haben viele Lücken, die Basnage gelaſſen hat, mit mehr Gründlichkeit, ja mit einer gewiſſen Wärme für die Sache ausgefüllt.

Die Vorliebe oder wenigſtens die Teilnahme für die Juden bewog in dieſer Zeit den mutigen Kämpfer gegen das verknöcherte Chriſtentum, John Toland, das Wort für ſie zu erheben, daß ſie in England und Irland auf gleichen Fuß mit den Chriſten geſtellt werden müßten, die erſte laute Stimme für die Entfeſſelung. Aber diejenigen, zu deren Gunſten dieſe merkwürdige Umſtimmung der gebildeten Welt eingetreten war, hatten am wenigſten Kunde davon. Sie fühlten die veränderte Windrichtung gar nicht.

Elftes Kapitel.

Die Verwilderung.

(1700 — 1760.)

Gerade zur Zeit, als die Augen der gebildeten Welt auf den jüdiſchen Stamm mit einem gewiſſen Mitgefühl und zum Teil mit Bewunderung gerichtet waren, und als beim Anbruch der Aufklärung in dem ſogenannten philoſophiſchen Jahrhundert die kirchliche Engherzigkeit allmählich zu ſchwinden begannen, machten die Glieder dieſes Stammes innerlich und äußerlich nicht den vorteilhafteſten Eindruck auf diejenigen, welche mit ihnen in Berührung traten. Als ſie gewogen und vollwichtig gewünſcht wurden, ſind ſie gar zu leicht gefunden worden. Die Juden boten zu keiner Zeit eine ſo klägliche Haltung, wie zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, bis in die Mitte des achtzehnten, als ſollte ihre Erhebung aus der tiefſten Geſunkenheit ſo recht als ein Wunder erſcheinen. Die ehemaligen Lehrer Europa's waren durch den traurigen Gang der Jahrhunderte kindiſch oder noch ſchlimmer, kindiſche Greiſe geworden. Alles, was die Geſamtheit in dieſer Zeit Öffentliches, ſo zu ſagen Geſchichtliches geleiſtet hat, trägt dieſen Charakter der Albernheit und der Verwilderung. Nicht eine einzige erfreuliche Erſcheinung, kaum eine achtunggebietende Perſönlichkeit, die das Judentum würdig vertreten und zur Geltung hätte bringen können. Aus der vorhergehenden Zeit ragte noch der geiſtesſtarke Mann

Isaak Orobio de Castro hinüber (gest. 1687), der ehemalige Sträfling der Inquisition, dessen Überzeugungstreue, innere und äußere Haltung und scharfgeschliffene Dialektik, die er gegen das Christentum kehrte, hervorragenden Gegnern des Judentums Achtung geboten. Er hat keinen ebenbürtigen Nachfolger in der gebildetsten Amsterdamer Gemeinde, und um so weniger außerhalb derselben gefunden, wo die Bedingungen vollends fehlten. Die Führer der Gemeinde waren meistens irre geleitet, wandelten wie im Traume und strauchelten bei jedem Schritte; nur wenige Rabbinen befaßten sich mit anderweitigem Wissen außer dem Talmud oder betraten selbst in diesem Studium eine neue Bahn; die Ausnahmen lassen sich zählen. Ein gebildeter Rabbiner war David Nieto in London (geb. Venedig 1654, gest. 1728). Er war auch Arzt, verstand Mathematik, war geschickt genug, das Judentum gegen Verunglimpfungen in Schutz zu nehmen, und schrieb neben viele Plattheiten auch manches Vernünftige. Eine bedeutende Erscheinung war der italienische Rabbiner Jehuda Leon Brieli in Mantua (geb. um 1643 gest. 1722) ein Mann von gesunden Ansichten, gediegenen, auch philosophischen Kenntnissen. In der Landessprache hat er in gebildeter Form das Judentum gegen christliche Zudringlichkeit in Schutz genommen. Brieli hatte den Mut, sich über zwei Dinge hinwegzusetzen, welche in den Augen des damaligen Geschlechtes schwerer als Verbrechen wogen: er blieb sein Lebelang unverheiratet und trug als Rabbiner nicht den Bart. Aber sein Einfluß auf seine jüdischen Zeitgenossen war sehr gering. Er hat sehr gut die Schwächen des Christentums erkannt, aber für die Schäden des Judentums und der Judenheit hatte er nicht denselben scharfen Blick. Nur von der Schädlichkeit des Lügenbuches Sohar und der Kabbala überhaupt war Brieli tief durchdrungen und wünschte, sie hätten nicht das Tageslicht geschichtlicher Geburt erblickt; aber weiter reichte seine Erkenntnis nicht.

Sonst waren die Rabbiner dieser Zeit im allgemeinen keine Muster, die polnischen und deutschen meistens Jammergestalten, die Köpfe erfüllt von unfruchtbarem Wissen, sonst unwissend und unbeholfen, wie kleine Kinder. Die portugiesischen Rabbinen traten äußerlich würdig und imponierend auf, aber innerlich waren auch sie hohl; die italienischen hatten mehr Ähnlichkeit mit den deutschen, besaßen aber nicht deren Gelehrsamkeit. So ohne des Weges kundige

Führer, in Unwiſſenheit oder Wiſſensdünkel verſunken, Phantomen nachjagend, taumelte die Geſamtjudenheit von Thorheit zu Thorheit und ließ ſich von Betrügern und Phantaſten am Narrenſeil leiten. „Die Köpfe, dem Leben und wahrer Wiſſenſchaft entfremdet, erſchöpften ihre übrigens nicht gemeinen Kräfte in Spitzfindigkeiten und abergläubigen Verirrungen der Kabbala. Die Lehrer ſprachen ſelten oder nur talmudiſch zu den Schülern; auf den Vortrag ſelbſt wurde keinerlei Sorgfalt verwendet, da es keine Sprache und keine Beredſamkeit gab.“ Abergläubiſchen Bräuchen mit religiöſem Anſtrich war Thür und Thor geöffnet. Für Krankheiten Amulete (Kamea) ſchreiben und ſie dadurch zu bannen, wurde von jedem Rabbiner verlangt, und ſie gaben ſich dazu her; manche wollten als Geiſterbeſchwörer gelten. Allen Ernſtes prahlte einſt ein unterrichteter Jude aus der Kabbaliſtenſchule von Damaskus vor dem freien Kritiker Richard Simon: er ſei im ſtande, einen höhern Geiſt herbeizurufen, und machte bereits Anſtalten dazu. Als der ungläubige Pater aber deſſen Bewegungen mit einem ſatyriſchen Lächeln folgte, zog ſich der Beſchwörer mit der Bemerkung aus der Schlinge: der Boden Frankreichs ſei für Geiſtererſcheinung nicht geeignet. Denkende Chriſten ſtanden ſtaunend vor dieſem Wunderdenkmal der Geſchichte, vor dieſem Volke mit dieſer Lehre und ſeinem wechſelvollen, glorreichen und tragiſchem Geſchicke; die eignen Söhne waren ſtumpf für die eigne Größe oder ſuchten ſie in albernen Märchen und blödſinnigen Handlungen. Chriſten durchforſchten mit Emſigkeit und einem Gefühle von ſtaunender Bewunderung die dreitauſendjährige jüdiſche Geſchichte, die Juden ſelbſt hatten keinen Sinn dafür, auch nicht die gebildeten portugieſiſchen Juden. Drei werden zwar als Geſchichtſchreiber genannt. Der Wanderrabbiner David Conforte, (geſt. 1671) Miguel (Daniel) de Barrios, der in Portugal geborene und zuletzt in Amſterdam zurückgekehrte Marrane (geſt. 1701) nnd endlich der polniſche Rabbiner Jechiel Heilperin in Minsk (geſt. um 1747). Aber alle drei gleichen eher den chronikſchreibenden Mönchen in der barbariſchen Zeit, und ihre Darſtellungsweiſe iſt mehr abſtoßend als anziehend.

Wenn die Litteratur das photographiſche Abbild der Denkweiſe und der Beſtrebungen einer Zeitepoche iſt, ſo muß das Jahrhundert, welches zwiſchen Spinoza und Mendelſohn liegt, ſehr

häßliche Züge getragen haben. Es iſt zwar ſehr viel geſchrieben und veröffentlicht worden, jeder Winkelrabbiner wollte durch einen neuen Beitrag, eine neue Anhäufung des ohnehin ſchon unüberſehbaren rabbiniſchen Stoffes ſeinen Namen verewigen, ſeine Seligkeit ſichern und nebenher auch einen Gewinn erzielen. Spitzfindig rabbiniſche Kommentarien, abgeſchmackte Predigten und Erbauungsbücher, geifervolle Streitſchriften, das waren die Ablagerungen des jüdiſchen Geiſtes oder der Geiſtloſigkeit dieſer Zeit. Die Blume der Poeſie hatte keinen Boden in dieſem Sumpf. Nur zwei jüdiſche Dichter erzeugte dieſe Zeit und zwar echte Söhne der jüdiſchen Muſe, zonenweit von einander getrennt, den einen auf der Inſel Jamaika und den andern in Italien: Laguna und Luzzato, als hätte der alte, halbabgeſtorbene jüdiſche Stamm den in ſeinem Innern fortpulſierenden Saft und ſeine Verjüngungsfähigkeit auch in den allerungünſtigen Lagen beſtätigen wollen. Lopez Laguna als Marrane in Frankreich geboren (um 1660, geſt. nach 1720), als Jüngling nach Spanien gekommen, lernte er die ſchauerlichen Inquiſitionskerker kennen. In der Nacht des Leidens brachten ihm wie ſo vielen Schmerzensgenoſſen die ſeelenvollen Pſalmen Licht und Hoffnung. Von Kerker befreit und nach Jamaika entkommen, ſchlug Laguna unter dem jüdiſchen Namen Daniel Israel die Harfe zu den heiligen Liedern, die ſein Gemüt erquickt hatten. Um auch andern, namentlich den des Hebräiſchen unkundigen Marranen die Pſalmen zugänglich zu machen, überſetzte er ſie treu nach dem Original in wohlklingende und anziehende ſpaniſche Verſe. Dieſen Pſalter „einen Spiegel des Lebens“ in verſchiedenen ſpaniſchen Versmaßen umgearbeitet, brachte Daniel Israel Lopez Laguna nach London, wofür ihm mehrere Dichterlinge, auch drei jüdiſche Dichterinnen: Sara de Fonſeca Pinto y Pimentel, Manuela Nuñez de Almeida und Bienvenida Coen Belmonte, in lateiniſchen, engliſchen, portugieſiſchen und ſpaniſchen Verſen entgegenjauchzten. — Moſe Chajim Luzzato, in die trübſeligen Verirrungen dieſer Zeit hineingeriſſen, hat zwei hebräiſche Dramen voller Schönheit und Jugendfriſche gedichtet. Außer dieſen poetiſchen Blüten zeigt dieſe lange Zeitepoche nur eine farbloſe Öde. Auch das ſittliche Gefühl war in dieſer allgemeinen Verwilderung abgeſtumpft. Die Grundtugenden des jüdiſchen Stammes blieben allerdings in ihrer ganzen Kraft be-

ſtehen: Idylliſche Familienliebe, brüderliche Teilnahme unter einander und keuſcher Sinn. Grobe Laſter und Verbrechen kamen auch damals in Jakob's Zelten ſelten vor. Grundverdorbene Auswürflinge waren ſo rückſichtsvoll, ſie zu verlaſſen und mit ihrem unſittlichen Wandel lieber die Kirche oder die Moſchee zu beflecken. Aber das Rechts- und Ehrgefühl der Juden war im Durchſchnitt geſchwächt. Verdienen, Geld erwerben war eine ſo gebieteriſche Notwendigkeit, daß die Art und Weiſe des Erwerbes gleichgültig und dem Tadel nicht ausgeſetzt war. Daraus entſprang eine Anbetung des Mammon, nicht bloß Liebe zum Golde, ſondern auch Reſpekt vor ihm, mochte es aus noch ſo unreiner Quelle gefloſſen ſein. Die bis dahin noch ſo ziemlich behauptete demokratiſche Gleichheit unter den Juden, welche den Unterſchied des Standes nicht anerkennen mochte, verlor ſich bei dem raſenden Tanz um das goldene Kalb. Die Reichſten, nicht die Würdigſten kamen an die Spitze der Gemeindeverwaltung und erhielten dadurch einen Freibrief für Willkür und Übermut. Eine Satyre aus dieſer Zeit geißelt recht draſtiſch die Allmacht des Geldes, der ſich alle unterworfen: „Der Gulden bindet und löſet, er erhebt Unwiſſende zu Gemeindebeamten".

Die zunehmende Verarmung unter den Juden war Miturſache dieſer Erſcheinung. Nur unter der geringen Zahl der portugieſiſchen Juden in Amſterdam, Hamburg, Livorno, Florenz und London gab es bedeutende Geldmänner. Iſaak (Antonio) Suaſſo, von Karl II. von Spanien zum Baron Avernes de Gras ernannt, konnte dem holländiſchen Statthalter Wilhelm zu ſeinem halbabenteuerlichen Zuge nach London zur Erlangung der engliſchen Krone zwei Millionen Gulden unverzinsbar mit den einfachen Worten vorſchießen: „Sind Sie glücklich, ſo werden Sie ſie mir zurückerſtatten, wo nicht, ſo will ich auch das verlieren." Francisco Melo hat mit ſeinem Vermögen dem holländiſchen Staat große Dienſte geleiſtet. Ein de Pinto hinterließ mehrere Millionen zu edlen Zwecken und bedachte damit die jüdiſchen Gemeinden, den Staat, chriſtliche Waiſenhäuſer, Geiſtliche, Küſter und Glöckner. — In Hamburg waren es die Texeiras und Daniel Abenſer, welche der armen polniſchen Krone große Vorſchüſſe machen konnte. Salomon de Medina in London, der ſtete Begleiter des Feldherrn Churchill, Herzog von Malborough,

von der Königin Anna zum Ritter geſchlagen, hatte einen Geſchäftsumſatz vau 80,000 Pfund jährlich, und es wurde glaublich befunden, daß der große Feldherr von ihm 5000 Pfund jährlich bezogen habe. Dagegen waren die deutſchen, auch zum Teil italieniſche und morgenländiſche Juden meiſtens verarmt. Die Wandelung, welche der Welthandel erfahren hatte, brachte dieſe Veränderung hervor. Am meiſten verarmt waren die polniſchen Juden, welche die europäiſche Judenheit mit ihrer Talmudgelehrſamkeit beherrſchten. Von den Wunden, die ihnen die koſakiſchen Aufſtände geſchlagen, konnten ſie ſich nicht mehr erholen, und die darauf folgende Zerrüttung des polniſchen Reiches brachte ihnen noch neue bei. Die überhand nehmende Armut der polniſchen Juden warf jedes Jahr Scharen von Bettlern nach dem europäiſchen Weſten und Süden, welche ihren Weg zu den großen Gemeinden nahmen, um ſich von ihren reichen Brüdern unterbringen und ernähren zu laſſen. Polniſche Talmudbefliſſene gelangten zu den großen Rabbinatsſitzen Prag, Nikolsburg, Frankfurt a. M., Amſterdam und Hamburg (für die deutſchen Gemeinden) und ſelbſt in Italien, weil ſie in Talmudkenntnis allen übrigen Juden weit überlegen waren. Und jeder polniſche Auswanderer war Rabbiner oder Prediger, gab ſich dafür aus und wurde dafür gehalten. Von ihnen ſtammt die immer mehr zunehmende Verwilderung unter den Juden. Ihrer Erziehung oder vielmehr ihrer Verwahrloſung wurde die jüdiſche Jugend anvertraut, die, ſo bald ſie nur ſprechen konnte, von ihnen in den Talmud eingeführt wurde, und zwar nach der kniffigen, witzelnden Methode. Durch dieſe Verkehrtheit artete die Sprache der deutſchen Juden, wie die der polniſchen in ein widriges Lallen und Stammeln, und ihr Denken in eine verdrehende, aller Logik ſpottende Rechthaberei und Disputierkunſt aus. Selbſt die portugieſiſchen Juden, welche ſich von dem häßlichen Mauſcheln fernhielten, blieben von dem verkehrten Denken, welches die Zeit beherrſchte, nicht unangeſteckt.

Dazu kamen die Schlammfluten der ſabbatianiſchen Schwärmerei, die ſich von neuen ergoſſen und alle beſudelten, die damit in Berührung kamen, aber nichtsdeſtoweniger als eine Quelle lautern Waſſers galten. Sie hatten indeß das Gute, den ſtehenden Sumpf aufzuwühlen und in Bewegung zu ſetzen oder, um ohne Bild zu ſprechen, die dumpfe Alltäglichkeit im jüdiſchen Kreiſe aufzurütteln

und die vor lauter unfruchtbarer Gelehrſamkeit ſtumpf und träge gewordenen Rabbinen und Talmudiſten in eine gewiſſe Leidenſchaftlichkeit und Rührigkeit zu verſetzen. Nach Sabbatai's Tod hatte einer ſeiner Anhänger, Daniel Israel Bonafoux, ein unwiſſender Vorbeter in Smyrna, den Glauben an den verſtorbenen Meſſias durch allerlei Blendwerk unterhalten. Sein Helfer war Abraham Miguel Cardoſo, der wegen ſeiner Wühlereien aus Tripolis verjagt, in Smyrna im Konventikel von Sabbatianern und auch in Konſtantinopel und Kairo mehr als zwanzig Jahre den abbatianiſchen Schwindel trieb, bis er von ſeinem Neffen, der ſich von ihm übervorteilt glaubte, mit einem Meſſer erſtochen wurde. Mit ſeinem Tode hörte ſein Schwindel nicht auf; denn ſeine Schriften, ein Gemiſch von Unſinn und Vernünftigkeit, wurden gierig geleſen und entzündeten die Gemüter. Cardoſo blieb wenigſtens dem Judentum treu. Der Prophet Bonafoux dagegen nahm, wahrſcheinlich wegen erlittener Verfolgung von ſeiten des Smyrnaer Rabbinats, den Turban.

Weit eingreifender noch war die von einem ſabbatianiſchen Wanderprediger ausgegangene kabbaliſtiſche Schwärmerei (1679—1682), die ſich nach Polen verpflanzte, wo ſie mehr Nahrung fand und zäher feſtgehalten wurde. Mardochaï aus Eiſenſtadt, ein Mann von einnehmender Geſtalt und Ehrfurcht einflößenden Geſichtszügen, kaſteite ſich viel, faſtete viele Tage hintereinander, predigte in Ungarn, Mähren und Böhmen mit vieler Eindringlichkeit von Buße und Zerknirſchung, ein jüdiſcher Vicente Ferrer. Der Beifall, den ſeine Predigten fanden, erweckte ſein Selbſtvertrauen, und er gab ſich als Propheten aus. In Wort und Schrift behauptete er: daß Sabbatai Zewi der wahre Meſſias geweſen ſei, der aus myſtiſcher Fügung notwendiger Weiſe habe Türke werden müſſen. Er werde drei Jahre nach ſeinem angeblichen Tode — denn wirklich geſtorben ſei er gar nicht — ſich offenbaren und die Erlöſung vollbringen Die ungariſchen, mähriſchen und böhmiſchen Juden hörten dieſen ſabbatlichen Predigten und Prophezeiungen mit vieler Andacht zu. Vom Zulauf der Wundergläubigen ermutigt, ging der Prediger von Eiſenſtadt in ſeiner Narrheit noch weiter, gab ſich ſelbſt für den wahren Meſſias vom Hauſe David aus, als der auferſtandene Sabbatai Zewi. Dieſer habe das Erlöſungswerk nicht vollbringen können, weil er reich geweſen, der Meſſias müſſe aber arm ſein.

Alle dieſe Narrheiten wurden mit Beifall aufgenommen. Italieniſche Juden luden den ungariſchen Meſſias ein. In Modena und Reggio wurde er mit Enthuſiasmus empfangen. Er faſelte von ſeiner Aufgabe, nach Rom gehen zu müſſen, um in der ſündhaften Stadt meſſianiſche Vorbereitungen zu treffen. Er deutete auch verſchmitzt an: er werde ſich vielleicht äußerlich in chriſtliche Vermummung kleiden müſſen, wie ſich Sabbataï Zewi in türkiſche Kleidung habe hüllen müſſen, d. h. er werde ſich im Notfalle zum Scheine der Taufe unterwerfen. Die bedächtigten Juden Italiens wurden wegen dieſer Phantaſterei, die der Bekenner des Judentums gefährdete, bedenklich, konnten aber gegenüber der überwiegenden Mehrheit der Gläubigen nichts unternehmen. Seine Anhänger, die die Inquiſition fürchteten, rieten ihm indeß zuletzt ſelbſt, Italien zu verlaſſen. So kam er über Böhmen nach Polen. Hier, wo nur eine ſehr dunkle Kunde von Sabbataï und den Sabbatianern gedrungen war, fand er zahlreiche Anhänger. Sein Wahnſinn wurde anſteckend in Polen. Seit dieſer Zeit bildete ſich dort eine Sekte, welche bis in den Beginn der neuern Zeit und noch darüber hinaus ihr heilloſes Unweſen trieb.

In derſelben Zeit brachte derſelbe Schwindel in der Türkei eine neue Erſcheinung zu Tage. Sabbataï Zewi hatte eine Witwe hinterlaſſen. Dieſe hat, ſei es aus Ehrgeiz oder, wie die Gegner ſagten aus Geilheit, durch Blendwerk die Sabbatianer zu neuer Raſerei aufgeſtachelt. Nach Salonichi zurückgekehrt, ſoll ſie ihren Bruder Jakob für ihren eigenen, von Sabbataï Zewi empfangenen Sohn ausgegeben haben, den ſie als zehnjährigen Knaben geboren haben will. Dieſer Knabe, welcher den Namen Jakob Zewi angenommen hat, wurde daher ein Gegenſtand andächtiger Verehrung für die Sabbatianer, ſie nannten ihn Querido (der Liebling). Sie glaubten, daß in ihm die Seelen zweier Meſſiaſſe aus dem Hauſe Joſeph und David vereinigt wiedergeboren ſeien; er ſei daher als der wahre Erlöſer, als der echte Fortſetzer Sabbataï's zu betrachten. Seine Anhänger ſollen häßlichen Unfug getrieben haben. Sicher iſt, daß die Ehe war in dieſem Kreiſe nicht als heilig geachtet wurde. Nach der lurjaniſch-kabbaliſtiſchen Verirrung ſollte eine Ehefrau, an der ihr Gatte keinen Gefallen fände, als das Hindernis einer harmoniſch-myſtiſchen Ehe, ohne weiteres entlaſſen und einem anderen, der ſich zu ihr hingezogen fühlte, überlaſſen werden. Dieſe

Vorschrift wurde in diesem mystischen Kreise streng befolgt; es war eine eigene Art Suche nach Wahlverwandtschaft. Die Rabbinen durften diesen Unfug nicht gleichgültig mit ansehen und denunzierten sie bei der türkischen Behörde. Diese stellte Untersuchungen an und verhängte strenge Strafen über sie. Die Sabbatianer hatten aber von ihrem Urmeister ein Mittel gelernt, den Zorn der türkischen Machthaber zu beschwichtigen. Sie nahmen sämtlich — man sagt bis auf vierhundert — den weißen Turban (um 1687). Sie machten aber mehr Ernst mit ihrem neuangenommenen, mohammedanischen Bekenntnisse. Ihr Messias Jakob Querido machte mit vielen seiner Anhänger eine Wallfahrt nach Mekka, um am Grabe des Propheten Mohammed zu beten. Auf der Rückkehr starb er in Alexandrien. Diese Neu-Türken, zumeist in Salonichi, bildeten seitdem eine eigene Sekte, Dönmäh von den Türken genannt, d. h. Abtrünnige. Sie selbst aber, von Juden und Türken getrennt, nennen sich selbst Maminim, d. h echte Gläubige[1]). Sie heirateten nur untereinander, besuchen zwar hin und wieder die Moschee, kamen aber öfterer zusammen, um ihren Erlöser und Gottmenschen anzubeten. Vom Judentum behielten sie nur die Beschneidung zu acht Tagen und das hohe Lied bei, dessen Liebesdialoge und Monologe ihnen freien Spielraum für mystische Deutungen ließen. Der Sohar gilt ihnen als besonderes heiliges Buch, aus dem sie Texte für ihre Predigten wählen. Nach Querido's Tod wurde ihr Führer sein Sohn Berechja, der ihnen als Verkörperung der Urseele des Messias, als Fleisch gewordene Gottheit galt.

Trotz dieses dem Judentum hohnsprechenden Unwesens der Salonicher Sabbatianer fanden sie auch außerhalb der Türkei neue Anhänger, die mit zäher Beharrlichkeit an dem Wahne festhielten,

[1]) Noch gegenwärtig existieren etwa 1000 Familien oder vier Tausend Seelen von dieser Sekte in Salonichi. Sie zerfallen in drei Untersekten, die Smyrli, nach Sabbataï Zewi aus Smyrna genannt, die Jakubiten nach Jakob Querido, und die dritte nennt sich Anhänger des Osman Baba, der erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts aufgetreten ist. Die erste Untersekte wird auch Karawajo genannt. Die Jakubiten werden von der türkischen Regierung als Beamte verwendet. Die Anhänger dieser Sekten verheirateten sich nicht unter einander. Alle haben noch jüdische Bräuche beibehalten, die sie bei ihren religiösen Zusammenkünften heimlich beobachten. Ihr Prediger führt den Titel Ab-Bet-Din und ihr Vorbeter Paytan.

sich und andere bethörten und Betrügern Gelegenheit gaben, diese schwärmerische Stimmung auszubeuten. Vom Orient und von Polen aus kreuzten miteinander geheime Sabbatianer, von hier als wandernde Prediger und von dort als angebliche Sendboten des heiligen Landes, und regten immer neue Verirrungen an. In Polen entstand eine sabbatianische Sekte, die durch strenge Buße das Herannahen des Himmelreiches zu befördern vermeinte. An ihrer Spitze standen zwei Männer: Juda Chaßid (der Fromme) aus Dubno und Chajim Malach, ein verschmitzter Talmudist Beide wühlten durch aufregende Predigten und fanden eine zujauchzende Zuhörerschaft, die sich ihnen zur Buße und zu kabbalistischen Extravaganzen anschloß. Diese Verbindung nannte sich Chaßidäer (Chassidim). In Polen war aber trotz der rabbinischen Überklugheit die Unwissenheit so groß, daß die Rabbinen selbst die Tragweite und Schädlichkeit dieser sabbatianischen Schwärmer nicht erkannten. Erst als Zewi Aschkenasi, (Chacham Zewi genannt) welcher das Treiben der Sabbatianer gut kannte, ihnen die Augen öffnete und ganz besonders vor Chajim Malach warnte, stellte das Rabbinat von Krakau gegen die Chaßidäer eine Verfolgung an. Infolgedessen wanderten etwa 1300—1500 Personen dieser Sekte unter Juda Chaßid aus Polen aus. Wie ehemals die christlichen Geißlerbrüder, so zeichneten sich diese sogenannten Frommen durch vieltägiges Fasten und durch Kasteiungen aller Art aus. Überall, wo sie durch Deutschland zogen, predigten sie und ermahnten zur strengen Buße. Juda Chaßid riß durch seine gewaltige Stimme, seine Geberden und heiße Thränen die Zuhörer zur Wehmut hin. Namentlich wirkte er auf die schwachen Frauengemüter

Nach dem heiligen Lande gewandert, hatte die Schwärmerei dieser Sekte bald ein Ende. Am ersten Tage nach ihrer Ankunft in Jerusalem starb ihr Hauptführer Juda Chaßid (Okt. 1700); seine Anhänger wurden ratlos, fanden statt baldiger Erlösung nur scheußliches Elend. Ein Teil dieser Sektirer ging daher wegen der plötzlichen Enttäuschung und Verzweiflung zum Islam über. Die Reste derselben zerstreuten sich überall hin, und viele nahmen die Taufe, darunter Juda Chaßid's Neffe. Chajim Malach blieb mehrere Jahre in Jerusalem und stand einer kleinen sabbatianischen Sekte vor. Auch er lehrte das Zwei- oder Dreigöttertum und die Fleischwerdung Gottes, zollte Sabbatai Zewi göttliche Verehrung

und soll dessen Abbild, in Holz geschnitzt, in der Synagoge seiner Sekte zur Anbetung herumgetragen haben. Auf die Zertrümmerung des rabbinischen Judentums oder des Judentums überhaupt hat Chajim Malach entschieden hingearbeitet. Wegen seines wüsten Treibens aus Jerusalem ausgewiesen, begab er sich zu den mohammedanischen Sabbatianern nach Salonichi, den Dönmäh, machte ihre ausschweifenden Tollheiten mit und lehrte offen den sabbatianischen Schwindel. In Konstantinopel wurde er in Bann gethan, kehrte nach Polen zurück und streute dort den Samen sabbatianischer Ketzerei aus, die das Judentum später tief unterwühlen sollte. Er soll in Trunksucht seinen Tod gefunden haben.

Ein anderer verstockter Sabbatianer schleuderte die Fackel der Zwietracht in das jüdische Lager, ein Mann, welcher an Schlauheit, Heuchelei, Frechheit und Gewissenlosigkeit nur wenig seines gleichen in dem an Betrügern reichen achtzehnten Jahrhundert hatte, Nehemia Chija Chajon (geb. 1650, gest. nach 1726). Er hatte eine besondere Freude an Mystifikationen und Schwindeleien und führte von seiner Jugend bis in sein Greisenalter ein abenteuerliches, lustiges, verstellungsreiches Leben. Da ihm bisher kein Unternehmen gelungen war, verlegte er sich auf kabbalistische Gaukeleien, um die Welt zu betrügen. Er arbeitete eine Schrift aus, worin er die Behauptung durchführte: daß das Judentum (allerdings das Judentum mit kabbalistischem Vorder- und Hintergrunde) einen dreieinigen Gott zum Bekenntnis habe. Mit dieser Schrift im leeren Sacke ging er auf Reisen, kam zuerst nach Smyrna (Frühjahr 1708) in der Absicht, entweder bei den Sabbatianern oder deren Gegnern sein Glück zu versuchen. Aber ehe sich noch Chajon ansiedeln konnte, schleuderte das Rabbinat von Jerusalem, auf seine sabbatianischen Ketzereien in seinem Buche aufmerksam gemacht, den Bannstrahl gegen ihn und verurteilte dessen Schrift zum Feuer.

Nach wenigen glücklichen Tagen war Chajon abermals auf Bettelfahrten angewiesen. In Italien fanden seine Schwindeleien wenig Anklang. Manche erinnerten sich noch seiner Streiche aus seinem früheren Aufenthalte in diesem Lande. Ein Kabbalist, Joseph Ergas in Livorno, erkannte die Schrift des Chajon sofort als eine sabbatianische. Nur in Venedig fand er bei Rabbinen und Laien einige Beachtung. Hier ließ er ein kleines Schriftchen drucken, worin er ganz offen die Dreieinigkeit als Glaubensartikel

des Judentums aufstellte, allerdings nicht die christliche Dreieinigkeit, sondern die sabbatinische. Keck mit der Gefahr spielend, verwebte er zu dieser Schrift die Anfangsverse eines zotigen italienischen Liedes: die schöne Margarethe. Und dieses lästerliche Schriftchen (Geheimnis der Dreieinigkeit) billigte und empfahl das Venetianer Rabbinat, entweder weil es gar nicht vor dem Drucke Einsicht davon genommen hatte, oder weil es im kabbalistischen Stumpfsinn die Tragweite desselben nicht erkannte. In Prag fand Chajon einen Wunderglauben, wie er ihn für sein Blendwerk nicht günstiger zu wünschen brauchte. Unter seinen Bewunderern war auch der wegen seines Scharfsinnes später so berühmt und wegen seiner sabbatianischen Ketzerei berüchtigt gewordene Jonathan Eibenschütz. Chajon schrieb Amulette, um die man sich riß, führte aber dabei heimlich ein Lotterleben. Endlich wagte er es, seine ketzerische Schrift von der Dreieinigkeit einem Rabbiner Naphtali Kohen zur Begutachtung vorzulegen und zeigte ihm gefälschte Leumundszeugnisse von italienischen Rabbinern vor, und dieser vor lauter Bewunderung für ihn erteilte ihm, ohne auch nur einen Blick in die Schrift hineingeworfen zu haben, eine warme Empfehlung derselben.

Mit gefälschten und erschlichenen Empfehlungen versehen, berückte Chajon noch andere Gemeinden. In Berlin, wo er mehrere Monate weilte, hatte er die beste Gelegenheit im Trüben zu fischen. Die bereits auf mehr denn hundert Familien angewachsene Berliner Gemeinde, welche aus Schutzjuden und aus den auf Kündigung Geduldeten bestand, war in Spaltung geraten, wie es scheint durch zwei mit dem Hofe verkehrende, einander feindliche Familien, die der Witwe des Hofjuweliers Liebmann, welche bei König Friedrich I. eine wohlgelittene Person war, und die des Markus Magnus, welcher gewissermaßen Leibjude des Kronprinzen war. Persönliche Erbitterung versteckte sich hinter dem Plan, eine neue Synagoge zu bauen. Gerade als die Parteileidenschaft am heftigsten entbrannt war, kam Chajon nach Berlin und konnte aus der Spaltung Nutzen ziehen. Er hielt sich an die zwar schwächere, aber reiche und um so opferwilligere Liebmann'sche Partei. Der damalige Rabbiner von Berlin Ahron Benjamin Wolf, Schwiegersohn der Hofjüdin Liebmann, behandelte ihn mit verehrungsvoller Auszeichnung. So konnte der Schelm seine

ketzerische Schrift, womit er sein Unwesen fünf Jahre vorher in Smyrna begonnen hatte, in Berlin drucken: „Der Glaube des All“ (Mehemenuta de Cola), die Ausgeburt eines Sabbatianers (einige meinten des Sabbataï Zewi selbst), zu der er zwei Kommentare rechts und links zum Texte hinzufügte. Mit diesem Werke eilte er nach Amsterdam, um in diesem jüdischen Eldorado sein Glück zu machen. Damit begann eine zerrüttende Spaltung in der Judenheit. Chajon, welcher sich zu der portugiesischen Gemeinde dieser Stadt hielt, überreichte dem Vorstande ein Exemplar seiner in Berlin gedruckten Schrift vom Dreieinigen, um von ihm die Erlaubnis zum Absatz zu erwirken. Er scheint sich als palästinischer Sendbote ausgegeben zu haben. Aber ein in Amsterdam weilender jerusalemischer Sendling Mose Chages schlug Lärm gegen die ketzerische Schrift, und sie mußte zur Prüfung vorgelegt werden. Man brauchte nicht lange darin zu suchen, um die plumpe Dreieinigkeitslehre zu finden. Der Rabbiner der deutschen Gemeinde Chacham Zewi Aschkenasi, von Mose Chages auf die verdächtige Lehre Chajon's aufmerksam gemacht, bedeutete dem portugiesischen Vorstande, ja dekretierte ihm beinah, den Fremden als Ketzer auszuweisen. Dieser mochte sich aber nicht so ohne weiteres Vorschriften machen lassen und stellte an ihn das Verlangen, entweder ihm die ketzerisch klingenden Stellen in Chajon's Buch genau zu bezeichnen oder mit einigen vom Vorstande ernannten Mitgliedern zu einer Prüfungskommission zusammenzutreten. Beides schlug Chacham Zewi rundweg ab.

Der portugiesische Chacham Salomo Ayllon, der früher zu dem Salonicher Kreis der Sabbatianer gehört hatte und von dem deutschen Rabbinen von oben herab behandelt wurde, hatte Grund genug, sich verletzt zu fühlen. Sein eigener Vorstand hatte ihn bei dieser Sache übergangen, Mißtrauen gegen ihn gezeigt und seinen Gegner gewissermaßen als höhere Instanz über ihn gesetzt. Außerdem scheint er den schlangenklugen Abenteurer gefürchtet zu haben, wenn er zu dessen Verfolgung die Hand böte, weil dieser von Ayllon's Vergangenheit und Beziehungen zu den Salonichern mehr gewußt haben mag, als ihm lieb war. Er hatte demnach ein Interesse, dem Schwindler zur Seite zu stehen. Nicht gar schwer wurde es ihm, ein Mitglied des portugiesischen Vorstandes, den unbeugsamen, für innere Fragen gleichgültigen Ahron de

Pinto gegen den deutschen Chacham einzunehmen, ihm beizubringen, daß es sich darum handle, die Unabhängigkeit der angesehenen, portugiesischen Gemeinde gegenüber der Anmaßung der bisher untergeordneten deutschen zu wahren. Die wichtige Frage über Rechtgläubigkeit und Ketzerei wurde in eine Rangfrage zwischen den verschiedenen Gemeindegruppen umgekehrt. De Pinto wies fest und stramm jede Einmischung des deutschen Rabbiners in diese scheinbar portugiesische Gemeindeangelegenheit ab und beauftragte Ayllon eine Prüfungskommission aus portugiesischen Gemeindegliedern zusammenzusetzen.

Während die parteiische Kommission scheinbar noch dem Prüfungsgeschäfte oblag, beeilte sich Chacham Zewi im Verein mit Mose Chages den Bann über Chajon und sein ketzerisches Buch auszusprechen: „weil er Israel von seinem Gott abzuziehen und fremde Götter (Dreieinigkeit) einzuführen versuchte.“ Niemand dürfe mit ihm verkehren, seine Schrift sollte dem Feuer übergeben werden. Dieses Verdammungsurteil ließ er in hebräischer und portugiesischer Sprache drucken und als Flugblatt verbreiten.

Groß war die Aufregung der Amsterdamer Judenheit durch diesen Schritt. Chacham Zewi und Mose Chages wurden auf den Straßen von Portugiesen beschimpft und beinah mißhandelt. Die Erbitterung steigerte sich, als die Prüfungskommission das Urteil in geradem Gegensatze zu Chacham Zewi's und Chages' Entscheidung ankündigte: In Chajons Schrift fände sich nichts Anstößiges oder Verfängliches gegen das Judentum; es seien darin nur neue Lehren enthalten, wie in andern kabbalistischen Schriften. Der Urheber dieses Zerwürfnisses wurde im Triumph in die Hauptsynagoge geführt, wobei mit ihm zur Kränkung der Gegner wahre Abgötterei getrieben wurde.

Aber von auswärts traf Hilfe für Chacham Zewi ein. Diejenigen Rabbinen, deren angebliche Empfehlungsschreiben Chajon seiner Schrift vorgedruckt hatte, erklärten dieselben geradezu als gefälscht. Den tiefsten Eindruck machten die Sendschreiben des allverehrten greisen Rabbiners von Mantua, Leon Brieli, der die häßliche Vergangenheit des Schwindlers nur zu gut kannte, ihn unumwunden entlarvte und dem Verdammungsurteil gegen dessen ketzerische Schrift beitrat. Nichtsdestoweniger blieben die Portugiesen bei ihrem Trotze. Der Frieden war aus dieser so

musterhaften Gemeinde gewichen, und die Zwietracht pflanzte sich in das Familienleben fort. Es war so weit gekommen, daß Chajon, der Fremdling, gehegt und Chacham Zewi ausgewiesen wurde. Dieser verließ Amsterdam, sei es, daß de Pinto dessen Verbannung bei dem Magistrat durchgesetzt hatte oder daß er, um einer skandalösen Ausweisung zuvorzukommen, sich selbst verbannte (1714).

Indessen konnten seine Gegner, Chajon, Ayllon und de Pinto, ihres Sieges nicht froh werden, der geringfügig scheinende Streit hatte eine große Ausdehnung genommen. Fast sämtliche deutsche, italienische, polnische und auch einige afrikanische Gemeinden mit ihren Rabbinnen nahmen für den verfolgten Chacham Zewi Partei und schleuderten Bannstrahlen gegen den gewissenlosen Sabbatianer. Alle diese Bannbullen wurden verbreitet. Seine Entlarvung durch Zeugen aus den Ländern, wo seine Vergangenheit nur zu gut bekannt war, trug dazu bei, den betrügerischen Propheten einer neuen Dreieinigkeit vollends zu richten.

Aber die Amsterdamer Portugiesen, wenigstens ihre Führer, ließen ihn noch immer nicht fallen, aus Schamgefühl oder Rechthaberei. Sie sahen indes wohl ein, daß Chajon etwas unternehmen müsse, um den gegen ihn erhobenen Sturm zu beschwören. Sie begünstigten daher seine Abreise nach dem Morgenlande und versahen ihn mit Geld und Empfehlungen an einflußreiche Juden und Christen, die ihn unterstützen sollten, den über ihn von den Rabbinaten in der türkischen Hauptstadt verhängten Bann zu lösen. Die Reise war aber für Chajon dornenvoll; kein Jude ließ ihn in sein Haus oder reichte ihm eine Labung. Wie Kain mußte er fluchbeladen von Ort zu Ort durch Europa flüchten. In Konstantinopel wurde Chajon, sobald er sich blicken ließ, von den Juden gemieden und wie ein Ausgestoßener behandelt; aber die Amsterdamer Empfehlungsbriefe bahnten ihm den Weg zu einem Wesir. Es vergingen indeß mehrere Jahre bis sich drei, wahrscheinlich durch den Wesir eingeschüchterte Rabbinen bereit finden ließen, Chajon vom Banne zu befreien. Sie knüpften aber ausdrücklich die Bedingung daran, daß er sich nimmermehr über kabbalistische Punkte lehrend, predigend oder veröffentlichend auslassen würde, und Chajon verpflichtete sich dazu mit einem feierlichen Eide (August 1724) — freilich um ihn gelegentlich zu brechen. Mit

einem Schreiben, welches seine Wiederaufnahme in die jüdische Gemeinschaft bezeugte, eilte er nach Europa zu neuen Abenteuern und Schwindeleien.

Inzwischen war der sabbatianische Taumelgeist in Polen erwacht. In Podolien und in der Umgegend von Lemberg war die Giftsaat aufgeschossen, welche der polnische Abenteurer Chajim Malach seit seiner Rückkehr aus der Türkei ausgestreut hatte. Die Führer der polnischen oder podolischen Sabbatianer waren zum Teil ehemalige Genossen des Wanderpredigers Juda Chaßid. Es liegen haarsträubende Zeugnisse von dem Treiben dieser podolischen Sabbatianer vor, daß sie sich im Pfuhl wilder Unkeuschheit und zwar mit frommer, Welt erlösender Miene gewälzt haben, wie ehemals eine gnostische Sekte. Ihre Übertretung und Verachtung des talmudischen Judentums und der Sittlichkeit betrieben sie lange Zeit heimlich, warben aber um Anhänger, predigten und legten zur Deckung ihrer zuchtlosen Theorien den Sohar aus. Wie ihre Sekte sich vergrößerte, lüfteten sie ein wenig ihre fromme Maske, traten kecker auf und wurden vom Lemberger Rabbinat feierlich in der Synagoge bei ausgelöschten Kerzen in den Bann gethan.

Aber durch diese Mittel konnte diese Sekte nicht unterdrückt werden. Ihre Glieder waren von einer fanatischen Begeisterung getrieben, den Talmud, gewissermaßen das Lebenselement der polnischen Juden, zu verhöhnen und die Kabbala mit ihrer eigenen Bibel, dem Sohar, an dessen Stelle zu setzen. Heimlich schickten ihre Führer (1725) Sendlinge nach Mähren, Böhmen und Deutschland, um sich mit den geheimen Sabbatianern dieser Länder in Verbindung zu setzen. Unentdeckt durchreisten diese viele Gemeinden. Wer konnte es diesen polnischen Bettelrabbinen ansehen, die talmudisch zu disputieren verstanden und überfromm scheinheilig die Augen verdrehten, welche Gesinnung sie im Innern hegten? Von Prag aus wurde in derselben Zeit eine scheinbar kabbalistische Schrift verbreitet, welche an Verkehrtheit und Gotteslästerung kaum ihresgleichen haben dürfte; die allerunflätigsten Dinge werden darin in talmudischen und soharistischen Redewendungen mit der Gottheit in Verbindung gebracht. Auch diese Schrift entwickelt die Lehre von drei Personen in der Gottheit und deutet an, daß auf einem höheren Standpunkte die

Thora und ihre Geſetze keine Bedeutung haben. Es verlautete damals, daß Jonathan Eibeſchütz, ein noch junger, ſcharfſinniger Talmudiſt, Verfaſſer dieſer eben ſo empörenden wie abgeſchmackten Schrift geweſen ſei.

Der Zufall brachte dieſes unſaubere Treiben an den Tag. Auf Grund der bei einem dieſer Sendlinge gefundenen Schriften und der Zeugenausſagen ſprach das Rabbinat von Frankfurt den allerherbſten Bann über denſelben, ſeine Genoſſen und ſämtliche Sabbatianer aus: daß jeder Jude verpflichtet ſei, ihr Unweſen ohne Rückſichtnahme aufzudecken. Dieſem Banne ſchloſſen ſich die Rabbinen mehrerer deutſchen Gemeinden an; ſie ließen die Bannformel zu Jedermanns Kunde in den Synagogen verleſen und durch den Druck verbreiten. Einige hatten es damals auch auf Jonathan Eibeſchütz abgeſehen, deſſen Verbindung mit den wandernden Sabbatianern erwieſen war, ihn in den Bann hineinzuziehen. Aber aus Rückſicht auf ſeinen Anhang und ſeine geachtete Familie in Polen unterblieb ſeine Ächtung. Um jeden Verdacht von ſich abzuwälzen, ſprach er ſelbſt in der Synagoge den Bann über die Sabbatianer aus.

Gerade in dieſer Zeit war Chajon wieder in Europa eingetroffen und vermehrte noch den Schwindel. Um ſich vor Verfolgungen zu decken, näherte er ſich heimlich den Chriſten, erlangte Zutritt in der Kaiſerburg in Wien, verläſterte die Juden als Verblendete, die den rechten Glauben verſchmähten, und gab zu verſtehen, daß er ebenfalls ſich zur Dreieinigkeit bekenne. Indeſſen fand er dieſesmal nicht mehr eine ſo gute Aufnahme. Das Mißtrauen gegen geheime Sabbatianer war erregt und gegen ihn ganz beſonders. In Berlin mußte er eine Drohung ausſprechen, wenn ihn nicht ein Zehrpfennig zugeſchickt würde, ſei er entſchloſſen zur Schande der Juden ſich taufen zu laſſen. So ſchleppte ſich der arme Schelm bis Amſterdam in der Hoffnung, dort ſeine enthuſiaſtiſchen Freunde von ehemals wiederzufinden, aber er hatte ſich getäuſcht. Alle ſeine Schwindeleien waren an den Tag gekommen; er wurde in die Ächtung gegen die Sabbatianer mit hineingezogen und in den Bann gethan (1726). Chajon konnte ſich in Europa nicht mehr behaupten, im Morgenlande war er ebenfalls geächtet, ſo begab er ſich nach Nordafrika, wo er ſtarb. Sein Sohn trat ſpäter als ſein Rächer auf; er war zum Chriſtentum übergetreten und ver-

läſterte in Rom am päpſtlichen Hofe mit erlogenen oder halbwahren Anſchuldigungen die Juden — eine trübſelige Zeit der Selbſtzerfleiſchung.

So viele Enttäuſchungen und Beſchämungen durch Träumer und Betrüger faſt ein ganzes Jahrhundert hindurch, alle dieſe jämmerlichen Vorgänge durch Sabbatai Zewi und ſeine Prophetenſchar und die Bannſtrenge gegen ſie waren nicht imſtande, die kabbaliſtiſch-meſſianiſche Schwärmerei ein für alle mal zu unterdrücken. Die ungeſunden Säfte, welche dem Organismus des Judentums im Laufe der Zeiten zugeführt worden waren, traten als häßliche Ausſchläge an die Oberfläche. Die Verderbnis hatte auch ſchon edle Teile ergriffen. Ein ſeelenvoller Jüngling, dem die Natur herrliche Gaben verliehen hatte, der bei normalen Verhältniſſen eine Zierde geworden wäre, hat, von der allgemeinen Verwilderung ergriffen, dieſe ſeine ſchönen Anlagen durch Phantaſterei gemißbraucht und ſeinerſeits der Verkehrtheit Vorſchub geleiſtet. Man kann ſich eines wehmütigen Gefühles nicht erwehren, dieſen liebenswürdigen Jüngling mit einem idealen Zuge in Verirrung geraten zu ſehen, die ihn faſt auf eine Linie mit den unſaubern Geiſtern Malach und Chajon ſtellten — ein farbenreicher Sonnenſtrahl, der in einem Sumpf erliſcht.

Moſe Chajim Luzzato (geb. 1707, geſt. 1747) ſtammte von ſehr wohlhabenden Eltern in Padua. Die zwei alten Sprachen hebräiſch und lateiniſch, welche in Italien ein litterariſches Bedürfnis waren, die eine unter den Juden, die andere unter den Chriſten, erlernte Luzzatto in zarter Jugend. Beide befruchteten ſeine natürlichen Anlagen; die lateiniſche Sprache öffnete ihm das Reich des Schönen und die hebräiſche die Pforten des Erhabenen. Luzzatto beſaß eine zart beſaitete Dichterſeele, eine Äolsharfe, die jeder Lufthauch in harmoniſch wohltönende Schwingungen verſetzt. Seine poetiſche Begabung zeigte zugleich Kraft und Lieblichkeit, Fülle der Phantaſie und Bilderreichtum, gepaart mit Ebenmaß. Man legt gewöhnlich die hebräiſche Sprache zu den Toten. In Luzzatto war ſie lebensvoll, friſch, jugendlich und wohlklingend.

Unvergleichlich begabter als Joſeph Penſo de la Vega dichtete Luzzato wie dieſer im ſiebzehnten Lebensjahre ein Drama aus der bibliſchen Welt: Simſon und die Philiſter. Dieſe Jugendarbeit läßt bereits den vollendeten Meiſter ahnen. Ehe Luzzato

noch das zwanzigste Jahr erreicht hatte, dichtete er hundert und fünfzig Pſalmen, die nur Nachbildung des alten Pſalter ſind, aber Reinheit und Innigkeit der Sprache atmen. In derſelben Zeit hat er ein zweites hebräiſches Drama geſchaffen: „der hohe Turm oder die Harmloſigkeit der Tugendhaften“ in vier Aufzügen, in ſchönem Versbau, wohllautender Sprache und anmutigen Bildern, aber arm an Gedanken, von italieniſchen Muſtern abhängig. Er ſchritt noch auf Stelzen.

Dieſer Segen, die Leichtigkeit und Gewandheit, ureigene und überkommene Gedanken in eigene und fremde Formen zu kleiden, ſein Geſtaltungstrieb, verwandelten ſich für ihn in einen Fluch. Eines Tages überkam ihn die Luſt, auch die dunkele Sprache des Sohar nachzubilden, und es gelang ihm damit ebenſo gut, wie mit den Pſalmen. Dieſes Gelingen erfüllte ihn mit Schwindel und führte ihn auf Abwege. Er bildete ſich ein, ſein eigenes Geſtaltungsvermögen ſtamme nicht aus ſeiner Begabung, ſondern ſei, dem Sohar gleich, das Erzeugnis einer höheren Eingebung. Warum ſollte nicht auch er dieſer göttlichen Gnadengabe gewürdigt ſein? Er lebte in der Täuſchung, daß ein göttlicher Geiſt ihm den tiefen Einblick in die Kabbala erſchloſſen, die Rätſel gelöſt, den Knäuel entwirrt hätte. Als ſeine Meiſterſchaft in Nachbildung des Sohar-Styles erkannt wurde, ſuchten einige venetianiſche Kabbaliſten den jungen Wundermann auf und beſtärkten ihn in ſeiner Schwärmerei. Moſe Chayes, der als Ketzerriecher oder Ketzermeiſter galt, und einige Rabbinen bedrohten ihn und die Paduaner Gemeinde mit dem ſchwerſten Banne, wenn er ſeine Geiſterſeherei und ſein myſtiſches Treiben nicht einſtellen würde. Luzzato blieb aber dabei: Gott habe ihn ſo wie Viele vor ihm auserkoren, ihm ſeine Geheimniſſe zu verkünden. So lange er in Wohlſtand lebte und von Freunden umgeben war, hatten die venetianiſchen Rabbiner ſeinem Treiben gegenüber eine außerordentliche Nachſicht gezeigt; nachdem aber ſeine Familie ins Unglück geraten und der Verarmung nahe war, konnten ſie nicht genug Steine gegen ihn werfen. Die Mitglieder des Venetianer Rabbinats ſprachen den Bann über ihn aus und verurteilten ſeine Schriften zum Feuer (1734). Der unglückliche gebannte Phantaſt mußte zum Wanderſtabe greifen, Eltern, Frau und Kind verlaſſen.

Mehr noch als dieses schmerzte ihn die Trennung von seinen kabbalistischen Genossen.

Tief gedemütigt und um seine Hoffnung betrogen, begab sich Luzzato nach Amsterdam. Hier lächelte ihm wieder ein Sonnenblick. Die portugiesische Gemeinde nahm ihn freundlich auf und setzten ihm einen Gehalt aus. Im Hause eines portugiesischen Reichen Mose de Chaves fand er gastfreundliche Aufnahme und unterrichtete dessen Sohn. Um aber unabhängig zu sein, verlegte er sich gleich Spinoza auf das Schleifen von optischen Gläsern. Das führte ihn dahin, auch Physik und Mathematik zu treiben.

Neben seiner vielseitigen Beschäftigung mit der Kabbala für seinen Geist und mit Gläserschleifen für seine leibliche Existenz lieferte Luzzato (1743) der neuhebräischen Poesie ein Kunstwerk, wie sie kein zweites aufzuweisen hat, ein in Form, Sprache und Gedanken vollendetes Drama, ein Denkmal seiner reichen Begabung. Unter der bescheidenen Form eines Gelegenheitsgedichtes zur Hochzeitsfeier seines Jüngers Jakob de Chaves mit der edlen Jungfrau Rahel da Vega Enriques veröffentlichte er seine dramatische Schöpfung „Ruhm den Tugendhaften“ (La-Jescharim Tehilla). Der Dichter hatte inzwischen Gelegenheit genug gehabt, angenehme und unangenehme Erfahrungen zu sammeln, einen Blick in das vielfach verschlungene Leben der Wirklichkeit zu werfen, hatte die große Menge sattsam kennen gelernt, wie sie gleich einem Rohr im Wasser schwankend und in den Banden des Betruges gefangen ist, gegen deren Unbelehrbarkeit und Schwächen die Weisheit selbst nichts vermag, wie die Thorheit, mit Unwissenheit gepaart, sich über die Söhne des Geistes lustig macht und über deren Beschäftigung lacht. Luzzato hatte es selbst erkannt, daß List und Hochmut in engster Verbindung dem Verdienste seine Krone rauben und sie sich selbst aufsetzen. Nichts desto weniger lebte er der Überzeugung, daß das verkannte und geschmähte Verdienst zuletzt den Sieg davon tragen, und die Anerkennung (der Ruhm) ihm als Braut zu teil werden wird, wenn er sich nur von der Vernunft und ihrer Dienerin, der Geduld, leiten läßt.

Diese Gedankenreihe kleidete Luzzato in seine dramatische Parabel, verlebendigte sie und ließ sie durch den Mund der redenden Personen in Ein- oder Zwiegesprächen verkünden. Freilich ein

Drama im ſtrengen Sinne iſt Luzzato's Kunſtwerk nicht. Die auftretenden Perſonen haben nicht Fleiſch und Blut, ſondern ſind kalte Begriffe; die Vernunft und die Thorheit, das Verdienſt und der Betrug ſind in Szene geſetzt. Die dramatiſche Handlung iſt gering; es iſt eigentlich nur ein ſchöner Kranz von Verſen. Was hätte Luzzato leiſten können, wenn er ſich von der Phantaſterei der Kabbala hätte loswinden können? Aber ſie hielt ſeinen Geiſt in engen Banden gefangen und zog ihn nicht lange nach Vollendung ſeines Dramas nach Paläſtina. Hier gedachte er ungehindert den Eingebungen ſeiner aufgeregten Phantaſie lauſchen, oder eine meſſianiſche Rolle ſpielen zu können. Aber ehe er ſich Bahn brechen konnte, raffte ihn die Peſt im vierzigſten Lebensjahre hin (1747). Seine Leiche wurde in Tiberias beigeſetzt. Die beiden größten neuhebräiſchen Dichter, Jehuda Halevi und Luzzato ſollten in hebräiſcher Erde ruhen.

Der Pfuhl, welcher ſich in der Judenheit ſeit Jahrhunderten ſeit der Ächtung der Forſchung und dem Siege ihrer Feindin, der Kabbala, angeſammelt hatte, wurde immer mehr aufgewühlt und beſudelte Reine und Unreine. Jener Taumelgeiſt des eitellügneriſchen Meſſias von Smyrna war mit der Ächtung Chajon's und der polniſchen Sabbatianer noch immer nicht gebannt, er drang auch in Kreiſe ein, die bis dahin ihm unzugänglich ſchienen. Das Rabbinertum, auf die praktiſche und dialektiſche Auslegung des Talmud angewieſen, hatte bisher der Kabbala keinen ebenbürtigen Zutritt eingeräumt, nur hier und da wie verſtohlen etwas von ihr angenommen. Der ſabbatianiſchen Ketzerei hatten ſich die Rabbinen zuletzt entgegengeſtemmt und ſie verwünſcht. Aber ein tonangebender Rabbiner ließ ſich mit ihr ein, legte ihr Wichtigkeit bei und beſchwor ſolchergeſtalt einen Kampf herauf, wodurch Zucht und Ordnung aufgelöſt und der Sinn für Wahrheit und Recht noch mehr abgeſtumpft wurde. Die Verwilderung erreichte durch dieſen den höchſten Grad.

Jonathan Eibeſchütz oder Eibeſchützer (geb. in Krakau 1690, geſt. in Hamburg 1764) ſtammte aus einer polniſchen Kabbaliſtenfamilie. Mit einem außergewöhnlichen ſcharfſinnigen, haarſcharfen Verſtand und einem eiſernen Gedächtniſſe begabt, fiel der junge Jonathan der regelloſen Erziehung oder vielmehr der Verwilderung der Zeit anheim, die ihm nur zwei Stoffe für ſeine

Gehirnarbeit zuführte: das weitausgedehnte Gebiet des Talmund mit seinen labyrinthischen Irrgängen und die berückende Kabbala mit ihren klippenreichen Untiefen. Das Eine bot seinem nüchternen Verstande und das Andere seiner ungeregelten Phantasie reiche Nahrung. Nehemia Chajon scheint auf den jungen Eibeschütz bei seiner Anwesenheit in Prag einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. In Abraham Miguel Cordoso's Schriften vertiefte er sich, obwohl sie öffentlich verketzert worden waren. Den lästerlichen Hauptgedanken dieser und anderer Sabbatianer hat Eibeschütz in sich aufgenommen; daß der höchste Gott, die erste Ursache, mit dem Weltall in keinerlei Verbindung stehe, sondern eine zweite Person in der Gottheit, der Gott Israels genannt, habe die Welt erschaffen, das Gesetz für Israel geoffenbart. Er scheint aber auch den Konsequenzen dieser ketzerischen Theorien gehuldigt zu haben, daß Sabbataï Zewi, der Messias, die zweite Person der Gottheit in sich verkörpert habe, und daß durch dessen Erscheinen die Bedeutung der Thora aufgehört habe.

Eibeschütz hatte aber keinen so festen Charakter und keine entschiedene Gesinnung, um sein inneres Denken mit seinem Thun in Gleichklang zu setzen. Mit dem rabbinischen Judentum offen zu brechen, sich als ein Gegen-Talmudist, wie mehrere polnische Sabbatianer es gethan haben, mit der Gesamtjudenheit zu überwerfen, lag nicht in seinem Wesen. Er war zu praktisch klug und auch zu bequem, um sich den Unannehmlichkeiten eines solchen Bruches auszusetzen. Auch liebte er den Talmud und die rabbinische Litteratur als Nahrung für seinen Witz, er konnte sie nicht missen.

Im einundzwanzigsten Lebensjahre stand Eibeschütz bereits in Prag einem Lehrhause vor, und eine Schar von Scharfsinn liebenden Talmudjüngern hing an seinen Lippen und bewunderte seine anregende, gewissermaßen mit den Schwierigkeiten spielende Lehrweise. Seine Zuhörer fesselte und begeisterte er durch sein freundliches, man möchte fast sagen, studentisches Wesen, durch seinen sprudelnden Witz und seine treffenden Ausfälle. Daher mehrte sich mit jedem Jahr die Zahl seiner Zuhörer und belief sich auf Tausende, die ab- und zugingen. Seine verbreitete Autorität und seine große Jüngerzahl schützten ihn vor dem Bannspruch gegen die Sabbatianer, mit denen er erwiesenermaßen in engster Verbindung stand.

So ganz und gar vergessen war indes Eibenschütz's ketzerische Haltung in seiner Jugend doch nicht. Als die Rabbinatsstelle in Metz besetzt werden sollte, und er sich darum bewarb, erschien die greise verwitwete Rabbinerin in der Sitzung des Vorstandes und warnte ihn, ihrem verstorbenen Gatten und andern frommen Rabbinen, seinen Vorgängern, nicht im Grabe diese Schande anzuthun, ihnen einen sabbatianischen Ketzer zum Nachfolger zu bestimmen. Diese feierliche Warnung machte einen solchen Eindruck, daß seine Wahl fallen gelassen wurde. Durch den Eifer seiner Bewunderer wurde er indes später doch gewählt. Ehe er aber die Stelle antrat, entbrannte der österreichische Erbfolgekrieg oder der Kampf zwischen dem jugendlich aufstrebenden Preußen unter Friedrich dem Großen und dem bereits gealterten Österreich unter Maria Theresia. Ein französisches Heer im Bunde mit Preußen und dem Gegenkaiser Karl VII. hielt Prag besetzt. Die systematisch verdummte Bevölkerung in Böhmen und Mähren hegte den Wahn, als ob die Juden es verräterisch mit dem Feinde hielten. Es hieß, Friedrich der Große, der protestantische Ketzer, sei ein besonderer Gönner der Juden. In Mähren entstanden daher in der Gegend, wohin die Preußen noch nicht gedrungen waren, leidenschaftliche Wutausbrüche gegen die Juden. Ein österreichischer Feldmarschall in Mähren, von demselben Wahn befangen oder ihn heuchelnd, erließ ein hartes Dekret (1742), daß die wenig zahlreichen Gemeinden innerhalb sechs Tagen 50,000 Gulden Rheinisch bar nach Brünn abliefern sollten, „widrigenfalls sie sämtlich geplündert und niedergemacht werden würden." Durch die aufopfernde Bemühung zweier Männer der Wiener Gemeinde, Baron de Aguilar und den reichen Rabbinen Isaschar Berusch Eskeles, hob die Kaiserin Maria Theresia dieses Dekret auf.

Jonathan Eibeschütz, zum Rabbiner von Metz erwählt, hatte sich unbesonnen an die in Prag eingezogenen Franzosen angeschmiegt, entweder aus Eitelkeit, oder um sich das Rabbinat in Metz zu sichern. Er erhielt von dem französischen Kommandanten einen Geleitsbrief, ungefährdet nach Frankreich zu reisen, erregte aber bei der böhmischen Bevölkerung den Verdacht verräterischen Einverständnisses mit dem Feinde. Nach Abzug der Franzosen (Ende 1742) wurde von der österreichischen Behörde eine Unter-

ſuchung gegen Eibeſchütz' Verhalten eingeleitet, und ſein Vermögen, ſo weit es nicht von den Panduren geplündert war, mit Beſchlag belegt. In den Verdacht der Verräterei gegen den Staat wurden ſpäter ſämtliche böhmiſche und mähriſche Juden hineingezogen. Die erzkatholiſche Kaiſerin, welche zugleich gemütlich und hartherzig war, erließ ein Dekret (1744 für Böhmen, 1745 für Mähren), ſämtliche Juden dieſer beiden Kronländer binnen kurzem „aus mehrerlei triftigen Urſachen" auszuweiſen; wer nach dieſer Friſt betroffen würde, ſollte mit „militäriſcher Hand ausgeſchafft" werden. Mit dieſem Dekret wurde auch grauſiger Ernſt gemacht. Die Lage der böhmiſchen und mähriſchen Juden war traurig. Wohin ſollten ſie ſich wenden? Im achtzehnten Jahrhundert wurden die Juden nicht mehr wie früher wegen ihrer Kapitalien geſucht und aufgenommen. Ihre Habſeligkeiten waren ohnehin durch den Krieg größtenteils vernichtet. Als fühlte Eibeſchütz, daß er einige Schuld an ihrem Unglück hatte, gab er ſich Mühe, ihnen einige Erleichterung zu verſchaffen. Er richtete von Metz aus Schreiben an die wohlhabenden marraniſchen Gemeinden in Bayonne und Bordeaux, ihnen Unterſtützung zukommen zu laſſen, und an die römiſche Gemeinde, ſich für ihre unglücklichen Brüder beim Papſt zu verwenden. Das Alles war aber nicht von großer Bedeutung. Wirkſamer ſcheint die Verwendung de Agailars, Berusch Eskeles, und anderer Wiener Hofjuden beim Hofkreiſe geweſen zu ſein. Auch chriſtliche Menſchenfreunde redeten ihnen das Wort, und die Geſandten von Holland und England und der anderen Höfe verwendeten ſich ſehr warm und eindringlich für ſie. Die Anſchuldigung verräteriſchen Einverſtändniſſes mit dem Feind während des Krieges konnte leicht widerlegt werden. Nach mehrjährigem Sträuben geſtattete ihnen die Kaiſerin auf Antrag der Stände „da durch Abzug derſelben dem Lande ein Verluſt von vielen Millionen drohte", den Aufenthalt, vorläufig auf noch zehn Jahre, aber unter entſittlichenden Bedingungen. Sie ſollten eher vermindert, als vermehrt werden; ihre Zahl wurde feſtgeſetzt. Nur der älteſte Sohn durfte eine Familie bilden, in Böhmen wurden etwa 20 000 und in Mähren 5100 Familianten (wie ſie genannt wurden) geduldet. Jene mußten jährlich etwa 200 000 Gulden an die kaiſerliche Kaſſe liefern. Dieſe Beſchränkungen haben ſich bis zum Umwälzungsjahr 1848 erhalten. Jonathan Eibeſchütz wurde

mit Recht oder Unrecht als Landesverräter erklärt, und es wurde ihm untersagt, je den österreichischen Boden zu betreten.

Er fühlte sich in Metz, wo er mehrere Jahre als Rabbiner fungirte, nicht sehr behaglich; ihm fehlte dort überhaupt die lärmende und disputierende Schar junger Bewunderer, ein großer Schauplatz, um seinen Talmudwitz leuchten zu lassen. In Frankreich wurden nicht soviel Talmudjünger aus Polen und Deutschland zugelassen. Es war daher verzeihlich, daß er sich um das Rabbinat der Drei-Gemeinden (Altona, Hamburg und Wandsbeck) eifrig bewarb. Durch die Bemühung seiner Verwandten und Bewunderer und durch seinen Ruf als der bedeutenste Talmudist und Wunderthäter fiel die streitige Wahl auf ihn. Da die Juden dieser Städte noch die eigene Civilgerichtsbarkeit hatten, welche auf dem rabbinischen Gesetze beruhte, so suchten sie einen scharfsinnig juristischen Rabbiner und konnten nach dieser Seite keine bessere Wahl treffen. Aber mit seinem Einzuge in Altona (Anfang September 1750) zog ein böser Geist mit ein, der nicht bloß diese Drei-Gemeinden, sondern die deutsche und polnische Judenheit zerrüttete. Indessen ist Eibeschütz, wenn auch der Hauptschuldige, doch nicht allein dafür verantwortlich zu machen; die ganze Zeitrichtung war seine Mitschuldige.

Zur Zeit als Eibeschütz das Rabbinat übernahm, herrschte in diesen Gemeinden eine peinliche Aufregung. Es waren innerhalb eines Jahres mehrere junge Frauen in Kindesnöten gestorben. Jede Frau im Zustand der Mutterschaft sah mit zunehmender Angst der heranrückenden Stunde entgegen. Mit Sehnsucht wurde daher der neue Rabbiner erwartet, den Würgengel, der sich junge Frauen zu seinem Opfer ausersehen hatte, zu bannen. Galt damals jeder Rabbiner als ein Beschützer gegen allerhand Übel, als eine Art Magier, so erwarteten die Hamburger und Altonaer Frauen noch viel mehr von Jonathan Eibeschütz, den seine Bewunderer als den vollkommensten Rabbinen und als Wunderthäter ausposaunt hatten. Wie sollte er diesen gespannten Erwartungen entsprechen? Selbst wenn er gesinnungstüchtiger gewesen wäre, hätte Eibeschütz zu einer Mystifikation greifen müssen, um sein Ansehen in seinem neuen Amte zu behaupten. Er schrieb daher gleich bei seiner Ankunft Talismane, Geisterbannzettel (Kameen) für die zitternden Frauen und ließ noch andern

Hokuspokus veranstalten. Solche Amulete hatte er schon früher in Metz und anderweitig verteilt Von dort war aber bereits ein Gerücht nach Altona gedrungen, daß Eibeschütz' Talismane ganz anderer Art wären, als sie sonst zu sein pflegten, daß sie einen sabbatianisch-ketzerischen Anstrich hätten. Aus Neugierde wurde ein vom Oberrabbiner Jonathan Eibeschütz erteiltes Amulet in Altona geöffnet, und was fand man darin? „O Gott Israels, der Du in der Zierde Deiner Macht wohnst (kabbalistische Anspielung), sende durch das Verdienst Deines Knechtes Sabbatai Zewi Heilung für diese Frau, damit Dein Name und der Name des Messias Sabbatai Zewi in der Welt geheiligt werde". Man weiß nicht, was größer war, Eibeschütz's Dummgläubigkeit und Anhänglichkeit an den vom Judentum abgefallenen Schwindler von Smyrna oder seine Frechheit oder sein sorgloser Leichtsinn, sich so bloß zu stellen. Allerdings hatte er die Wörter ein wenig entstellt, gewisse Buchstaben mit anderen vertauscht; aber er mußte doch wissen, daß der Schlüssel zu diesem Rätsel leicht zu finden war. Diese Mystifikation blieb natürlich nicht verschwiegen; die Amulete gelangten in die Hände Jakob Emdens, eines begüterten Privatrabbiners in Altona, eines Sohnes von Chacham Zevi und gleich diesem ein Ketzerriecher. Ihm blieb kein Zweifel, daß Eibeschütz noch immer der sabbataischen Ketzerei nachhing. Aber so sehr er sich auch freuen mochte, Gelegenheit gefunden zu haben, sein Ketzerrichteramt auszuüben, so stutzte er doch anfangs vor den Folgen. Wie sollte er den Kampf mit einem Manne aufnehmen, der einen ausgebreiteten Ruf als der gelehrteste Talmudist hatte, dessen zahlreiche Jünger — man sagte mehr als 20 000 — bereits Rabbinate, Gemeindeämter und einflußreiche Stellungen einnahmen, bereit, eine Phalanx um ihn zu bilden und alles zu seinem Schutze aufzubieten? Aber die Sache konnte auch nicht unterdrückt werden. Die Vorsteher mußten Eibeschütz darüber befragen, und er erteilte elende Ausflüchte. Nichtsdestoweniger mußte der Vorstand, gleichviel ob er Eibeschütz' Worten Glauben schenkte oder nicht, die Sache tot machen. Als nun Emden in seiner Synagoge in feierlicher Weise den Sachverhalt erklärte: daß er den Schreiber der Amulete für einen sabbatianischen Ketzer halte, der den Bannfluch verdiene, daß er zwar damit nicht den Oberrabbiner als Verfasser beschul-

digen wolle, daß dieser aber verpflichtet sei, sich von dem Verdachte zu reinigen, glaubte der Vorstand der Drei-Gemeinden in vollem Rechte zu sein, Emden. dem angeblich gemeinen Verläumder, die Weisung zugehen zu lassen, Altona zu verlassen. Da dieser sich an sein ihm erteiltes königliches Privilegium berief, vereinsamte, chikanierte und verfolgte man ihn rücksichtslos. Dieses Verfahren reizte Emden nur zu noch größerem Eifer. Inzwischen liefen Schreiben von Metz mit anderen Amuleten ein, die Eibeschütz dort ausgeteilt und deren Echtheit er selbst anerkannt hatte, welche sonnenklar bekundeten, daß er thatsächlich Sabbataï Zewi als Messias und Heiland verehrt hat.

Nach und nach verurteilten mehrere Rabbinen deutscher Gemeinden den Inhalt der Amulete als sabbatianische Ketzerei. Nur in Mähren und Polen fand Eibeschütz Parteigänger. In nicht wenigen Gemeinden entstanden dadurch Reibungen und häßliche Feindseligkeiten zwischen seinen Gegnern und Verehrern. Auf der Vierländer-Synode in Polen, welche ein Urteil über diese Frage abgeben sollte, ging es wildlärmend zu. Als einige Rabbinen Eibeschütz wegen Ketzerei in den Bann legten, sprachen seine Verehrer in Polen über diese den Bann aus, weil sie einen Talmudisten ersten Ranges der Verleumdung und Verachtung preisgegeben. Infolge des ungerechten Verfahrens des Altonaer Vorstandes wider einen seiner Gegner, wandten diese sich an den König Friedrich I. von Dänemark, Erbe von Holstein, und legten ihm eine beglaubigte Übersetzung der verdächtigten Amulete vor. Darauf legte der König dem Vorstande eine Geldstrafe auf und forderte Eibeschütz auf, sich gegen die Anschuldigung der Ketzerei zu rechtfertigen. Dieser war aber schlau genug, die für ihn ungünstige Entscheidung in eine günstige zu verwandeln und dem König zu bestimmen, den Amuletenprozeß niederzuschlagen und ihn als Rabbiner zu bestätigen. Das machte ihm aber nur noch mehr Feinde. Mehrere seiner Anhänger, ehemalige Vorsteher, sagten sich von ihm los und brandmarkten ihn ihrerseits nicht bloß als Ketzer, sondern als Ränkeschmied. Diese Gegner klagten von neuem beim König über die seinetwegen eingerissene Zwietracht in den Gemeinden: sie könnten in ihren Prozessen kein unparteiisches Urteil von ihm erhalten, da er sich bei seinem Rechtsspruch von Haß und Leidenschaft leiten ließe. Auf diese Klage wollte sich der gerechte König endlich völlige Gewißheit

über den Stand der Sache verschaffen, ob Eibeschütz wirklich ein arger Ketzer sei, oder eine verfolgte Unschuld.

Zu diesen Zwecke forderte er ein Gutachten über die Amulete von hebräisch-kundigen christlichen Professoren und Theologen ein (Anf. 1755). Diese Wendung machte Eibeschütz unruhig. Die Schrift eines Professors und Pastors David Friedrich Megerlin, scheinbar zu Eibeschütz's Gunsten, rettete ihn in den Augen des Königs, brandmarkte ihn aber desto mehr in den Augen der Judenheit. Megerlin glaubte den Schlüssel zu den rätselhaften Eibeschützischen Amuleten gefunden zu haben: die angefochtenen Buchstaben, welche die Gegner auf Sabbatai Zewi deuteten, seien nichts anders als eine mystische Anspielung auf Jesus Christus. Der Oberrabbiner von Altona und Hamburg sei im Herzen dem christlichen Glauben zugethan, so behauptete Megerlin, er wage nur nicht aus Furcht vor den Juden offen damit hervorzutreten. Er forderte den König von Dänemark auf, Eibeschütz gegen die Verfolgungen seitens der Juden zu schützen und ganz besonders ihm zum Schilde gegen Jakob Emdens Verleumdungen zu dienen, der in ihm den Christen haßte und verfolgte, wie es sein Vater mit dem heimlichen Christen Chajon gethan habe. In seiner Narrheit ermahnte Megerlin mit ernsten Worten Eibeschütz, die Maske fallen zu lassen, das Rabbinat der Drei-Gemeinden aufzugeben und sich taufen zu lassen. Er richtete gelegentlich ein Sendschreiben an die Juden, eine allgemeine Rabbinerversammlung zu veranstalten und dem Christentum die Ehre zu geben Hätte Eibeschütz einen Funken Ehrgefühl gehabt, so hätte er diese ihm angedichtete Gesinnung, heimlich zum Christentum zu halten, zurückweisen müssen, selbst auf die Gefahr hin, die Gunst des Königs zu verlieren. Er schwieg dazu, zog aber den Nutzen davon. Denn Megerlins Beweisführung, so närrisch sie auch ist, überzeugte den König Friedrich. Er hob die über Eibeschütz schwebende Suspension vom Amte auf und dekretierte, daß die Juden der Altonaer Gemeinde ihm Gehorsam zu leisten haben (1756). Auch der Hamburger Senat erkannte ihn wieder als Rabbinen der deutschen Gemeinde an. Eibeschütz jubelte. Seine Bewunderer bereiteten ihm einen feierliche Genugthuung. Der sechsjährige Streit, welcher alle häßlichen Leidenschaften unter den Juden von Lothringen bis Podolien und von

der Elbe bis zum Po aufgeregt hatte, endete ſcheinbar mit einem Tanze. Aber in derſelben Zeit erlitt Eibeſchütz auf einer andern Seite eine Niederlage; ſie brandmarkte ihn in den Augen Derer, welche ihm noch das Wort geredet und für ihn eingetreten waren.

Als hätten die Thatſachen ſeine Behauptungen Lügen ſtrafen wollen, die er durch ſein Mundſtück, ſeinen ehemaligen Jünger, den zum Chriſtentum übergetretenen akademiſchen Lehrer Karl Anton, aufſtellen ließ: es gäbe keine Sabbatianer mehr, erhoben ſolche gerade in derſelben Zeit ihr Schlangenhaupt und züngelten mit ihrem giftigen Munde gegen die Anhänger des talmudiſchen Judentums. Die Saat, welche Chajim Malach in Polen ausgeſtreut hatte, war durch die Bannflüche der Rabbinen nicht unterdrückt. Sie hatten nur die Wirkung, daß die Sabbatianer ſich tot ſtellten, dabei aber im Stillen ihr Weſen trieben und Anhänger warben. Einige Städte in Podolien waren voll von Talmudiſten, die mit der Sabbatianiſchen Theorie den Talmud verhöhnten, die Satzung des Judentums verwarfen und unter der Maske ſtrengfrommer Übungen unkeuſchen Wandel trieben. Die Wirrniſſe, welche die Eibeſchütziſche Zwiſtigkeit auch nach Polen verpflanzte, als eine Partei die andere angab und verfolgte, ermutigte die podoliſchen Sabbatianer ſich aus ihrem Verſteck hervorzuwagen und ihre Masken ein wenig zu lüften.

Doch fehlte es ihnen an einem mutigen Führer. Dieſer fand ſich ein, und mit ſeinem Auftreten begann eine neue Bewegung von widerwärtigem Charakter, welche die ganze polniſche Judenheit in große Aufregung und Verzweiflung verſetzte. Es war der berüchtigte Jakob Frank oder, wie er eigentlich hieß, Jankiew Lejbowitz (geb. 1720, geſt. 1791), einer der verſchmitzteſten und betrügeriſchſten Menſchen des achtzehnten Jahrhunderts, noch viel ſchlauer und abenteuerlicher als Chajon, der die Klügſten zu täuſchen und ſeine Betrügereien ſo gut zu verhüllen wußte, daß viele ihn nach ſeinem Tode als einen trefflichen Mann bewunderten und ihn zum intereſſanten Helden von Romanen machten. Betrügen verſtand er ſchon in der Jugend. Er ſelbſt rühmte ſich ſpäter, wie er ſeinen Vater beſchwindelt hat. Auf Reiſen in der Türkei war er in Salonichi mit den dortigen Sabbatianern oder jüdiſchen Moslems, den Dönmäh, in Verbin-

dung getreten. Er wurde Türke, wie er später römisch-katholisch und griechisch-katholisch wurde, solange es seinem Zweck diente. Er wechselte die Religion, wie man ein Kleid wechselt. Von seinem längern Aufenthalt in der Türkei erhielt er den Namen Frank oder Frenk. Die messianische Verrücktheit legte er sich nach der Kabbala zurecht, vermöge welcher die aufeinanderfolgenden Messiase nicht Schwärmer oder Betrüger gewesen wären, sondern die Verkörperung einer und derselben Messiasseele. Der König David, der Prophet Elia, Jesus, Mohammed, Sabbatai Zewi und seine Nachfolger bis auf Berechja, wären lediglich eine und dieselbe innerliche Persönlichkeit gewesen, die nur verschiedene Leibeshüllen angenommen habe. Warum nicht auch er selbst? Er wußte sich mit einem mysteriösen Glorienschein zu umgeben. Die Umstände waren ihm außerordentlich günstig. Er kam in den Besitz von Vermögen und einer sehr schönen Frau aus Nikopolis, deren er sich zur Anlockung von Anhängern bedient haben soll. Er sammelte nach und nach ein kleines Gefolge von türkischen und walachischen Juden um sich, die seine lockeren Grundsätze teilten und ihn für ein höheres Wesen hielten.

Frank scheint Kunde von der Spaltung erhalten zu haben, welche infolge der Eibeschützischen Wirren in Polen entstanden waren, und er glaubte den günstigen Zeitpunkt benutzen zu müssen, um die podolischen Sabbatianer um sich zu sammeln und unter ihnen wie durch sie eine Rolle zu spielen. Er kam plötzlich nach Polen (Nov. 1755) und bereiste viele Städte, wo heimliche Sabbatianer wohnten. Sie fielen gewissermaßen einander in die Arme. Frank brauchte eine Gefolgschaft, und sie suchten einen Führer. Diesen offenbarte sich Frank als Sabbatai's Nachfolger, oder was dasselbe bedeutete, als die wiedergeborene Seele des sabbatianischen Hauptes Berechia. Von seinen Anhängern ließ er sich „der heilige Herr“ nennen. Vermöge seiner Teilhaftigkeit an Gott vermöge der Messias alles, auch Wunder zu thun. Frank that auch Wunder nach dem Glauben seiner Anhänger, die er in seinem Gefolge mit sich führte, und die er in Polen um sich scharte. Sie glaubten so fest an seine göttliche Natur, daß sie mystische Gebete in der Sohar-Sprache an ihn richteten, mit denselben Formeln, welche die Salonicher Dönmäh an Jakob Querido und Berechja zu richten pflegten. Kurz, Frank bildete aus den podolischen Sabba-

tianern eine eigene Sekte, die man mit seinem Namen Frankisten nannte. Es war eine eigentümliche Sekte. Ihr Stifter lehrte seine Adepten, sich Reichtümer selbst auf betrügerischen und krummen Wegen zu erwerben. Betrug sei weiter nichts als ein geschickter Kunstgriff. Ihre Hauptaufgabe ging zunächst dahin, das rabbinische Judentum aufzulösen, den Talmud zu bekämpfen und zu vernichten. Diese Aufgabe erfüllten sie mit Leidenschaftlichkeit. Sie setzten den Sohar dem Talmud entgegen, als wenn der angebliche Offenbarer des Sohar, Simon Ben-Jachai, vor alter Zeit den Talmud bekämpft und ihn als Fälscher des Judentums angeklagt hätte. Im Sohar allein sei die wahre Lehre Mose's enthalten. Seine Anhänger nannten sich daher Sohariten und Contra-talmudisten. Mit einem gewissen kindischen Trotz thaten sie gerade dasjenige, was das rabbinische Judentum streng verpönt, auch in Betreff der Ehe und Keuschheitsgesetze. Unter diesen contratalmudinischen Frankisten befanden sich auch Rabbinen und sogenannte Prediger: Jehuda Leb Kryfa, Rabbiner von Nadworna, und der Rabbiner Nachman Ben-Samuel Levi von Busk. In besonderem Ansehen unter den polnischen Sabbatianern oder Frankisten stand Elisa Schor von Rohatyn, ein bereits bejahrter Mann, ein Abkömmling von bedeutenden polnischen Rabbinen. Er, seine Söhne, seine Tochter Chaja, (welche den Sohar auswendig gekannt, sich herausfordernd benommen haben soll und als Prophetin galt) seine Enkel und seine Schwiegersöhne, sie alle waren von früher her eingefleischte Sabbatianer, denen es einen Kitzel verursachte, die rabbinischen Vorschriften zu verhöhnen.

Eines Tages wurde Frank mit etwa zwanzig Anhängern in Laskorun bei einem Konventikel überrascht. Sie hatten sich mit ihm während einer Jahrmarktszeit bei einem gesinnungsgenössischen Wirt in einem Wirtshause eingeschlossen und das Eingangsthor verrammelt, um ungestört und unbelauscht ihr Wesen zu treiben. Was hatten sie zu verheimlichen? Die Frankisten sagten aus: sie hätten weiter nichts, als gewisse Lieder in der Sohar-Sprache gesungen. Ihre Gegner behaupteten aber: sie hätten um ein halbnacktes Frauenzimmer einen orgiastischen Tanz aufgeführt und es geküßt. Die Heimlichkeit lenkte die Aufmerksamkeit der Juden von Laskorun und der Fremden, welche zum Jahrmarkt

anwesend waren, auf Frank und seinen Anhang. Es versammelten sich Viele um das Wirtshaus, um einzudringen und machten bei der Polizei Anzeige, daß ein Türke sich in Podolien eingeschlichen habe, um die Juden zur mohammedanischen Religion und zur Auswanderung nach der Türkei zu verleiten, und daß diejenigen, welche sich ihm angeschlossen haben, eine adamitische, d. h. unzüchtige Lebensweise führten. Die Polizei schritt ein, ließ die verrammelte Thür einschlagen und hob das frankische Nest aus. Frank mußte als Ausländer entlassen werden, aber die podolischen Frankisten wurden in Gewahrsam gehalten. Der Vorfall machte Aufsehen, wurde vielleicht geflissentlich übertrieben. Wie ein Lauffeuer durchflog die Nachricht von der frechen Verhöhnung der Religion und Sittlichkeit in Polen. Entsetzen ergriff die Frommen. Die Rabbinen und Vorsteher wendeten sofort die gewöhnlichen Mittel gegen die Übertreter an: Bannflüche und Verfolgung. Auf die verkappten Ketzer wurde Jagd gemacht. Durch große Summen gewonnen, standen die polnischen Behörden den Verfolgern kräftig bei. Die jungen Frankisten, welche in schlimmer Lage waren, zeigten Reue und legten offene Geständnisse ihrer Unthaten ab, die, mögen sie genau oder übertrieben gewesen sein, ein trauriges Bild von der Gesunkenheit großer jüdischer Kreise in Polen geben. Vor dem Rabbinate in Satanow in öffentlicher Sitzung sagten mehrere Männer und Frauen von sich und ihren Genossen aus, daß sie Unzucht, Ehebruch, Blutschande und andere Frechheiten getrieben haben, und das alles nach mystisch-kabbalistischer Theorie.

Infolge dieser Zeugnisse wurde in Brody (1756) ein feierlicher Bann mit Auslöschen brennender Kerzen über die Frankisten ausgesprochen: daß sich Niemand mit ihnen verschwägern dürfte, daß ihre Söhne und Töchter als in Ehebruch erzeugte Bastarde zu behandeln seien, und daß auch die nur Verdächtigen nicht zu einem religiösen Amte oder zum Lehrfache zugelassen werden sollten. Jedermann sei verpflichtet, heimliche Sabbatianer zu entlarven. Dieser Bannspruch wurde in mehreren Gemeinden wiederholt; die Formel wurde gedruckt, verbreitet und sollte jeden Monat in den Synagogen zur Nachachtung verlesen werden. In diesem Bannspruch war ein Punkt von großer Wichtigkeit enthalten. Es sollte Niemand unter dreißig Jahren sich mit der Kabbala beschäftigen, den Sohar oder eine andere mystische Schrift lesen. So hatte endlich

die Not den Rabbinen die Augen geöffnet, zu erkennen, welche unreine Elemente seit der Lurjanischen Zeit die Säfte des jüdischen Stammes vergiftet haben. Diese Erkenntnis war teuer erkauft; sie kam zu spät. Die Not zeitigte noch eine andere Erkenntnis, die Mitglieder der Konstantinower Synode wandten sich in ihrer Verlegenheit um Rat an Jakob Emden, welcher seit seiner Fehde mit Eibeschütz als Vertreter der reinen Rechtgläubigkeit im Judentum galt; sie wünschten, daß ein gebildeter Portugiese (Jude) nach Polen kommen möge, um mit seinem gediegenen Wissen und mit seiner Redegewandtheit ihnen vor den polnischen Behörden und Geistlichen zur Unterdrückung der gefährlichen frankischen Sekte zur Seite zu stehen. Sie erkannten endlich, daß außertalmudisches Wissen, das sie bis dahin verachtet hatten, doch einen Wert hat. Jakob Emden, dem der Notschrei seiner polnischen Brüder zu Herzen ging, kam auf eine richtige Einsicht. Die Sabbatianer, wie die Contratalmudisten in Polen, beriefen sich stets auf den Sohar, als auf ein heiliges Grundbuch, auf die Bibel einer neuen Offenbarung. Mit Belegen aus dem Sohar beschönigten sie alle ihre Lästerlichkeiten und Frechheiten. Wie wenn nun der Sohar eine Fälschung wäre? Die widerwärtigen Vorfälle in Polen führten Emden auf diese Untersuchung, und es wurde ihm klar, daß mindestens ein Teil des Sohar die Ausgeburt eines Betrügers sei.

Auf die Anfrage, ob es gestattet sei, die Frankisten zu verfolgen, antwortete Jakob Emden mit einem entschiedenen Ja. Indessen bedurfte es des Stachels von seiner Seite nicht: Wo es in Polen zu verfolgen galt, fehlte es nicht an Lust dazu. Die Frankisten wurden bei den Behörden und Geistlichen als eine neue Sekte angegeben und der katholischen Inquisition überliefert. Der Bischof Nikolaus Dembowski von Kamieniec Podolski, in dessen Sprengel sie auf ihren Abwegen ertappt worden waren, hatte nicht übel Lust, Scheiterhaufen für sie zu errichten. Frank's Schlauheit wußte aber das gegen die Seinigen abgedrückte Geschoß von ihnen abzuwenden und auf die Gegner zu schleudern. Er riet ihnen zu ihrer Verteidigung zwei Punkte zu betonen: daß sie an eine Dreifaltigkeit glaubten, und daß sie den Talmud, als eine Schrift voll Irrtümer und Lästerung, verwerfen. Zwanzig oder dreißig von ihnen sollten sich schnell taufen lassen, um ihrer Behauptung mehr Nachdruck zu geben. Frank war es eine

Kleinigkeit die Religion zu wechseln. Die talmudisch-gesinnten Juden der Umgegend hatten aber Wind von Frank's geheimer Zusammenkunft mit den Seinigen, rotteten sich zusammen, überfielen sie und führten sie unter Mißhandlungen ins Gefängnis. Dieses Verfahren reizte die Contratalmudisten noch mehr zur Rache an ihren Feinden. Die Taufe mochten sie zwar nicht nehmen, aber sie erklärten vor dem Tribunal des Bischofs Dembowski, daß sie beinah Christen wären, da sie an eine göttliche Dreieinigkeit glaubten, und daß sie eben wegen bessern Glaubens verfolgt würden. Um ihren Bruch mit dem Judentume recht augenfällig zu machen, oder um sich an ihren Gegnern recht blutig zu rächen, bedienten sie sich erlogener Anschuldigungen als Mittel, daß die Anhänger des Talmuds Blut von Christen gebrauchten, und daß der Talmud Mord an Christen als religiöse Vorschrift einpräge. Wie leicht war es, diese Anschuldigung zu beweisen! Ein christliches Kind brauchte nur vermißt zu werden. Etwas dergleichen muß damals in Jampol (in Podolien) vorgekommen sein, und sofort wurden die angesehensten Juden dieses podolischen Städtchens in Fesseln geschlagen. Der Bischof Dembowski und sein Kapitel, glücklich einen solchen Fang zu machen, begünstigten die Frankisten infolge ihrer Aussage, befreiten sie aus den Kerkern, ließen sie in der Diöcese Kamieniec sich ansiedeln, gestatteten ihnen nach ihrer Weise zu leben und nährten mit Wohlgefallen deren Haß gegen die talmudischen Juden. Die neue Sekte wurde aus einer Verfolgten eine Verfolgerin.

Um ihre Gegner zur Verzweiflung zu treiben, stellten die Frankisten (1757) das Gesuch an den Bischof Dembowski, eine Disputation zwischen ihnen und den Talmudisten zu veranstalten, und machten sich anheischig, ihre Glaubenslehre von der Dreieinigkeit aus Schrift und Sohar einerseits und die Verwerflichkeit des Talmud andererseits zu beweisen. Sie legten eine Bekenntnisschrift vor, worin besonders betont war, der Talmud enthalte die abscheulichsten Dinge, „daß Juden Christen betrügen und totschlagen dürfen". Die Szenen sollten sich in Polen wiederholen, welche im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in Spanien vor dem Papste durch den Täufling Geronimo de Santa-Fé stattfanden, wo ein abgefallener Jude gegen seine Stammgenossen und den Talmud Gift spie. Aber dort trat ein

Laie als Ankläger auf; hier waren es Rabbinen mit Bärten und Kaftan, mit rabbiniſch-kabbaliſtiſchen Floskeln und mit der ganz widerlichen Erſcheinung eines verwahrloſten Weſens, welche aus Rachegefühl die Maske des katholiſchen Glaubens annahmen, um ihre Feinde deſto nachdrücklicher verfolgen zu können. Schmerzlich empfanden die Vertreter der polniſchen Gemeinde, die Vier-Länder-Synode, in der verzweifelten Lage den Mangel an Bildung in ihrer Mitte. Sie konnten nicht einen einzigen Mann ſtellen, welcher im ſtande geweſen wäre, in gewandter oder auch nur anhörbarer Sprache die Spiegelfechtereien der Frankiſten und die Hohlheit ihres Bekenntniſſes aufzudecken.

Der Biſchof Dembowski erließ darauf einen Befehl, daß die Talmudiſten Deputierte zu einer Disputation nach Kamieniec entſenden möchten, widrigenfalls er ſie in Strafe nehmen und den Talmud, als ein chriſtfeindliches Buch, verbrennen laſſen würde (1757). Vergebens beriefen ſich die Juden Polens auf ihre alten Privilegien oder ſteckten ſich hinter Edelleute und ſpendeten Summen; es half ihnen nichts. Sie mußten die Disputation beſchicken und ihren ſo verachteten Todfeinden Rede ſtehen. Was vermochten auch die Vertreter des Talmud mit ihrer gründlichen Unwiſſenheit und ihrer ſtotternden Sprache gegen die frechen Anklagen der Frankiſten vorzubringen, zumal auch ſie den Sohar als heiliges Buch anerkannten, und dieſer thatſächlich eine Art Dreieinigkeit aufſtellt? Bei der Disputation galten die Talmudiſten als überführt. Der Biſchof Dembowski ließ öffentlich bekannt machen (14. Okt. 1757): da die Contratalmudiſten die Hauptpunkte ihres Glaubensbekenntniſſes niedergeſchrieben und bewieſen haben, ſo ſei ihnen geſtattet, überall mit den talmudiſchen Juden zu disputieren, und ließ in den Städten ſeiner Bistümer, mit Hilfe der Polizei, Talmudexemplare aufſuchen, in eine Grube werfen und durch Henkershand verbrennen. Die Talmudiſten vermochten nichts dagegen zu thun, ſie konnten nur ſeufzen, weinen und einen ſtrengen Faſttag wegen des „Brandes der Thora“ veranſtalten. Die Kabbala hatte diesmal die Fackeln zum Scheiterhaufen für den Talmud angezündet.

Plötzlich ſtarb der Biſchof Dembowski (17. Nov. 1757) eines nicht natürlichen Todes, und dieſer Tod führte eine andere Wendung herbei. Die Verfolgung gegen den Talmud hörte indeß ſogleich

auf und kehrten sich gegen die Frankisten. Infolge dessen begaben sich sechs von ihnen auf Frank's Rat zum Erzbischof Wratislaw Lubienski von Lemberg mit der Erklärung „im Namen Aller", daß sie sämtlich unter Bedingungen geneigt wären, sich der Taufe zu unterziehen. Sie winselten in ihrer Bittschrift in widerlichen mönchisch-katholischen Faseleien und schnaubten Rache gegen ihre ehemaligen Glaubensgenossen. Sie wünschten eine neue Disputation gegen die Talmudisten und machten sich anheischig zu beweisen, „daß die Talmudisten noch mehr als die Heiden unschuldiges Christenblut vergössen." Lubienski ließ zwar dieses Gesuch der Sohariten drucken, um einerseits den Sieg der Kirche zu verkünden und andrerseits die Anhänger dieser Sekte beim Wort zu nehmen, that aber nichts für sie und dachte auch nicht daran, ein Religionsgespräch einzuleiten.

Die Sachlage änderte sich wiederum, als Lubienski nach seinem erzbischöflichen Sitze Gnesen zog, und der Administrator des Erzbistums Lemberg, der Canonicus de Mikulicz Mikulski, mehr Eifer für Bekehrung zeigte. Er sagte sofort den Frankisten zu, ein Religionsgespräch zwischen ihnen und den Talmudisten herbeizuführen, wenn sie aufrichtige Neigung für die Taufe zeigen würden. Als die Deputirten Leb Krysa und Salomon von Rohatyn im Namen Aller ein katholisches Glaubensbekenntnis ablegten, traf Mikulski hinter dem Rücken des päpstlichen Nuntius Serra Vorkehrungen zu einer zweiten Disputation in Lemberg (Juni 1759) Die Rabbinen dieser Diözese wurden aufgefordert, bei einer hohen Geldstrafe sich am 16. Juli einzufinden. Der Adel und die Geistlichkeit wurde angegangen, sie dazu nötigenfalls durch Zwang zn bewegen. Der Nuntius Serra in Warschau, an den sich die Talmudisten klagend wendeten, war zwar mit der Disputation unzufrieden, mochte sie aber nicht hintertreiben, um sich daraus die Gewißheit zu verschaffen, ob die Juden wirklich Christenblut gebrauchten. Dieser Punkt schien ihm der wichtigste von allen. Gerade in dieser Zeit hatte der Papst Clemens XIII. in dieser Frage einen günstigen Bescheid gegeben.. Jelek, ein schlichter Mann von großer Opferfähigkeit, hatte die beschwerliche Reise nach Rom unternommen, um vom päpstlichen Stuhle ein gewichtiges Wort gegen diese ewige Anschuldigung zu erwirken. Und der Papst hatte erklärt, daß der heilige Stuhl die Beweise, worauf sich die Meinung vom Gebrauche christlichen Blutes für

das Passa-Fest und von Mord an Christenkindern seitens der Juden stützt, geprüft und gefunden habe, daß man sie daraufhin nicht als Verbrecher verurteilen dürfte, vielmehr bei ähnlichen Vorkommnissen die gesetzlichen Formen für die Beweisführung anzuwenden habe. Und dennoch schenkte, durch die Gemeinheit der Frankisten getäuscht, um dieselbe Zeit der päpstliche Nuntius dieser Verlegenhett halb und halb Glauben und berichtete darüber an die Kurie.

Das Religionsgespräch, das zur Bekehrung so vieler Juden führen sollte, fing an, Interesse zu erregen. Der polnische Adel, Herren und Damen, lösten um einen hohen Preis Eintrittskarten dazu, deren Erlös den ärmlichen Täuflingen zu Gute kommen sollte. An dem anberaumten Tage wurden die Talmudisten und die Contratalmudisten in die Kathedrale von Lemberg geführt; der Administrator Mikulski präsidierte. Es war ein seltenes Schauspiel, wie Juden gegen einander Anklagen wegen der scheußlichsten Laster schleuderten. Die Disputation fiel erbärmlich aus. Von den Frankisten, welche ruhmredig viele Hunderte der Ihrigen in Aussicht gestellt hatten, waren nur etwa zehn erschienen. Von den Talmudisten fanden sich aus Furcht vor der angedrohten Geldstrafe vierzig ein. Sie, die Vertreter des talmudischen Judentums, standen linkisch und betreten, und wußten kein Wort hervorzubringen. Sie verstanden nicht einmal die Landessprache — allerdings ihre Gegner ebenso wenig — Dolmetscher mußten berbeigezogen werden. Die Talmudisten hatten bei diesem Religionsgespräche allerdings den schwersten Stand. Das Hauptthema der Frankisten war, daß der Sohar die Dreieinigkeit lehre, und daß eine Person in der Gottheit Fleisch geworden sei. Durften sie dieses Dogma so entschieden in Abrede stellen, ohne die Christen, ihre Herren, zu verletzen? Und daß sich solche Anklänge im Sohar finden, konnten sie auch nicht läugnen. Es ist wohl glaublich, daß die talmudischen Wortführer nach dreitägigem Gespräche beschämt und verwirrt heimgekehrt sind. Sogar die Blutbeschuldigung blieb an ihrem Bekenntnis haften.

Die Sohariten wurden indeß von den Geistlichen gedrängt, sich endlich taufen zu lassen. Aber sie sträubten sich immer dagegen und thaten es erst auf ausdrücklichen Befehl ihres Oberhauptes Frank und in seinem Beisein. Er selbst trat mit großem Pomp

auf, in prachtvoller türkischer Kleidung, mit einem Sechsgespann und umgeben von Gardisten in türkischer Kleidung. Er wollte den Polen imponieren. Im Ganzen nahmen damals etwa tausend frankische Sabbatianer die Taufe. Frank ließ sich nicht in Lemberg taufen, sondern erschien mit blendendem Schaugepränge in Warschau (Oktober 1759), machte die Neugierde der polnischen Hauptstadt rege und bat sich die Gnade aus, den König zum Taufpaten zu haben.

Die Spalten der Zeitungen der polnischen Hauptstadt waren voll von Berichten über die täglich erfolgten Taufen so vieler Juden und von den hohen Edelleuten und Edelfrauen, die ihre Taufpaten waren. Frank wurde aber von der Geistlichkeit mit argwöhnischem Blicke umlauert. Sie traute ihm nicht recht und ahnte in ihm einen Schwindler, der unter der Maske des Christentums, wie früher unter der des Islam, als Haupt einer Sekte eine Rolle spielen wollte. Seine polnischen Anhänger wurden heimlich von den Geistlichen über sein Thun und Treiben, seine Vergangenheit und seine Ziele ausgeforscht. Endlich wurde er von einigen seiner polnischen Anhänger verraten: daß ihm der Christusglaube nur ein Spiel sei, und daß er sich vielmehr von den Seinigen als Messias und verkörperte Gottheit, als heiliger Herr, anbeten ließe. Er wurde vor dem Offizial der polnischen Inquisition als Betrüger und Glaubensschänder verhaftet und verhört. Die Zeugenaussagen bestätigten immer mehr seine Schwindeleien. So wurde er nach der Festung Czenstochow abgeführt und in Kloster eingesperrt (1760). Vom Feuertode als Ketzer und Abtrünniger rettete Frank nur die Patenschaft des Königs. Der Troß wurde zum Teil zur Schanzenarbeit an der Festung Czenstochow angehalten oder in die Heimat verwiesen. Viele Frankisten mußten an den Kirchthüren betteln und waren bei der polnischen Bevölkerung verachtet. Sie blieben aber ihrem Messias oder heiligen Herrn treu. Alle widerwärtigen Vorgänge legten sie sich kabbalistisch zurecht: es habe alles so kommen müssen. Das Kloster von Czenstochow nannten sie mystisch „die Pforte Roms“. Äußerlich hingen sie dem Katholizismus an, machten alle Sakramente mit, hielten sich aber doch nur zu einander, und wie ihre türkischen Genossen, die Dönmäh, verheirateten sie sich nur untereinander. Noch heutigen Tages sind die von ihnen stammenden Familien in Polen

Wolowski, Dembowski, Dzalinski und andere als Frenks oder Schäbs kenntlich. Frank wurde nach dreizehnjähriger Haft (1771) in der Festung vorgefunden, von den Russen in Freiheit gesetzt, nahm den griechisch-katholischen Glauben an, spielte auf anderen Schauplätzen, in Wien, Brünn und zuletzt in Offenbach; als Baron über zwanzig Jahre eine Betrügerrolle, stellte seine Tochter Eva als verleiblichte Gottheit auf und täuschte bis an sein Lebensende und über sein Grab hinaus alle Welt und zumeist seine leichtgläubigen Gläubiger in Frankfurt a. M.

An allen diesen trübseligen Ereignissen hatte Jonathan Eibeschütz nichtwenig Schuld. Die Frankisten zählten ihn, den großen Rabbiner, zu den Ihrigen, und er that nichts, diesen brandmarkenden Verdacht von sich abzuwälzen. Er wurde angefleht, der Not der polnischen Juden beizuspringen, der Anschuldigung vom Gebrauch des Christenblutes entgegenzutreten. Er blieb stumm, als fürchtete er, die Frankisten gegen sich zu reizen. Sein jüngster Sohn Wolf stand in Verbindung mit dem giftigen Frankisten Salomo Schor-Wolowski, trieb ebenfalls mystische Schwindeleien als Goldmacher, lebte auf großem Fuße, erschwindelte sich den Titel Baron von Adlersthal, weil er dem österreichischen Hofe die Aussicht eröffnete, sich taufen zu lassen, betrog alle Welt und vielleicht am meisten seinen eigenen Vater, machte Schulden und wurde von Gläubigern und Gläubigen verfolgt. Das Rabbinertum das, in zwei Parteien gespalten, welche einander in den Bann gelegt hatten, hat sich selbst an den Pranger gestellt und seine eigene Autorität untergraben. Damit hat es den Boden gelockert, auf dem eine bessere Saat aufgehen konnte. In derselben Zeit, in welcher sich Eibeschütz mit seinen Gegnern wegen des Amuleten-Skandales herumbalgte, knüpften Mendelssohn und Lessing einen Freundschaftsbund, der nicht bloß für die Juden ersprießlich wurde.

Wunderlich genug, hat sich die christliche Gelehrtenwelt in Deutschland für diesen unerquicklichen Streit interessiert. Das damals unter Friedrich dem Großen in Schwung gekommene Zeitungswesen brachte über den Fortgang des seltenen Vorfalls Berichte in nicht gehässiger Weise. Es war allerdings eine außerordentliche Erscheinung, daß ein hochgeachteter Rabbiner der Ketzerei beschuldigt und von vielen Seiten verurteilt wurde.

In England und Frankreich haben zwei Vorgänge die Aufmerksamkeit auf die Juden, ihr Wesen, ihre Gegenwart und Vergangenheit gelenkt und sie in die Öffentlichkeit gezogen: der Versuch ihnen in England eine gesetzliche Stellung einzuräumen und Voltaire's Ausfälle gegen sie. In England, wo sie sich seit einem Jahrhundert, so zu sagen, eingeschlichen hatten, machten sie, besonders in der Hauptstadt, eine abgeschlossene Genossenschaft aus, ohne durch ein ausdrückliches Gesetz geduldet oder anerkannt zu sein. Sie galten lediglich als Fremde, als Spanier, Portugiesen, Holländer oder Deutsche und mußten auch eine Fremdensteuer (alien duty) leisten. Nur ausnahmsweise wurde Reichen und Angesehenen von der portugiesischen Gemeinde von dem König das Bürgerrecht erteilt. Die nicht Naturalisierten wurden hin und wieder geplagt, bald in Strafe genommen, weil sie nicht die Kirche besuchten, bald weil sie einen Paragraphen der Steuergesetze übertreten hätten. Am Schlimmsten waren die aus Deutschland und Polen Eingewanderten daran, welche selbst von den Portugiesen mit Verachtung angesehen wurden. Indessen nahmen die Behörden, namentlich die Richter, Rücksicht auf deren jüdisches Bekenntnis nnd luden z. B. jüdische Zeugen nicht am Sabbat vor. Nachdem die in amerikanischen Kolonien England's angesiedelten geringzähligen Juden naturalisiert worden waren, wurde dem Parlament von Kaufleuten und Fabrikanten, allerdings von Juden und ihren Freunden angeregt, das Gesuch eingereicht, sie auch in England als Eingeborne zu behandeln, ohne daß sie nach der gesetzlichen Bestimmung genötigt sein sollten, zur Erlangung des Bürgerrechtes das Abendmahl zu nehmen. Der Minister Pelham unterstützte das Gesuch und betonte den Vorteil, der dem Land durch die bedeutenden Kapitalien der portugiesischen Juden und durch ihre warme Anhänglichkeit an England erwachsen würde. Von den Gegnern wurden aber teils selbstsüchtige, teils religiöse Vorurteile dagegen geltend gemacht. Die Juden würden, mit den Bürgern gleichgestellt, den ganzen Reichtum des Landes an sich ziehen, sämtliche Ländereien erwerben und die Christen enterben, diese würden ihre Sklaven sein, und die Juden würden gar aus ihnen die Könige wählen. Die dumme Bibelgläubigkeit sagte: sie müßten nach dem Spruch der christlichen Prophezeiungen ohne Vaterland bleiben, bis sie in das Land ihrer Väter eingesammelt

werden würden. Überraſchend genug wurde die Bill doch vom Oberhauſe genehmigt, daß alle Juden, welche ununterbrochen drei Jahre in England oder Irland ihren Aufenthalt haben, naturaliſiert ſein ſollten; nur dürften ſie kein weltliches oder geiſtliches Amt bekleiden und nicht das Wahlrecht für das Parlament ausüben. Die Lords und Biſchöfe waren alſo nicht gegen die Juden eingenommen. Auch die Mehrheit des Unterhauſes ſtimmte der Bill zu, und der König Georg II. erhob ſie zum Geſetz (März 1753.) War der Beſchluß der drei Geſetzesfaktoren wirklich der Ausdruck der Volksmajorität? Das wurde ſofort zweifelhaft. Denn alsbald ertönte von den Kanzeln, aus den Zünften und Schankhäuſern Verwünſchung gegen das Miniſterium, welches die Einbürgerung der Juden durchgeſetzt hatte. Ein Geiſtlicher, der Dekan Turker, welcher das Naturaliſationsgeſetz verteidigt hatte, wurde von der Oppoſition im Parlamente, auch in Zeitungen und Flugſchriften geſchmäht und perſönlich mißhandelt, ſein Bild nebſt ſeiner Schutzſchrift zu Gunſten der Juden wurde in Briſtol verbrannt. Zum Verdruſſe der Beſſergeſinnten hatte das Miniſterium die Schwäche, dem aus Brotneid und fanatiſcher Unduldſamkeit entſprungenen Geſchrei nachzugeben und ſein eignes Werk aufzuheben (1754), „weil dadurch das Mißvergnügen erregt und die Gemüter vieler königlichen Unterthanen beunruhigt worden ſind“. Da ſelbſt die heftigſten Feinde des Geſetzes den Juden England's nichts Böſes nachſagen konnten, ſo hatte das Fehlſchlagen der Einbürgerung doch keine ungünſtige Wirkung für ſie.

Der zweite Vorgang, obwohl er nur von einer vereinzelten Perſönlichkeit angeregt war, machte faſt noch mehr von den Juden reden, als die Parlamentsverhandlungen in England. Arouet de Voltaire, im achtzehnten Jahrhundert der König im Reiche der Litteratur, der mit ſeinem dämoniſchen Lachen die noch immer hochragende Veſte des Mittelalters wie ein Kartenhaus umblies, in ſeinen Schriften ein Weiſer und in ſeinem Leben ein Thor, ein Sklave niedriger Leidenſchaften, hatte mit den Juden angebunden und ſie und ihre Vergangenheit dem Hohne preisgegeben. Seine feindliche Haltung gegen ſie entſprang einer perſönlichen Verſtimmung. Während ſeines Aufenthaltes in London will er bei dem Bankerott des jüdiſchen Kapitaliſten de Medina viel Geld verloren haben.

Aber er, ein schmutziger Harpagus, der am Gelde hing, haßte gerade wegen dieses, gleichviel, ob bedeutenden oder geringern Verlustes nicht bloß diesen Juden, sondern alle auf dem ganzen Erdrunde. Ein zweiter Vosall reizte ihn noch mehr gegen sie. Als Voltaire in Berlin und Potsdam Hofdichter, Korrektor und Kammerherr des Königs Friedrich II. war, hatte er einem jüdischen Juwelier Hirsch oder Hirschel (1750) einen schmutzigen Auftrag gegeben, den er später auf Anraten eines brotneidischen Geldmenschen, Ephraim Veitel, rückgängig machen wollte. Dadurch kam es zu Reibungen zwischen Voltaire und Hirsch. Voltaire beging eine Reihe der häßlichsten Schelmenstreiche gegen seinen jüdischen Unterhändler, betrog ihn um Diamanten, mißhandelte ihn, log, fälschte Schriftstücke und that dabei, als wäre er der Betrogene. Es kam daher zu einem verwickelten Prozeß. König Friedrich, welcher Einsicht von den Akten und einer Anklageschrift gegen Voltaire genommen hatte, war äußerst erzürnt über den dichterischen und philosophischen Schelm. Er schrieb gegen ihn ein Lustspiel in französischen Versen: „Tantalus im Prozeß“. Voltaire's Händel mit einem preußischen Juden machten Aufsehen und boten der Schadenfreude seiner Gegner reichen Stoff. Dafür sollte die ganze jüdische Nation seinen Haß empfinden. So oft er Gelegenheit hatte, von Judentum oder Juden zu sprechen, begeiferte er mit seiner unflätigen Satyre gleichzeitig das jüdische Altertum und die Juden der Gegenwart. Es paßte auch zu seiner Kampfesart. Das Christentum konnte er nicht gar zu offen angreifen, ohne sich schwerer Strafe auszusetzen. So diente ihm das Judentum, der Erzeuger des Christentums, zur Zielscheibe, gegen das er seine beschwingten, zierlichen, aber um so giftiger wirkenden Pfeile schleuderte. In einem Artikel in der „Encyklopädie“ hatte er besonders seine Galle über Juden und Judentum ausgegossen.

Dieses Stabbrechen über ein ganzes Volk und seine tausendjährige Vergangenheit empörte viele wahrheitsliebende Männer; aber niemand wagte es, mit einem so gefürchteten Gegner wie Voltaire anzubinden. Es gehörte ein Art Wagnis dazu, und diesem unterzog sich ein gebildeter Jude Isaak Pinto, (geb. in Bordeaux 1715, gest. in Amsterdam 1787) von portugiesisch-marranischem Geschlecht, reich, edel und uneigennützig in seinen eigenen Verhältnissen, der aber an einem verzeihlichen Genossen-

ſchafts-Egoismus litt. Er war von Bordeaux nach Amſterdam übergeſiedelt, hatte der portugieſiſchen Gemeinde weſentliche Dienſte geleiſtet und auch dem holländiſchen Staate bedeutende Summen vorgeſchoſſen; daher nahm er eine ehrenvolle Stellung ein. Sein Herz ſchlug aber nur warm für die portugieſiſchen Juden, ſeine Stamm- und Sprachgenoſſen, war dagegen gleichgültig und kalt gegen die Juden deutſcher und polniſcher Zunge; er ſah auf ſie mit jenem verächtlichen Stolz herab, wie vornehme Chriſten auf niedrige Juden. Bei unangenehmen Händeln, in welche ſich die portugieſiſche Gemeinde von Bordeaux verwickelt hatte, zeigte er zugleich warmen Eifer nach der einen und Gemütshärte nach der andern Seite. Die meiſten der aus Neuchriſten erwachſenen Gemeindemitglieder von Bordeaux unterhielten bedeutende Bankhäuſer oder betrieben Waffenfabriken, rüſteten Schiffe aus und unternahmen überſeeiſche Geſchäfte in franzöſiſchen Kolonien. Das Haus Gradis hatte einen weitklingenden Namen für Schifffahrt und Großhandel. Mit dieſer Bedeutung als Kauf- und Schiffsherren verbanden die Portugieſen von Bordeaux eine gediegene Ehrenhaftigkeit, tadelloſe Redlichkeit in Geſchäften, Freigebigkeit gegen Juden und Nichtjuden und eine edelmänniſche Haltung, die ſie aus der pyrenäiſchen Halbinſel, ihrem Rabenmutterland, mitgebracht hatten. Dadurch erlangten ſie Achtung und Auszeichnung unter den chriſtlichen Bewohnern. Die bedeutende Handelsſtadt zog auch deutſche Juden aus dem Frankreich zugefallenen Elſaß und franzöſiſche Juden aus dem unter päpſtlicher Herrſchaft ſtehenden Gebiete Avignon an, welche ſich durch Geldopfer das Aufenthaltsrecht verſchafften. Darauf waren die portugieſiſchen Juden eiferſüchtig; ſie fürchteten mit dieſen, wenig gebildeten, dem Kleinhandel oder Geldgeſchäften ergebenen Religionsgenoſſen auf eine Linie geſtellt zu werden. Von dieſem ſelbſtſüchtigen Trieb geleitet, gaben ſie ſich Mühe, die zugewanderten deutſchen und avignoneſiſchen Juden aus der Stadt weiſen zu laſſen, mit Berufung auf das alte Edikt, daß Juden in Frankreich nicht wohnen durften. Aber die Ausgewieſenen wußten ſich den Schutz einflußreicher Hofperſonen zu verſchaffen und ihren Aufenthalt durchzuſetzen. Das war den Portugieſen widerwärtig. Um dem Zuzug Fremder entgegenzuwirken, vereinbarten ſie (1760) ein Gemeindeſtatut von der engherzigſten Art gegen ihre anderweitigen Glaubensgenoſſen. Sie brandmarkten von vornherein alle Juden

nicht-portugiesischen Ursprungs als Landstreicher und Bettler. Sie verläumdeten dieselben, daß sie durchweg ein ehrloses, betrügerisches Gewerbe betrieben, und nahmen solchergestalt die Bürgerschaft und die Behörden gegen sie ein. Laut ihres Statuts sollte es den portugiesischen Juden oder ihrem Vorstand anheimgestellt bleiben, solche fremde Juden oder „Landstreicher" innerhalb dreier Tage aus der Stadt bringen zu lassen. Dieses herzlose Statut sollte vom König Ludwig XV. bestätigt werden. Es war nicht allzuschwer bei diesem von Weibern und Höflingen beherrschten König auch das Unmenschlichste durchzusetzen. Ein Freund und Stammgenosse Isaak Pinto's übernahm die Sorge, dieses Statut vom Hofe genehmigen zu lassen.

Rodrigues (Jakob) Pereira (geb. in Spanien 1715, gest. in Paris 1780) war ein Künstler eigener Art und hatte einen bedeutenden Namen erlangt. Er war darauf gekommen, eine Zeichensprache für Taubstumme zu erfinden und diesen Unglücklichen ein Mittel für ihre Gedankenäußerungen zu lehren. Die Pein, welche seine Mutter in Spanien, als jüdische Ketzerin angeklagt, ein ganzes Jahr hindurch an einer Kirchenthür hatte erdulden müssen, hatte sie bewogen, mit ihrer Familie das Land der Inquisition zu verlassen und nach Bordeaux auszuwandern. Hier hatte Pereira noch vor dem Abt de l'Epée, die Theorie des Unterrichtes für Taubgeborene in einer eigens dazu angelegten Schule so sehr bewährt, daß der König ihm eine Belohnung zukommen ließ, und die ersten Männer der Wissenschaft ihm Lobeserhebungen spendeten. Pereira wurde später königlicher Dolmetscher und Mitglied der königlichen Gesellschaft für Wissenschaften in London. Die portugiesische Gemeinde von Bordeaux hatte ihn zu ihrem Sachwalter in Paris ernannt, um durch ihn ihre Beschwerden erledigen zu lassen und ihre Wünsche durchzusetzen. Dieser von Mitleid für Unglückliche bewegte Mann gab sich ebenfalls aus Genossenschafts-Egoismus dazu her, seine deutschen und avignonesischen Religionsgenossen unglücklich zu machen. Er erlangte vom König die Bestätigung des herben Statuts. Aber in der zerfahrenen Regierungsweise des Hofes lag zwischen Befehl und Handhabung von Gesetzen eine weite Kluft. Schließlich lag die Ausweisung der Juden deutscher und avignonesischer Abstammung in Bordeaux in den Händen der Gouverneurs, Herzogs von Richelieu. Diesen wußte

Isaak Pinto zu gewinnen, mit dem er befreundet war. Richelieu erließ einen dringlichen Befehl (November 1761), daß sämtliche fremde Juden innerhalb vierzehn Tagen Bordeaux verlassen sollten. Sie wurden in's Elend gestoßen, das ihrer um so gewisser wartete, als es den Juden verboten war, sich irgendwo in Frankreich niederzulassen, und anderweitige Landstriche und Städte, wo solche wohnten, keine neuen Zuzügler aufnahmen.

Das harte Verfahren der portugiesischen Juden gegen ihre Brüder in Bordeaux machte großes Aufsehen. Wenn Juden nicht in Frankreich weilen durften, warum werden denn die portogiesisch Redenden geduldet? Die Letzteren sahen sich daher genötigt, sich in ein günstigeres Licht zu stellen, und forderten Isaak Pinto, der litterarische Bildung besaß, auf, in einer Art Verteidigungsschrift auf den weiten Abstand zwischen den jüdischen Bekennern portugiesischer Zunge und denen aus anderen Gegenden aufmerksam zu machen. Pinto knüpfte zu diesem Zwecke an Voltaire's Verunglimpfung des Judentums und der Juden Betrachtungen an (1762). Er sagte diesem gesinnungslosen Ehrenräuber, daß das Laster, Einzelne zu verläumden, gesteigert erscheint, wenn die Verläumdung eine ganze Nation trifft, und den höchsten Grad erreicht, sobald sie sich gegen die ohnehin von allen Geschmähten richtet, sie sämtlich für das Vergehen Einzelner verantwortlich machen zu wollen. Ein Jude von Bordeaux und einer von Metz scheinen zwei ganz verschiedene Wesen zu sein. Nichtsdestoweniger habe sie Voltaire in Bausch und Bogen verdammt und eine ebenso abscheuliche, wie unwahre Schilderung von ihnen entworfen. Er, der sich berufen fühle, die Vorurteile auszurotten, habe gerade seine Feder dem blindesten Vorurteile geliehen. „Die Juden sind nicht mehr unwissend, nicht barbarischer, nicht abergläubiger als die übrigen Nationen". Pinto war es lediglich darum zu thun, seine engern Stammgenossen, die portugiesischen oder sephardischen Juden in ein günstigeres Licht zu stellen. Zu diesem Zwecke höhlte er eine förmliche Kluft zwischen ihnen und den anderssprachlichen, namentlich deutschen und polnischen Juden, aus. Die portugiesischen Juden wären Nachkommen der edelsten Familien des Stammes Juda, und diese Abstammung sei für sie von jeher in Spanien und Portugal ein Antrieb zu großen Tugenden und ein Schutz vor Laster und Niedrigkeit gewesen. Die deutschen und polnischen Juden da-

gegen gab Pinto so ziemlich preis. Er entschuldigte allerdings ihr nicht sehr ehrenhaftes Gewerbe und ihr verächtliches Auftreten mit den gehäuften Leiden, der Knechtung und Demütigung, die sie erduldet haben und noch erduldeten. Er erlangte übrigens, was er gewünscht hatte. Voltaire machte in einem Anwortschreiben ihm und den portugiesischen Juden Komplimente, gestand ein, daß er Unrecht gethan habe, auch über diese den Stab zu brechen, fuhr aber nichtsdestoweniger fort, das ganze jüdische Altertum zu begeifern.

Pinto's Schutzschrift machte Aufsehen. Die öffentlichen Blätter, französische und englische, beurteilten sie günstig und nahmen sich der Juden gegen Voltaire's Verdammungsurteil an. Manche tadelten aber Pinto's Verfahren, daß er zu parteiisch für die portugiesischen und gegen die deutschen und polnischen Juden aufgetreten war und sie wegen des Benehmens Einzelner in Bausch und Bogen, fast wie Voltaire, verurteilt hatte. Es erschienen „jüdische Briefe" angeblich von portugiesischen und deutschen Juden an Voltaire, die gut gemeint, aber schlecht gehalten sind. Sie wurden vielfach gelesen und trugen dazu bei, für die Juden und ihre Sache die öffentliche Meinung gegen Voltaire's Gehässigkeiten zu gewinnen.

Das Großthun der portugiesischen Juden rief aber auch eine gewisse Feindseligkeit gegen sie hervor. Es erschien (1767) in Frankreich eine aufreizende Schrift: „Gesuch der Kaufmannszünfte gegen die Zulassung der Juden und deren Gerechtsame", welche besonders gegen die Portugiesen von Bordeaux gerichtet war. Es wurde ihnen vorgeworfen, daß sie ihre alten Privilegien gewissermaßen gefälscht hätten. Denn die sie begünstigende Urkunde von Heinrich II. und den folgenden französischen Königen hätte nicht ihnen, sondern lediglich Neuchristen gegolten. Sie aber wären Juden, und als solche dürften sie in Frankreich, das sie seit mehreren Jahrhunderten ausgewiesen hat, gar nicht geduldet werden. So wurden die portugiesischen Juden gemahnt, daß sie zu voreilig sich von den übrigen Juden losgesagt und sich eine unnahbare Ausnahmestellung beigelegt haben. Der Geist der Unduldsamkeit, der lange noch nicht gebannt war, betrachtete sie doch noch immer als eins mit ihren anderweitigen Religionsgenossen. Da die Juden aber bereits Männer von Bildung in ihrer Mitte hatten, so konnten sie die gegen sie geschleuderte Gehässigkeit zurück-

weiſen. Rodrigues Pereira verfaßte eine Gegenſchrift (1767). Ein anderer Jude ſchrieb eine Apologie (1769) unter dem Titel: „Briefe eines Lords“, worin er ihre Verdienſte um die europäiſchen Staaten hervorhob. Holland's und England's Handel habe erſt mit der Anſiedelung der Juden in dieſen Staaten zu blühen begonnen. Frankreich habe dieſe rührige und verſtändige Menſchenklaſſe noch beſonders nötig, weil der Ehrgeiz ſeiner Bewohner, nur auf kriegeriſches Getöſe und Ämterjägerei gerichtet, für den Reichtum des Landes keinen Sinn habe.

Allein die auf die Juden gelenkte Aufmerkſamkeit der öffentlichen Meinung und ſelbſt die für ſie laut gewordenen wohlwollenden Stimmen hätten keinerlei Veränderung für die Judenheit im allgemeinen, weder eine äußerliche noch eine innerliche herbeigeführt, wenn nicht durch eine hochbegabte Perſönlichkeit, man kann faſt ſagen eine wunderbare, jedenfalls unerwartete Verjüngung derſelben angebahnt worden wäre.

Die Epoche der Wiedergeburt.

Erſtes Kapitel.

Mendelsſohn's Zeit.

(1760—1786)

Kann ein Volk in einem Tage geboren werden? Oder kann ein Volk wiedergeboren werden? Eine Genoſſenſchaft, zum Geſpötte nicht bloß für Boshafte und Gedankenloſe, ſondern faſt ebenſo für Wohlwollende und Denker, ja, die ſich in ihren eigenen Augen verächtlich vorkam, nur ehrwürdig durch häusliche Tugenden und alte Erinnerungen, aber die einen wie die anderen durch Nebendinge entſtellt, bis zur Unkenntlichkeit verunziert, und von welcher derjenige, der ihr volles Bewußtſein vertrat, ſagen konnte: „Meine Nation iſt in einer ſolchen Entfernung von Kultur gehalten, daß man an der Möglichkeit einer Verbeſſerung verzweifeln möchte", dieſe Genoſſenſchaft erhob ſich doch! Sie erhob ſich mit ſo wunderbarer Schnelligkeit aus ihrer Niedrigkeit, als wenn der Zuruf des Propheten ihr gegolten hätte: „Auf, auf, ſchüttele ab den Staub, löſe die Knoten deiner Feſſeln, gefangene Tochter Zions!" Und von wem ging dieſe Erhebung aus? Von einem Manne, der gewiſſermaßen das Bild dieſes Volksſtammes dargeſtellt hat, von Moſes Mendelsſohn, von verwachſener Geſtalt, linkiſch, blöde, unſchön in ſeiner Äußerlichkeit. Aber in dieſer Volks-Mißgeſtalt webte ein denkender Geiſt, der nur, irre geleitet, Hirngeſpinſte verfolgte, und geächtet, ſich ſelbſt nicht achtete. Sobald dieſem Volksſtamme die Wahrheit in ihrem Glanze gezeigt wurde, und daß ſie ſeine Wahrheit iſt, ſo ließ er alsbald ſein Wahngebilde fahren und wandte ſich dem Lichte zu, und ſein Geiſt begann alsbald ſeinen Leib zu verklären, ſeine gebeugte Geſtalt zu heben, die häßlichen Züge verloren ſich, und es fehlt nicht viel, um den Schimpfnamen „Jude" in einen Ehrennamen verwandelt zu ſehen.

Dieſe Verjüngung oder Wiedergeburt des jüdiſchen Stammes, die man mit Fug und Recht, als von Mendelsſohn ausgegangen, anſehen kann, hat das Charakteriſtiſche, daß der Urheber dieſes großen Werkes es nicht beabſichtigt hat, kaum eine Ahnung davon hatte, ja, wie geſagt, an der Verjüngungsfähigkeit ſeiner Stammgenoſſen faſt verzweifelte. Er hat die ganz unbeabſichtigte Veredlung auch nicht vermöge ſeines Berufes oder Amtes bewirkt. Er war nicht ein Prediger in der Wüſte, er hielt ſich vielmehr ſein Lebelang ſcheu vor jeder gefliſſentlichen Einwirkung zurück. Selbſt wenn aufgeſucht, wich er jeder Führerſchaft aus. Er weckte unwillkürlich die ſchlummernde Begabung des jüdiſchen Stammes, die nur eines Anſtoßes bedurfte, um aus dem gebundenen Zuſtande herauszutreten und ſich zu entfalten. Moſes Mendelsſohn (geb. Deſſau 17. Auguſt 1728, geſt. 4. Januar 1786) war ebenſo unſcheinbar und elend, wie faſt alle ärmlichen jüdiſchen Kinder. Die Knechtsgeſtalt trugen damals meiſtens ſchon die jüdiſchen Neugebornen in der Wiege. Für geweckte Knaben gab es keine Jugend; denn ſie wurden früh genug von dem eiſigen Hauch des rauhen Lebens durchfröſtelt und geſchüttelt, aber eben dadurch wurden ſie zeitlich zum Denken geweckt und zum Kampfe mit der liebloſen Wirklichkeit geſtählt. Eines Tages klopfte der kaum vierzehnjährige ſchwächliche, verwachſene Mendelsſohn an dem Eingangspförtchen eines der Thore Berlins. Ein jüdiſcher Aufpaſſer, der Schrecken zugewanderter Juden, angewieſen, jüdiſche Zuwanderer ohne Subſiſtenzmittel abzuweiſen, fuhr den kränklichen Knaben, der Einlaß begehrte, barſch an. Zum Glücke konnte er ſchüchtern die Worte herausſtottern, daß er ſich unter dem neugewählten Rabbiner Berlin's zum Talmudjünger ausbilden wolle. Das war eine Art Empfehlung und machte den gefüllten Beutel ſo ziemlich entbehrlich. Mendelsſohn wurde eingelaſſen und richtete ſeine Schritte zum Hauſe des Rabbinen, der ſein Landsmann und Lehrer war. David Fränkel, welcher kurz vorher von Deſſau nach Berlin berufen worden war, nahm ſich des ſchüchternen Jünglings an. Er ließ ihn zu ſeinen rabbiniſchen Vorleſungen zu, verſorgte ihn leiblich ſo weit, um ihn nicht verhungern zu laſſen und beſchäftigte ihn mit Abſchreiben ſeiner Kommentarien zu dem Jeruſalemiſchen Talmud.

Wie die meiſten Talmudjünger (Bachurim) führte Mendelsſohn das dürftige Leben, welches der Talmud gewiſſermaßen als

Bedingung für diesen Kreis aufgestellt hat. „Iß Brod mit Salz, trinke zugemessenes Wasser, schlafe auf harter Erde, führe ein Leben voller Entbehrung und beschäftige dich mit der Lehre.“ Sein Ideal reichte damals nicht weiter, als sich im Talmudstudium zu vervollkommnen War es der Zufall, der diesen reichhaltigen Keim gerade in den Berliner Boden eingrub? Aus der preußischen Hauptstadt wehte Mendelssohn eine frische Luft bis in das enge Gehäuse seiner rabbinischen Studien an. Mit der Thronbesteigung des großen Friedrich, welcher neben dem Kriege auch den Musen opferte, begannen litterarische Liebhaberei, französisches Wesen und auch Religionsspötterei die Berliner Juden anzustreifen. So beschränkt auch ihre Stellung unter Friedrich war, so ging, weil Mehrere unter ihnen Wohlhabenheit erlangten, der neue Geist, wie einseitig und oberflächlich auch immer, nicht spurlos an ihnen vorüber. Ein Drang nach Bildung, Neuerung und Nachahmung des christlichen Wesens begann sich unter ihnen bemerkbar zu machen. Ein Talmudist Israel Levi Zamosc machte Mendelssohn mit Maimuni's philosophischem Werke bekannt, das an ihm und durch ihn wahrhaft zum „Führer der Verirrten wurde“. Zumeist war er sein eigener Lehrer und auch sein eigener Erzieher. Er stählte sich zu einem festen Charakter, zähmte seine Leidenschaften, daß sie willig der Vernunft gehorchten, und gewöhnte sich, ehe er noch wußte, was Weisheit ist, unverrückbar nach ihren Regeln zu leben. Auch nach dieser Seite hin war Maimuni sein Wegweiser.

Die Leidensschule, die er mehrere Jahre durchgemacht hat, hat statt ihn niederzudrücken, seinen Geist geweckt, gehoben und veredelt. Die Dürftigkeit hörte für seine Genügsamkeit mit der nicht sehr glänzenden Stellung als Erzieher auf, die er in einem vermögenden Hause (Isaak Bernard) antrat. Aber seine Lehrjahre waren noch nicht abgeschlossen. Noch wogte das Alte und Neue, das Überkommene und Ursprüngliche in seinem Geiste durcheinander. Klarheit und Bewußtsein sollten ihm erst von einer andern Seite zugeführt werden. Zu den großen Geistern, welche Deutschland im achtzehnten Jahrhundert erzeugte, gehörte Gotthold Ephraim Lessing Er war der erste freie Mann in Deutschland, vielleicht freier als der königliche Held Friedrich. Mit seiner Riesengröße stieß Lessing späterhin alle Schranken und Regeln um, welche verdorbener Geschmack, dickbestäubte Gelehrsamkeit, hochmütige Recht-

gläubigkeit und das Zopftum jeder Art aufgeführt, gehalten und verewigt wissen wollten. Die Befreiung, welche Lessing den Deutschen brachte, war viel tiefer und nachhaltiger als die, welche Voltaire mit seiner beißenden Lauge in der verdorbenen französischen Gesellschaft anzeregt hatte.

Es war ein sehr wichtiger Augenblick für die Geschichte der Juden, in dem die beiden jungen Männer, Mendelssohn und Lessing, Bekanntschaft mit einander machten. Man sagt, daß ein leidenschaftlicher Schachspieler (Isaak Heß) sie beim Schachbrett zusammengeführt habe (1754). Das Königsspiel hat gewissermaßen zwei Könige im Reiche der Gedanken zu einem Bündnis vereinigt. Lessing, der Sohn eines Pastors, war eine demokratische Natur; er suchte gerade die Verstoßenen und von der öffentlichen Meinung Geächteten auf; er scheute sich nicht, in Berlin mit geächteten Juden zu verkehren. Hatte er doch die Erstlinge der Kunst, die ihm als die höchste erschien, dem Paria-Volk gewidmet. Mit dem Drama „Die Juden" wollte er den Beweis führen, daß ein Jude uneigennützig und edel sein könne, und erregte dadurch das Mißfallen der gebildeten christlichen Kreise.

Sobald Lessing und Mendelssohn Bekanntschaft mit einander gemacht hatten, lernten sie einander verehren und lieben. Der Letztere bewunderte in seinem christlichen Freunde die Gewandtheit und Zwanglosigkeit, den Mut und die abgerundete Bildung, den sprudelnden Geist und die Kraft, mit welcher dieser eine neue Welt auf seinen Riesenschultern trug, und Lessing bewunderte an Mendelssohn wieder die Gedankenhoheit, den Wahrheitsdrang und die auf sittlichem Grunde ruhende Charakterfestigkeit. Er ahnte in seinem jüdischen Freunde einen zweiten „Spinoza", der seiner Nation Ehre machen würde. Lessing, der damals nur „Schöngeist" war (wie man es nannte), brachte Mendelssohn den Sinn für edle Formen, für Poesie und Kunst bei, und dieser gab jenem wiederum philosophische Gedankenanregung. So gaben und empfingen sie wechselseitig, das rechte Verhältnis gediegener Freundschaft. Durch ihn kam Mendelssohn in dessen Freundeskreise, lernte Umgangsformen und streifte das Ungelenke von sich ab, das ihm vom Ghetto her anhaftete. Er verlegte sich zunächst mit allem Eifer auf die Aneignung eines anziehenden deutschen Styles, eine für ihn um so schwierigere Aufgabe, als ihm die deutsche

Sprache fremd und der unter den Juden übliche deutsche Wortschatz veraltet und irreführend war. Er hatte auch kein Muster vor Augen; denn ehe Lessing mit seinem Geist den deutschen Styl befruchtete, war dieser schwerfällig, holperig und unschön. Aber Mendelssohn überwand alle Schwierigkeiten.

Ehe ein Jahr seit seiner Vertrautheit mit Lessing abgelaufen war, konnte er schon „philosophische Gespräche“ in frischer Darstellung ausarbeiten (Anfang 1755), worin er, der Jude, die Deutschen tadelte, daß sie, den tiefen Gehalt ihres Geistes verkennend, sich unter das Joch des französischen Geschmackes beugen. Der Jude war deutschgesinnter oder deutschtümelnder als die meisten Deutschen seiner Zeit und als der philosophische König. Die „philosophischen Gespräche“ übergab Mendelssohn seinem Freunde mit der scherzenden Bemerkung, daß er ebenfalls so etwas wie der Engländer Shaftsbury zustande bringen könne. Hinter seinem Rücken übergab sie Lessing dem Drucke; er flocht damit das erste Blatt zu dessen Ruhmeskranze. Durch Lessing's Eifer, ihn nach jeder Seite hin zu fördern, wurde Mendelssohn im Berliner Gelehrten-Kreise bekannt. Als sich in der bis dahin litterarisch ziemlich öden preußischen Hauptstadt ein „gelehrtes Kaffeehaus“ bildete, luden ihn die Gründer zur Mitgliedschaft ein. Je ein Mitglied pflegte alle vier Wochen ein wissenschaftlich ausgearbeitetes Thema vorzutragen. Mendelssohn aber, den Schüchternheit und das mangelhafte Organ verhinderten, selbst vorzulesen, lieferte seinen Beitrag schriftlich: „Betrachtung über die Wahrscheinlichkeit“, welche in der beschränkten Erkenntnissphäre der Menschen die Gewißheit ersetzen muß. Noch während der Vorlesung wurde er als Verfasser erkannt und erntete den Beifall der urteilsfähigen Gesellschaft. So war Mendelssohn in der Republik der Litteratur eingebürgert, nahm thätigen Anteil an allen litterarischen Erscheinungen der Zeit und lieferte Beiträge zur „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, die sein Freund Nikolai ins Leben gerufen hatte. Mit jedem Tage mehr läuterte sich sein Geschmack, veredelte sich sein Styl, klärten sich seine Gedanken. Seine Darstellungsweise war um so anziehender, als er sie durch seinen Witz zu würzen verstand.

Gerade Dasjenige, was die Judenheit durch die Erniedrigung tausendjähriger Knechtschaft eingebüßt hatte, erwarb Mendelssohn

für ſie in der allerkürzeſten Zeit. Sie hatte im Allgemeinen — bis auf den Bruchteil der portugieſiſchen und italieniſchen Juden — die reine Sprache, das erſte Mittel des geiſtigen Verkehrs, verloren und dafür ein lallendes Kauderwelſch angenommen. Mendelsſohn empfand ein wahres Entſetzen vor der Verwahrloſung der Sprache. Er wußte es, daß das jüdiſche Sprachgemiſch nicht wenig „zur Unſittlichkeit des gemeinen Mannes“ beigetragen hatte, und verſprach ſich eine günſtige Wirkung von der beginnenden Sorgfalt auf eine reine Sprache. Es war nur eine andere Seite der Sprachverderbnis, daß die deutſchen und polniſchen Juden mit wenigen Ausnahmen alle auf dem ganzen Erdrund den Formenſinn, Geſchmack an künſtleriſcher Schönheit und äſthetiſches Gemeingefühl eingebüßt hatten. Der Druck von außen und die Belaſtung von innen, welche ſie zu einer wahren Knechtsgeſtalt herunterbrachten, hatten dieſen Adel, wie ſo manchen anderen, aus ihrer Mitte verbannt. Auch dieſes geiſtige Gut erwarb Mendelsſohn für ſie. Er eignete ſich einen ſo bewunderungswürdig zarten Sinn für Formenſchönheit an, daß er ſpäter als Richter in Geſchmacksfragen anerkannt wurde. Der verkehrte Studiengang der Juden ſeit dem dreizehnten Jahrhundert hatte auch ihren Sinn für das Einfache abgeſtumpft. Sie hatten ſich ſo ſehr an Gekünſteltes, Geſchraubtes, Verſchnörkeltes und an Witzeleien gewöhnt, daß die einfache, ſchmuckloſe Wahrheit in ihren Augen kindiſch und lächerlich erſchien. Derjenige, welcher ihnen die Verjüngung wiederbringen ſollte, hatte ſich ſelbſt in der kürzeſten Zeit ſo unnachſichtlich erzogen und geſchult, daß ihm geſchraubtes Weſen und geſchraubte Gedanken widerwärtig waren. Mit dem feinen Sinne für das Einfache, Schöne und Wahre, öffnete ſich ihm das tiefe Verſtändnis für das bibliſche Schrifttum, deſſen Grundweſen eben Einfachheit und Wahrheit iſt. Durch die dichten Schichten von Schutt und Schimmel, welche Kommentarien und Superkommentarien darauf abgelagert hatten, drang er in den tiefen Kern und war imſtande, die ſchönen Gebilde von Staub zu reinigen, das Uralte als eine neue Offenbarung zu verſtehen und verſtändlich zu machen. Er vereinigte ſolchergeſtalt in ſeinem Weſen ſo viele angeborene und ſchwer erworbene Eigenſchaften, um einen wohlthuenden Gegenſatz zu dem Zerrbilde abzugeben, welches die deutſchen wie die polniſchen Juden damals darſtellten. Ein einziger Sinn ging jedoch Mendelsſohn ab — und dieſer Mangel war für die nächſte Zukunft des

Judentums von großem Nachteil. Es fehlte ihm jedes Verständnis für die Geschichte, für den in der Nähe kleinlichen und in der Fernsicht großartigen, zugleich komischen und tragischen Gang des Menschengeschlechtes im Laufe der Zeiten.

Wenn nicht alle, so doch viele seiner glänzenden Eigenschaften leuchteten aus Mendelssohn's Augen und Gesichtszügen heraus und gewannen ihm um so mehr die Herzen, je weniger er auf Eroberungen ausging. Man fing an, selbst am Hofe Friedrichs des Großen auf „diesen Juden" neugierig zu werden. Der unerschrockene Lessing flößte auch ihm so viel Beherztheit ein, daß er es wagte, die poetischen Erzeugnisse des preußischen Königs in einer Zeitschrift zu beurteilen und einen Tadel einfließen zu lassen (1760). Mendelssohn, der Jude, fühlte sich von dem Deutschenhaß des Königs eben so verletzt wie von dessen Flitterweisheit. Da man aber den Königen nicht die Wahrheit sagen darf, so wußte er sehr geschickt aus der Posaune des Lobes einen leisen Ton des Tadels nachhallen zu lassen.

Ein boshafter Höfling (Prediger Justi) entdeckte den Tadel, denunzierte ihn, daß er „als Jude die Ehrfurcht gegen des Königs allerhöchste geheiligte Person im frechen Urteil über dessen Poesie aus den Augen gesetzt hat". Mendelssohn kam plötzlich der barsche Befehl zu, sich an einem Sonnabend in Sanssouci zu stellen. Das war der Rohheit jener Zeit angemessen. Angsterfüllt begab sich Mendelssohn nach Potsdam in das königliche Schloß, wurde in's Verhör genommen und befragt, ob er der Verfasser jener unehrerbietigen Beurteilung sei. Er gestand seine Unthat ein und entschuldigte sich mit der feinen Bemerkung: „Wer Verse macht, schiebt Kegel, und wer Kegel schiebt, sei er König oder Bauer, muß sich gefallen lassen, daß der Kegeljunge sagt, wie er schiebt".

Das Glück war diesem Manne, der unbewußt der Träger der Zukunft war, außerordentlich günstig. Es hatte ihm innige Freunde zugeführt. Es verschaffte ihm eine zwar nicht glänzende, aber doch ziemlich unabhängige Stellung als Buchhalter in dem Hause, in dem er bis dahin die kümmerliche Stellung eines Hauslehrers inne hatte. Es führte ihm eine traute, zärtliche, wiewohl einfache Lebensgefährtin zu und verschaffte ihm noch dazu einen großen Triumph. Die Berliner Akademie hatte eine Preisaufgabe

ausgeschrieben: „Ob die philosophischen (metaphysischen) Wahrheiten derselben Deutlichkeit fähig sind, wie die Lehrsätze der Mathematik“. Schüchtern machte sich Mendelssohn an die Lösung dieser Frage. Er gehörte nicht zur gelehrten Zunft, hatte erst im vorgerücktem Alter deutsch buchstabieren gelernt. Er hatte gefährliche Mitarbeiter, und doch errang er (Juni 1763) den Sieg auch über Kant, den Schöpfer einer neuen fruchtbaren Philosophie, welcher nur ehrenvoll genannt wurde. Mendelssohn erhielt den ausgesetzten Preis von 50 Dukaten und die Auszeichnung. Seine Arbeit hatte den Vorzug der Klarheit und Faßlichkeit. Er hatte von den Rosen der Philosophie die Dornen weggebrochen. Seine Arbeit, zugleich mit Kant's auf Kosten der Akademie ins Französische und Lateinische übersetzt, verschaffte ihm in der gelehrten Welt einen sicheren Ruhm. In demselben Jahre (Oktober 1763) erhielt er vom König Friedrich eine Auszeichnung, welche die niedrige Stellung der Juden in Preußen charakterisiert: das Privilegium eines Schutzjuden, d. h. die Zusicherung, nicht eines schönen Tages aus Berlin ausgewiesen zu werden. Bis dahin wurde er nur als ein Anhängsel zum Hause seines Brotherrn geduldet.

Viel mehr Glück machte der philosophische Schutzjude von Berlin mit einer Schrift, für welche seine Zeitgenossen aus allen Klassen der Gesellschaft in eine fast verzückte Bewunderung gerieten. Fast sechszehn Jahrhunderte hatte das Christentum die europäischen Völker erzogen, gehofmeistert und mit dem Glauben an überirdische Dinge fast überfüttert. Es hatte dazu alle Mittel der Überredung angewendet, und am Ende, als sich die aus dem Schlummer der Wiegenlieder erwachten Denker fragten, welche Gewißheit bietet diese so viel verheißende Heilsverkündigung für die jenseitige Existenz, so sagten sich die Ernsten mit Schmerz — und die Spötter grinsten es mit Schadenfreude, — daß sie Phantasiegebilde für Wahrheit feil biete.

Ernst oder satyrisch hatten die französischen Denker des achtzehnten Jahrhunderts die Welt entgöttert, den Himmel in Dunst umwandelt; Alles was bis dahin unverrückbar fest schien, war in einen Wirbel geraten. Die Jesuslehre hatte ihre Anziehungskraft verloren und war in den Augen der Denkenden zum Kindermärchen herabgesunken. Mit Jesu's Entgötterung schien die Entthronung

Gottes Hand in Hand zu gehen, und damit war die Unſterblichkeit der Seele dem nagenden Zweifel verfallen. Davon hing damals nicht blos die Ruhe der Menſchen über ihr künftiges Sein, ſondern auch die politiſche Moral ab. Der ziviliſierte Teil der Menſchheit war nach dem langen Traum ſo vieler Jahrhunderte wieder in die Trübſeligkeit der römiſchen Geſellſchaft zur Kaiſerzeit zurückgefallen; er war ohne Gott, ohne Halt, ohne Stachel für ein tugendhaftes Leben.

Mendelsſohn war ebenfalls in dem Gedanken befangen, daß die Würde des Menſchen mit der Unſterblichkeit der Seele ſteige und falle. Darum unternahm er es, das den Gebildeten abhanden gekommene Gut wieder zu gewinnen, die verlorene Wahrheit gewiſſermaßen wieder zu entdecken, ſie ſo ſicher zu ſtellen, und die Angriffe darauf ſo entſchieden zu entwaffnen, daß der Sterbende ruhig einer heiteren Zukunft und ſeiner jenſeitigen Glückſeligkeit entgegenſehen könnte. Er arbeitete einen Dialog: „Phädon oder die Unſterblichkeit der Seele“ aus. Es ſollte ein Volksbuch, eine neue Heilslehre für die ungläubige oder zweifelnde Welt ſein. Seinem Dialog gab er einen gemeinverſtändlichen, anziehenden Styl, nach dem Muſter des gleichnamigen platoniſchen Dialogs. Dieſe platoniſche Weisheit war veraltet, und Mendelsſohn konnte davon eben ſo wenig Gebrauch machen, wie von Plato's Phantaſieen von einer ſchöneren, blühenden Erde, wohin die Seelen nach ihrer Loslöſung vom Körper flögen.

Sein Ausgangspunkt zum Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele iſt das Daſein Gottes, das für ihn die allerbündigſte Gewißheit hatte. Die Seele ſei Gottes Werk, ebenſo wie der Leib; dieſer gehe doch wohl im eigentlichen Sinne nach der Auflöſung nicht unter, ſondern verwandele ſich in andere Elemente, und noch weniger könne die Seele, dieſes einfache Weſen, ſich auflöſen und dem Untergange verfallen. „Wäre unſere Seele ſterblich, ſo wäre Vernunft ein Traum, den uns Jupiter geſchickt hat, um uns Elende zu hintergehen, ſo wären wir wie das Vieh hingeſetzt worden, Futter zu ſuchen und zu ſterben“. Jeder Gedanke, welcher zur Beſeligung des Menſchen ihm eingeboren iſt, müſſe darum auch wahr und weſenhaft ſein.

Faſt mehr noch als Mendelsſohn mit dem „Phädon“ beabſichtigt und davon erwartet hatte, „die Überzeugung des Herzens,

die Wärme des Gefühles“ für die Unſterblichkeitslehre zu erregen, erreichte er. Der Phädon wurde das geleſenſte Buch ſeiner Zeit, und er wurde mit Herz und Seele geleſen. Es wurde bald in alle europäiſchen Sprachen — verſteht ſich auch in die hebräiſche — übertragen. Theologen, Philoſophen, Künſtler, Dichter (Herder, Gleim, der junge Goethe), Staatsmänner und Fürſten, Frauen wie Männer erbauten ſich daran, richteten ihren geſunkenen religiöſen Mut wieder auf und dankten mit einer Schwärmerei, die heutzutage lächerlich erſcheinen würde, dem jüdiſchen Weltweiſen, der ihnen wieder jenen Troſt gebracht hat, welchen das Chriſtentum ihnen nicht mehr gewähren konnte. Die Erlöſung durch den Juden Mendelsſohn wurde ebenſo freudig von der heidniſch gewordenen Welt begrüßt, wie ehemals die durch Jeſus von Nazareth und Paulus von Tarſus ausgegangene. Von allen Seiten kamen dem beſcheidenen Mann Huldigungsſchreiben zu. Der Herzog von Braunſchweig dachte ernſtlich daran, Mendelsſohn für ſeinen Staat zu gewinnen. Der Fürſt von Lippe-Schaumburg behandelte ihn wie einen Seelenfreund. Die Berliner Akademie der Wiſſenſchaften ſchlug ihn zur Aufnahme als Mitglied vor. Aber König Friedrich ſtrich den Namen Mendelsſohn's aus der Liſte. Zwei Benediktiner Mönche wendeten ſich mit ihren Zweifeln an den Juden Mendelsſohn, als an ihren Gewiſſensrat, um ſich von ihm Unterweiſung für ein ſittliches und philoſophiſches Leben zu erbitten.

Selbſt eine verdrießliche Geſchichte diente Mendelsſohn außerordentlich, ihn in den Augen ſeiner Zeitgenoſſen zu heben und ihm den Glanz eines Märtyrertums zu verleihen. Johann Kasper Lavater, ein evangeliſcher Prieſter aus Zürich, halb Schwärmer und halb ſcheinheiliger Ränkeſchmied, der ſpäter mit den Jeſuiten in ein Bündnis trat, hatte in Mendelsſohns geiſtvollem Kopfe die ſprechende Beſtätigung ſeiner trügeriſchen Kunſt zu finden geglaubt, aus den Geſichtszügen auf den Charakter und die Seelenanlage der Menſchen zu ſchließen. Nachdem Mendelsſohn ſeinen Phädon ſo vollſtändig im griechiſchen Sinne hatte ſprechen laſſen, daß man den Verfaſſer nicht als Juden hätte erkennen können, kam Lavater auf den phantaſtiſchen Einfall: Mendelsſohn ſei ſeiner angeſtammten Religion ganz und gar entfremdet. Dazu kam noch, daß Mendelsſohn bei einer allerdings widerwilligen Unterredung mit Lavater beſonnen und ruhig von dem Stifter des Chriſtentums mit einer gewiſſen

Anerkennung gesprochen hatte, freilich mit der Einschränkung: „wenn Jesus von Nazareth nichts als ein tugendhafter Mensch hätte sein wollen“. Diese Äußerung schien Lavater der Beginn des Durchbruches zur Gnade und Gläubigkeit zu sein. Wenn diese verkörperte Weisheit, gleichgültig gegen das Judentum geworden, für das Christentum gewonnen werden könnte! Aus Naivetät oder Schlauheit warf Lavater ein Fangnetz gegen Mendelssohn aus. Ein Genfer Professor Kaspar Bonnet, hatte damals eine schwache Apologie für das Christentum „Untersuchung der Beweise für das Christentum gegen Ungläubige“ französisch geschrieben. Diese übersetzte Lavater ins Deutsche und schickte der Übersetzung eine plumpe Widmung an Mendelssohn voran, die wie eine Falle aussah (September 1769). Er beschwor ihn dabei feierlich, die Bonnet'schen Beweise für das Christentum ebenso öffentlich zu widerlegen, oder wofern er sie richtig fände, zu thun, „was Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit thun hießen, was ein Sokrates gethan haben würde, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte“.

Hinterher durfte Mendelssohn es Lavater Dank wissen, daß dieser ihn aus Unbesonnenheit oder frommer Schlauheit aus seiner Schüchternheit und Abgeschlossenheit herausgerissen hat. Er hätte sein Lebelang ohne äußeren Anstoß in der scheinbar dem Judentum abgewandten Haltung verharren können, wenn ihm nicht Lavater's plumpe Zudringlichkeit aus dieser falschen Stellung gerissen hätte. Er durfte bei dieser an ihn gerichteten Zumutung nicht schweigen, ohne selbst von seinen Freunden für feig gehalten zu werden. So ging er denn in den ihm aufgedrungenen Kampf, führte ihn mit vieler Gewandtheit durch und blieb am Ende Sieger. In der mildesten Form sagte er in einem öffentlichen Sendschreiben an Lavater (Ende 1769) diesem und der Christenheit einschneidende Wahrheiten, deren Stimme in früheren Zeiten unfehlbar in Blut oder Scheiterhaufenqualm erstickt worden wäre. Seine Religion habe er von Jugend auf untersucht und bewährt gefunden. Die Weltweisheit und die schönwissenschaftlichen Bestrebungen seien ihm nie Zweck, sondern nur Mittel gewesen, sich für die Prüfung des Judentums vorzubereiten. Wäre diese nicht zu dessen Vorteil ausgefallen, was hätte ihn denn an die so strenge, so allgemein verachtete Religion fesseln, was ihn abhalten können, sie zu verlassen? „Ich werde es nicht läugnen, daß ich bei meiner Religion menschliche

Zusätze und Mißbräuche wahrgenommen, die leider ihren Glanz verdunkeln — wie sie jede Religion im Laufe der Zeiten annimmt. — Allein von dem Wesentlichen meiner Religion bin ich so fest und unwiderleglich versichert, daß ich vor Gott bezeuge, daß ich bei meinem Grundsatze bleiben werde, so lange meine ganze Seele nicht eine andere Natur annimmt". Dem Christentum sei er nach wie vor abgeneigt. „Die verächtliche Meinung, die man von einem Juden hat, wünschte ich durch Tugend und nicht durch Streitschriften widerlegen zu können". An Deutlichkeit hatte er es nicht fehlen lassen, daß er, den man „den deutschen Sokrates und eine von den göttlichen Wahrheiten durchdrungene Seele" nannte, an der verachteten Religion der Juden festhalte, dagegen das Christentum als einen Irrtum betrachte, der nur nicht unmittelbar schade; er fände sich nur aus mancherlei Gründen nicht berufen, diesen Irrtum aufzudecken.

Das Mendelssohn'sche Sendschreiben an Lavater machte natürlich das größte Aufsehen. Gehörte er ohnehin seit dem Erscheinen des Phädon zu den auserwählten Schriftstellern, so kam noch der Umstand hinzu, daß die Streitsache eine anziehende Seite für die Gegenwart hatte. Der Erbprinz von Braunschweig, ohnehin von Mendelssohn eingenommen, bezeugte ihm (1770) seine Bewunderung darüber, daß er über diese kitzliche Frage „mit so viel Takt und einem hohen Grade von Menschenliebe" gesprochen habe. Bonnet selbst, eine um etwas sauberere Persönlichkeit als sein Lobhudler, räumte Mendelssohn volle Gerechtigkeit ein und klagte über Lavater's unklugen Eifer. Lavater selbst war genötigt, mit süßsaurer Miene in einem Sendschreiben Mendelssohn öffentlich um Verzeihung zu bitten, daß er ihn in der Form in eine schiefe Stellung gebracht hat.

Die günstige Gelegenheit wollte Mendelssohn nicht vorüber gehen lassen, ohne das so tief verachtete Judentum in Achtung zu bringen oder wenigstens den Denkern klar zu machen, daß es mit der Vernunft durchaus nicht im Widerspruche stehe. Dagegen wies er auf die Kluft hin, welche das Christentum zwischen sich und der Vernunft gehöhlt hat. Freimütig äußerte sich Mendelssohn auch dem Erbprinzen von Braunschweig gegenüber über die Unhaltbarkeit der christlichen Glaubenslehre und die Vernunftgemäßheit der jüdischen.

Alle Diejenigen, welche sich nicht der Vernunft entäußert hatten, gaben Mendelssohn und seiner Verteidigung Recht und sahen mit Verwunderung, daß das so sehr verachtete Judentum einen so bedeutenden Vorsprung vor dem gefeierten, orthodoxen Christentum habe. Der unglückliche Bekehrungseifer Lavater's und Mendelssohn's eben so feine, wie kühne Abfertigung bildeten eine Zeitlang den Gesprächsstoff der gebildeten Kreise Deutschlands und auch über dessen Grenzen hinaus. Anekdoten darüber flogen von Zürich nach Berlin hin und her. Man sprach von der Mendelssohn-Lavater'schen Fehde mehr als von Krieg nnd Frieden. Jede Messe brachte Flugschriften in deutscher und französischer Sprache, unbedeutende Erzeugnisse, die kein langes Leben verdienten. Bei dieser Gelegenheit begeiferte ein gallsüchtiger Mensch und elender Schriftsteller, Johann Balthasar Kölbele in Frankfurt a. M., ein Rechtsverdreher, ihn, die Rabbinen, die Juden und das Judentum mit so gemeinen Schmähungen, daß er eben dadurch die Wirkung seiner Angriffe selbst lähmte. Seine ganze Galle entleerte er aber in einem Sendschreiben an „Herrn Mendelssohn über die Lavater'schen und Kölbelischen Angelegenheiten" (März 1770). Mendelssohn's reiner, selbstloser Charakter war, man kann fast sagen, in den gebildeten und hohen Kreisen Europa's bekannt. Nichts desto weniger verdächtigte ihn Kölbele, daß er nur aus Eigennutz im Judentum verharre. Mit wenigen Worten fertigte ihn Mendelssohn in der Nachschrift zu einem Sendschreiben an Lavater ab Mendelssohn hatte von diesen Schmähungen den Vorteil, daß anständige Schriftsteller ihn in Ruhe ließen; sie scheuten Kölbele's Genossenschaft. Siegreich ging Mendelssohn hervor; er hatte in der öffentlichen Meinung an Achtung gewonnen, daß er so mannhaft für seine angestammte Religion aufgetreten war.

Er hatte aber deswegen von Seiten der jüdischen Frommen eine Anfechtung zu erdulden. In seiner Wahrheitsliebe hatte er öffentlich geschrieben, „daß er im Judentum menschliche Zusätze und Mißbräuche gefunden". Diese Äußerung verletzte alle Diejenigen, die in jeder noch so unjüdischen Gewohnheit, welche die Zeit und der Kodex geheiligt hatten, eine Offenbarung verehrten. Er wurde daher wegen dieser Äußerung wahrscheinlich von dem damaligen Rabbiner Hirschel Lewin zu Rede gestellt und um eine nähere Erklärung

befragt. Er gab ſie und konnte ſie geben. Sie befriedigte wahrſcheinlich den Rabbinen, der kein Eiferer war. Aber ſeine Rechtgläubigkeit wurde doch dadurch den Strengfrommen, die er „die Kölbele unſerer Glaubensgenoſſen“ nannte, verdächtig.

Bald gab er Gelegenheit, dieſen Argwohn zu erhöhen. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin hatte den Juden ſeines Landes in mild väterlicher Weiſe verboten (April 1772), die Leichen nach jüdiſchem Brauch ſo raſch zu beſtatten, daß der Tote vom Scheintoten nicht unterſchieden werden konnte. Die jüdiſche Pietät gegen Verſtorbene, ſie nicht oberhalb der Erde der Verweſung auszuſetzen, fühlte ſich durch dieſes Edikt verletzt, als wenn der Herzog zugemutet hätte, die Religion zu übertreten. Die Vertreter der Gemeinde von Schwerin wandten ſich daher flehend an Jakob Emden in Altona, den bereits greiſen Eiferer für die Rechtgläubigkeit, ihnen beizuſtehen und talmudiſch-rabbiniſch zu beweiſen, daß das längere Unbeſtattetlaſſen der Leichen gegen einen wichtigen Punkt des Judentums verſtoße. Emden wies die Schweriner an Mendelsſohn, deſſen Wort bei Fürſten großes Gewicht habe. Sie befolgten ſeinen Rat. Wie erſtaunt waren ſie, durch ein Schreiben von Mendelsſohn (Mai 1772) zu erfahren, daß er ganz entſchieden dem herzoglichen Erlaſſe beiſtimme, die Leichen vor dem dritten Tage nicht zu beſtatten, weil nach den Erfahrungen bewährter Ärzte Fälle von Scheintot vorgekommen ſeien. Zum Überfluß wies er nach, daß in den talmudiſchen Zeiten Vorkehrung zur Verhütung des grauſigen Scheintodes getroffen worden ſei. Sein Gutachten war rabbiniſch untadelhaft ausgearbeitet, bis auf einen Schnitzer, den er begangen hatte. Emden ſtempelte aber in ſeinem überfrommen Eifer dieſe ſtreitige Frage faſt zu einem Glaubensartikel. So entſtand eine kleine Spannung zwiſchen Mendelsſohn und den Stockorthodoxen, die ſich ſpäter ſteigerte.

Inzwiſchen hat ſein Freund Leſſing am Vorabend ſeines Todes unbeabſichtigt einen Sturm in Deutſchland erregt, der die Kathedrale erzittern machte und dabei in künſtleriſchem Drange Mendelsſohn und mit ihm die Juden durch eine vollendete poetiſche Schöpfung verklärt. Die erſte Veranlaſſung zu dieſem Sturm war Mendelsſohn's Streit mit Lavater. Leſſing war nämlich über dieſe Siegesgewißheit der Vertreter des kirchlichen Chriſtentums ſo tief empört, daß er ſeinen jüdiſchen Freund zu mannhaftem Kampfe gegen

dasselbe mit allem Nachdruck ermutigt hatte. „Sie allein dürfen und können in dieser Sache so schreiben und sprechen, und sind daher unendlich glücklicher, als alle anderen ehrlichen Leute, die den Umsturz des abscheulichen Gebäudes von Unsinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können". Bei seinem unstäten Leben, welches seinem unruhigen Geiste entsprach, war Lessing nach Hamburg gekommen und hatte mit der geachteten und denkfreien Familie Reimarus Bekanntschaft gemacht. Der tiefe Forscher Herrmann Samuel Reimarus, hatte im Unmut über das verknöcherte und doch so anmaßlich auftretende lutherische Christentum der Hamburger Pastoren eine „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" ausgearbeitet, welche der Vernunft ihr verkümmertes Recht verschaffen sollte und dabei den Stifter des Christentums herabsetzte. Reimarus hatte aber nicht den Mannesmut, die Schäden der herrschenden Religion nach seiner Überzeugung öffentlich bloßzulegen. Er hinterließ diese Schrift, welche in ihren Falten gefährlichen Zündstoff enthielt, seiner Familie und gewissermaßen einem geheimen Orden freidenkender Mitglieder als Vermächtnis. Elisa Reimarus, die edle, ihres Vaters würdige Tochter, übergab Bruchstücke dieser Brandschrift an Lessing, der sie mit Inbrunst las und zu veröffentlichen gedachte. Er hatte mit der Übernahme der Herzoglich-Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel die Freiheit erlangt, die handschriftlichen Schätze der reichen Sammlung zu veröffentlichen. Im Interesse der Wahrheit erlaubte er sich die Unwahrheit, als wenn er die „Bruchstücke eines Unbekannten" in dieser Bibliothek gefunden hätte, eines Verfassers, der sie ein Menschenalter vorher niedergeschrieben hätte. Unter dieser Mummerei begann er die Veröffentlichung (1770—1775), von Beiträgen „zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der Bibliothek zu Wolfenbüttel".

In einem Bruchstücke wurde die Unmöglichkeit der Wunder nachgewiesen, und ganz besonders die Glaubwürdigkeit von Jesu Auferstehung, der Hauptsäule des Christentums, womit es steht und fällt, eindringlich bezweifelt. In einem Kapitel „vom Zwecke Jesu und seiner Jünger" war auseinandergesetzt, daß Jesus sich zum jüdischen Messias und zum Könige der Juden habe aufwerfen wollen. Dazu habe er mit seinen Jüngern eine geheime Ver-

ſchwörung unterhalten, um den hohen Rat, (das Synhedrion) zu ſtürzen. Als ihm aber ſein Umſturzplan mißlungen ſei, und er den Tod habe erleiden müſſen, hätten die enttäuſchten Jünger erklärt: „Jeſu Reich ſei nicht von dieſer Welt.“ Die Evangelien hätten die urſprüngliche Lehre Jeſu entſtellt.

Dieſe Behandlung der chriſtlichen Urgeſchichte, welche das ganze Chriſtentum über den Haufen zu werfen geeignet war, ſchlug wie ein Blitz ein. Eine Art Erſtaunen und Verblüffung war der Eindruck. Staatsmänner und Bürger waren ebenſo davon ergriffen, wie Theologen. Der ganze Zorn der Eiferer entlud ſich daher auf den Herausgeber Leſſing. Er wurde von allen Seiten angefallen und hatte keinen Mitſtreiter zur Seite. Aber von jeher gewohnt, mit ſeinen ſtarken Armen allein gegen Ungeſchmack und Unverſtand zu kämpfen, war Leſſing Mann genug, ſich ſelbſt zu ſchützen. Er ſtreckte alle ſeine Feinde nacheinander nieder und am nachdrücklichſten den Typus der dummgläubigen, hochmütigen, hämiſchen Orthodoxie, den Paſtor Göze in Hamburg. Da ſeine zwerghaften Gegner dieſem Kämpfer auf litterariſchem Wege nicht beikommen konnten, ſo riefen ſie den weltlichen Arm zu Hülfe, Leſſings Beiträge wurden verboten, konfiszierd, die Handſchrift der Fragmente mußte er ausliefern, die Zenſurfreiheit wurde ihm entzogen, und noch dazu wurde ihm zugemutet, nichts mehr in dieſer Angelegenheit zu ſchreiben (1778). Von den Kirchenkanzeln herab donnerten die Eiferer gegen ihn. Da ſchickte er ſich an, ihnen von ſeiner Theaterkanzel zu antworten Das jüngſte, reifſte, vollendetſte Kind ſeiner Muſe, „Nathan der Weiſe“, ſollte ſein Rächer werden.

Zum Ärger der hochmütigen chriſtlichen Frommen, welche bei aller Engherzigkeit, Liebloſigkeit und Verfolgungsſucht alle Tugenden für ſich in Anſpruch nahmen. und alle Untugenden den Juden ſamt und ſonders andichteten, ſtellte Leſſing einen Juden als fleckenloſes Ideal der Tugend, der Weisheit und Gewiſſenhaftigkeit auf. Dieſes Ideal hatte er in Moſes Mendelsſohn verkörpert gefunden. Der Haupthelb ſeines unſterblichen Drama's iſt ein Weiſer und Kaufmann wie Mendelsſohn, „ebenſo gut als klug und ebenſo klug als weiſe“. — Sein Volk verehrt ihn als einen Fürſten; doch daß es ihn den weiſen Nathan nennt — vor Allem hätt's ihn den guten nennen können.

„ . . . . Wie frei von Vorurteilen
„Sein Geiſt, ſein Herz wie offen jeder Tugend,
„Wie eingeſtimmt mit jeder Schönheit ſei.
„ . . . . . welch' ein Jude!
„Und der ſo ganz ein Jude ſcheinen will."

Ein Sohn des Judentums, hat ſich Nathan zur höchſten Höhe humaner Geſinnung erhoben, weil ihm auch ſein Geſetz dieſe Milde vorſchreibt. Im fanatiſchen Gemetzel der Kreuzzüge hatten wilde Chriſten in Jeruſalem alle Juden mit Weib und Kind ermordet und ihm ſelbſt ein geliebtes Weib mit ſieben hoffnungsvollen Söhnen verbrannt. In Hiob's Duldergröße ſprach er:

„Doch war auch Gottes Ratſchluß das. Wohlan!"

In dieſem brennenden Schmerze bringt ihm ein Reiterknecht ein junges, zartes, verwaiſtes Mädchen, und Nathan nahm es, trugs auf ſein Lager, küßte es, warf ſich auf ſeine Kniee und dankte Gott, daß er ihm doch wenigſtens die verlorenen Sieben durch eins erſetzt habe. Dieſes chriſtliche Mädchen liebte er und erzog es mit äußerſter Gewiſſenhaftigkeit. Nicht dieſe oder jene Religion und noch weniger die ſeinige flößte er in Recha's oder Blanka's junge Seele ein, ſondern nur die Lehre von reiner Gottesverehrung, idealer Tugend und Sittlichkeit. So der Vertreter des Judentums.

Wie handelten dagegen die Vertreter des Chriſtentums in dieſem Drama? Der Patriarch von Jeruſalem, der mit ſeiner Kirche in der mohammedaniſchen Stadt nur geduldet wird, ſinnt auf verräteriſche Pläne gegen den Sultan, ſchmiedet Ränke gegen ihn:

„Nur — meint der Patriarch, ſei Bubenſtück
„Vor Menſchen nicht auch Bubenſtück vor Gott."

Für Nathan will er einen Scheiterhaufen anzünden, weil er ein verlaſſenes, chriſtliches Kind gehegt, geliebt und zur liebreizenden, ſeelenvollen Jungfrau erzogen hatte. Das Kind wäre ohne des Juden Erbarmen im Elend verkommen:

„Thut nichts, der Jude wird verbrannt."

Der Tempelherr Leu von Filneck vertritt eine andere Seite des Chriſtentums. Wiewohl edel geſinnt, zeigt er den Juden gegenüber nur Hochmut und Verachtung. So der beſte Chriſt! Erſt nach und nach durch der Liebe Wunderkraft legt der Tempel-

herr die rauhe, häßliche Kruste seiner christlichen Vorurteile ab. Es fließt mohammedanisches Blut in seinen Adern. Nur die heilige Einfalt des Klosterbruders Bonafides verbindet noch menschliche Güte mit klösterlicher Kirchlichkeit; aber er kennt nur eine Pflicht, Gehorsam, und auch er würde auf ausdrücklichen Befehl des fanatisch grausamen Patriarchen die entsetzlichsten Verbrechen begehen.

Diese Lehre predigte Lessing von seiner Theaterkanzel den verstockten Gemütern der Christgläubigen. Der weise Jude Nathan — Mendelssohn — steht bereits auf der Höhe humaner Gesinnung, der beste Christ, der Tempelherr, jeder gebildete Christ — müsse sich erst von dickhäutigen Vorurteilen los machen, um dazu zu gelangen. Das Pochen auf die eigene wahre Religion und die rechte Seligkeit ist ein Wahn. Wer besitzt den echten Ring? Wodurch kann der echte von dem unechten unterschieden werden? Jedenfalls durch Sanftmut, herzliche Verträglichkeit, Wohlthun und innigste Ergebenheit in Gott, kurz durch alles das, wovon das kirchliche Christentum damals nicht allzuviel zeigte, und was in Mendelssohn vollendet war.

Mit jedem Zuge hat Lessing in diesem Drama das verknöcherte, verfolgungssüchtige Christentum gegeißelt und das Judentum wenigstens in seinem Hauptvertreter verherrlicht. Sobald das Drama in die Öffentlichkeit gedrungen war (Frühjahr 1779) ballte sich ein glühender Zorn gegen den Dichter, als ob er das Christentum herabgesetzt hätte. Seine Freunde selbst zeigten ihm nur kalte Gesichter, mieden ihn, schlossen ihn, der Geselligkeit liebte, von geselligen Kreisen aus und überließen ihn der Verfolgung seiner Feinde. Er fühlte sich durch diesen stillen Bann gekränkt, verlor immer mehr die Elasticität seines Geistes und wurde müde, schläfrig, fast stumpf. Die Frommen haben ihm das letzte Jahr seines Lebens reichlich verbittert. Er starb im kräftigen Mannesalter wie ein Greis, ein Märtyrer seiner Liebe zur Wahrheit. Aber seine herzgewinnende Stimme für die gegenseitige Duldung drang durch und sänftigte allmählich die Mißtöne des Hasses und der Vorurteile.

Wie Mendelssohn, ohne es zu wissen und zu wollen, Lessing zum Schaffen eines Ideals angeregt und durch ihn die Vorurteile gegen Juden bannen geholfen hatte, so hat er in derselben Zeit

ebenso absichtslos die geistige Befreiung seiner Stammgenossen herbeigeführt, von der sich ihre Wiedergeburt datiert. Die Bibel, namentlich der Pentateuch, das Alles in Allem des Judentums, war seinen Bekennern, obwohl ihn sehr Viele auswendig kannten, so fremd geworden, wie nur je ein unverständliches Buch. Die rabbinischen und die kabbalistischen Ausleger hatten den einfachen biblischen Wortsinn so entstellt, daß sie alles darin erblickten, nur nicht das Richtige und Wahre seines Inhaltes.

Im zarten Kindesalter brachten die polnischen Schulmeister — andere gab es nicht — mit der Zuchtrute und mit zornigen Geberden der jüdischen Jugend bei, die ungereimtesten Verkehrtheiten in diesem heiligen Buche zu erblicken, verdolmetschten es in ihrer häßlichen Mischsprache und verquickten den Text so eng mit ihrer Übersetzung, daß es schien, als wenn Mose im Kauderwelsch der polnischen Juden gesprochen hätte. So war gerade das, was ein Labsal für die Seelen hätte sein sollen, in Gift verwandelt. Am tiefsten empfand Mendelssohn diese Verkennung und Entstellung des Bibelwortes, er, der zur lichten Erkenntnis gekommen war, daß die heilge Schrift nicht das enthalte, „was Juden und Christen darin zu finden glaubten", und daß eine einfache, geschmackvolle Übersetzung ein wichtiger Schritt zur Hebung der Kultur unter den Juden werden dürfte. Aber in seiner Bescheidenheit und Scheu fiel es ihm nicht ein, dieses Erziehungsmittel für seine Stammgenossen anzuwenden. Nur für seine Kinder arbeitete er eine Übersetzung des Pentateuchs aus. Erst auf Drängen Anderer entschloß er sich, seine Übersetzung des Pentateuchs in deutscher Sprache für jüdische Leser zu veröffentlichen.

Er kannte aber sein jüdisches Publikum zu gut, um nicht zu wissen, daß die Übersetzung, wie vorzüglich sie auch immer ausfallen mochte, wenig Beifall finden würde, wenn sie nicht mit einer hebräischen Erklärung verbrämt sein würde. Was galt damals für den verderbten Geschmack jüdischer Leser ein Buch ohne Kommentar? Seit undenklichen Zeiten, seitdem die Kommentarien und Superkommentarien aufkamen, waren diese viel mehr beliebt, als der schönste Text. Mendelssohn gewann daher einen unterrichteten Polen, Salomo Dubno, die Ausarbeitung eines fortlaufenden Kommentars zu übernehmen. Beim Sammeln von Abnehmern für das Werk zeigte sich's, daß Mendelssohn bereits unter seinen

Stammgenossen in und außerhalb Deutschlands so viel Anhänger und Verehrer zählte, daß sein Unternehmen mit Freuden begrüßt wurde, welches die Schmach der Unwissenheit in ihrer eigenen Welt und der Sprachverderbnis von ihr abthun sollte. Als Zeichen der Zeit kann es gelten, daß sich auch Christen dabei beteiligten, Professoren, Pastoren, Hofprediger, Konsistorialräte, Hofräte und Excellenzen. Allerdings waren Mendelssohn's christliche Freunde außerordentlich rührig, sein Werk zu fördern. Seine und Lessing's edle Freundin Elisa Reimarus sammelte selbst Unterschriften dafür. Aber die starren Anhänger des Alten und Überkommenen waren betrübt darüber. Sie fühlten lebhaft, daß die alte Zeit, die naive Gläubigkeit, welche unbesehen alles als Ausfluß einer göttlichen Quelle betrachtet, damit zu Grabe getragen werden würde.

Sobald eine Probe der Übersetzung in die Öffentlichkeit trat, waren die Rabbiner alten Schlages dagegen eingenommen und sannen darauf, den Feind vom Hause Jakob fern zu halten. Drei Polen arbeiteten der Veröffentlichung der Übersetzung entgegen, wie ehemals die Mönche gegen Luthers Bibelübersetzung. In Fürth wurden Bannstrahlen gegen „Mose Dessaus" deutschen Pentateuch geschleudert. Allen denen, welche treu zum Judentum hielten, wurde bei Strafe der Acht verboten, sich dieser Übersetzung zu bedienen. In einigen polnischen Städten, Posen, Lissa, soll das Werk gar öffentlich den Flammen übergeben worden sein. Aber die Verketzerung von dieser Seite konnte der Verbreitung des Werkes wenig Eintrag thun. Mehr war zu befürchten von Seiten des rücksichtslosen und überall angesehenen Rabbiners Raphael Kohen in Hamburg-Altona. Und in der That sprach auch dieser den Bann über das Buch, aber nicht über den Verfasser aus; aber die Wirkung war von vornherein abgestumpft. Da Mendelssohn's Freund, der Staatsrat von Hennigs, es durchgesetzt hatte, daß der Name des Königs Christian von Dänemark und des Kronprinzen an der Spitze der Abonnenten gezeichnet waren, so durfte der Rabbiner im Staate dieses Königs nicht offen dagegen eifern. Die Verketzerung der Mendelssohnschen Bibelübersetzung trug noch eher dazu bei, ihre Wirkung zu steigern. Die Talmudjünger griffen hinter dem Rücken ihrer die neue Strömung verkennenden Meister nach der deutschen Übersetzung und lernten

im Verſteck daraus zugleich das Elementare und Erhabenſte, die deutſche Sprache und Religionsphiloſophie, hebräiſche Grammatik und Poeſie. Sie gewannen dadurch eine neue Weltanſchauung. Wie von einem Zauberſtab berührt, wuchſen dieſer Jüngerſchar, dieſen ausgemergelten Geſtalten des dumpfen Talmudlehrhauſes, die Geiſtesflügel, mit denen ſie ſich über die düſtere Gegenwart erhoben und einen Flug himmelwärts nahmen. Eine unſtillbare Sehnſucht nach Wiſſen bemächtigte ſich ihrer; kein noch ſo dunkles Gebiet blieb ihnen ſeitdem verſchloſſen. Die Geiſtesſchärfe, das raſche Begreifen, das tiefe Eindringen, die dieſen Jünglingen die Beſchäftigung mit dem Talmud in einem ſo hohen Grade verliehen hatte, machten es ihnen leicht, ſich in der ihnen neuerſchloſſenen Welt zu orientieren. Tauſende von Talmudjüngern aus den verſchiedenen großen Lehrhäuſern Hamburg, Prag, Nikolsburg, Frankfurt a. M., Fürth und gar erſt aus Polen wurden lauter junge, kleine Mendelsſohne. Alle jene Männer, welche zu Ende des achtzehnten und im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nach allen Seiten hin öffentlich wirkten, waren bis zu einer gewiſſen Zeit einſeitige Talmudiſten und mußten erſt von Mendelsſohn's Geiſte angehaucht werden, um Kulturträger unter den Juden zu werden. Die Mendelsſohn'ſche Überſetzung hatte eine wahrhafte Wiedergeburt der Juden mit raſchen Schritten angebahnt.

Wie die Anregung zur innern Befreiung, ſo knüpfte ſich auch der Anfang der äußern Befreiung der Juden von tauſendjähriger Knechtſchaft an Mendelsſohn's Namen und zwar unbeabſichtigt, ohne Stürmerei oder Berechnung von ſeiner Seite. Es nimmt ſich daher wie ein Wunder aus, ohne den allergeringſten wunderbaren Vorgang. Er verſchaffte den Juden zwei Vorkämpfer, wie ſie ſie eifriger und wärmer nicht finden konnten: Leſſing und Dohm. Die Teilnahme für die Juden und die Erhebung derſelben aus ihrem Sklavenſtande iſt durch eine Verfolgung angeregt worden.

In keinem Teil von Europa war vielleicht der Druck und die Schmach der Juden größer als in der franzöſiſch gewordenen deutſchen Provinz Elſaß und in Metz. Alle Beweggründe des verbiſſenen Judenhaſſes: kirchliche Unduldſamkeit, Raſſenantipathie, Adelswillkür, Habſucht, zünftiger Brotneid und Roheit vereinigten ſich gegen die Juden von Elſaß, um ihr Daſein im Jahrhundert

der Aufklärung zu einer ſtetigen Höllenpein zu machen, die noch dazu ſo kleinlicher Natur war, daß ſie nicht einmal zu heldenmütigem Aufbäumen aufſtacheln konnte. Adel und Bürgerſtand im Elſaß hatten kein Ohr für die Stimme der Menſchlichkeit, die in der franzöſiſchen Litteratur ſo beredt ſprach, und gingen nicht um ein Jota von ihren verbrieften Rechten über die Juden ab, welche ſie ihnen faſt als eine einträgliche Horde Leibeigener zu eigen gaben. Im Elſaß ſtand es den Edelleuten frei, Juden aufzunehmen, aber auch alte, angeſeſſene Familien auszuweiſen. In Metz hatten es die Kaufleute durchgeſetzt, daß die Juden ſich nicht über die Zahl von 480 Familien vermehren durften. Dieſe Beſtimmung hatte dieſelben Konſequenzen wie in Öſterreich und Preußen, daß die jüngern Söhne zum Cölibat oder zum Exil aus dem väterlichen Hauſe, die Töchter zu alter Jungfernſchaft verurteilt waren. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß die Juden von Elaß und Metz in Ghettos eingeſperrt waren und nur ausnahmsweiſe durch die übrigen Stadtteile gehen durften. Steuern mußten ſie dafür in faſt unerſchwinglichem Umfange leiſten. Ludwig XIV. hatte einen Teil der Einkünfte von den Metzer Juden an den Herzog von Brancas und an die Gräfin de Fontaine geſchenkt, denen ſie jährlich 20,000 Livre zahlen mußten und außerdem noch Kopfſteuer, Handelsſteuer, Häuſerſteuer, Abgaben an eine Kirche, Hoſpital, Kriegsſteuer und wie alle dieſe Laſten noch betitelt waren. Im Elſaß mußten ſie Schutzgeld an den König, Abgaben an den Biſchof von Straßburg, an die Grafen von Hagenau, außerdem noch Wohnungsſteuer an die Edelleute, in deren feudalen Gebieten ſie wohnten, und Kriegsſteuer zahlen. Das Anſiedlungsrecht ging hier nicht einmal auf den älteſten Sohn über, ſondern mußte vom Edelmann erkauft werden, als wenn es ein fremder Schutzanflehender wäre. Und wovon ſollten ſie alle dieſe Steuern erſchwingen, und noch dazu ihre Synagogen und Schulen unterhalten? Faſt jedes Gewerk und jeder Handel war ihnen im Elſaß unterſagt; ſie durften geſetzlich nur Viehhandel und Gold- und Silberarbeit betreiben. Wollten ſie außer ihrer engen Provinz Reiſen machen, mußten ſie Leibzoll zahlen. In Straßburg durfte kein Jude über Nacht bleiben. Was blieb ihnen anders übrig, als ſich die zu ihrer elenden Exiſtenz unerläßlichen Gelder auf ungeſetzlichem Wege durch Wucher zu verſchaffen. Die Geld-

besitzer machten den kleinen Handwerkern, Ackerbauern und Winzern Vorschüsse auf die Gefahr hin, sie einzubüßen, und ließen sich dafür hohe Zinsen zahlen oder wendeten andere Schliche an. Dies machte sie nur noch gehässiger, und die einreißende Verarmung des Volkes wurde ihnen zur Last gelegt. Sie waren in der traurigen Lage, andere und sich selbst unglücklich machen zu müssen.

Diese elende Lage der elsässischen Juden beutete ein gewissenloser Mensch zu seinem Vorteil aus und brachte sie bis hart an die Grenze blutiger Verfolgung. Ein Gerichtsschreiber, nicht ohne Kopf und litterarischer Bildung Namens Hell, von Hause aus arm und nach einer hohen Stellung lüstern, bekannt mit den Schlichen der jüdischen Wucherer, lernte eigens die hebräische Sprache, um ohne Furcht vor Entdeckung dieselben brandschatzen zu können. Es ließ ihnen Drohbriefe in hebräischer Sprache zukommen, daß sie wegen Wuchers und Betruges angeklagt werden würden, wenn sie ihm nicht eine bestimmte Summe zukommen ließen. Als er gar zum Landrichter für einige elsässische Edelleute ernannt wurde, waren ihm die Juden vollends preisgegeben. Diejenigen, welche seine immer, gesteigerten Wünsche nicht befriedigten, wurden angeklagt und verurteilt. Da seine Ungerechtigkeiten zum Teil ans Licht kamen und er beargwohnt wurde, reizte dieses seinen Haß gegen sie zu noch viel größeren Unthaten. Er wies den Schuldnern den Weg, wie sie sich der drückenden Schulden an die jüdischen Geldmänner entledigen könnten, wenn sie sich falscher Quittungen über bereits geleistete Zahlung bedienen würden. Einige seiner Kreaturen durchzogen Elsaß und schrieben solche Quittungen. Die gewissenhaften Schuldner wurden durch Geistliche beschwichtigt, die ihnen die Beraubung der Juden als gottgefällige Handlung empfahlen. Die Ängstlichen wurden durch einen eigens dazu abgerichteten Betrüger beruhigt, welcher Orden und Kreuze, angeblich im Namen des Königs, an diejenigen austeilte, welche falsche Quittungen annehmen, vorzeigen und gegen die Juden wegen Bedrückung und Betruges klagbar auftreten wollten. Die unglücklichen Schuldner vereinigten sich mit Schurken und Geistlichen, um den schwachköpfigen König Ludwig XVI. zu bestürmen, allen Wirren durch Vertreibung der Juden aus Elsaß ein Ende zu machen. Um sein Werk zu krönen, versuchte der gewissenlose Hell die bösen Geister

gegen die Juden von Elsaß noch mehr zu entfesseln. Er verfaßte eine giftige Schrift gegen sie (1779) „Bemerkungen eines Elsassers über die gegenwärtigen Händel der Juden von Elsaß", worin er ein grauenhaftes Bild von ihnen entwarf, um sie dem Hasse und der Vertilgung zu weihen. Er gab in dieser Schrift zu, daß Quittungen gefälscht worden sind; aber dies sei eine Folge der Ratschlüsse der Vorsehung, der allein die Rache zustehe. Sie habe dadurch Jesu Kreuzestod, den Gottesmord rächen wollen. Indessen war der Geist der Duldung bereits erstarkt genug, um solche Arglist nicht durchgreifen zu lassen. Seine gemeinen Schliche wurden aufgedeckt, und er wurde auf Befehl des Königs verhaftet und später aus Elsaß entfernt. Ein Dekret des Königs befahl (Mai 1780), daß Prozesse wegen Wuchers nicht mehr von dem Landgerichte der Edelleute, sondern von dem Staatsrat von Elsaß entschieden werden sollten.

Eine Folge dieser Vorgänge war, daß die elsässischen Juden sich endlich aufrafften und auszusprechen wagten, daß ihre Lage unerträglich sei, und vor dem Thron des milden Königs Ludwig XVI. eine Abhilfe erflehten. Ihre Vertreter (Cerf Beer?) arbeiteten eine Denkschrift für den Staatsrat über die gegen sie bestehenden unmenschlichen Gesetze aus und machten Vorschläge zur Verbesserung ihrer Lage. Sie fühlten aber, daß diese Denkschrift der Art abgefaßt sein müßte, daß sie auch auf die öffentliche Meinung wirken könnte, die damals kurz vor der Revolution schon ebenso mächtig, wie der König war. Aber in ihrer Mitte befand sich kein Mann von Geist und Fähigkeit, eine anziehende Darstellung auszuarbeiten.

An wen konnten sie sich anders wenden, als an Mendelssohn, auf den damals bereits die europäischen Juden, als auf ihren starken Vorkämpfer, blickten? Ihm sandten daher die Elsasser Juden das nötige Material zu und baten ihn, ihrer Schutzschrift die rechte Feile und eine eindringliche Form zu geben. Mendelssohn hatte zwar keine Muße und vielleicht auch keine Geschicklichkeit dazu. Aber er hatte glücklicherweise zur selben Zeit einen neuen Freund und Bewunderer gefunden, der vermöge seiner Kenntnisse und seines Amtes am besten imstande war, eine solche Denkschrift zu gliedern. Christian Wilhelm Dohm (geb. 1751, gest. 1820) war kurz vorher wegen seiner gründlichen Geschichts-

kenntniſſe von Friedrich dem Großen mit dem Titel Kriegsrat am Archiv angeſtellt worden. Wie alle ſtrebſamen Jünglinge und Männer damaliger Zeit hatte auch Dohm den jüdiſchen Philoſophen aufgeſucht und wie alle, die in Mendelsſohn's Kreis kamen, ſich von deſſen geiſtvoller, milder Perſönlichkeit angezogen gefühlt. Jeder gebildete Chriſt, der in Mendelsſohn's Nähe kam, ließ von ſelbſt, von deſſen Weſen angenehm angeweht, ſeine Vorurteile gegen Juden fallen und empfand ein von Bewunderung und Mitleid gemiſchtes Gefühl für einen Volksſtamm, der ſo viel Leiden durchgemacht und eine ſolche Perſönlichkeit aus ſeiner Mitte erzeugt hat. Dohm hatte bereits einen weiten Plan gefaßt, die „Geſchichte der jüdiſchen Nation ſeit der Zerſtörung ihres eignen Staates“ zum Gegenſtand ſeines Studiums zu machen. Er zeigte ſich daher bald bereit, mit Mendelsſohn gemeinſchaftlich die Denkſchrift für die Elſäſſer Juden in eine anſprechende Form zu bringen. Bei der Ausarbeitung derſelben ſtieg ihm indes der Gedanke auf, nicht bloß für Einzelne, ſondern für die deutſchen Juden überhaupt, welche unter demſelben Druck und derſelben Schmach litten, eine Schutzſchrift der Öffentlichkeit zu übergeben. So entſtand ſeine unvergeßliche Schrift: „Über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden“ (vollendet Auguſt 1781), welche zuerſt das ſchwere Joch von dem Nacken der Juden löſen half. Dohm hat damit, ſo wie Leſſing mit ſeinem Nathan die große Schuld, welche gerade das deutſche Volk an der Knechtung und Entwürdigung der Juden hatte, teilweiſe geſühnt.

Dohm's Schutzſchrift hatte keinerlei geiſtlichen Beigeſchmack, ſondern wandte ſich an nüchterne, erleuchtete Staatsmänner und betonte nachdrücklich den politiſchen und volkswirtſchaftlichen Geſichtspunkt. Gewiß, der edle Menſchenfreund, welcher zuerſt der Emanzipation der Neger das Wort redete, hatte weit weniger Schwierigkeit zu überwinden, als Dohm mit ſeinem Beſtreben für die Befreiung der Juden. Denn gerade diejenigen Umſtände, welche zu ihren Gunſten ſprechen ſollten: ihre Verſtändigkeit und Rührigkeit, ihre Mittlerſchaft für eine reine Lehre über Gott und Sittlichkeit und ihr alter Adel, dieſe Umſtände gereichten ihnen zum entſchiedenſten Nachteil. Ihr verſtändiges und geſchäftiges Weſen wurde ihnen als Schlauheit und Beuteſucht, das Pochen auf den Urſprung ihrer Lehre als Anmaßung und Unglaube und ihr alter Adel als Hochmut

ausgelegt. Welcher Heldenmut war dazu erforderlich, trotz der vielfachen Vorurteile und Gehässigkeiten gegen die Juden unter allen Klassen der christlichen Gesellschaft ihnen das Wort zu reden!

Dohm schilderte beredt und warm die unsäglich elende Lage der Juden. Kaum bleibt seltenen Genies bei so vielen niederdrückenden Umständen noch Mut und Heiterkeit, sich zu den schönen Künsten und Wissenschaften zu erheben. Und auch diese seltenen Menschen, die darin eine hohe Stufe erreichen, so wie die, welche durch untadelhafte Rechtschaffenheit der Menschheit Ehre machen, können nur bei Wenigen Achtung erwerben; bei dem Haufen machen auch die ausgezeichnetsten Verdienste des Geistes und Herzens den Fehler nie verzeihlich — „Jude zu sein." Die Regierungen müßten sich bemühen, die allgemeine Aufklärung der Juden und ihre von der Religion unabhängige Sittlichkeit zu fördern.

Dohm warf einen Rückblick auf die Geschichte der Juden in Europa, wie sie in den ersten Jahrhunderten im römischen Reiche das volle Bürgerrecht genossen haben und also dessen würdig gewesen sein müssen, wie sie zuerst von den Byzantinern und dann von den germanischen Barbaren, besonders von den Westgoten in Spanien zu Rechtlosen herabgedrückt worden waren. Aus dem römischen Reiche hatten Juden mehr Kultur hinüber gebracht, als die herrschenden Nationen besaßen. In Spanien war bei ihnen und den Arabern eine bedeutendere Kultur als in dem christlichen Europa anzutreffen. Er ging dann die falschen Anschuldigungen und Verfolgungen gegen die Juden während des Mittelalters durch, und seine Schilderung läßt die Christen als grausame Barbaren, die Juden dagegen als verklärte Märtyrer erscheinen.

Die Juden besäßen allerdings Fehler und es ist möglich, daß manche so tief gewurzelt seien, daß sie erst in der dritten oder vierten Generation ganz verschwinden dürften. Aber dies sei kein Grund, bei der jetzigen Reform nicht anzufangen, weil ohne sie die gebesserte Generation nie erscheinen würde. Dohm machte ferner geltend: Von den Juden sei ein noch viel besserer Erfolg zu erwarten, da sie Vermögen besitzen und mehrere von ihnen vorzügliche Geistesfähigkeit und Geschicklichkeiten zeigen. Sie besitzen besonders Klugheit, Scharfsinn, Fleiß, Betriebsamkeit und die biegsame Fähigkeit, sich in alle Lagen zu schicken.

Das Schlußresultat der Dohm'schen Beweisführung lautet: Daß die Juden von der Natur gleiche Fähigkeit erhalten haben, bessere Menschen, nützlichere Glieder zu werden, daß nur die unseres Zeitalters unwürdige Bedrückung sie verderbt habe, und daß es der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, sowie der aufgeklärten Politik gemäß sei, diesen Druck aufzuheben und den Zustand der Juden zu ihrem eigenen und des Staates Wohl zu verbessern. „Ich wage es sogar, demjenigen Staat Glück zu wünschen, der zuerst diese Grundsätze in Ausführung bringen wird. Er wird sich aus seinen eignen Mitteln neue, treue und dankbare Unterthanen bilden; er wird seine eigenen Juden zu guten Bürgern machen".

Dohm gab auch die Mittel an die Hand, die Verbesserung der Juden anzubahnen, und seine weisen Vorschläge bildeten ein Programm für die Zukunft. Sie sollten vor allem ganz gleiche Rechte mit allen übrigen Unterthanen haben. Ihre sittliche Hebung sollte durch Gründung eigener, guter Schulen oder durch Zulassung der Jugend zu christlichen, sowie durch Hebung des Geistes der Erwachsenen in den jüdischen Gotteshäusern gefördert werden. Aber auch den Christen müßte durch Predigten und andere wirksame Mittel eingeprägt werden, daß sie die Juden wie ihre Brüder und Mitmenschen betrachten und behandeln müßten. Dohm wollte ihnen Freiheit in innern, religiösen Angelegenheiten eingeräumt wissen: freie Religionsübung, Anlegung von Synagogen, Anstellung von Lehrern, Versorgung ihrer Armen. Nur ein einziges Recht wollte er ihnen entzogen wissen: ihre Verwendung für öffentliche Ämter oder die Staatslaufbahn. So hoch konnte sich auch Dohm noch nicht versteigen, den Juden die Fähigkeit dazu einzuräumen. Aber schon die nächste Zeit hat seine Bedenklichkeiten Lügen gestraft.

Dohm sah voraus, daß sein Emanzipationsprogramm für die Juden bei der Professoren- und Theologenzunft den heftigsten und hartnäckigsten Widerspruch finden werde. Er wendete sich daher an die „Weisheit der Regierungen", es durchzuführen, welche damals für Verbesserung und Aufklärung viel geneigter waren, als die Völker. Es ist nicht zu verkennen, daß Mendelssohn hinter ihm stand, und wenn er ihm auch nicht die Worte in die Feder diktiert, so hat er ihn doch mit seinem Geiste der Milde und Menschenliebe

angehaucht und ihm über die Punkte, welche dem Christen und politischen Schriftsteller fremd und dunkel waren, Licht gegeben. Mendelssohn ist daher, wenn auch nicht als der Vater, so doch als der Pate der Dohm'schen Schrift anzusehen.

Diese wurde bald nach ihrem Erscheinen außerordentlich volkstümlich, wurde gelesen, besprochen, allerdings von Vielen bekrittelt, widerlegt und nur von Wenigen gebilligt. Das Erste war, daß klatschsüchtige Kreise aussprengten: Dohm habe sich seine Feder von Juden mit einem sehr hohen Preise bezahlen lassen. Die einzigen Zeichen der Anerkennung, welche ihm Juden gaben, waren aber, daß die Berliner Gemeinde ihm zum Geburtstage ein silbernes Besteck schenkte, daß der Vorstand der Juden von Brasilien ihm ein Dankschreiben zuschickte, und daß eine jüdische Familie in Breslau ihm zu Ehren den Namen Dohm annahm. Doch auch zu Gunsten der Juden machte Dohm's Schrift einen tiefen Eindruck. Das Glück begann den Juden zu lächeln, nachdem es ihnen so viele Jahrhunderte den Rücken gekehrt hatte. Kaum war die Schrift erschienen, so erließ Kaiser Joseph eine Reihe von Gesetzen in Betreff der Juden, die, wenn auch gewaltthätiger Art, doch von aufrichtiger Menschenliebe zeugen.

Zunächst wurde ihnen (19. Oktober 1781) das Erlernen von Handwerken, Künsten, Wissenschaften und auch der Betrieb zum Ackerbau, wenngleich unter Beschränkungen gestattet. Die Pforten der Universitäten und Akademien, bisher ihnen verschlossen, öffneten sich für sie. Die Heranbildung der jüdischen Jugend lag diesem, die „philosophische Moral" fördernden Kaiser sehr am Herzen. Demgemäß dekretierte er die Anlegung von jüdischen Elementar- und höheren Schulen (Normalschulen) und machte auch den Erwachsenen das Erlernen der Landessprache zur zwingenden Notwendigkeit. Zart beseitigte er den dabei möglichen Religionszwang für die Juden Es sollte beim Unterricht alles für ihren Glauben Anstößige weggelassen werden. Eine Verordnung verfügte, daß die Juden allenthalben als „Nebenmenschen" geachtet und alle Excesse gegen sie vermieden werden sollten. Auch den, die Christen noch mehr als die Juden schändenden Leibzoll hob Joseph II. glorreichen Andenkens zu allererst auf Völlige Einbürgerung der Juden hat zwar Joseph II. nicht beabsichtigt; im Gegenteil, es blieb ihnen nach wie vor verboten, in solchen Städten zu wohnen,

von welchen die christliche Unduldsamkeit sie bisher ausgeschlossen hatte. Selbst in Wien sollten nur ausnahmsweise Juden für Schutzgeld (Toleranz) zugelassen werden. Nicht einmal eine öffentliche Synagoge durften sie in Wien halten. Aber den jüdischen Honoratioren und ihren Söhnen gestattete der Kaiser, einen Degen zu tragen (2. Jan. 1782). Er drang besonders auf freundliche Begegnung der Juden von Seiten der Christen. Klopstock dichtete infolgedessen eine verherrlichende Ode auf Joseph II.

So war denn ein Anfang gemacht. Die tausendjährige Schmach, welche die Lieblosigkeit der Kirche, die Gewinnsucht der Fürsten und die Dummheit der Völker auf den Stamm Juda gewälzt hatte, war in einem Lande wenigstens teilweise von ihnen genommen. Dadurch fanden Dohm's Vorschläge eine weit bedeutendere Beachtung; sie wurden nicht als ideale Träume, sondern als politisch beachtenswerte Grundsätze angesehen. Gelehrte, Geistliche, Staatsmänner und Fürsten fingen an, sich mit der Judenfrage ernstlich zu beschäftigen. Diez, Dohm's liebenswürdiger Freund, einer der edelsten Männer jener Übergangszeit, später preußischer Gesandter am türkischen Hofe, glaubte, daß Dohm viel zu wenig für die Juden verlangt hätte: „Sie sagen sehr wahr", bemerkte er, „daß die jetzige sittliche Verdorbenheit der Juden eine Folge des Druckes sei. Aber zur Färbung des Gemäldes und zur Milderung der Vorwürfe gegen die Juden würde auch eine Schilderung der sittlichen Verdorbenheit der Christen sehr nützlich gewesen sein; diese ist gewiß nicht geringer als die jüdische und vielmehr deren Ursache." Einen dichteren Schatten warfen auf die Juden die Träger der deutschen Schulweisheit, jene Zopfmänner, welche Religion, Kunst und Wissenschaft als eine Zunftsache ansahen, zu der kein Fremder zugelassen werden dürfe. Je mehr Gelehrsamkeit, je mehr Wust, Dünkel und Unduldsamkeit. Ein Recensent der Dohm'schen Schrift in einem viel gelesenen Blatte, Johann David Michaelis, ein Theologe und Kenner des Hebräischen, hatte bereits mehrere Jahrzehnte früher beim Erscheinen des Lessing'schen Drama's „Der Jude" behauptet: ein edler Jude sei eine poetische Unmöglichkeit. Die Erfahrung hatte ihn zwar durch Mendelssohn und andere Charaktere Lügen gestraft; aber ein deutscher Professor darf sich nicht geirrt haben. Michaelis blieb dabei stehen: die Juden wären eine unverbesserliche Rasse. Selbst Schutzgeld

von den Juden zu nehmen, sei nicht mehr als recht. Seine judenfeindlichen Ausfälle haben den Juden für den Augenblick nicht geschadet; denn auch ohne diese würden sie die deutschen Fürsten und Völker nie eingebürgert haben, wenn der gebieterische Gang der Geschichte sie nicht dazu gezwungen hätte. Nicht einmal Friedrich der Große, den Dohm eigentlich bei Abfassung seiner Schrift im Auge hatte, gewährte ihnen die geringste Erleichterung. Ein Gesuch des Ephraim Veitel (eines Mithelfers zur Verschlechterung der Münzprägung), daß die Juden mindestens zu Handwerken zugelassen werden mögen, blieb unbeachtet. Dohm's großartiges Verdienst besteht darin, daß er eine öffentliche Meinung über die Judenfrage geschaffen hat. Diese wirkte zunächst in Frankreich günstig für sie. Wunderbare Verkettung der geschichtlichen Vorgänge! Der giftige Elsasser Landrichter Hell wollte die Juden in Elsaß vertilgt wissen und hat durch seine Bosheit die Befreiung der Juden in Frankreich anbahnen geholfen.

Mendelssohn hatte sich auch bei dieser Bewegung wohlweislich im Hintergrunde gehalten; er wollte nicht den Schein auf sich laden, ein parteiischer Sachwalter seiner Religions- und Stammgenossen zu sein. Er segnete aber das Hervorbrechen der Teilnahme an seinen unglücklichen Stammgenossen: „Dank sei es der allgütigen Vorsehung, daß sie mich am Ende meiner Tage noch diesen glücklichen Zeitpunkt hat erleben lassen, in welchem die Rechte der Menschheit in ihrem wahren Umfange beherzigt zu werden anfangen.“ Indessen regten ihn doch zwei Punkte an, sein Schweigen zu brechen. Er fand, daß Dohm noch nicht genug Harpunen gegen das dickhäutige Ungethüm des Judenhasses geschleudert hatte. Um von der falschen Fährte abzulenken, in welche Dohm's gutgemeinte Schutzschrift hineinzuführen drohte, und zugleich der hartnäckgen Verkennung der Juden so viel als möglich zu steuern, ließ er von seinem jungen Freunde, dem Arzte Marcus Herz, eine Übersetzung aus dem englischen Original von Manasse Ben-Israel's Verteidigungsschrift für die Juden gegen die vielfachen lügenhaften Anschuldigungen veranstalten und setzte ihr ein Vorwort voran, mit lichtvollen, erwärmenden Gedanken (März 1782), „Rettung der Juden“, ein Anhang zu Dohm's Schrift.

Mendelssohn stand bereits so hoch in der öffentlichen Meinung, daß jede neue Schrift, die seinen Namen trug, begierig gelesen

wurde. Ein Hauptgedanke des Vorwortes zu Manasse Ben-Israel's Schutzschrift: daß die Religion keine Zwangsmittel anwenden dürfe, machte christliche Leser betroffen. Seit dem Tage ihrer Herrschaft hat die Kirche die Halbgläubigen, die Ketzer und die Ungläubigen mit Bann, Kerker, Folter und Scheiterhaufen verfolgt. Und nun behauptet ein Jude, die Religion sollte nur Milde und Liebe kennen und gebrauchen! Aufgeklärte christliche Geistliche zollten dem Erzeuger dieses Gedankens öffentlichen Beifall. Indessen wurde ihm christlicherseits in einer Schrift: „Forschung nach Licht und Wahrheit" vorgehalten, daß er endlich die Maske habe fallen lassen; er habe sich der Religion der Liebe zugewendet und seiner angestammten Religion, welche Flüche und Strafen hat, den Rücken gekehrt. Dadurch wurde Mendelssohn zum zweiten Mal gezwungen, aus seiner Zurückhaltung herauszutreten und sich über Religion auszusprechen. Er that es in der Schrift „Jerusalem" oder „über religiöse Macht und Judentum" (Frühjahr 1783). Er stellt darin eine eigene Staatstheorie auf, nach welcher der Obrigkeit nur über Handlungen, aber keineswegs über Gesinnungen und Meinungen Befugniszustände. Noch weniger Recht habe die Kirche zu strafen. Ihre ganze Macht bestehe lediglich in Lehren und Trösten. Kirchliches Züchtigen, Ausschließen, Verketzern oder gar Verfolgen und Verbrennen sei eine Anmaßung und Verirrung.

Das Judentum erkenne diese innere Freiheit religiöser Überzeugung an. Das uralte, echte Judentum enthalte darum auch keine bindenden Glaubensartikel, keine symbolischen Bücher, auf welche die Gläubigen vereidet und verpflichtet werden müßten, schreibe überhaupt nicht Glauben vor, sondern Wissen und Erkennen. Innerhalb dieser so verachteten Religionssphäre dürfe Jeder denken, meinen und irren, was ihm beliebe, ohne der Ketzerei zu verfallen. Ihr Strafrecht beginne erst, wenn die schlechte Gesinnung in augenfällige Handlung übergeht. Das Judentum sei nicht geoffenbarte Religion, sondern geoffenbarte Gesetzgebung. In der von Gott gegebenen Verfassung sei Staat und Religion eins. Das Bürgerliche habe in früherer Zeit zugleich religiöses Ansehen gehabt, Bürgerdienst sei zugleich Gottesdienst gewesen. Jeder Frevel, d. h. jedes gesetzwidrige Thun sei wider das Ansehen Gottes, wider die Majestät gerichtet gewesen, also ein Staatsver-

brechen. Mit der Zerstörung des Tempels, d. h. mit dem Aufhören des Staates, habe alle Leib- und Lebensstrafe, ja auch Geldbuße auf religiöse Übertretungen aufgehört.

Denen gegenüber, welche ernstlich oder aus Neckerei ausgesprengt hatten: Mendelssohn sei mit dem Judentum zerfallen, betonte er zum Überfluß noch einen Punkt, der eigentlich nicht zu seiner Untersuchung gehörten: Daß das sogenannte Ritualgesetz des Judentums ebenfalls oder recht eigentlich göttlichen Ursprungs sei, und daß dessen Verbindlichkeit so lange fortdaure, „bis es dem Allerhöchsten gefallen werde, es ebenso laut und öffentlich abzuschaffen, wie er es geoffenbart hat". Die Notwendigkeit und Vernünftigkeit der Ritualien bewies er auf eine eigentümliche Weise.

Der Erfolg dieser ausführlichen Schutzschrift „Jerusalem" war bedeutend größer, als Mendelssohn erwarten konnte. Statt sich zu verteidigen, war er als Ankläger aufgetreten und hatte auf eine ebenso zarte, wie nachdrückliche Weise die häßlichen Seiten der Kirche und der christlichen Staatsverfassung aufgedeckt. Kant, der bereits seine Denkergröße bekundet hatte, schrieb ihm: Er habe „Jerusalem" gelesen und den Scharfsinn, die Feinheit und Klugheit seiner Ausarbeitung bewundert. „Ich halte dies Buch für die Verkündigung einer großen Reform, die nicht allein Ihre Nation, sondern auch andere treffen wird. Sie haben Ihre Religion mit einem solchen Grade von Gewissensfreiheit zu vereinigen gewußt, die man ihr gar nicht zugetraut hätte, und dergleichen sich keine andere rühmen kann." Michaelis, der rationalistische Judenfeind, stand vor dem kühnen Gedanken in Jerusalem wie verblüfft, verwirrt, beschämt. Das Judentum, auf das er so verächtlich herabblickte, erhob mit Siegesmiene das Haupt. So hat Mendelssohn immer ohne Selbstantrieb, nur durch Umstände gedrängt, das Judentum verherrlicht und die Schmach von seinem Volke abgeschüttelt. Inzwischen arbeitete ihm Dohm in die Hände. Er beleuchtete noch weiter das Judentum im günstigsten Sinne und widerlegte alle die aufrichtigen und gehäßigen Einwürfe dagegen. Aber noch mehr als durch diese Schrift wirkte Dohm für die Juden dadurch, daß er Mirabeau, diesen Mann mit starken Schultern, welche eine neue Weltordnung tragen sollten, günstig für sie stimmte. Mirabeau löste Dohm ab.

In derselben Zeit und auf dieselbe Weise regte Mendelssohn abermals die innere Verjüngung der Juden an, welche mit der

äußern Befreiung zugleich angebahnt werden ſollte. Er hatte Dohm als Kämpfer für die eine Seite geweckt, und für die andere Seite ſchob er einen andern Freund, der für dieſe Aufgabe wie geſchaffen ſchien. Durch Mendelsſohn arbeitete Weſſely mit allem Aufgebot ſeiner Kraft an der innern Verbeſſerung der Juden und ergänzte ihn. — Hartwig (Hartog, Naphtali-Herz) Weſſely (geb. in Hamburg 1725, geſt. 1805) war eine eigen angelegte Natur zugleich ſchwärmeriſch und nüchtern. Der Mittelpunkt ſeines inneren Lebens war die heilige Schrift in der Urſprache; ſie nach allen Seiten hin zu verſtehen, war ſeine Lebensaufgabe. Gleich Mendelsſohn war Weſſely ſein eigner Lehrer. Frühzeitig entwickelte ſich auch in ihm der Schönheitsſinn, Geſchmack und Gefühl für reine Sprache und Formen und ein Widerwille gegen Sprachvermiſchung und Kauderwelſch. Weſſely glich auch darin Mendelsſohn, daß er ſich zum ſittlichen Charakter von ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit und erhöhtem Ehrgefühl ausbildete. Nur hatte ſein Naturell nicht die ſanfte Geſchmeidigkeit Mendelsſohn's. Er war vielmehr ſteif und pedantiſch, mehr Wortklauber und Silbenſtecher als Denker, und hatte keine richtige Vorſtellung von dem Getriebe und Geſumme der weltbewegenden Kräfte. Durch Mendelsſohn wurde Weſſely in das öffentlichen Getriebe hineingezogen. Die Trieſtiner Gemeinde, meiſtens aus italieniſchen und portugieſiſchen Juden bevölkert, welche nicht gleich den Deutſchen die Bildung als ketzeriſch verabſcheuten, hatte den Statthalter Grafen Zinzendorf um Rat gebeten, wie ſie ſich bei Errichtung der von dem Kaiſer Joſeph befohlenen Normalſchule Schulbücher für den Religionsunterricht und für die Sittenlehre verſchaffen könnte. Zinzendorf wies ſie auf Mendelsſohn. Darauf richtete Joſeph Ghajim-Galaigo im Namen der Trieſter Gemeinde das Geſuch an den jüdiſchen Weiſen von Berlin. Dabei machte Mendelsſohn auf ſeinen Freund Weſſely und deſſen Sendſchreiben zur Empfehlung jüdiſcher Schulen aufmerkſam, und die Gemeinde knüpfte Verbindung mit ihm an. Weſſely war nämlich von Kaiſer Joſeph's Geſetzen zu Gunſten der Juden begeiſtert und ſah darin mit ſeinem Dämmerblicke das Hereinbrechen des goldenen Zeitalters für die Juden. Er ſtieß in die Poſaune und dichtete einen feurigen Lobpſalm auf Kaiſer Joſeph's Herrſchergröße und Hochherzigkeit. So bald er vernahm, daß die Stockfrommen in Wien über den Befehl,

Schulen anzulegen, als über einen Gewiſſenszwang, trauerten, richtete er ein hebräiſches Sendſchreiben (März 1782): „Worte des Friedens und der Wahrheit“, an die öſterreichiſchen Gemeinden, um ſie zu ermahnen, denſelben als Wohlthat zu begrüßen. Er ſetzte darin auseinander, daß es religiöſe Pflicht der Juden und ſelbſt vom Talmud empfohlen ſei, ſich allgemeine Bildung anzueignen. In ſeinem Sendſchreiben zeichnete er eine Art Lehrplan vor, wie die jüdiſche Jugend von Stufe zu Stufe, von den Elementargegenſtänden bis zum Talmudſtudium geführt werden könnte. Aber eben dadurch brach von den Stockfrommen ein Sturm gegen ihn los. Sie waren zunächſt über ſeine Begeiſterung für Kaiſer Joſeph's Reformen in einem hohen Grade erregt. In ſeiner unklugen Weiſe hatte er ſich der außerdem talmudiſchen Sentenz bedient: „Ein Talmudiſt, der nicht Kenntniſſe (allgemeine Bildung) beſitzt, iſt häßlicher als ein Aas.“ Dieſes Wort empörte die Stocktalmudiſten außerordentlich. Offen durften die öſterreichiſchen Rabbinen nicht gegen Weſſely auftreten, da er im Sinne des Kaiſers geſchrieben hatte. Sie ſcheinen daher einige polniſche Rabbinen gegen ihn aufgeſtachelt zu haben, ſein Sendſchreiben zu verdammen und ihn ſelbſt in den Bann zu thun. Auch der Berliner Oberrabbiner Hirſchel machte Miene, gegen Weſſely vorzugehen und ſich gegen ihn das Cenſuramt anzumaßen. Allein in der Stadt, wo Mendelsſohn, ſo zu ſagen, geiſtig herrſchte, konnte eine, wenn auch nur gelinde Verketzerung Weſſely's nicht durchdringen.

Obwohl die Eiferer ohne Unterſtützung von Berlin blieben, ſo fuhren ſie in ihrer Verketzerungswut fort, ließen die Kanzeln von Flüchen gegen Weſſely erdröhnen, und in Liſſa wurde ſein Sendſchreiben öffentlich verbrannt. Das war eben die Ironie der geſchichtlichen Verkettung, daß der Gläubigſte unter den Mendelsſohnianern, ohne es zu wollen, den Kampf gegen den Rabbinismus eröffnete, wie der Kabbaliſt Jakob Emden der Kabbala den erſten heftigen Stoß verſetzt hat. Nach und nach ſprachen ſich mehrere italieniſche Rabbiner von Trieſt, Ferrara und Venedig zu Weſſely's Gunſten aus und redeten der Bildung das Wort, Weſſely blieb Sieger. Es entſtanden hier und da, ſelbſt in Prag, Schulen für regelmäßigen Unterricht. Aber die Stocktalmudiſten behielten doch Recht. Ihr Argwohn ahnte tiefer die Zukunft als Mendelsſohn und Weſſely in ihrer Zuverſicht. Beide Männer, welche ſich in

dem alten festen Gebäude so recht behaglich fühlten, es nur hie und da von Spinngeweben und pilzigen Ansätzen gesäubert zu sehen wünschten, trugen selbst zur allmählichen Zerbröckelung seiner Grundmauern bei.

Wessely, der stets vom Glücke Verlassene, sah noch mit thränenden Augen diesen Verfall. Mendelssohn aber, der Glückliche, blieb von diesem Schmerze verschont. Als er sich anschickte, seinem unvergessenen Freunde ein Denkmal zu setzen und ihn den künftigen Geschlechtern in seiner wahren Größe zu zeigen, erfuhr er durch Jakobi, daß Lessing kurz vor seinem Tode sich entschieden der spinozistischen Philosophie zugeneigt hatte. „Lessing ein Spinozist!" Das war für Mendelssohn ein Lanzenstich durch's Herz. Er ahnte, daß seine Philosophie, wenn Lessing sie mißfällig befunden haben sollte, als veraltet bei Seite geschoben werden würde. Dieser Gedanke raubte ihm die Ruhe seiner letzten Lebensjahre und beschleunigte seinen Tod (1786). Er starb zur rechten Zeit und erlebte nicht die Herzenspein, wie eine seiner Töchter Mann und Kind verließ, um einem Buhlen nachzulaufen, die andere als fromme Katholikin dem Papst den Fuß küßte und einer seiner Söhne in gedankenloser Verachtung des Judentums, in dem sein Vater lebte und webte, seine Kinder zur Kirche führte. — Um den Mann, der vier Jahrzehnte vorher beklommenen Herzens an eins der Thore Berlins ängstlich gepocht hatte, trauerte fast die ganze preußische Hauptstadt und auch viele strebsame Männer in und außerhalb Deutschlands. Schon der Versuch seiner christlichen Freunde (Nikolai, Biester und Engel, Erzieher des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm III.), im Verein mit seinen jüdischen Verehrern Mendelsohn's Bildniß auf eine Pyramide auf dem Opernplatze neben Leibnitz, Lambert und Sulzer anzubringen — wenn er auch nicht allgemeine Teilnahme fand — charakterisiert den Fortschritt der Zeit. Der verwachsene Sohn des sogenannten Zehngebotschreibers von Dessau war eine Zierde Berlin's geworden.

Zweites Kapitel.

Die Schwärmerei rechts und links.

(1760 — 1789.)

Es war vorauszusehen, daß die durch Mendelssohn angebahnte Verjüngung des jüdischen Stammes eine Zersetzung der religiösen

Lebensformen innerhalb der Judenheit herbeiführen würde. Die Neuerungssüchtigen haben es gewünscht, gehofft und erstrebt, die Altfrommen geahnt und gefürchtet. Dieser Auflösungsprozeß wurde auch auf einem andern Schauplatze unter ganz anderen Bedingungen und mit andern Mitteln eingeleitet, und das war nicht vorauszusehen. Es entstand in Polen ein neues Essäertum mit gleichen Formen wie das alte, mit Waschungen, mit weißen Kleidern, Wunderheilungen, prophetischen Träumereien. Es ging wie das Alte aus dem Schoße der Überfrömmigkeit hervor, richtete sich aber bald gegen die eigene Mutter. Es klingt sonderbar, daß zur selben Zeit, als Mendelssohn das vernünftige Denken für das Wesen des Judentums erklärte und, so zu sagen, einen weit verbreiteten Orden von Aufgeklärten stiftete, in Polen, ein anderer Orden von Wundersüchtigen entstand, welche den wüstesten Wahnglauben als Grundwesen des Judentums verkündete. Die Vernunft und die Unvernunft, die Aufklärung und die kabbalistische Mystik, reichten abermals einander die Hände, den Grundbau des talmudisch-rabbinischen Judentums zu unterwühlen. Die Sekte der Neuchassidäer, welche gegenwärtig die Errungenschaften der Kultur für die Juden in Rußland ächtet und hintertreibt, entstand in Mendelssohn's Zeit. Der Orden oder die Sekte wurde von einem Fuhrmann gestiftet, von Israel Miedziboz (geb. um 1698, gest. 1759), von seinen Anhängern der Wunderthäter beigenannt (Baal-Schem, abgekürzt Besicht). Früh verwaist, arm, sich selbst überlassen, verbrachte Israel einen großen Teil seines Jünglingsalters in den Wäldern und Höhlen des Karpathengebirges. Hier lernte er wahrscheinlich von kräutersammelnden Bäuerinnen die Verwendung von Pflanzen zu Heilmitteln. Aber wie diese der Heilkraft der Natur nicht trauten, sondern Besprechungen und Beschwörungen von guten und bösen Geistern hinzufügten, so gewöhnte sich Israel ebenfalls an diese Heilmethode. Er wurde ein Wunderdoktor. Die Not lehrte ihn in der Gebirgseinsamkeit beten, anders als in der Synagoge, wenn auch mit denselben geläufigen Formeln; er sprach sie mit Inbrunst und tiefer Andacht aus oder schrie sie in die Berge mit lauter Stimme hinein. Beim Beten machte er rasende Bewegungen mit dem ganzen Körper. Die Bewegung trieb ihm das Blut in den Kopf, machte seine Augen flimmern und

verſetzten Leib und Seele in einen ſolchen Zuſtand der Überreizung, daß er eine Todesſchwäche empfand.

Iſrael Baalſchem behauptete, daß er infolge ſolchen Körper-aufregenden und aufreibenden Gebetes einen tiefen Blick in die Unendlichkeit zu erlangen pflege. Es giebt Perſonen, Zeiten und Schauplätze, in denen die Grenzlinie zwiſchen Betrügerei und Selbſtbetrug nicht zu unterſcheiden iſt. In Polen war gerade zur Zeit Iſrael's in dieſer Gegend bei der Überſpannung, welche die Kabbala des ſabbatianiſchen Taumels erzeugt hatte, Alles möglich und Alles glaublich. Infolge ſeiner Wunderkuren erlangte er einen ſo großen Ruf, daß er ſelbſt von den polniſchen Edelleuten zu Rate gezogen wurde. Gleichgeſinnte, welche einen religiöſen Drang fühlten, und ihn weder durch ein ſtrenges Büßerleben, noch durch ein mechaniſches Herſagen vorgeſchriebener Formeln befriedigen zu können vermeinten, ſchloſſen ſich ihm an. Sie vereinigten ſich mit ihm, um andachtsvoll, d. h. mit Singſang und Händeklatſchen, Verbeugen, Körperbewegungen, Springen, unter Lärmen und Schreien zu beten. Faſt um dieſelbe Zeit entſtand in England (Wales) eine chriſtliche Sekte, „die Springer" (Jumpers) genannt, welche ſich durch ähnliche Bewegungen beim Gebete in Verzückung und Hellſeherei verſetzen und in Nordamerika die Sekte der Schüttler (Shakers) die ebenfalls durch Raſerei beim Gebete myſtiſchen Phantomen nachjagte. Die Myſtik und die Raſerei wirken anſteckend. Noch mehr zog Beſcht Solche an, welche in Heiterkeit und Sorgloſigkeit der Nähe Gottes gewiß zu ſein und die meſſianiſche Zukunft fördern zu können glaubten. Sie brauchten nicht über Talmudfolianten zu hocken, um einer höheren Frömmigkeit teilhaftig zu werden. Solchergeſtalt entſtand der Orden der Neuchaßidäer. In einem Jahrzehnt ſollen ſich bereits 10000 Fromme um Iſrael Beſcht geſchart haben, die ſich anfangs nur durch ihr ſonderbares und langanhaltendes Beten, durch Waſchung vor dem Beten nach Art der Eſſäer, durch ein heiteres Weſen und vielleicht auch durch das Tragen langer gelockter Haare an der Schläfe von den übrigen polniſchen Juden unterſchieden. Weil die Rabbinen ſich über das ungelehrte Haupt des neuen Ordens luſtig machten, der einen Anhang hatte, ohne der zünftigen Genoſſenſchaft anzugehören, ſetzten die Chaßidäer den Wert des Talmudſtudiums herab, daß es nicht imſtande ſei, ein wahrhaft gotterfülltes Leben

zu fördern. Die Spannung zwiſchen den Chaßidäern und den Talmudiſten ſteigerte ſich nach dem Tode des erſten Begründers, als die Verwilderung und Entartung zunahm, zu einer förmlichen Spaltung.

Dob Beer aus Mizricz (geb. um 1700, geſt. 1772) wurde Nachfolger. Er war kein Phantaſt wie Iſrael, vielmehr ein feiner Kopf, der ſich auf Seelenzuſtände und auf das, was Effekt macht, ſehr gut verſtand, und ſich daher die Gemüter und den Willen Anderer unterthänig machen konnte. Er wurde als Oberhaupt der Chaßidäer anerkannt. Er war, ungleich ſeinem Meiſter, in das kabbaliſtiſche Schrifttum eingeleſen und ein geſchickter Prediger (Maggid), der die entlegenſten Bibelverſe ſowie agadiſche und ſohariſtiſche Ausſprüche für ſeine Zwecke zuſammenzureimen und damit ſeine Zuhörer zu überraſchen wußte. Er hatte eine ehrfurchtgebietende Geſtalt, miſchte ſich nicht unter das Volk, lebte vielmehr die ganze Woche hindurch in einem Zimmerchen zurückgezogen, nur für ſeine Vertrauten zugänglich, und erlangte dadurch den Schein des myſteriöſen Verkehrs mit der Himmelswelt. Nur am Sabbat zeigte er ſich allen denen, welche ſehnſüchtig waren, ſeines Anblickes gewürdigt zu werden. An dieſem Tage erſchien er prachtvoll in Atlas gekleidet, alles weiß (die Farbe der Gnade). An dieſem Tage pflegte er mit ſeinen Vertrauten, den Auswärtigen, welche zu ihm gewallfahrtet waren, und den Neuangeworbenen wie Neugierigen, welche den kabbaliſtiſchen Heiligen und Wunderthäter zu ſehen wünſchten, gemeinſchaftlich zu beten, auf dieſelbe Weiſe, wie es Iſrael Beſcht eingeführt hatte. Um die zum andächtigen Gebete notwendige heitere Stimmung zu erzeugen, pflegte er ſich in gemeinen Späßen zu ergehen, wodurch die Anweſenden in eine ausgelaſſene Luſtigkeit gerieten. Inmitten dieſer kindiſchen Fröhlichkeit rief er plötzlich: „Jetzt dienet dem Herrn in Freude.“

Unter Beer's Leitung blieb zwar ſcheinbar das chaßidäiſche Weſen in derſelben Geſtalt wie unter ſeinem Vorgänger: Inbrünſtiges, zappelndes Beten, Begeiſterung, Wunderkuren und Enthüllung der Zukunft. Aber da dieſe Thätigkeiten nicht wie bei Iſrael aus deſſen eigenartiger Seelenſtimmung oder Krankhaftigkeit kamen, ſondern nur nachgeahmt wurden, ſo mußten Künſtelei oder Blendwerk dem nachhelfen, was die Natur verſagt hatte. Der chaßidäiſche Führer oder Zaddik (der vollkommen

Fromme) mußte nun einmal im Gebete begeiſtert, verzückt ſein, und Erſcheinungen haben. Aber wie kann ein kluger Rechner begeiſtert erſcheinen? So mußte die in Polen ſo beliebte Alkoholflaſche die Stelle des inneren, eingebenden Dämons vertreten. Beer unterhielt unter ſeinen Vertrauten einige gewandte Kundſchafter, würdig, in der Geheimpolizei zu dienen. Dieſe brachten Vieles heraus, was mit dem Schleier des Geheimniſſes bedeckt war, und hinterbrachten es dem Meiſter; ſo konnte er den Schein der Allwiſſenheit annehmen. Durch ſolche und ähnliche Mittel wußte er ſich als Allwiſſender zu behaupten und die Schar ſeiner Anhänger zu vermehren. Jeder Neuangeworbene verkündete deſſen göttliche Begabung und lockte andere Anhänger herbei.

Geſtützt auf die kabbaliſtiſche Formel: „der Gerechte oder Fromme iſt der Grund der Welt“, ſchraubte er dieſe Theorie von der Bedeutung des „Zaddik“ oder des chaßidäiſchen Oberhauptes ſo hoch hinauf, daß darin Gottesläſterlichkeit enthalten war: Ein Solcher ſei nicht bloß der vollkommenſte, ſündenloſe Menſch, ſondern der Stellvertreter Gottes und deſſen Abbild. Alles und Jedes, was der Zaddik thue, treibe und denke, habe einen entſcheidenden Einfluß auf die höhere und niedere Welt. Selbſt wenn er aus der Flaſche Begeiſterung trinke, wirke er damit auf das ganze Weltall ein. Welcher bodenloſe Wahn! Das Alles hat die Afterlehre der Kabbala verſchuldet. Beer dünkte ſich in ſeinem „Stübel“ oder „Klauſel“, d. h. in ſeinem ſchmutzigen Zimmerchen der Zurückgezogenheit ebenſo groß, wie der päpſtliche Stellverteter Gottes auf Erden in ſeinen Prachtpaläſten. Er ſandte ordentliche Apoſtel zur Vorbereitung ſeiner Lehre aus.

Zweierlei Umſtände habe das Neuchaßidäertum begünſtigt: die Verbrüderung der Genoſſen untereinander und die Trockenheit und Verknöcherung des Talmudſtudiums, wie es ſeit mehr denn einem Jahrhundert in Polen betrieben wurde. Die Chaßidäer bildeten von Anfang an untereinander eine Art Ordensgeſellſchaft die zwar keine gemeinſchaftliche Kaſſe hatte, wie ehemals die ihnen ähnlichen Eſſäer, aber doch für die dürftigen Mitglieder Sorge trug. Zu dem Neujahrs- und Verſöhnungsfeſte pflegten auch die Entfernteſten ſich zum „Zaddik“ zu begeben, Frau und Kind zu verlaſſen, um die ſogenannte heilige Zeit gemeinſchaftlich mit dem Oberhaupte zuzubringen und ſich an ſeinem Anblick und Gethue zu erbauen.

Aber auch ernste Männer fühlten sich durch das Bedürfnis des Gemütes zu den Chaßidäern hingezogen. Das rabbinische Judentum, wie es in Polen geübt wurde, bot dem Herzen keinerlei religiöse Erquickung. Die Vertreter desselben legten den höchsten Wert auf gekünstelte Auslegung des Talmud und der Kommentare, auf Ausklügelung für neue, verwickelte Rechtsfälle. Und diese Haarspalterei galt zugleich als höchste Religiosität, der alles Übrige hintenangesetzt wurde, selbst Andachtsbedürfnis, Beten, gemütliche Regungen, Einflußnahme auf die sittliche Haltung der Gemeinden. Es war ihnen Nebensache, dem sie kaum eine halbe Aufmersamkeit schenkten. Die Klasse der Prediger, jener Halbtalmudisten, welche von den talmudgeschulten Rabbinen verächtlich behandelt wurden und ein kümmerliches Auskommen hatten oder gar am Hungertuche nagten, wendeten sich dem Neuchaßidäertum zu, weil sie dort ihr Predigertalent verwerten konnte, und vor Not geschützt war. Durch solche Elemente vergrößerte sich der Kreis der Neuchaßidäer täglich mehr. Fast in jeder Stadt gab es Anhänger derselben.

Die Antipathie der Neuchaßidäer gegen die Rabbinen und Talmudbeflissenen nahm mit ihrer Erstarkung immer mehr zu. Die Trockenheit, Gemütlosigkeit und Haarspalterei des Talmudstudiums und seiner Pflege wurde das Stichblatt des Spottes in den chaßidäischen Kreisen. Ein Jünger Beer's, Löb Szerham, äußerte sich: „Ich habe Beer in Mizricz nicht aufgesucht, um von ihm Thora (neue talmudische Ausklügelungen) zu hören, sondern um zu sehen, wie er seine Schuhe auszieht und bindet; das ist viel wichtiger. Was ist Thora? Der Mensch muß selbst Thora sein in seinen Handlungen, Bewegungen, seinem Sprechen, seinem Betragen und seiner Verbindung mit Gott (durchs Gebet". Ehe sie sich's versahen, bildeten die Neuchaßidäer eine Sekte, welche die Gemeinschaft mit den talmudischen Juden vermied. Schon fühlten sie sich und Beer an ihrer Spitze stark genug, eine Neuerung einzuführen, welche, wie vorauszusehen war, den Zorn der Rabbinen auf sie herabziehen würde. Da das Gebet und die damit verbundenen gottesdienstlichen Riten für sie die Hauptsache waren, so kümmerten sie sich nicht um die Vorschriften des Ritual-Codex, wie viel und zu welcher Stunde gebetet werden müßte, sondern nahmen ihre Stimmung zur alleinigen Richtschnur dafür.

Durch die täglichen Waſchungen, Reinigungen und andere Vorkehrungen vor dem Gebete (wobei auch das Tabakrauchen eine wichtige Rolle ſpielte), kamen ſie ſelten dazu, die vorgeſchriebene Zeit für das Gebet einzuhalten, brachen auch plötzlich ab und ließen manche Stücke weg. Die holprigen Einſchiebſel in den Sabbat- und Feſtgebeten (die Piutim) waren ihnen beſonders im Wege. Beer Mizricz führte das Gebetbuch des Hauptkabbaliſten Iſaak Lurja ein, welches die poetaniſchen Zuſätze nicht enthält.

Dieſe Neuerung wäre wahrſcheinlich an den Neuchaßidäern ſtreng geahndet worden, wenn nicht damals, die politiſche Macht Polens gebrochen und dadurch zugleich der feſte politiſche Zuſammenhang der polniſchen Judenheit aufgelöſt worden wäre. Das durch Parteiung zerwühlte, von den Jeſuiten geſchwächte und von den Ruſſen bereits als eine ſichere Beute angeſehene Polen hatte einen Schwächling zum König erhalten, Stanislaus Auguſt Poniatowski, den abgedankten Mitſchuldigen der ehebrecheriſchen Kaiſerin Katharina, den Spielball der inneren Parteien und der äußeren Feinde. Im erſten Jahre ſeiner Regierung (Sept. 1764) erließ Poniatowski unter anderen Geſetzen auch dieſes, welches den Geſamtverband der polniſchen Juden aufhob. Die Synode der Vier-Länder, welche die Machtbefugnis hatte, Bannbullen zu ſchleudern und Geldſtrafen zu verhängen, durfte nicht mehr zuſammenkommen, Beſchüſſe faſſen und ausführen. Die Auflöſung der Synode kam den Neuchaßidäern außerordentlich zu ſtatten. Sie konnten nicht von den Vertretern der polniſchen Geſamtjudenheit mit dem Banne belegt werden, ſondern es blieb lediglich jeder einzelnen Gemeinde überlaſſen, gegen ſie einzuſchreiten und deren Zuſammenkünfte zu verbieten.

Allmählich gewannen ſie Boden in alten und großen Gemeinden. Schon war ihre Zahl ſo ſehr gewachſen, daß ſie zwei Stämme bildeten, Mizriczer und Karliner. Sobald mindeſtens zehn zuſammentrafen, ſuchten ſie ſich ein Betzimmer (Stübel) aus, trieben dort ihr Weſen und ſuchten neue Anhänger anzuwerben, aber alles mit vieler Klugheit, um nicht eher entdeckt zu werden, als bis ſie feſten Fuß gefaßt hatten. Als ſie aber durch den Eifer eines gewiſſen Iſar Eingang in Wilna gefunden hatten, erhob ſich ein Sturm gegen ſie, der ſie zu Boden warf, und es gehörte dazu ihre ganze Zähigkeit und ihre Geſchicklichkeit, ſich tot zu ſtellen, daß ſie nicht davon zerſchmettert wurden.

Der heftige Kampf gegen sie ging von Elia Wilna aus (geb. 1720, gest. 1797), dessen Name noch heute von den littauischen Juden unter der Bezeichnung „der Gaon“ mit Ehrfurcht und Liebe ausgesprochen wird. Er war eine seltene Ausnahme unter den polnischen Rabbinen, ein Mann von lauterstem Charakter und hoher Begabung, die er nicht für Verkehrtheiten mißbrauchte. Es versteht sich von selbst, daß der Talmud mit seinen Nebengebieten und seinen Ausflüssen seinen Geist ganz erfüllte. Aber er verabscheute die verderbliche Methode seiner Landsleute, sich in Haarspaltereien, Spitzfindigkeiten und Künsteleien zu ergehen. Er wollte nur in den einfachen Sinn des Textes eindringen, machte auch einen Ansatz zur kritischen Prüfung des Inhalts. Elia Wilna suchte wieder — abermals eine Seltenheit in seiner Umgebung — die Bibel auf und — eine noch größere Seltenheit — machte sich auch mit der Formlehre der hebräischen Sprache (Grammatik) vertraut. Elia Wilna war tief betrübt über die sittlichen Verheerungen, welche die Kabbala durch den Schwindler Frank unter den podolischen und galizischen Juden angerichtet hatte, daß sie dieselben in die Arme der Kirche geworfen und zu Feinden der Synagoge gemacht hatte, und doch konnte er sich von ihr nicht lossagen, Als die Zusammenkünfte der Chaßidäer in Wilna, ihr Treiben und ihr Gespötte über die Talmudbeflissenen verraten wurden, geriet die Gemeinde in große Aufregung. Der chaßidäische Konventikel wurde sofort auseinander gejagt, Untersuchungen wurden angestellt und Verhöre vorgenommen. Was ergab sich? Wenig und viel. Schriften wurden bei den Chaßidäern gefunden, welche die Grundsätze enthielten, daß man die Traurigkeit meiden müsse, selbst bei der Reue über vergangene Sünden, aber auch die Änderung des Gebetes und respektwidrigen Äußerungen gegen die Rabbinen. Elia Wilna nahm die Sache sehr ernst. Er sah in der chaßidäischen Verwirrung eine Fortsetzung der frankistischen Ausschweifung und drang daher auf strenge Bestrafung. Der Verführer Isar sollte nach Elia's strengem Urteil an den Pranger gestellt werden; aber die Vorsteher verfuhren milder. Sie legten ihn bloß am Sabbat, im Beisein der ganzen Gemeinde, in den Bann, sperrten ihn ein, geißelten ihn und verbrannten die vorgefundenen chaßidäischen Schriften am Pranger (1772). Darauf richtete das Rabbinat und der Vorstand, im Verein mit Elia

Wilna, ein Sendschreiben an sämtliche große Gemeinden, ein scharfes Auge auf die Chaßidäer zu haben nnd sie in den Bann zu legen, bis sie von ihren Verkehrtheiten lassen würden. Mehrere Gemeinden folgten dem Beispiele. Das war der erste Schlag, der die Chaßidäer betroffen hat. Dazu kam noch, daß ihr Leiter Beer Mizricz in demselben Jahr starb — die Rabbinen bildeten sich ein, infolge der Bannflüche — und so fühlten sie sich verwaist. Das Polenreich wurde infolge der Schwäche des Königs und der Ländergier der Nachbarn zerstückelt. Dadurch wurde äußerlich der Zusammenhang unter den Chaßidäern aufgehoben und die getrennten Glieder von der Gesetzgebung oder Willkür der verschiedenen Regierungen abhängig.

Indessen dieser Sturm warf sie nicht nieder; sie blieben aufrecht und machten auch nicht den geringsten Versuch, sich den Gegnern unterwürfig zu zeigeu. Der Kampf gab ihnen mehr Schwung und Rührigkeit. Um den Bann kümmerten sie sich nicht viel; diese seit dem Streit für und gegen Jonathan Eibeschütz stumpf gewordene Waffe, verwundete nicht mehr. Die bereits auf 50,000—60;000 gewachsenen Chaßidäer gruppierten sich zu kleinen Gemeinden mit einem Leiter, der den Namen „Rebben“ führte. Der Zusammenhang der Gruppen unter einander wurde dadurch erhalten, daß ein Oberhanpt aus der Nachkommenschaft der Beer Mizricz als Haupt-Zaddik an die Spitze gestellt wurde, dem die verschiedenen „Rebben“ scheinbar untergeordnet waren und von ihrer Einnahme einen Teil zufließen lassen mußten. Der erste Ober-Zaddik Abraham, Beer's Sohn, wird von Chaßidäern als Ausbnnd aller Heiligkeit gerühmt und mit mit dem Beinamen „der Engel“ (ha-Malach) benannt. Dem möglichen Abfall der Einfältigen durch die von Wilna aus gegen sie geschleuderte Anklageschrift begegneten die Oberen durch die Verordnung, daß die Chaßidäer keine Schrift lesen oder auch nur anblicken dürften, die nicht von ihnen gebilligt worden ist. Die Häupter lieferten ihnen dafür ihre Predigten oder Spruchsammlungen angeblich von Israel Baal-Schem oder Beer Mizricz, welche sich um die hohe Bedeutung des Zaddik, Wichtigkeit des chaßidäischen Lebens, und Verachtung der Talmudisten drehten, — abgeschmackte Schriften, die dennoch von den im steten Rausche erhaltenen Mitgliedern mit Bewunderung gelesen wurden.

Zwei Häupter haben nach Beer's Tod zur Hebung des Chaßidäerthums beigetragen, der Eine durch maßlose Schwärmerei und der Andere durch Gelehrsamkeit. Israel von Kozieniz (nördlich von Radom) und Salman von Liadi, beide aus dem Jüngerkreise des Mirziczer. Die Erstere, unter dem Namen Kozenizer Maggid bekannt, galt als Wunderthäter, an den selbst Christen glaubten und sich in Krankheitsfällen an ihn wendeten. Er wurde mit Gaben und Geschenken überschüttet. Israel Kozieniz soll aber so selbstlos gewesen sein, wenig davon für sich zu behalten, sondern alles unter die Dürftigen verteilt haben. — Salman der Liadier imponirte durch seine talmudische Gelehrsamkeit und seinen edlen Charakter. Er war der Stifter einer eigenen Gruppe, Chabad[1]) genannt.

Sie wurden indeß zum zweiten Male in den Bann gelegt, abermals von Wilna aus und von Elia Wilna. In Brody und Krakau wurden die chaßidäische Predigtsammlungen und andere Schriften, obwohl sie Verse aus der heiligen Schrift enthielten, öffentlich verbrannt, (1781); doch diese verbrauchten Mittel schlugen wenig an. In der österreichisch-polnischen Provinz (Galizien) wurden von den Jüngern der Mendelssohnischen Schule andere Mittel gegen das Verdummungssystem der Chaßidäer angewendet. Joseph's II. Dekret, daß in allen jüdischen Gemeinden Schulen für den Unterricht in der deutschen Sprache und in den Elementargegenständen errichtet werden sollte, stieß zwar auf gewaltigen Widerstand von Seiten fast sämtlicher Juden und noch mehr der Chaßidäer. Um so mehr Eifer entwickelten dafür die wenigen Männer, Bewunderer Mendelssohn's, welche die Verkümmerung und Verwilderung durch Kulturmittel heilen zu können vermeinten. — Alle gegen die Chaßidäer angewandten Mittel sind indeß bisher nicht imstande gewesen, sie zu unterdrücken, weil sie nach einer Seite hin ein berechtigtes Streben vertraten, dem Übermaß des Talmudismus entgegenzuwirken. Ehe das achtzehnte Jahrhundert abgelaufen war, waren sie bereits zu 100,000 Seelen angewachsen. Gegenwärtig geben sie in den Gemeinden wo sie ehemals verfolgt wurden, den Ton an, und breiten sich nach allen Seiten aus.

[1]) Chabad sind die Anfangslaute von drei hebräischen Wörtern, welche Weisheit (Chokhmah = Ch), Einsicht (Binah = B) und Erkenntniß (Daat = D) bedeuten.

Die Mendelssohn'sche Schule — er hatte unbeabsichtigt eine Schule gebildet — bildet ebenfalls eine Art Orden. Dieser Orden bestand aus Jünglingen und jungen Männern in Deutschland, West- und Südeuropa, aus Talmudjüngern, welche eine neue Weisheit predigen oder vielmehr den alten Organismus des Judentums mit neuen Säften tränken und verjüngen wollten. Die Synagoge hätte ausrufen können: „Wer hat mir alle diese geboren? Ich bin doch entvölkert und einsam, gebannt und gemieden, wer hat mir diese groß gezogen?“ Ein neuer Geist war über diese Jünglinge gekommen. Wie auf gemeinsame Verabredung schlagen sie mit einem Male die schwerfälligen Folianten des Talmud zu, kehren ihm den Rücken und greifen zur Bibel, dieser ewigen Quelle der Verjüngung. Mendelssohn's Pentateuch-Übersetzung hatte diesen neuen Geist über sie ausgegossen, hatte ihnen eine neue Sprache verliehen und ihnen neue Lieder eingeflößt. Wie hat es sie so mächtig ergriffen? Man weiß es nicht. Sie stehen mit einem Male da, prophezeien eine neue Zukunft, ohne recht zu wissen, was sie prophezeien, und nehmen, kaum flügge geworden, einen Hochflug an. Von Königsberg bis Elsaß und von Italien bis Amsterdam, London, Kopenhagen vernimmt man einen hellen Lerchenschlag, der den Morgen verkündet, und die Sänger wissen selbst kaum, woher ihnen diese frischen schmetternden Töne zuströmen. Sie bilden sämtlich einen Chor und stimmen dieselbe Tonhöhe an, sind daher wenig von einander zu unterscheiden. Ihre Bedeutung besteht auch nur in diesem Zusammenklang; vereinzelt nimmt sich jede Stimme sehr dünn und ungeschult aus, und nur vereint geben sie einen angenehmen eindringlichen Vollton. Sie die Jünglinge, welche sich eben erst in die Ursprache der Bibel hineingelesen haben, treten sofort als Lehrer und Mahner auf, um die so vielfach verunstaltete, stets gebrauchte oder vielmehr gemißbrauchte hebräische Sprache in ihrer Reinheit wieder herzustellen. Sie wollten das Verständnis für die heilige Schrift anbahnen, Geschmack an Poesie einflößen und Sinn für Wissen wecken. Und weil sie, von Begeisterung berauscht, die Schwierigkeit übersahen, wie ein innerlich und äußerlich geknechtetes Volk sich zur Höhe der Poesie und Weltweisheit emporschwingen soll, gelang es ihnen gerade, eine Verjüngung herbeizuführen. Sie leisteten im Ganzen mehr, als ihr bewundertes Ideal Mendelssohn, weil dieser zu bedächtig

war, einen Schritt zu thun, der einen lächerlichen Ausgang haben könnte. Aber diese Jünglinge stürmen kühn vorwärts, sie hatten keinen Ruhm einzubüßen, sie vertraten nicht eine Sache, die kompromittiert werden könnte.

Zwei Umstände haben diese Wendung gefördert. Friedrich's II. Streben nach Bereicherung des Landes hatte die Juden und namentlich die Berlins fast gezwungen, Kapitalien zu erwerben und zu häufen. Durch Fabrikanlagen und großartige Unternehmungen einerseits und durch Sparsamkeit andrerseits entstanden in Berlin die ersten jüdischen Häuser mit großem Reichtum. Sie überragten bei weitem den Wohlstand des christlichen Bürgerstandes. Aber was sollten sie mit ihrem Reichtum beginnen? Zum Kreis des Adels und des Hofes wurden sie nicht zugelassen, auch der zopfige Bürgerstand verschloß seine Thüre diesen jüdischen Emporkömmlingen, auf welche er mit Neid blickte. So blieb den reichen Juden nur litterarischer Verkehr übrig, wofür sie von Hause aus Vorliebe hatten. Alle oder doch die Meisten hatten in der Jugend mit dem Talmud Bekanntschaft gemacht und waren mit der Bücherwelt vertraut. Dieser Umstand gab ihrem Streben einen idealen Zug; sie beteten nicht bloß den Mammon an. Lesen war ihnen in den Mußestunden ein Bedürfnis. Sobald die deutsche Litteratur in ihrer Mitte durch Mendelssohn eingebürgert war, zogen sie auch diese in den Kreis ihrer Beschäftigung, sei es im ernsten Streben, sich zu belehren, oder um die Mode mitzumachen.

Die nächste Anregung ging von Königsberg aus, welches gewissermaßen eine Kolonie von Berlin war. Wie in allen von Deutschen bewohnten Städten, so war auch in dieser Stadt und in Ostpreußen überhaupt den Juden die Ansiedelung erschwert, angefochten und verbittert. Erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts konnte die kleine Gemeinde dazu gelangen, eine Synagoge zu bauen. In Königsberg hatten es indeß Einige durch Fleiß und Umsicht zu Reichtümern gebracht und nahmen an der in Deutschland durch die französischen Litteratur aufdämmernden Kultur Anteil. Drei Brüder Friedländer (Bärmann, Meyer und Wolf) waren tonangebend. Dieser Familie gehörte David Friedländer an, (geb. 1750, gest. 1834), dieser Affe Mendelssohn's, welcher vermöge seiner Verschwägerung mit dem Bankierhause Daniel Itzig in Berlin Einfluß erlangte und die Verbindung

zwiſchen Berlin und Königsberg vermittelte. Ein Ereignis war es für die Königsberger Juden, als Mendelsſohn auf einer Geſchäftsreiſe ſich mehrere Tage daſelbſt aufgehalten hatte, von vornehmen Perſonen, akademiſchen Profeſſoren und Schriftſtellern aufgeſucht und mit außerordentlicher Aufmerkſamkeit behandelt worden war. Emanuel Kant, der Gedankenſtürmer, hatte ihn öffentlich umarmt. Der excentriſche Haman, „der Magus des Nordens“, hatte ihn in ſeiner übertreibenden Weiſe in den Himmel gehoben. Dieſer geringfügige Umſtand gab den gebildeten Königsberger Juden eine Art Selbſtbewußtſein, daß der Jude durch Selbſtachtung den herrſchenden Klaſſen Achtung abtrotzen könne. Dazu kam, daß die Königsberger Univerſität von einigen humanen Univerſitätslehrern, beſonders von Kant beeinflußt, wiſſensdurſtige Juden als Zuhörer und akademiſche Bürger aufnahm. Unter dieſen halbakademiſchen und halbtalmudiſchen Jüngern waren damals zwei, von denen die Erweckung eines friſchen Geiſtes ausging oder vielmehr die Mendelsſohn's ſtille Thätigkeit wirkſamer fortſetzten: Iſaak Abraham Euchel und Mendel Breſſelau, beide Hauslehrer bei den reichen und bildungsliebenden Friedländer's. Iſaak Euchel hatte ſich durch Mendelsſohn's und Weſſely's Vorbild zum gediegenen, korrekten, hebräiſchen Stiliſten gebildet, deſſen Schreibart wohlthuend gegen die bis dahin gebräuchliche Sprachverderbnis abſtach.

Bedeutender war ſein jüngerer Genoſſe, Mendel Breſſelau, der ſich ſpäter an dem großen Kampfe gegen das Alte beteiligte und die rabbiniſchen Graubärte zauſte. Er war ein wahrhafter Künſtler in der hebräiſchen Sprache und verſtand es, das bibliſche Sprachgut auf moderne Verhältniſſe und Lagen ohne Geſuchtheit und Zweideutigkeit auzuwenden. Unterſtützt von zwei Jünglingen aus dem reichen Hauſe Friedländer erließen Euchel und Breſſelau noch bei Mendelsſohn's Leben während Weſſely's Kampf mit den Stockfrommen (Frühjahr 1783) einen Aufruf an die Geſamtjudenheit, einen Verein zur Förderung der hebräiſchen Sprache zu gründen und ein öffentliches Organ, den Sammler (Meaſſef) zu ſchaffen. Euchel's und Breſſelau's Aufruf fand ein volltönendes Echo. Sie hatten das rechte Mittel zur Hebung und Bildung gewählt und auch ein gefühltes Bedürfnis befriedigt. Die hebräiſche Sprache, geläutert und geſchmackvoll angewendet, konnte

allein die Vermittelung zwiſchen der Judenheit und der Zeitbildung herbeiführen.

Am meiſten Teilnahme fand der „Sammler“ in Berlin, litterariſche Beiträge und klingende Unterſtützung. Hier gab es bereits eine Reihe von Jünglingen, die von demſelben Streben wie Euchel und Breſſelau belebt waren, Schwärmerei für die hebräiſche Sprache hegten und ſie mit ſich verjüngten. Auch Mendelsſohn lieferte einige hebräiſche Gedichte ohne ſeinen Namen zu nennen, nicht zu ſtolz, von der Höhe ſeines Ruhmes mit Anfängern einen Wettlauf anzutreten. Neue Namen tauchten in dem neubegründeten Organ auf, welche unter dem Geſamtnamen Measfim (Mitarbeiter am „Sammler“) eine ganz beſtimmte Richtung, eine Sturm- und Drangperiode der neuhebräiſchen Litteratur bezeichnen. Zunächſt waren es die beiden Zwillingsgenoſſen von Euchel und Breſſelau, welche ſpäter die Redaktion übernahmen: Joel Löwe und Aaron Halle oder Wolfsſohn, der Eine ein ernſter Forſcher, der Andere ein kühner Stürmer. Berliner Mitarbeiter waren nächſt David Friedländer, der es mit Allem verſuchte, Joſeph Haltern und Joſeph Witzenhauſen oder Veit. Zwei Polen, die ſich in Berlin aufhielten und zu den bedeutendſten hebräiſchen Styliſten zählten, gehörten ebenfalls zu dieſem Kreiſe: Iſaak Satanow und Ben-Seeb. Zu den auswärtigen Mitarbeitern des „Sammler“ gehörte auch Wolf Heidenheim. Es war ein wunderlicher Menſch, dem die Formloſigkeit des am Alten Klebenden und die Leichtfertigkeit des Neueren gleich zuwider waren, und der ſeine Muße mit peinlich genauen, grammatiſchen und maſoretiſchen Studien an der Hand alter Meiſter ausfüllte. Durch ſeine ſorgfältigen Ausgaben alter Schriften hat er der alten Schlottrigkeit und Sorgloſigkeit der hebräiſchen Druckwerke, wenn auch nicht ein Ende gemacht, ſo doch geſteuert.

In Frankreich vertrat die hebräiſche Litteratur der Measfim Moſe Ensheim oder Moſe Metz. Er war einige Jahre Hauslehrer bei Mendelsſohn. Seine jungen Zöglinge haben ihm ein gutes Andenken im Herzen bewahrt. Er war von liebenswürdiger Milde, Herzensgüte und ſo großer Beſcheidenheit, daß er nie etwas von ſeinem Geiſte Ausgedachtes hat veröffentlichen wollen. Er war ein Mathematiker von ſo großer Bedeutung, daß Mathematiker

erſter Größe Lagrange und Laplace ſein mathematiſches Werk gerühmt haben. — Die umbildende Richtung der Measfim drang auch nach Italien.

Solchergeſtalt hatte die hebräiſche Sprache und die neuhebräiſche Poeſie ein neues Band um die weſt-europäiſche Judenheit geſchlungen, zum Teil auch die Juden in Polen umſchloſſen und eine erſtaunlich raſche und nachhaltige Kräftigung und Verjüngung zu Wege gebracht. Die hebräiſche Sprache war faſt allen Juden, mit Ausnahme weniger unwiſſenden Dörfler, bekannt, und darum eignete ſie ſich ſo ſehr zur Vermittlerin der europäiſchen Kultur. Die Talmud ſtudierende Jugend zu Tauſenden an den verſchiedenen Lehrſtätten nahm allmählich, meiſtens verſtohlen, regen Anteil daran und ſog dieſe Neuerungen mit ſtarken Zügen ein. Altes und Neues floſſen anfangs zuſammen. Dieſe Bildungsmittel, außertalmudiſches Wiſſen — die angeſehenen alten Rabbinen Ezechiel Landau, Raphael Kohen und andere haben ſie verdammt, Mendelsſohn und Weſſely, untadelhaft fromme Männer, haben es nicht nur erlaubt, ſondern es dringend zur Hebung des Judentums empfohlen. Von den alten verehrten Autoritäten haben ſie Einige erlaubt und ſelbſt betrieben, nnd Andere verpönt und ſich davon wie vor einer verführeriſchen Sünde ferngehalten. Dieſe gewichtige Gewiſſensfrage trat an denkende jüdiſche Jünglinge heran und erzeugte eine gewaltige Unruhe. Meiſtens entſchied der Reiz der Neuheit dieſe Frage. Sie verlockte die anziehende Sprache der Vertreter der neuen Richtung, hin und wieder auch die Luſt, ſich läſtiger ritueller Feſſeln zu entledigen. Die Zahl der Teilnehmer an der Zeitſchrift „der Sammler“ nahm von Jahr zu Jahr zu. Mendelsſohn's Tod gab ihnen eine Fahne. Seine Jünger verherrlichten ihn mit hellen Farben, verklärten ihn und ſeinen ungewöhnlichen Lebenslauf in Proſa und Verſen, wieſen auf ihn als auf ein nachahmenswertes Ideal und beuteten gewiſſermaßen ſeinen Ruhm für ihre Sache aus. Dieſer Kreis ging dann einen Schritt weiter und richtete ſein Streben auf Verfeinerung überhaupt. Er nannte ſich „Verein für Gutes und Edles“ (ſeit 1787), ohne jedoch ſelbſt ſeinen Endzweck genau beſtimmen zu können. Von den Anhängern des Alten konnte dem überwältigenden Strome der Neuerung kein Damm entgegengeſetzt werden.

So entstand fast in jeder großen Gemeinde eine Partei der „Aufgeklärten“ oder „Linken“, die mit dem Alten noch nicht gebrochen hatte, aber dem Bruche nahe war, und die stockfromme Partei, welche wegen ihrer Vorliebe für reine Sprache, jene für die hebräische und europäische Litteratur und für anständige Form überhaupt als Ketzer verschrie. Das Erscheinen des „Sammler“ hat auch in christlichen Kreisen Aufmerksamkeit erregt. Es wurde als Morgenröte gepriesen, und es war in der That ein Morgenaufgang für den jüdischen Stamm. Drei tief philosophischen Denker, wenn auch nicht erster, doch zweiter Größe, zum Mendelssohnischen Kreise gehörig, aus dem Schooße der Judenheit hervorgegangen, wurden Culturvermittler. Diese obwohl in Mendelssohn's System geschult, doch die Schwächen desselben erkennend, wandten sich neueröffneten Bahnen zu: Marcus Herz, Salomon Maimon und Ben-David. Von der überwältigenden und erlösenden Gedankenfülle des Denkers erster Größe „Kant“ ergriffen und sie tiefer als die Kathederphilosophien erfassend, wurden sie seine Schildträger und machten seine in knorriger Sprache gegebenen Gedanken gemeinverständlich. Marcus Herz (geb. 1747, gest. 1803) wurde von Kant wegen seines Scharfsinns ausgezeichnet. Als er sich in Berlin als geschickter Arzt niedergelassen, wurden seine Vorlesungen über Philosophie und experimentale Physik von hervorragenden Männern und selbst von Prinzen besucht. Durch seine Persönlichkeit und seinen schlagenden Witz wurde sein Haus, das durch seine schöne und imposante Frau Henriette de Lemos eine Anziehungskraft mehr hatte, Sammelpunkt der vornehmen Berliner Gesellschaft und übte einen weitreichenden Einfluß auf den Bildungsgang jüdischer und auch christlicher Kreise.

Von der erstaunlich raschen Bildungsfähigkeit der Juden gab Salomon Maimon ein eindringlicheres Beispiel. Dieser Pole (geb. um 1753, gest. 1800) mit dem eigentlichen Namen Salomon aus Littauen oder aus Nieswiesz, arbeitete sich aus dem dichsten Nebel jüdisch-polnischer Unwissenheit aus eigenem Antrieb, ohne besondere Nachhilfe, zur lichten Höhe klarer philosophischer Erkenntnis heraus, versank aber vermöge seiner Zweifelsucht in entsetzliche Verirrungen. Seine Lebensgeschichte ist voll von Wanderung und Unstätigkeit.

Auch ihm hatte, wie Mendelssohn, das religionsphilosophische Werk Maimuni's, „der Führer der Irrenden", die Augen geöffnet. Er las sich so sehr in das Buch hinein, daß er eins damit wurde, nannte sich infolge dessen Maimon und schwur bei dem Namen des jüdischen Weisen, so oft ihn ein Gelüst zur Sünde anfocht. Von Marcus Herz an Kant empfohlen, war dieser von Maimon's Scharfsinn und Tiefe fast geblendet und spendete dem jüdischen Denker, der sich halb als seinen Gegner zeigte, das höchste Lob. Maimon wurde ein sehr fruchtbarer, philosophischer Schriftsteller und wußte, der Pole, in deutscher Sprache die schwierigen, dunkeln und trockenen metaphisischen Probleme allgemein verständlich zu machen. Dem großen Publikum wurde er erst durch seine eigene „Lebensbeschreibung" bekannt, worin er die Blöße der polnischen Juden und auch seine eigenen mit cynischer Schonungslosigkeit aufdeckte, wie mehrere Jahre früher Rousseau mit seinen „Bekenntnissen".

Diese Art offenherziger Schriftstellerei war damals in dem steifen, zopfigen Deutschland etwas Außerordentliches und machte Aufsehen. Maimon's Lebensbeschreibung drang in viele Kreise und gewann ihm zahlreiche Leser. Die beiden deutschen Dichter-Größen Schiller und Goethe waren förmlich in diesen jüdischen cynischen Philosophen vernarrt. Der Letztere hegte den Wunsch, ihn in seine Nähe zu ziehen. Der Ruhm machte Maimon weder besser, noch glücklicher. Er behielt seine regellose Lebensweise, wie seine polnischen Manieren bei und mußte bis an sein Lebensende von Unterstützung leben.

Der dritte jüdische Denker dieser Zeit, Lazarus Ben-David (geb. in Berlin 1762, gest. das. 1832) hatte weder den tragischen, noch den komischen Lebensgang Maimon's. Für die Kant'sche Philosophie empfand er glühende Begeisterung. Es war vielleicht eine Thorheit, daß er nach Wien ging, um dort Vorlesungen über die Philosophie zu halten, da in Österreich damals weder Sinn noch Verständnis dafür vorhanden war. Anfangs wurde ihm zwar die Universität für seine Vorlesungen eingeräumt. Man denke nur, für einen Juden und für eine Philosophie, welche dem Katholicismus jede Berechtigung abspricht ein akademischer Lehrstuhl. Er mußte sie indes bald einstellen; aber Graf Harrach räumte ihm sein Palais dafür ein.

Deutſche Juden haben ſich aber nicht bloß durch Mendelsſohn's Anregung in raſchem Fluge zur Höhe der Kultur hinaufgeſchwungen, ſondern auch unverkennbar die Verbreitung und Verallgemeinerung des gebildeten Bewußtſeins in chriſtlichen Kreiſen gefördert. Geiſtvolle Juden und Jüdinnen haben zunächſt in Berlin jenen gebildeten Weltton geſchaffen, der die Eigentümlichkeit dieſer Hauptſtadt geworden iſt und von hier aus anregend auf das übrige Deutſchland eingewirkt hat. Juden und Jüdinnen haben zuerſt in Berlin einen Salon geſchaffen. Durch Friedrich den Großen war die geiſtvolle franzöſiſche Litteratur in Preußen eingebürgert worden, und die Juden fühlten ſich am meiſten von dem ſprudelnden franzöſiſchen Witz angezogen. Der talmudiſche Witz lief ſozuſagen dem franzöſiſchen entgegen und umarmte ihn als einen Geiſtesverwandten. Voltaire hatte in den Zelten Jakob's mehr Bewunderer als in deutſchen Häuſern. Die jüdiſche Jugend warf ſich mit Heißhunger auf die franzöſiſche Litteratur; freilich zog damit auch die franzöſiſche Leichtfertigkeit mit ein. Auch die klugen Töchter Israel's gaben ſich dieſer Modethorheit mit allem Eifer hin. Sie lernten franzöſiſch: es war ein Schmuck mehr, den ſie ſich umhängten. Durch Mendelsſohn's und Leſſing's Einfluß wich dieſe Tändelei dem ernſten Streben, ſich gründliche Bildung anzueignen, um mit den Männern auf gleicher Höhe ſtehen zu können. Mendelsſohn's Töchter in ſtetem Verkehr mit gebildeten Männern gingen darin voran und erregten Nacheifer. In keiner Stadt Deutſchlands gab es daher ſo viel gebildete Mädchen und junge Frauen als in Berlin.

Mendelsſohn's Haus war zuerſt Mittelpunkt für wiſſenſchaftliche Unterhaltung geworden. Nach ſeinem Tode traten David Friedländer und Marcus Herz an deſſen Stelle. Friedländer war aber zu ſteif und hausbacken, um eine Anziehungskraft auszuüben. So wurde denn das Haus des Letzteren der Sammelpunkt der Freunde Mendelsſohn's, und es erweiterte ſich zu einem viel größern Kreiſe; denn mehr noch als ſeine Wiſſenſchaft und ſein Geiſt, feſſelte ſeine Frau. Sie bildete einen förmlichen Zauberkreis, dem alles, was es in Berlin an einheimiſchen und fremden Perſonen von Auszeichnung gab, gewiſſermaßen zuflog. Henriette Herz (geb 1764, geſt. 1847) war ſozuſagen ein Sonntagskind, dem das Glück von früheſter Jugend an zulächelte

und es verhätschelte. Von Benjamin de Lemos, einem portugiesisch-jüdischen beliebten Arzte, geboren, der sich mit einer Deutschen verheiratet hatte, vereinigten sich in der Tochter harmonisch die Eigenart des südländischen Feuers und spanischer Würde mit deutscher Weichheit und Biegsamkeit. Sie machte mit ihrer Gestalt und ihren Gesichtszügen Aufsehen, so oft sie sich blicken ließ, und man nannte sie „die tragische Muse". Künstler bewunderten diese vollendete Schönheit, wie sie nur selten aus der Meisterhand der Natur hervorgeht.

Diese schöne Frau machte ihr Haus, wie gesagt, zum Sammelpunkte der auserwählten Gesellschaft Berlins. Es wurde der erste Salon Berlins, in welchem geistige Genüsse in mannigfacher Fülle geboten waren. Zwangslos verkehrten hier mit gebildeten Juden zunächst Mendelssohn's christliche Freunde: Nikolai, Engel, Erzieher des Kronprinzen (Friedrich Wilhelm III.), welcher Proben rabbinischer Weisheit, von Juden empfangen, unter das Publikum brachte und Ramler, der Gewissensrat der Dichter. Es kamen auch neue Männer, welche eine hohe Stellung einnahmen, hinzu: die Konsistorialräte Teller und Zöllner. Knuth, der Erzieher der Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt, welche später europäische Berühmtheiten wurden, führte sie in Rahel's Salon ein. Gentz, Schleiermacher und Friedrich von Schlegel waren gewissermaßen Hausgenossen des Herz'schen Paares. Mirabeau, in dessen Haupt sich damals schon die gewitterschwangern Wolken der Revolution sammelten, dem auch die Juden so viel verdanken, verkehrte während seiner geheimen diplomatischen Sendung (1786) in Berlin im Hause der Henriette Herz. Nach und nach ließen sich auch Damen von hohem Stande und von Bildung herbei, mit ihr und ihren Freundinnen zu verkehren, von dem Reiz des feinen und geselligen Verkehrs angezogen. Am meisten Anziehungskraft übte dieser Salon auf gebildete christliche Jünglinge wegen der schönen jüdischen Mädchen und Frauen, welche sich wie Trabanten um die schöne Wirtin bewegten. Diese jüdischen Schönheiten bildeten aber nicht bloß die Dekoration dieses Salons, sondern nahmen regen Anteil an der geistvollen Geselligkeit und zeichneten sich zum Teil durch einen originellen Geist aus. Gentz nannte sie „die klugen Weiber aus der Judenschaft".

Die geſellige Annäherung der Juden an die gebildeten Kreiſe ließ ſie in Preußen die Hoffnung hegen, wenn auch nicht eine vollſtändige Einbürgerung, ſo doch eine Erleichterung der ſie ſo ſchwer bedrückenden Gelderpreſſungen und Erniedrigungen zu erlangen. Zwiſchen der geſellſchaftlichen Stellung gebildeter Juden und ihrer geſetzlichen Behandlung war nämlich eine tiefe Kluft. Die Behörden behandelten diejenigen, welche ihnen durch Reichtum und Bildung ſo weit überlegen waren, noch immer als gemeine Schutzjuden. Große Hoffnung machten ſich die Juden Berlins nach der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm's II., welcher milden Sinnes war. Von David Friedländer angeregt, der, als Nachfolger Mendelsſohn's, zugleich als Vertreter der jüdiſchen Intereſſen galt, reichten die Oberälteſten der Berliner Gemeinde ein Geſuch ein, den Judenleibzoll in Wegfall zu bringen, die barbariſchen Judengeſetze aufzuheben und den Juden Freiheit der Bewegung einzuräumen. Sie erhielten darauf einen günſtigen Beſcheid, daß ſie „redliche Männer aus ihrer Mitte wählen" mögen, mit denen die Regierung darüber verhandeln könnte. Auch ihr Antrag, Bevollmächtigte ſämtlicher Juden aus den Provinzen (mit Ausſchluß von Schleſien, Weſtpreußen und Oſtfriesland) dazu einzuberufen, wurde genehmigt und eine Kommiſſion eingeſetzt, die Beſchwerden der preußiſchen Juden zu unterſuchen und Vorſchläge zur Verbeſſerung zu machen.

Die Deputierten zählten die Gelderpreſſungen auf, denen die Juden unter den lächerlichſten Titeln unterworfen waren; z B. Porzellan von der ſchlechteſten Beſchaffenheit ,(ſpottweiſe Judenporzellan genannt) um den höchſten Preis von der königlichen Fabrik zu kaufen und nach dem Auslande zu verkaufen, Unterhaltung einer Mützen-, Strumpf-, Beuteltuch- und Blondenfabrik. Sie verlangten kühn ſtändige Gleichberechtigung, nicht bloß Zulaſſung zum Ackerbau und zu ſämtlichen Gewerben, ſondern auch zu Ämtern und Univerſitätslehrſtühlen (Mai 1787). Die Hoffnung der Berliner und preußiſchen Juden wurde jedoch getäuſcht. Der Leibzoll wurde allenfalls aufgehoben und der Porzellanzwangkauf um 42000 Mark abgelöſt. Die übrigen Reformvorſchläge wurden dagegen lange beraten. Inzwiſchen hatten ſich die Schlauköpfe Wallner und Biſchofswerder des ſchwachen Königs bemächtigt, und eine Reaktion gegen die Aufklärung herbeigeführt.

Der Beſcheid auf das Geſuch der jüdiſchen Deputierten fiel daher zuletzt kläglich aus. Was ihnen die eine Hand gab, nahm wieder die andere. Es gereicht den Deputierten zur Ehre, daß ſie das kärglich und engherzig Dargebotene freimütig zurückwieſen und es ausſprachen: „Die Begünſtigungeu, die uns beſtimmt werden, ſind unter aller Erwartung und entſprechen den frohen Hoffnungen wenig, die wir bei der Thronbeſteigung geſchöpft haben“. Sie erklärten, daß ſie zur Annahme der gebotenen Reform „mit wenig Vorteilen und vielen Beſchränkungen“, namentlich zur Heranziehung zum niederen Kriegsdienſte ohne Vollmacht wären.

So hatte ſich in der Berliner Gemeinde ein Urſtock für die Veredlung des jüdiſchen Stammes gebildet. Durch zwei Organe wirkte dieſer Keimanſatz auf weitere Kreiſe: durch eine Freiſchule und die damit verbundene Druckerei Die Freiſchule, von David Friedländer und ſeinem reichen Schwager Daniel Itzig geleitet, war gerade nicht nach Weſſely's Ideal und Lehrplan angelegt. Die Gegenſtände von allgemeinen Wiſſensfächern nahmen den Hauptplatz ein und verdrängten nach und nach das ſogenannte Jüdiſche (Hebräiſch, Bibel, Talmud) aus dem Lehrplan. In zehn Jahren (1781—1791) wurden in dieſer Schule mehr als 500 gutunterrichtete Zöglinge ausgebildet, die als Sendboten des jüdiſch-berliniſchen Geiſtes ihn überallhin verbreiteten. Dieſe Freiſchule wurde ein Muſter für deutſche und außerdeutſche Gemeinden. In demſelben Sinne wirkte die damit verbundene Druckerei, welche eine große Zahl bildender Schriften in hebräiſcher und deutſcher Sprache in die Ghetto's warf. Der dadurch genährte Geiſt war anfangs ein Geiſt der Verneinung, der ſeichten Aufklärung. Sein Ziel war, alles aus dem jüdiſchen Leben und der jüdiſchen Sitte zu beſeitigen, was den gebildeten Geſchmack verletzte, was ſich nicht dem nüchternen Menſchenverſtande auf den erſten Blick empfahl, alles was an das Nationale, an die großen Thatſachen der Vergangenheit erinnerte, alles was die Juden in den Augen der Chriſten als eine Sonderheit erſcheinen ließ. Der höchſte Ruhm der Träger dieſes Geiſtes war, es den Chriſten gleich zu thun. „Aufklärung“ war ihr Stichwort. Dieſer Kreis glaubte immer noch, Mendelsſohn in ſeiner Mitte zu haben, während er ihm mit ſeinem Grundweſen längſt entrückt war.

Mit jedem Schritte, den die Berliner Schule der Aufklärung vorwärts ſetzte, trat ſie in Gegenſatz zur Geſamtjudenheit, welche noch in der hergebrachten Weiſe beharrte, verletzte deren Empfindlichkeit und vereitelte dadurch ihre eigene Wirkſamkeit. Mißverſtändniſſe, Erbitterung, Reibung und Kampf waren die nächſten Folgen. Darüber wurde der ehrlich-fromme Weſſely außerordentlich aufgeregt, machte den Wortführern in einer Abhandlung Vorwürfe und trennte ſich von den Vertretern der aufkläreriſchen Richtung, deren Hauptträger der Flachkopf David Friedländer war.

Viel weniger Männer von Bedeutung als die Richtung der Aufklärung zählte die der Stockfrömmigkeit. Der bedeutendſte Führer derſelben, Ezechiel Landau in Prag, der wenigſtens als Spitze angeſehen wurde, hatte auch nicht das geringſte Verſtändnis für die neue Zeit, klammerte ſich unbeſonnen an jeden noch ſo unberechtigten Brauch und ſchädigte damit die Sache, die er vertrat. Die öſterreichiſche Regierung wollte ein Verbot gegen die unter den Juden übliche Beerdigung der Leichen wenige Stunden nach dem Stillſtand der Atmungsorgane erlaſſen. Bei dieſer Frage kam der Gegenſatz zum Vorſchein. Landau, von Erhaltungseifer geblendet, ſprach ſich mit ſchwachen ſophiſtiſchen Beweiſen für die Beibehaltung dieſes Brauches aus. Damit drückte der Prager Oberrabbiner den Aufgeklärten den Pfeil in die Hand, da die Regierung auf ihrer Seite war. David Friedländer und Euchel hatten die ſynagogalen Gebete aus dem Hebräiſchen ins Deutſche für das weibliche Geſchlecht überſetzt. Dieſe geringe Abweichung vom Hergebrachten, die nicht einmal eine Neuerung war, erregte Anſtoß bei den Altfrommen. Ein Prediger in Prag (Eleaſar Fleckeles) eiferte dagegen.

Durch die Reibungen zwiſchen den Aufgeklärten und Altfrommen, die beide das Maß überſchritten, entſtand in der Berliner Gemeinde eine aufregende Spannung. Die Jugend: Hauslehrer, Handlungsdiener, die Söhne der Reichen, die Modenarren trugen eine leichtſinnige Philoſophie zur Schau, ſetzte einen Stolz darein, ihre greiſe Mutter zu verhöhnen, alles, was ihnen im Judentume im Wege ſtand, als Aberglaube, Vorurteil, rabbiniſchen Aberwitz zu verläſtern.

Die Anhänger des Alten waren dadurch um ſo zäher und klammerten ſich an alles, was einen religiöſen Anſtrich hatte. Da

die altfrommen Gemeindevorſteher oder Verwalter von Wohlthätigkeitsanſtalten noch das Heft in Händen hatten, ſo entzogen ſie den fremden Anhängern der Aufklärung in Berlin jede Unterſtützung, nahmen die Kranken nicht in das jüdiſche Hoſpital auf und verſagten den Toten ein ehrenhaftes Begräbnis. Die Familienloſen, zu denen auch zwei Leiter der Measſim gehörten, Euchel und Wolfſohn, wurden dadurch gezwungen, ſich untereinander zu verbrüdern, um nicht vereinzelt gegen die Stockfrommen dazuſtehen. Mendelsſohn's älteſter Sohn Joſeph nahm die Stiftung eines Vereins in die Hand, und da dieſer Name einen guten Klang hatte, ſo fand er zahlreiche Teilnahme. So bildete ſich die „Geſellſchaft der Freunde“ (1792), eine aufgeklärte Gemeinde in der Gemeinde, bloß aus ledigen Jünglingen beſtehend, deren Hauptzweck war, einander als Brüder zu betrachten, einander mit Rat und Beiſtand zu fördern und in Notfällen und Krankheiten zu unterſtützen. Der Nebenzweck lautete, Bildung zu verbreiten und „Aufklärung“ zu fördern. Die Mitglieder dieſer Geſellſchaft hatten aber keinen rechten Halt; ſie entbehrten der Begeiſterung für die Neuſchöpfung. Noch weniger Halt hatten die Alltagsmenſchen, die ſogenannten aufgeklärten reichen Kaufleute, welche dem Luxus frönten und in dem Anſchluß an Chriſten ihre Glückſeligkeit ſuchten. Das Alte feſſelte ſie nicht mehr, und das Neue hatte noch keine faßbare Geſtalt, um ſie anzuziehen.

Vom tauſendjährigen Bande einer auf nationalen Boden entſtandenen Religion losgelöſt, fielen die oberflächlichen Vernünftler und Wüſtlinge maſſenhaft dem Chriſtentume zu. „Sie glichen den Motten, flatterten ſo lange um die Flamme, bis ſie endlich von ihr verzehrt wurden“. Wozu ſich noch von den Feſſeln des „General-Privilegiums“ einengen laſſen, wozu noch die Schmach von Schutzjuden tragen, wenn ſie vermittelſt einer inhaltsleeren Formel den Chriſten gleichgeſtellt werden können! So wuſchen ſie die vom Joche eingekerbten Male und die Schmach mit Taufwaſſer ab. Die Gemeinden von Berlin, Breslau und Königsberg ſahen beſonders täglich den Abfall ihrer Glieder zum Chriſtentum, die Reichſten und äußerlich Gebildeten.

So hatte die Kirche einen mühelosen Sieg. Seitdem die Frankiſten in Südpolen wenige Jahrzehnte vorher zum Katholi-

zismus übergetreten waren, ſah die Kirche nicht ſo viel Judentaufen ohne Feuer und Schwert. In drei Jahrzehnten war die Hälfte der Berliner Gemeinde zur Kirche übergetreten. Es iſt als ein Wunder anzuſehen, daß damals nicht ſämtliche jüdiſche aufgeklärte Vernünftler in Deutſchland dem Judentum den Rücken gekehrt haben. Drei unſichtbare Mächte ſchützten ſie, dem Beiſpiel des Verrats und des Abfalls zu folgen: Die tiefe Abneigung gegen das Weſen des Chriſtentums, die unvertilgbare Anhänglichkeit an Familie und an die tauſendjährige große Vergangenheit und endlich die Liebe zur hebräiſchen Sprache und Litteratur. Wer die Schönheiten und Erhabenheit der heiligen Schrift in der Urſprache zu begreifen und ihre Sprache nachzuahmen verſtand, blieb Jude trotz des Zweifels im Herzen, trotz der Hintenanſetzung und der Schmach. So hatte Mendelsſohn mit der Überſetzung der Bibel dem neuen Geſchlechte zugleich Gift und Gegengift gereicht.

Nur David Friedländer machte eine Ausnahme von dieſer Regel. Auf ihn hatte weder das jüdiſche Altertum, noch die hebräiſche Poeſie, noch der Familienſinn die Macht, ihn bei der Fahne zu erhalten. Er war ein guter Familienvater, ein ehrlicher Kaufmann, ein gemeinnütziger Spender, aber eine philiſterhafte, beſchränkte Natur. Er kaute nur anderer Gedanken wieder und plapperte Stichwörter nach. Mit dem praktiſchen Judentum hatte er gebrochen und ſich einige erborgte Gedankenlappen von Mendelsſohn zuſammengeflickt. Dieſe Gedankenlappen, die er bei jeder Gelegenheit zum Vorſchein brachte, galten ihm als geläuterte Religion. Und doch wollte der Staat ihn und ſeine Geſinnungsgenoſſen nicht als Vollbürger anerkennen! Er hatte für ſich und die ganze Friedländerſche Familie um eine ausnahmsweiſe Naturaliſation mit allen Rechten und Pflichten nachgeſucht und ſie nicht erlangt. Das ſchmerzte ihn. Anſtatt ſich in Ahnenſtolz und Duldergröße zu hüllen, verband er ſich mit einigen gleichgeſinnten Familienvätern (wahrſcheinlich von der Familie Itzig), richtete mit ihnen gemeinſchaftlich ein Sendſchreiben an den mit Juden verkehrenden Oberkonſiſtorialrat Teller und zeigte ihm ihre Geneigtheit zum Übertritt, ſogar zur Annahme der Taufe an, jedoch unter einer Bedingung: Es möge ihnen der Glaube an Jeſus und die Beteiligung an Kirchenbräuchen erlaſſen werden oder ihnen

wenigſtens geſtattet ſein, die chriſtlichen Glaubensartikel auf ihre Weiſe zu deuten, da ſie den Kirchenglauben nicht theilen können und nicht heucheln mögen — ein ebenſo alberner wie ehrloſer Schritt!

Teller fertigte die jüdiſchen Familienväter, die ſich zu einem Chriſtentum ohne Jeſus drängten, ab, wie ſie es verdienten, höflich aber entſchieden. Sie ſollten nur bleiben, wo ſie ſind, das Chriſtentum trage nach ſolchen ungläubigen Gläubigen kein Verlangen. Friedländer hatte eine beſchämende Erfahrung gemacht. Er blieb notgedrungen Jude. Sein Sendſchreiben machte indes mehr Aufſehen als es verdiente. Es erſchienen mehrere Flugblätter darüber von chriſtlicher Seite. Tiefere Naturen wie Schleiermacher, ſo ſehr ſie auch das Chriſtentum überſchätzten, ſahen in dieſer Schrift einen Verrat am Judentum und eine Inkonſequenz. Ohne Ahnung, wer der Urheber war, rief Schleiermacher aus: „Wie tief verwundert muß beſonders der treffliche Friedländer ſein! Ich bin begierig darauf, ob er nicht ſeine Stimme gegen Verrat an der beſſeren Sache erheben wird, er, ein echterer Anhänger Mendelsſohns als, dieſer hier!“ Wenn Friedländer noch Scham empfinden konnte, hätte er dabei vergehen müſſen. Gläubige Chriſten empfanden es ſchmerzlich, daß die glorreiche Geſchichte des älteſten Volkes in ein Afterchriſtentum einmünden ſollte. Andere riefen aus: „Macht die Thore weit auf, damit ganz Israel in die Kirche einziehe.“ Noch Andere betrachteten es als Zeichen der Zeit, als einen Akt der Verbrüderung der Juden und Freidenker über die Köpfe der Religion und Prieſter hinweg. Die Juden ſchwiegen zu dieſer Friedländeriſchen Thorheit, und das war das Klügſte.

Noch weniger Halt und Ahnenſtolz als die gebildeten Juden zeigten die gebildeten Jüdinnen. Der Salon der ſchönen Herz wurde eine Art midjanitiſches Zelt. Hier kamen meiſtens junge jüdiſche Frauen, deren Männer ihrem Tagesberufe oblagen, mit chriſtlichen jungen Männern zuſammen. Der Tonangeber in dieſem Kreiſe wurde Friedrich von Gentz, die eingefleiſchte Selbſtſucht, Genußſucht, Laſterhaftigkeit und Gewiſſenloſigkeit, der es auf Verführung der Weiber geradezu angelegt hatte. Henriette Herz wurde von den Huldigungen, die ihrer Schönheit gebracht wurden, benebelt und verführt. Sie ging auf die Liebes-

tändelei ein, die in eine zweideutige Haltung ausartete; ihr, wie ihrer Freundinnen Urteil über Recht und Unrecht geriet in Verwirrung. Die christlichen Wüstlinge stifteten mit den Weibern und Mädchen einen sogenannten Tugendbund, einen Orden, der dahin zielte, daß die beiden Geschlechter ohne Schranken und ohne gesellschaftliche Anstandsformen mit einander verkehren, einander dutzen sollten. Es war damals der Beginn der von Goethe's Poesie ausgegangenen deutschen Romantik, welche dahin strebte, die lyrischen Gefühle der Dichtkunst zu verwirklichen, das Leben poetisch zu verklären. Diese romantische Richtung lief zuletzt darauf hinaus, Empfindsamkeit zu nähren und berüchtigte Wahlverwandtschaftsehen zu suchen. Die Jüdinnen fühlten sich geehrt, mit Christen der vornehmen Stände in eine so innige Beziehung zu treten. Die Thörinnen sahen nicht die züngelnde Schlange unter den Blumen.

Henriette Herz knüpfte zuerst Liebeleien mit Wilhelm von Humboldt an und dann mit Schleiermacher, diesem Apostel des neuen Christentums, der aus Spinngeweben neue Seile zur Fesselung der Geister zusammenflocht. Zu Schleiermacher gesellte sich Friedrich Schlegel, dieser Himmelsstürmer mit Kinderfäusten, der es auf die Verführung der verheirateten Dorothea Mendelssohn anlegte. Schon hatte die Verkehrtheit des „Tugendbundes" diese den Wahn eingeimpft, sich in ihrer Ehe unglücklich fühlen zu müssen. Henriette Herz gab sich als Unterhändlerin für die Sünderin her. Dorothea trennte sich darauf von ihrem Manne und lebte mit Schlegel zuerst in wilder Ehe. In dieser Zeit erschien Schlegel's unzüchtiger schmutziger Roman „Die Lucinde", in welcher die ehebrecherische Unflätigkeit verhimmelt wird. Schleiermacher war der Taufpate für diesen Roman.

Die dritte hochgebildete Jüdin in diesem Kreise war Rahel Lewin. Sie war zu klug, um an dem Tandspiel des Tugendbundes teil zu nehmen. Sie wollte ihren eigenen Weg gehen. Aber ihre Klugheit und ihr durchdringender Geist bewahrten sie nicht vor der Verpestung der Unsittlichkeit, welche die vornehme, christliche Welt damals aushauchte. Der Verführer dieser „kleinen Frau mit der großen Seele" (wie man sie nannte), war Goethe. Seine Poesie und heidnische Lebensweisheit, der Sinnlichkeit, mit

mit Blumengewinde halb verdeckt, zu fröhnen, war für Rahel eine Bibel, die sie auswendig lernte und anwendete.

Diese geistbegabten jüdischen Sünderinnen thaten dem Judentum den Gefallen, zum Christentum überzutreten, Mendelssohn's Töchter und Rahel ganz laut und offenkundig. Henriette Herz, die mehr auf Schein hielt, nahm dagegen die Taufe in einer kleinen Stadt, um ihre jüdischen Freunde nicht zu kränken und erst nach dem Tode ihrer Mutter. Die doppelte Reaktion, die kirchliche, welche Schleiermacher und zum Teil auch Schlegel zum Vater hat, und die politische, welche sich an Gentz knüpft, hatte in dem Berliner judenchristlichen Salon ihre Wochenstube. Aber gerade in demselben Jahre, als der verweichlichte Schleiermacher in seiner romantischen Selbstbespiegelung das Judentum als eine Mumie verlästerte, erließ ein Held, ein Riese im Vergleich zu diesen nergelnden Zwerggestalten, Bonaparte nämlich, einen Aufruf an die Juden, sich um ihn zu scharen. Er wollte das heilige Land ihrer Väter für sie erobern und ihnen, ein zweiter Cyrus, den Tempel wieder erbauen. Die Freiheit, welche die Juden Berlins mit Darangabe ihrer Eigenart, mit Selbsterniedrigung vor der Kirche erlangen wollten, fiel ihnen ohne diesen Preis und ohne schimpflichen Schacher durch Frankreich in den Schoß.

Drittes Kapitel.

Die französische Revolution und die Emanzipation.

(1789—1806.)

Die französische Revolution war ein Strafgericht, um tausendjährige Sünden an einem Tage zu sühnen. Es war ein neuer Tag des Herrn eingetreten, „alles Stolze und Hohe zu demütigen und das Niedrige zu erheben". Auch für die Niedrigsten und Geächtetsten in dem europäischen Gesellschaftsleben, für die Juden, sollte endlich der Tag der Erlösung und Befreiung nach so langer Knechtschaft unter den europäischen Völkern aufgehen. Eigen, die beiden europäischen Länder, welche die Juden zuerst vertrieben hatten, England und Frankreich, waren auch die ersten, ihnen wieder Menschenrechte zu gönnen. Was Mendelssohn erst in fernen Zeiten für möglich erachtete, was die Fürsprecher der

Juden, Dohm und Diez, als frommen Wunsch aufstellten, das verwirklichte sich in Frankreich wie mit Zauberschnelligkeit.

Indessen ist die Freiheit der französischen Juden ihnen nicht so ganz wie eine reife Frucht in den Schoß gefallen. Sie haben vielmehr große Anstrengungen machen müssen, um das drückende Joch von ihren Schultern zu lösen. Die eifrigste Thätigkeit zur Befreiung der Juden in Frankreich entwickelte ein edler Mann, Herz Medelsheim oder Cerf Berr (geb. um 1730, gest. 1793). Er war der Erste, der die Vorurteile gegen seine Stammgenossen, unter denen er selbst schwer gelitten hat, durch Wort und That zu bannen bemüht war. Er war von Hause aus wohlhabend und lieferte für die französische Armee Kriegsbedarf. Zu diesem Zwecke mußte er in Straßburg weilen — wo kein Jude wohnen durfte — im Anfang allerdings nur für einen einzigen Winter zugelassen. Da er aber unter Ludwig XV. während eines Krieges und einer Hungersnot dem Staate wesentliche Dienste leistete, so wurde ihm vom Minister die Erlaubnis immer wieder verlängert, und er benutzte diese Gunst, um sich dort heimisch zu machen. Cerf Berr zog noch mehrere Juden nach Straßburg. Unter der Hand kaufte er Häuser für sich und seine Familienglieder und erhielt von Ludwig XVI. wegen seiner Verdienste um den Staat alle Rechte und Freiheiten der königlichen Unterthanen und besonders das Recht, ausnahmsweise Ländereien und Güter zu besitzen. Er richtete Manufakturen in Straßburg ein und war darauf bedacht, Juden zur Arbeit zu verwenden, um sie vom Schacher abzuziehen und den Anklägern den Vorwand für ihre Vorurteile gegen sie abzuschneiden. Die Deutschen in Straßburg sahen die Ansiedelung von Juden in ihren Mauern mit scheelem Blicke an und gaben sich alle erdenkliche Mühe, ihn und seine Schützlinge daraus zu vertreiben. Diese spießbürgerliche Engherzigkeit einerseits und andererseits Dohm's Fürsprache für die Juden, sowie Kaiser Joseph's teilweise Entfesselung derselben, ermutigten ihn, die Emanzipation oder mindestens die Zulassung der Juden zu den meisten französischen Städten ernstlich ins Auge zu fassen und sie bei Hofe durchzusetzen. Er ließ dazu Dohm's Schrift in französischer Sprache verbreiten, wie er auch die Pentateuch-Übersetzung Mendelssohn's, zu dem er in Beziehung stand, verbreitete. Cerf Berr's Anträge wurden vom Hofkreise günstig aufgenommen.

Auch von anderen Seiten liefen bei der französischen Regierung Gesuche um Erleichterung der Fesseln, welche namentlich die Juden von Elsaß und Lothringen drückten, ein. Der edle Malesherbes, welcher für Menschenbeglückung schwärmte, ließ im Auftrage des Königs eine Kommission von Juden zusammentreten, welche Verbesserungsvorschläge zu Gunsten der in Frankreich wohnenden Juden machen solle. Als Vertreter der Juden von Lothringen wurde Cerf Berr und sein Gesinnungsgenosse Berr Isaak Berr aus Nancy einberufen und portugiesische Juden aus Bordeaux und Bayonne, darunter Furtado, der später in der Revolutionsgeschichte eine Rolle spielte. Wahrscheinlich infolge ihrer Anträge hob Ludwig XVI., den besonders die Juden der deutschredenden Provinzen Frankreichs entwürdigenden Leibzoll auf.

Doch wirksamer als Cerf Berr und die jüdische Kommission arbeiteten für die Befreiung der Juden zwei Männer, welche gewissermaßen von Mendelssohn und seinen Freunden zu deren Herolden erwählt worden waren, Mirabeau und der nicht minder für volle Freiheit begeisterte Priester Gregoire. Graf Mirabeau, der stets auf Seiten der Unterdrückten gegen die Unterdrücker stand, wurde in Mendelssohn's Kreis zuerst dazu angeregt, seine Donnerstimme für die Juden zu erheben. In einer geheimen diplomatischen Angelegenheit vom französischen Hofe nach Berlin gesendet, war er gerade kurz nach Mendelsohn's Heimgang dahin angekommen und vernahm überall die Nachklänge der Schmerzenslaute über den Tod des jüdischen Weisen und das volle Lob, das ihm in christlichen Kreisen neidlos gespendet worden war. Mirabeau verkehrte auch viel mit Dohm, dem ersten Fürsprecher für die Juden. Erfüllt von Mendelsohn's großartiger Persönlichkeit und begeistert von dem Gedanken, einem geknechteten Volksstamme die Erlösung zu bringen, wollte Mirabeau das französische Publikum zunächst mit beiden bekannt machen. So entstand Mirabeau's einflußreiche Schrift: „Über Mendelssohn und über die politische Reform der Juden“ (1787). Er ging die tausendjährige tragische jüdische Geschichte durch und erblickte in ihr das glorreiche Märtyrertum der Juden und die Schmach ihrer Unterdrücker. „Wollt Ihr, daß die Juden bessere Menschen, nützliche Bürger werden! Verbannet aus der Gesellschaft jede erniedrigende Scheidung, öffnet ihnen alle Wege des Erwerbes.

Wachet, daß die Juden, ohne die geheiligte Lehre ihrer Väter zu vernachläſſigen, die Natur und ihren Urheber, die Prinzipien der Ordnung, die Intereſſen des Menſchengeſchlechtes, der großen Geſellſchaft beſſer kennen lernen, von denen ſie ein Teil bilden.“ Durchdrungen von Mendelsſohn's Geiſte, widerlegte Mirabeau der Reihe nach die Anſchuldigungen gegen die Juden. Er beſchloß ſeine glühende Schutzſchrift für die Juden mit den Worten: „Meint Ihr, daß die vermeintlichen, tiefgewurzelten Laſter der Juden erſt mit dem dritten oder vierten Geſchlecht verſchwinden können? Nun, ſo fange ſchon an. Denn es iſt kein Gewinn, die große Reform einer Generation aufzuſchieben, wenn man doch ohne dieſe Reform die Generation nicht verbeſſern kann, und das Einzige, was Ihr nicht einbringen könnt, wäre die verlorene Zeit“. Auch ſonſt ergriff Mirabeau jede Gelegenheit, um den Juden warm das Wort zu reden. Er war förmlich in ſie und ihre bibliſche Litteratur verliebt und zerſtreute die Nebel der Vorurteile, welche Voltaire gegen ſie angeſammelt hatte. Eine Sache, deren Verteidigung Mirabeau übernahm, konnte man für halb gewonnen halten. Seine Reformvorſchläge kamen zur rechten Zeit.

Unter den tauſend Fragen, welche am Vorabend der Revolution die öffentliche Meinung beſchäftigten, war auch die Judenfrage. Die Juden von Elſaß klagten über Unerträglichkeit ihres Elends und die chriſtliche Bevölkerung über die Unerträglichkeit der Verarmung durch die Juden. In Metz war eine Hetz-Schrift erſchienen: „Schrei des Bürgers gegen die Juden“, welche die häßlichſten Leidenſchaften des Volkes gegen ſie entzündete. Jeſaia Beer Bing, zugleich kenntnisreich und beredt, mit der Geſchichte ſeines Volkes mehr bekannt, als die meiſten jüdiſchen Zeitgenoſſen (die Berliner Tonangeber mit eingeſchloſſen) widerlegte mit eindringlicher Überzeugung jene Anſchuldigungen.

Durch Schriften für und gegen die Juden kam die Judenfrage auf die Tagesordnung in Frankreich. Die königliche Geſellſchaft für Wiſſenſchaft und Künſte in Metz ſetzte einen Preis für die beſte Arbeit über Beantwortung der Frage aus: „Giebt es Mittel, die Juden glücklicher und nützlicher in Frankreich zu machen.“ Neun Arbeiten liefen ein, ſieben zu Gunſten der Juden, darunter zwei von katholiſchen Geiſtlichen, dem Abt Gregoire und dem Abt de la Louze. Ihre Auseinander-

ſetzung gipfelt in dem Gedanken, daß die Juden gleich den Chriſten Menſchen und würdig ſind, franzöſiſche Bürger zu werden, und daß die ihnen zugeſchriebenen Fehler das Werk der Chriſten ſeien.

Als dieſe Schutzſchriften erſchienen, verdichteten ſich bereits die wetterſchwangeren Wolken der Revolution, welche Zerſtörung und Neubildung über den Erdkreis herbeiführen ſollten. Wie mit einem Zauberſtabe berührt verwandelte ſich Frankreich in einen Glutherd, worin alle Werkzeuge der Knechtſchaft verzehrt wurden, und aus der Aſche erhob ſich das franzöſiſche Volk, neuverjüngt, der erſte Apoſtel für die Freiheitsreligion. Sollte nicht auch für das am meiſten geknechtete Volk, für die Juden, die Stunde der Erlöſung geſchlagen haben? Zwei ſeiner eifrigſten Verfechter ſaßen in der zuſammenberufenen Nationalverſammlung: Mirabeau, einer der Väter der Revolution, und der Prieſter Gregoire, welcher ſeine Wahl gerade ſeiner Schutzſchrift für die Juden verdankte.

Allzuviel Juden wohnten in Frankreich beim Anbruch der Revolution keineswegs, kaum 50 000 Seelen — im Elſaß, in Metz, Paris, Bordeaux, in dem päpſtlichen Gebiet von Avignon und Carpentras. Unter den Juden in den verſchiedenen Provinzen beſtand ebenſowenig Zuſammenhang, wie unter denen der übrigen europäiſchen Länder. Das gehäufte Unglück hatte ſie zerklüftet. Zwiſchen den deutſchen und portugieſiſchen Juden beſtand zudem noch eine Spannung. Daher kam es, daß keine gemeinſamen Schritte von ihnen vorbereitet wurden, um ihre Einbürgerung ſofort von der Nationalverſammlung zu verlangen, obwohl Gregoire, der katholiſche Prieſter, ſie ermahnt hatte, die günſtige Gelegenheit zu ergreifen.

Der Sturm auf die Baſtille hatte dem Könige das Szepter aus der Hand geriſſen und es dem Volke überliefert. Die Revolution hatte Blut geleckt und begann das Strafgericht über die Unterdrücker zu vollſtrecken. An vielen Punkten des Landes wurden wie auf Verabredung die Schlöſſer verbrannt, die Klöſter zerſtört, die Edelleute mißhandelt oder getötet. Im Elſaß machte die niedrige Volksklaſſe zugleich einen wütenden Angriff auf die Juden (Anfang Auguſt 1789) — zerſtörte ihre Häuſer, plünderte ihre Habe und zwang ſie halbnackt zur Flucht. Sie retteten ſich

meiſtens nach Baſel, und obwohl dort kein Jude weilen durfte, wurden die Flüchtlinge doch beherbergt und mitleitsvoll behandelt. Weſſely verewigte die menſchliche Geſinnung der Baſeler durch ein ſchönes hebräiſches Gedicht. Über alle dieſe Ausſchreitungen des erſten Freiheitsrauſches, die traurigen Folgen der Selbſtſucht der Großen, liefen Klagen bei der Nationalverſammlung ein; von ihr erwarteten Alle Abhilfe. Die mißhandelten Elſaſſer Juden hatten ſich an Gregoire gewendet, und dieſer entwarf ein düſteres Gemälde von dem Judenſturm und fügte hinzu, daß er, ein Diener der Religion, welche alle Menſchen als Brüder betrachtet, das Einſchreiten der Verſammlung zu Gunſten dieſes geächteten und unglücklichen Volkes beanſpruchen müſſe. Er veröffentlichte ferner eine Schrift „Antrag zu Gunſten der Juden“. Es folgte darauf jene denkwürdige Nacht vom 4. Auguſt, in welcher der Adel ſelbſt ſeine Vorrechte auf dem Altar der Freiheit opferte und die Gleichheit aller Bürger anerkannte. Erſt infolge dieſer Anregung und aus Furcht, daß ſie ſämtlich als Opfer der Anarchie fallen könnten, entſchloſſen ſich die Juden, Geſuche um Aufnahme in den Bruderbund des franzöſiſchen Volkes zu ſtellen; aber wiederum traten ſie vereinzelt und teilweiſe mit widerſprechenden Wünſchen auf. Die Juden von Bordeaux waren bereits in die Nationalgarde eingetreten, und einer derſelben war zum Hauptmann ernannt worden. Auch von den Pariſer Juden waren etwa Hundert in die Nationalgarde eingetreten, und wetteiferten an Patriotismus und revolutionärem Mut mit den übrigen Bürgern. Sie ſchickten elf Deputierte an die Nationalverſammlung, an deren Spitze ein Holländer, Goldſchmidt, und ein Portugieſe, Abraham Lopes Laguna, welche um Abwendung der Schmach, mit der ſie als Juden bedeckt ſind, und um ausdrückliche Gleichſtellung durch das Geſetz baten.

Die religiöſe Unduldſamkeit zeigte ſich indeß auch im Schoße der Verſammlung. Als ein Deputierter, de Caſtellane den Punkt hervorgehoben hatte: „Kein Menſch ſoll wegen ſeiner religiöſen Meinungen beunruhigt, noch in der Ausübung ſeines Kultus geſtört werden“, erhob ſich ein Sturm von den Bänken der katholiſchen Geiſtlichkeit, in den auch einige Laien ihre Stimme miſchten. Vergebens erhob Mirabeau ſeine Löwenſtimme gegen dieſe Überhebung. „Die unbeſchränkte Religionsfreiheit iſt in

meinen Augen so heilig, daß das Wort Toleranz selbst mir gewissermaßen tyrannisch klingt". Nur die weisheitsvolle Rede eines anderen Deputierten, Rabaud Saint-Etienne, brachte die Gewissensfreiheit zum Siege. Er bemerkte, daß er eine Bevölkerung von einer halben Million Menschen vertrete, worunter sich 120000 Protestanten befänden, und er könne nicht zugeben, daß diese von allen Ämtern und Ehren ausgeschlossen werden sollten. Er erhob aber auch für die Juden seine Stimme. „Ich verlange die Freiheit für das stets geächtete, heimatlose, auf dem ganzen Erdkreis herumirrende, der Erniedrigung geweihte Volk der Juden". Unter starkem Widerspruch ging die Fassung durch, welche seitdem die Grundlage der europäischen Konstitution geworden ist: „Niemand soll wegen seiner religiösen Meinung behelligt werden, insofern seine Äußerungen nicht die öffentliche, vom Gesetze eingesetzte Ordnung stören."

Damit war der eine Punkt in dem Gesuch der französischen Juden erledigt. Als aber die Judenfrage später geradezu zur Verhandlung kommen sollte (3. September) wurde sie wieder aufgeschoben und einem Ausschuß überwiesen. Erst durch die Verfolgungen, welche Juden abermals an einigen Orten erduldeten, wurde die Judenfrage für so dringlich gehalten, daß die Tagesordnung davon unterbrochen wurde. Gregoire war es abermals, der den Verfolgten das Wort redete. Ihn unterstützte der Graf Clermont-Tonnerre, ein aufrichtiger Freiheitsfreund. Die Versammlung beschloß darauf, daß der Präsident an verschiedene Städte ein Rundschreiben richten möge, daß die Erklärung der Menschenrechte, welche die Versammlung angenommen hat, alle Menschen auf Erden, also auch die Juden umfasse, daß sie demnach nicht gekränkt werden dürften. Der König wurde angegangen, mit seiner allerdings geschwächten Autorität die Juden von ferneren Verfolgungen zu schützen. Indessen hatte dieses Mittel bei den entfesselten Leidenschaften keinen Erfolg herbeigeführt. Die jüdischen Vertreter der drei Bistümer Elsaß und Lothringen verloren die Geduld, daß ihre Gleichstellung immer wieder abgewiesen wurde. Sie bemühten sich daher, sich endlich Gehör zu verschaffen. Von den Lothringischen Deputierten vor die Nationalversammlung geführt (14. Oktober) erhielt Isaak Berr, der unermüdliche Anwalt für seine Stammgenossen, das Wort, um

das tausendjährige Leid derselben zu schildern und um menschenwürdige Behandlung zu flehen. Gerührt hörten die Deputierten die Worte dessen an, der in diesem Augenblick das zugleich flehende und anklagende Judentum verkörperte. Der Präsident Peteau antwortete darauf, daß die Versammlung sich glücklich fühlen würde, den Juden Frankreichs Ruhe und Glück verschaffen zu können. Die Versammlung begleitete seine Worte mit Beifall, gestattete den jüdischen Deputierten als Ehrengästen den Verhandlungen beizuwohnen und versprach die Gleichstellung der Juden in der nächsten Sitzung zu beraten.

Inzwischen hatte die Revolution wieder einen Riesenfortschritt gemacht; das Volk hatte das so stolze französische Königtum wie einen Gefangenen von Versailles nach Paris geführt. Auch die Deputierten siedelten nach Paris über, und die Hauptstadt geriet immer tiefer in die Aufregung revolutionärer Fieberglut. Die Jugend der Pariser Juden und die von außen Eingewanderten nahmen Anteil an allen Vorgängen. Auch die Halbvermögenden legten Gaben auf den Altar des Vaterlandes, um der Finanznot abzuhelfen.

Endlich sollte die Judenfrage zum Austrag kommen. Ein Berichterstatter war dafür ernannt und eine eigene Sitzung dazu anberaumt. Der Berichterstatter Clermont-Tonnerre sprach wie die verkörperte Logik und Menschlichkeit zu Gunsten aller zurückgesetzten Klassen. Alle entschiedenen Freiheitsfreunde ergriffen das Wort zu Gunsten der Juden: Robespierre, Duport, Barnave und, was sich von selbst versteht, Mirabeau. Die Anhänger des Alten stemmten sich aber entschieden dagegen, der Abt Maury, der Bischof la Fare von Nancy und der Bischof von Clermont. Die Majorität entschied trotzdem, daß diejenigen Juden in Frankreich, welche unter dem Namen Portugiesen, Spanier oder Avignonesen wohnen, Vollrechte als aktive Bürger genießen sollten. Der König genehmigte sofort dieses Gesetz. Das war die erste gesetzliche Anerkennung der Juden als Vollbürger, allerdings nur eines Bruchteiles derselben. Aber es wurde damit ein Beispiel gegeben.

Die Deputierten der Juden aus den deutschen Landesteilen hatten es nicht so leicht; sie mußten sich die Gleichstellung schwer erkämpfen. Sie wendeten ein wirksames Mittel an, einen Druck auf die Nationalversammlung auszuüben und sie gewissermaßen zu zwingen,

die Einbürgerung zu beſiegeln. Von neuen Geſuchen an die Verſammlung verſprachen ſie ſich wenig. Die Judenfeinde ſprengten aus, ein ſehr reicher Jude (Cerf Berr) hätte mit noch einigen anderen bedeutende Summen in Paris ausgeſtreut, um Beſchützer und Sachwalter für ihre Glaubensgenoſſen zu werben. Das war eine boshafte Verläumdung. Sie hatten allerdings den feurigberedten Advokaten Godard gewonnen, um mit Schrift und Wort für ſie einzutreten, ganz beſonders aber die Sektionen der Bürgerſchaft von Paris zu bearbeiten, daß ſie die Einbürgerung der Juden von der Nationalverſammlung gewiſſermaßen fordern ſollten. Von der Hauptſtadt offiziell beauftragt, begab ſich darauf eine Deputation der Kommune mit dem Vorſitzenden, dem Abt Mulot, an der Spitze, in die Sitzung der Nationalverſammlung, um ſie zu erſuchen, oder vielmehr moraliſch zu nötigen, das Dekret, welches die portugieſiſchen Juden als Vollbürger erklärte, auch auf die in Paris wohnenden Juden auszudehnen.

Die Bevölkerung von Elſaß hatte ſich inzwiſchen allmählich ebenfalls mit der Gleichſtellung der Juden befreundet. Einige Gemeinden, welche die Kommunalgüter zu verteilen hatten, bewahrten auch den Juden den auf ſie fallenden Anteil, in der Vorausſetzung, daß er ihnen gebührte. Eine Stadt im Elſaß verlangte von der Nationalverſammlung, ſich ſofort mit dem Loſe der Juden zu beſchäftigen, weil die Ungewißheit darüber ſie Gefahren ausſetze. Auf Grund deſſen verlangten einige Deputierte, die Emanzipation der deutſch redenden Juden endlich auf die Tagesordnung zu ſetzen. Dagegen widerſetzte ſich abermals der Abt Maury. Um jedoch die Juden von Elſaß vor Volksaufläufen zu ſchützen, dekretierte die Verſammlung abermals, daß ſie unter dem Schutze der Geſetze ſtänden, und die Behörden und die Nationalgarde über deren Sicherheit zu wachen hätten. Damit beſchwichtigten ſie ihr Gewiſſen. Der König ſanktionierte das Sicherheitsgeſetz für die Elſaßer Juden. Aber die Hauptfrage ruhte wieder drei Monate.

Glücklicherweiſe ſtand jedoch die Judenfrage nicht vereinzelt, ſondern hing mit anderen Fragen zuſammen. Die Juden von Elſaß und beſonders die von Metz, hatten hohe Schutzgelder zu bezahlen. Die Verſammlung mußte ſich darüber ausſprechen, ob dieſe Schutzgelder fortdauern oder wegfallen ſollten. Sie entſchied

im liberalſten Sinne. Faſt ohne Widerſpruch wurde die Befreiung der Juden von Elſaß und Metz von den Ausnahmeſteuern zum Geſetz erhoben. Ludwig XVI., der damit wieder ein Stück Mittelalter ſchwinden ſah, zauderte anfangs mit der Beſtätigung dieſes Geſetzes, mußte aber zuletzt doch nachgeben.

Schon war die Konſtitution abgeſchloſſen und vom Könige genehmigt (Septbr. 1791), ohne daß den deutſchredenden Juden in Frankreich die ſo oft in Ausſicht geſtellte Gleichberechtigung zuerkannt war; ihnen kam nur der Paragraph der Menſchenrechte zu gute: daß niemand wegen ſeiner religiöſen Meinung behelligt werden dürfte. Erſt in der letzten Stunde, wenige Tage vor der Auflöſung der Nationalverſammlung erinnerte ſich der Juden der zum Jakobinerklub gehörige Düport und verſchaffte ihnen mit wenigen Worten die volle Gleichheit. Er zog die Konſequenz aus dem Rechte der Religionsfreiheit. „Ich verlange, daß die Vertagung zurückgenommen und dekretiert werde, daß ſämmtliche Juden in Frankreich die Rechte der Vollbürger genießen ſollen“. Mit rauſchendem Beifall wurde dieſer Antrag angenommen. Ein Mitglied verlangte, daß alle diejenigen, welche dagegen ſprechen wollten, zur Ordnung gerufen werden mögen, weil ſie damit die Konſtitution ſelbſt bekämpfen. So nahm denn die Nationalverſammlung (27. Septbr. 1791) Duport's Antrag an und formulierte Tags darauf das Geſetz, daß alle Ausnahme-Maßregeln gegen die Juden hiermit aufgehoben ſeien, und daß die (deutſchen) Juden zum Bürgereide aufgefordert werden ſollten. Zwei Tage ſpäter ging die Nationalverſammlung auseinander, um einer noch heftigeren revolutionären Verſammlung Platz zu machen. Wenige Tage ſpäter beſtätigte Ludwig XVI. dieſe volle Gleichſtellung der franzöſiſchen Juden (13. Nov. 1791). Auch nicht ein Jota von ihrer Religion brauchten ſie dafür aufzugeben; es wurde nur von ihnen verlangt, daß ſie auf ihre ſogenannten Privilegien verzichten ſollten.

Mit vollem Rechte jubelte beſonders Berr Iſaak Berr über dieſen Erfolg. Er hatte einen großen Anteil daran. Er richtete ſogleich ein Jubelſchreiben an ſeine Stammgenoſſen, um ſie für die erlangte Freiheit zu begeiſtern und zugleich für zweckmäßige Verbeſſerungen geneigt zu machen. „So iſt denn der Tag angebrochen, an welchem der Schleier zerriſſen iſt, der uns mit Demütigung

bedeckte! Wir haben endlich die Rechte wieder erlangt, die seit achtzehn Jahrhunderten uns geraubt worden waren. Wie sehr müssen wir in diesem Augenblicke die wunderbare Gnade des Gottes unserer Vorfahren erkennen!“

Hieran knüpfte Berr zeitgemäße, wichtige Worte an, um seinen französischen Stammgenossen auf eine sanfte Weise die aus ihrem Notstand ihnen anhaftenden Fehler vorzuhalten und um deren Abstellung zu ermahnen. Unbeschadet der Treue in der Religion müßten die Juden ihren Geist der Abgeschlossenheit, der Genossenschaftlichkeit aufgeben, sich dem Staate eng anschließen, ihr Eigentum, erforderlichen Falles auch ihr Leben dafür zum Opfer einsetzen. Das sei der Sinn des ihnen auferlegten Bürgereides. Ganz besonders müßten sie auf Weckung des patriotischen Sinnes und auf Ausbildung der Jugend bedacht sein. Berr gab auch den französischen Juden die Mittel an die Hand, zugleich volle Franzosen zu werden und doch Glieder des Hauses Jakob zu bleiben. Ganz besonders sollte die Bibel ins Französische (nach Mendelssohn's deutscher Übersetzung) übertragen und der Jugend beigebracht werden, damit die verdorbene deutsche Sprache vollständig aus ihrem Kreise verbannt werde.

An Opferwilligkeit für den französischen Staat, der an Geldmangel litt, ließen es die nun gleichgestellten Juden nicht fehlen. Die verhältnismäßig kleine Gemeinde Bordeaux brachte mehr als 100,000 Franks für den Notstand der Stadtfinanzen zusammen. Auch mit ihrem Blute dienten sie dem sie liebevoll umfassenden Vaterlande. Das französische Heer, das bald von Sieg zu Sieg fortschreiten sollte, zählte jüdische Krieger in seinen Reihen, die mit gleichem Mute kämpften. Die Heimgebliebenen begleiteten die Kämpfer mit ihren heißen Wünschen und jubelten bei ihren Siegen. Ein großer Teil der französischen Juden legte in dieser Glutzeit, welche Mannesmut erzeugte, in wunderbarer Schnelligkeit jenes scheue und kriechende Wesen ab, welches sie ehemals dem Gespötte ausgesetzt hatte.

Unter der Raserei der Schreckensherrschaft, welche wie eine Geißel Gottes Schuldige und Unschuldige traf, litten auch einzelne Juden. Als die jakobinischen Revolutionskommissionen die geächteteten Girondisten in Bordeaux verfolgten und dort die Guillotine errichteten (Sommer 1793), mußte Abraham Furtado,

weil er ein Anhänger dieſer Partei war, um dem Tode zu entgehen, die Flucht ergreifen. Sein Vermögen wurde ſelbſtverſtändlich konfiſziert. Die Schreckensmänner warfen auch ihr Auge auf reiche Juden. Charles Prixotto in Bordeaux, weil er aus dem Stamme Levi und infolge deſſen von einigen jakobiniſchen Bürgern als Ariſtokrat vom höchſten Adel angeklagt war, wurde vor die Richter geführt und ſollte die Gouillotine beſteigen. Da erinnerte man die Miliärkommiſſion daran, daß der Nachkomme Levi's den größten Eifer gezeigt hatte, Nationalgüter, d. h. die eingezogenen Kirchengüter, zu erwerben. Er wurde daher nur zu einer Geldſtrafe von einer Million und 200,000 Franks verurteilt, mußte aber ſo lange im Kerker bleiben, bis dieſe Summe erlegt war. Die Vertrautheit der Juden mit Verfolgungen, ihre Klugheit und die Geſchicklichkeit, ſich gewiſſermaßen tot zu ſtellen: — „Verbirg dich einen Augenblick, bis der Sturm vorüber iſt“ — mag ſie vor den Blutgerichten geſchützt haben. Sie hatten außerdem im allgemeinen nicht den Ehrgeiz, ſich vorzudrängen oder eine Rolle ſpielen zu wollen; ſie verletzten die Machthaber des Tages nicht. So brauſte der Sturm der Revolution ohne ſchlimme Folgen an ihnen vorüber. Sie haben aber doch ein Opfer für die Guillotine geliefert; der Sohn eines jüdiſchen Gutsbeſitzers Carmel, wurde wegen irgend welcher politiſchen Anſchuldigung guillotiniert.

Die Himmelsſtürmerei, womit die beiden gottesläſternden Deputirten Chaumette und Hebert den Konvent hinriſſen, die Religion der Vernunft einzuſetzen (Nov. 1793 — 1794), traf die Juden nicht geradezu. Die tiefe Erbitterung und der Ingrimm gegen die Religion waren lediglich gegen den Katholicismus oder das Chriſtentum gerichtet, deſſen Diener ſelbſt Myriaden von Opfern umgebracht hatten. Das Dekret des Konvents lautet daher lediglich: „Der katholiſche Kultus wird abgeſchafft und durch die Verehrung der Vernunft erſetzt.“ Es waren wohl Geſuche an den Konvent eingelaufen, daß den Juden die Beſchneidung und das Tragen von Bärten verboten werden ſollte, damit ſie ſich durch nichts von der übrigen Bevölkerung unterſchieden und der Gleichheit huldigen möchten. Aber die Verſammlung achtete auf dieſe Albernheit nicht. Nur die Behörden oder fanatiſch geſinnte Klubmänner in den Provinzen dehnten die Unterdrückung der Religion

auch auf die Juden aus, und zwar wie es ſcheint, meiſtens in den ehemals deutſchen Landesteilen. In Nancy forderte ein Beamter im Namen des Stadtrates die Juden dieſer Gemeinde auf, ſich an einem beſtimmten Tage im National-Tempel einzufinden, um zugleich mit den Geiſtlichen der anderen Kulte „ihren Aberglauben“ abzuſchwören und ganz beſonders die ſilbernen oder goldenen Schmuckſachen der Synagoge auszuliefern. Wütende Männer drangen in die Synagogen ein, riſſen die heiligen Schriften aus der Lade und verbrannten ſie, oder ſuchten in den Häuſern nach hebräiſch geſchriebenen Büchern, um ſie zu zerſtören. Als der Befehl vom Konvent ausgegangen war, daß nur je der zehnte Tag des Monats als Ruhetag gefeiert, dagegen der Sonntag werkthätig begangen werden ſollte, dehnten ihn die Maires einiger Städte (Straßburg, Troies) auch auf den Sabbat aus. Auf dem Lande wurden Juden gezwungen, ſich an der Feldarbeit am Sabbat und an jüdiſchen Feiertagen zu beteiligen, an ſolchen Tagen das Getreide abzumähen und einzuführen. Den Rabbinen wurde ebenſo zu Leibe gegangen, wie den Biſchöfen. Der Rabbiner einer kleinen Stadt, Weſthafen bei Straßburg, Iſak Lenczyc, wurde wegen Ausübung rabbiniſcher Funktionen in den Kerker geworfen (Juni — Juli 1794), wo er dem Tode entgegenſah. Der nachmalige Vorſitzende des franzöſiſchen Synhedrin, David Sinzheim, der ſich in Straßburg aufhielt, mußte von Stadt zu Stadt fliehen, um der Haft oder dem Tode zu entgehen. In Metz wagten die Juden nicht offen, ihre Oſterbrote zu backen, bis eine kluge jüdiſche Frau den Mut hatte, dem Revolutions-Beamten zu erklären, daß dieſe Brote von jeher für die Juden das Sinnbild der Freiheit ſeien. Seligmann Alexander aus Straßburg, ein Verwandter Cerf-Berr's, wurde wegen ſeines Reichtums und ſeines offenen jüdiſchen Bekenntniſſes als Egoiſt und Fanatiker angeklagt, und in den Kerker geworfen, trotzdem er mehr als 40,000 Francs auf den Altar des Vaterlandes gelegt hatte. In Paris mußten jüdiſche Schulmeiſter ihre Zöglinge an den Decadi-Tagen in die zum Tempel der Vernunft umgewandelte Notre-Dame-Kirche zur Feier der Religion der Vernunft führen. Indeſſen ging dieſe Verfolgung ohne beſondere Folgen raſch vorüber. Mit dem Siege der Thermidorier (27. Juli 1794) über Robespierre hörte die Schreckensherrſchaft allmählich auf. Die Be-

völkerung war darauf bedacht, Milde eintreten zu lassen. Die einmal besiegelte Gleichstellung der französischen Juden blieb bei allem Wechsel der Regierung unverkümmert. Auch die neue Verfassung vom Jahre III der Republik oder die Direktorialverfassung (Herbst 1795) erkannte die Bekenner des Judentums ohne weiteres als gleichberechtigt an und verwischte die letzte Spur von Ungleichheit. Das Gesetz sprach den weisen Grundsatz aus: Niemand könne gezwungen werden, zu den Kosten eines andern Kultus beizutragen, die Republik besolde keinen. Nur für die jüdische Gemeinde von Metz blieben noch einige Nachwehen des Mittelalters zurück.

Mit den siegreichen französischen Truppen der Republik machte die Befreiung der Juden, des gedrücktesten Stammes in der alten Welt, die Runde. Zunächst faßte sie in Holland Wurzel, welches in eine batavische Republik verwandelt worden war (Anfangs 1795). Hier hatten sich bereits vorher einige rührige Juden, Asser (Mose und Carolus), de Lemon und Bromet dem Klub Felix liberate angeschlossen, der die Devise der französischen Republik zu der seinigen gemacht hatte: Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft. Dieser Staatsgrundsatz wurde im allgemeinen von den versammelten Generalstaaten (4. März 1795) anerkannt. Die 50,000 zählenden Juden Hollands, geschieden in portugiesische und deutsche Gemeinden, waren bis dahin gegen die Bekenner des Christentums in vielen Punkten zurückgesetzt. Zunächst waren sie nur als Körperschaften geduldet, gewissermaßen als kleine Gemeinwesen in dem großen. Daß sie von allen Ämtern ausgeschlossen waren, drückte sie nicht; sie hatten bis dahin kein Verlangen darnach getragen, dieses Rechtes teilhaftig zu werden. Aber sie waren auch von manchen zünftigen Gewerken ausgeschlossen. Sie mußten zum herrschenden Kultus und zu den Schulen beitragen, ohne einen Genuß davon zu haben. Es fehlte auch nicht an andern kränkenden Zurücksetzungen. Daher war das Verlangen nach voller Gleichstellung dringlich empfunden, noch mehr von den deutschen als den portugiesischen Juden, weil diese meistens von den Patriziern als reiche Edelleute mit Auszeichnung, jene hingegen mit Verachtung wie verlumpte Polaken behandelt wurden. Im ersten Rausche wurden manche Beschwerden der holländischen oder batavischen Juden ohne weiteres abgestellt, und einige Stimmen wurden

zu Gunsten ihrer vollen Einbürgerung laut Aber im Verlauf regten auch hier wie in Frankreich, judenfeindliche Schriften die öffentliche Meinung gegen sie auf, von denen die van Swieden's ganz besonders einen starken Eindruck machte: „Rat an die Repräsentanten des Volkes." Auffallenderweise waren die Rabbinen und Vorsteher, besonders die hochmächtigen Parnassim (Vorstehern) in Amsterdam, sowohl die portugiesischen wie die deutschen, der Gleichstellung abgeneigt.

Diese rabbinischen und gemeindlichen Vertreter erklärten laut: die Juden wünschten in ihren alten Verhältnissen zum Staate zu bleiben und wollten von der Gleichheit keinen Gebrauch machen. Bei den Wahlen zur ersten batavischen Nationalversammlung beteiligten sich nur wenige Juden, obwohl sie dazu eingeladen worden waren. So kam es, daß Amsterdam, das über 20,000 Juden zählte, nicht einen einzigen Deputierten durchbrachte. Die jüdischen Freiheitsfreunde hatten daher in Holland einen schweren Stand; sie mußten zugleich gegen äußere und innere Gegner kämpfen. Sie mußten daher um so rühriger sein, um die doppelte Schwierigkeit zu überwinden. Als die Judenfrage zur Verhandlung kam (August 1796). war die Spannung sehr groß. Obwohl die Gleichstellung der Juden in der batavischen Republik bereits im Prinzip und auch praktisch durch Zulassung derselben zur Wahl anerkannt war, so hatte sie doch noch immer viele Gegner, fast mehr noch als in Frankreich zu bekämpfen. Die konservativen holländischen Deputierten waren in ihrem Herzen recht fest bibelgläubig, und für sie waren noch die neutestamentlichen Schriften Gottes Wort: daß die Juden wegen des Kreuzestodes des Gottmenschen verworfen seien und verworfen bleiben sollten. Indes gab der französische Gesandte Noel den Ausschlag zu Gunsten der Gleichstellung der Juden, und setzte sie herrisch durch. Nach langer Verhandlung wurde (2. Sept. 1796) die vollständige Gleichheit der batavischen Juden dekretiert, mit dem Zusatze: für diejenigen, welche davon Gebrauch machen wollten.

Die holländischen Juden im allgemeinen empfanden bei Verkündigung dieses Beschlusses nicht die Freude, wie die französischen von der erlangten Gleichberechtigung. Sie hatten sich nicht so sehr unfrei gefühlt, um der neuen Freiheit entgegenzujauchzen. Sie hatten keinen Ehrgeiz nach einer Stellung im Staate und sahen

im Vollbürgerrecht nur Laſten und Gefährdung der Religion. Sie waren daher über diejenigen erbittert, welche die Gleichſtellung und damit die Löſung des Korporationsverbandes der beiden Gemeinden betrieben hatten. Es entſtanden dadurch in Amſterdam Reibung und Spaltung. Die freiſinnigen Männer, meiſtens aus der deutſchen Gemeinde, verlangten nämlich, daß jene Maßregeln, welche den Rabbinen und noch mehr den Vorſtehern die Machtbefugnis einräumten, ein eiſernes Scepter über die Mitglieder zu führen, zeitgemäß abgeändert würden. Die Gemeindeführer verweigerten nicht bloß dieſes Verlangen, ſondern bedrohten die Bittſteller noch dazu mit Geldſtrafe. Darauf verließen die Freiſinnigen die beſtehende Synagoge, verſammelten ſich in einer eigenen, bildeten eine eigene Gemeinde und erklärten noch dazu, daß ſie die echte Gemeinde wären (Ende 1796). Die Altgeſinnten belegten dafür die Ausgeſchiedenen mit einer Art Bann, verboten den Mitgliedern ihrer Gemeinde, mit ihnen zu verkehren und unterſagten, ſich mit ihnen zu verſchwägern. Die politiſche Parteiung wurde zugleich eine religiöſe. Denn die Anhänger der neuen Gemeinde (Adat Jeschurun) begannen eine Art Reform einzuführen. Sie merzten die Verwünſchungsformel (w'la Malschinim) — urſprünglich gegen die abgefallenen Juden-Chriſten eingeführt, aber von dem Mißverſtand auf alle Chriſten angewendet — aus dem Gebete aus. Sie beſeitigten die raſche Beerdigung der Verſtorbenen und errichteten ein neues, reinliches Gemeindebadehaus ein, allerdings lauter unſchuldige Reformen, die aber in den Augen der Stockfrommen als ſchwere Vergehungen gegen das Judentum galten. Die Erbitterung derſelben gegen die Neuerer war ſo groß, daß die unwiſſende Menge in der deutſchen Gemeinde ſie mit dem Tode bedrohte und die Drohung auch ausgeführt hätte, wenn die bewaffnete Macht nicht gegen ſie eingeſchritten wäre. Eigen iſt es, daß die Magiſtratsbehörde die alte Gemeinde unterſtützte und gegen die neuere Partei nahm. Indeſſen gelang es der letzteren doch, die fanatiſchen Vorſteher der deutſchen Gemeinde, welche noch rückſichtsloſer als die portugieſiſche gegen die ausgetretenen Mitglieder verfuhr, ihrer Ämter zu entſetzen, wahrſcheinlich auf Betrieb des franzöſiſchen Geſandten Noel. In den neuen Vorſtand wurden Mitglieder der neuen Gemeinde gewählt. Nach und nach verſöhnten ſich doch mehrere der alten Partei mit der neuen Ordnung der Dinge und

mit den Bestrebungen der Freisinnigen. Es schmeichelte auch den Frommen, als zwei Juden aus Amsterdam zu Deputierten gewählt worden waren, Bromet und de Lemon. Mehrere derselben begaben sich nach Haag zur Eröffnung der zweiten Nationalversammlung (1797), um die Ehre, welche den jüdischen Deputierten widerfuhr, zu genießen. Noch mehr wurden sie für die Gleichheit eingenommen, als später der jüdische Deputierte, Isaak da Costa Atias, in das Ratskollegium der Stadt, in die Nationalversammlung und zuletzt gar zum Präsidenten derselben erwählt worden war (1798). Die Spitze der batavischen Republik, der Großpensionär Schimmelpenik, machte nämlich vollen Ernst mit der Gleichstellung der Juden und ernannte ohne Bedenken befähigte jüdische Männer zu Ämtern. Moresco wurde bei der städtischen Regierung zu Amsterdam und Mose Asser bei der Justizbehörde angestellt. Die ersten jüdischen Beamten in Europa kamen in Holland vor.

Es war natürlich, daß in der Brust der freisinnigen Mitglieder das Selbstbewußtsein und eine Art edler Stolz erwachte. Es empörte sie tief, daß Juden von Seiten der deutschen Fürsten noch immer als Auswürflinge oder Tiere behandelt wurden. Sie stellten daher den Antrag an die Nationalversammlung, dem batavischen Gesandten bei der französischen Republik die Weisung zugehen zu lassen, bei dem Friedenskongresse zu Rastatt zu beantragen, daß die holländischen Juden in Deutschland nicht mehr dem Leibzoll unterworfen werden sollten, widrigenfalls würden alle durch Holland reisenden Deutschen derselben entehrenden Behandlung unterworfen werden. Die Nationalversammlung nahm dieses Gesuch an. Überall, in Deutschland und Italien, wo die heldenmütigen Franzosen festen Fuß faßten, wurden auch die Juden frei. Die Ghettomauern wurden gesprengt, die gekrümmten Gestalten richten sich auf. In Venedig, wo das Ghetto seinen Ursprung hatte, öffnete es sich beim Einzug der Franzosen. In Piemont begrüßte ein Geistlicher die Befreiung der Juden in der Synagoge mit einem Gebet und einer feurigen Rede. Köln, wo seit dem fünfzehnten Jahrhundert kein Jude über Nacht bleiben durfte, mußte, als es französisch geworden war, einem Juden, Joseph Isaak, die Aufnahme gestatten (1798). Schon war der Name der unbezwinglichen Franzosen, welche

Wunder von Siegen in Italien vollbracht hatten, über Europa hinaus erklungen und hatte bis in die entfernteſten Gegenden Schrecken und Bewunderung erregt. Ein neuer Alexander, zog der Corſe Bonaparte, ein kaum dreißigjähriger Kriegsgott, mit einem verhältnismäßig kleinen Heere aus, um Ägypten zu unterwerfen und wo möglich bis nach Indien vorzudringen. In kaum einem halben Jahre (Juli — November 1798) lag Ägypten gebrochen zu ſeinen Füßen. Aber ein türkiſches Heer war im Anzuge gegen ihn. Bonaparte rückte ihm in Paläſtina entgegen. So wurde in wunderbarer Verkettung weltgeſchichtlicher Ereigniſſe das heilige Land der Schauplatz blutiger Kriege zwiſchen den Trägern des neuen und alten Geiſtes in Europa. El-Ariſch und Gaza an der Südweſtſeite Paläſtina's kamen in die Hände der franzöſiſchen Schar (Febr. 1799). In Jeruſalem verbreitete ſich bei der Nachricht von den Siegen und der Grauſamkeit der Franzoſen ein betäubender Schrecken. Es hieß, Napoleon gedenke auch nach der heiligen Stadt zu kommen. Auf Befehl des Unterpaſcha begannen die Einwohner Erdwälle aufzuwerfen. Auch die Juden beteiligten ſich dabei. Einer der dortigen Rabbiner, Mardochai Joſeph Mejuchas, ermutigte ſie zur Arbeit an Sabbat und legte ſelbſt Hand an. Bonaparte hatte zwar einen Aufruf an die aſiatiſchen und afrikaniſchen Juden ergehen laſſen, ſich unter ſeinen Fahnen zu ſcharen, mit dem Verſprechen, ihnen das heilige Land zu geben und, ein neuer Cyrus, das alte Jeruſalem in ſeinem Glanze wieder herzuſtellen. Es ſollen ſich auch infolge deſſen eine große Zahl in Syrien verſammelt und Aleppo bedroht haben. Aber die Jeruſalemer ſcheinen dieſen ſchmeichelnden Worten nicht getraut oder von dem Aufruf keine Kunde erhalten zu haben. Es war wahrſcheinlich auch nur eine Verführungskunſt Bonaparte's, berechnet, den jüdiſchen Miniſter des Paſcha von Akko, Namens Chajim Maalem Farchi, die Seele der Verteidigung der wichtigen Meeresfeſtung, für ſich zu gewinnen. Dieſer jüdiſche Staatsmann, deſſen Vater Saul Farchi, Finanzminiſter des Paſcha von Damaskus geweſen war, hielt nämlich treu zu den Türken, leitete den Krieg gegen die Franzoſen und unterſtützte den Kampf der Engländer gegen ſie.

In der Ebene Esdrelon (Jesreel) an dem Berge Tabor, wo von den älteſten Zeiten an viele Schlachten geliefert worden waren, ſiegten 4000 Franzoſen über ein ſechsmal ſtärkeres türkiſches Heer

und bereiteten ihm eine vollständige Niederlage. Aber Akko konnte Bonaparte doch nicht einnehmen; er mußte die Belagerung aufheben und sich nach Ägypten zurückziehen. Bonaparte's Erscheinen in Palästina glich einem schrecklichen Meteor, das nach angerichteten Verwüstungen wieder verschwindet. Sein Traum, Kaiser des Morgenlandes zu werden und den Juden Jerusalem wiederzugeben, verflog rasch. Aber eine Errungenschaft der Revolution hatte er bestehen lassen und sie befestigt: die Gleichheit. Sie kam besonders den Juden zu Gute. Sie hing nicht mehr von dem Belieben eines Herrschers ab, sondern war durch die zehnjährigen revolutionären Zuckungen tief in die Gemüter der Franzosen eingedrungen. Doch fehlte den französischen Juden etwas zur völligen Gleichheit. Als Bürger waren die Söhne Juda's allerdings auch in der neuen konsularischen Verfassung, wie später unter dem Kaiserreiche ohne weiteres den Franzosen gleichgestellt. Aber bei Wiedereinführung des alten Kultus und dem Abschluß des Concordats mit dem Papsttume wurde der öffentliche Kultus des Judentums nicht gesetzlich festgestellt. Bonaparte's Ansicht über den Wert des Judentums war geteilt. Er hegte gegen dasselbe zugleich höchste Verehrung und geringschätzige Verachtung. Ihm, der die Bedeutung geschichtlicher Thatsachen, welche der Veränderlichkeit der Zeit trotzen, zu würdigen verstand, imponierte das Judentum, das so vielen Stürmen und Verfolgungen zäh widerstanden hatte. Aber er konnte dessen Größe in der äußerlichen Verkümmerung nicht wiedererkennen, und teilte vollständig die Vorurteile der großen Menge, das doch selbst von Juden verkannt wurde.

Bonaparte war daher über das zu erlassende Gesetz in Betreff der Stellung des Judentums schwankend. Die unantastbare Gewissensfreiheit und die Bewunderung für das hohe Alter des Judentums geboten, keinerlei Eingriffe in die inneren Angelegenheiten der Juden zu machen; aber der nationale Charakter desselben und die unverkennbaren Auswüchse, die ihm anhafteten, flößten ihm und seinen Räten Bedenken ein, es in seiner ausgeprägten Gestalt unbedingt anzuerkennen. Er schob daher das Gesetz über die Gestaltung des jüdischen Kultus immer wieder auf.

Während die Gleichstellung der Juden in Frankreich, Holland, Italien und in allen Landestheilen welche die Franzosen erobert

hatten, fortbestand, blieben sie in Österreich, Preußen und den zu hunderten zählenden kleinen deutschen Staaten in der alten Erniedrigung. „Nathan der Weise“ und „Dohm's Emanzipationsschrift“ waren für die Deutschen umsonst erschienen. Die Vorurteile gegen die Juden nahmen wo möglich noch mehr zu; die Kölbele vervielfältigten sich. Geistig und staatlich geknechtet, wie die Deutschen waren, schien ihnen die Knechtung und Verachtung der Juden ein Trostmittel zu sein. Sie konnten sich frei fühlen, weil sie unter sich noch eine Klasse von Menschen erblickten, die sie ungestraft höhnen und mißhandeln durften. In Berlin selbst, dem Sitze der Aufklärung, wurden die jüdischen Ärzte, so groß auch ihr Ruf war, nicht im Verzeichnis der christlichen Fachgenossen, sondern abgesondert aufgeführt, gewissermaßen in ein Ghetto gewiesen. Zwei Männer ersten Ranges, der größte Dichter und der größte Denker jener Zeit, Goethe und Fichte, teilten die Eingenommenheit der Deutschen gegen die Juden und machten kein Hehl daraus. Goethe, der Vertreter der aristokratischen Kreise, und Fichte, der Verfechter der demokratischen Richtung in Deutschland, beide wünschten die Juden wie Verpestete weit, weit von der christlichen Gesellschaft entfernt. Beide waren zwar mit der Kirche zerfallen, das Christentum mit seinem Wunderglauben war beiden eine Thorheit, und beide galten als Atheisten. Nichts desto weniger verabscheuten sie die Juden im Namen Jesu.

Soll man den Juden Bürgerrechte erteilen? Fichte sprach sich entschieden dagegen aus, nicht einmal in dem nach seiner Ansicht erbärmlichen, rechts- und vernunftwidrigen christlichen Staate soll man sie einbürgern.

Wenn die Juden bei den Tonangebern in Deutschland, im demokratischen wie im aristokratischen Lager keine Gnade fanden, um wie viel weniger erst bei der großen Menge, die noch in Rohheit steckte! Wohl haben zwei edeldenkende Christen Worte tiefster Überzeugung an den Congreß zu Rastadt gerichtet, die deutschen Juden von der Schmach zu befreien. Der Eine, ein unbekannter Menschenfreund drückte den Pfeil des Spottes gegen die Verstocktheit des deutschen Judenhasses ab, und der Andere, Christian Grund, bewies mit logischer Schlagfertigkeit die Unbilden, die den Juden zugefügt werden. Beide wollten die Forderung der holländischen Juden an die diplomatischen Vertreter, in Deutschland die Achtung

der deutſchen Juden von den Fürſten gewiſſermaßen zu erzwingen, ihrerſeits durch Einwirkung auf die öffentliche Meinung unterſtützen. Grund machte den Deutſchen Komplimente, um ſie zu gewinnen. Die Antwort der deutſchen Fürſten und Regierenden war nicht ſehr entgegenkommend.

Die empörendſte Entehrung der Juden lag im Leibzoll, in außerdeutſchen Ländern nicht einmal dem Namen nach bekannt. Was half es, daß der Kaiſer Joſeph ihn in Öſterreich und Friedrich Wilhelm II. in Preußen abgeſchafft hatten? Er beſtand in ſeiner ganzen Scheußlichkeit in Mittel- und Weſtdeutſchland fort, in der Main- und Rheingegend, wo Zwergſtaaten an Zwergſtaaten von wenigen Quadratmeilen dicht aneinander grenzten, Schlagbaum auf Schlagbaum in kurzen Zwiſchenräumen ſich erhoben. Machte ein Jude auch nur eine Tagereiſe, ſo berührte er verſchiedene Gebiete und mußte an jeder Grenze den Leibzoll erlegen. Mehr noch als das Geld entwürdigte die Art der Erhebung. Die Abgabe beſtand öfter nur in wenigen Kreuzern. Aber das brutale Verfahren der Beamten, gegen ſie an jeder Grenze verletzte auch die Reichen. So lange die franzöſiſchen Heere deutſche Gebietsteile beſetzt hielten, waren die Juden vom Leibzoll befreit. Kaum waren ſie infolge des Friedensſchluſſes von Lüneville abgezogen, ſo führten die kleinen deutſchen Fürſten ſofort die Steuer wieder ein, wobei es ihnen nicht auf die geringen Einnahmen, als vielmehr auf die Demütigung der Juden ankam. Sie belegten mit dieſer Schmach auch die franzöſiſchen Juden, welche in Handelsgeſchäften über den Rhein gekommen waren. Sie beriefen ſich dabei auf den Buchſtaben, weil es in einem Artikel des Friedensvertrages von Campo Formio hieß: „Alle Handelsgeſchäfte und Verkehr bleiben einſtweilen in derſelben Lage, wie ſie ſich vor dem Kriege befanden.“ Die franzöſiſchen Juden, ſtolz auf ihr Bürgertum, beklagten ſich über dieſe Unbill bei der franzöſiſchen Regierung. Dieſe nahm die Sache nicht leicht. Der Regierungskommiſſar Jollivet richtete ein Rundſchreiben (1801) an die Geſchäftsträger der franzöſiſchen Republik bei den deutſchen Höfen, nicht zu dulden, den franzöſiſchen Bürger israelitiſchen Glaubens zum Tiere herabzuwürdigen. Einige kleine Fürſten gaben kleinlaut nach und hoben den Leibzoll für die franzöſiſchen Juden auf; für die deutſch-jüdiſchen Wanderer dagegen

ließen sie den Leibzoll bestehen. Jeder Schritt zur Lösung der drückenden Fesseln kostete in Deutschland viel Schweiß.

Infolge des Friedens von Lüneville war das heilige römische Reich zum ersten Male zerstückelt worden. Die Reichsdeputation, in Regensburg versammelt, sollte die verrenkten Glieder wieder einigermaßen in Ordnung bringen oder die Entschädigung derer, welche Verluste erlitten hatten, erledigen. An diese mit Länderschacher beschäftigte Konferenz der Gesandten von acht Fürsten, erging ein Gesuch der deutschen Juden, ihnen das passive Bürgerrecht zu erteilen (15. Nov. 1802). Es verlangte: die Reichsdeputation möge von der deutschen Judenschaft die lästigen Distinktionen nehmen, unter denen sie noch durchgehends seufzt, ihre eingeengten Wohnbezirke öffnen, die Fesseln lösen, mit welchen ihre Bevölkerung, ihr Handel und Erwerbfleiß verstrickt sind, und überhaupt die jüdische Gemeinde der Ehre würdigen, durch die Erteilung des Passiv-Bürgerrechts mit der deutschen Nation Ein Volk auszumachen. — Die Juden (oder ihr Bevollmächtigter Grund) führten an, daß sie „neben den Ehrlosen, Geächteten, Leibeigenen stehen". Sie wiesen auf das Beispiel hin, das Frankreich und die batavische Republik gegeben. Schwerlich haben sich die Juden der Täuschung hingegeben, daß die Reichsdeputation ihnen so viel einräumen werde. Aber sie hofften dadurch wenigstens den Leibzoll los zu werden. Ganz unerwartet wurde dieses Bittgesuch von dem angesehensten Mitgliede, dem kurböhmischen oder österreichischen Gesandten überreicht und unterstützt. Er knüpfte daran den Antrag, den Juden (in Deutschland) das Bürgerrecht zu erteilen" (Ende 1802). Indessen hatte die Entschädigungs-Konferenz viel andere Angelegenheiten zu regeln, als daß sie sich mit der Judenfrage hätte beschäftigen sollen. Das Gesuch fand sein Grab unter den Akten.

Von der deutschen Gesamtheit war daher nichts zu erwarten, das sahen diejenigen ein, welche dem Gange aufmerksam folgten. Diese richteten daher ihren Eifer dahin, zunächst von den einzelnen Regierungen den Leibzoll aufheben zu lassen. Zwei Männer haben sich um Beseitigung dieser Schmach verdient gemacht, Israel Jacobson (geb. in Halberstadt 1769, gest. in Berlin 1828) und Wolff Breidenbach (geb. bei Kassel 1751, gest. in Offenbach 1824). Der Erstere, Hofagent und Finanzrat des Fürsten von Braunschweig, hat indeß nur diesen dafür gewonnen, den Leibzoll in

den Braunschweig-Lüneburgischen Landen aufzuhebeu (1803). Umfassender wirkte mehrere Jahre hindurch dafür Wolff Breidenbach, ein Mann von hochherzigem Sinne und so bescheidenem Wesen, daß sein Name bei allen Opfern, die er für die deutschen Juden gebracht hat, beinah in Vergessenheit geraten ist. Er hat nicht wie Jacobson dafür gesorgt, seinen Namen weit und breit erklingen zu lassen. Als Talmudjünger nach Frankfurt gekommen und in Dürftigkeit lebend, hatte er sich heimlich an Mendelssohn's Schriften und an der Litteratur der Measfim-Schule gebildet, verstand gut hebräisch und auch geschmackvoll aus dieser Sprache ins Deutsche zu übersetzen.

Wie kam der arme Talmudjünger Breidenbach zu Vermögen? Er war ein Meister im Schachspiele. Ein Baron oder Fürst, der dieses Spiel liebte, machte zufällig seine Bekanntschaft, zog ihn in sein Haus, übertrug ihm seine Geldgeschäfte, und lieh ihm eine bedeutende Summe zur Unternehmung eines Wechsel- und Juwelengeschäfts. Breidenbach wurde ein ebenso gewandter Geschäftsmann wie Schachspieler, hatte Glück in seinen Unternehmungen und wurde Hofagent kleiner Fürsten. Geräuschlos betrieb er das Geschäft, die Kette des Leibzolls zu lösen, wo sie am schmerzlichsten einschnitt. Er erlangte zunächst die Aufhebung desselben von dem Fürsten, dessen Kammeragent er war (1803). Breidenbach erkannte aber, daß bedeutende Summen erforderlich sein würden, um diese Befreiung im Großen zu betreiben, um den Polizeibehörden und Stadtpfarren angeblich für die Armen Geschenke zukommen zu lassen und auch schöne „Denkmäler für die edelmütigen Fürsten zu stiften," die sich erweichen lassen sollten, Juden ungequält zu lassen. Er ließ daher einen Aufruf an die deutschen und ausländischen Juden ergehen, (Ende Sept. 1803) einen Stock zusammenbringen, wovon die Kosten für die Aufhebung des Leibzolls gedeckt werden sollten. Durch diese Mittel und durch persönliche Verhandlungen mit den kleinen deutschen Fürsten beim Reichstage zu Regensburg, unter Mitwirkung des Reichskanzlers Dalberg gelang es ihn in der Rheingegend und in Baiern die Wanderfreiheit der Juden durchzusetzen. Selbst der Frankfurter engherzige, judenfeindliche Rat hatte sich durch Breidenbach's Bittschrift bewegen lassen, die Aufhebung des Leibzolls an den Thoren und auf der Brücke wegfallen zu lassen.

Das Gesuch der Juden bei der Reichsdeputation um ein,

wenn auch beſchränktes Bürgerrecht, die Geneigtheit einiger Fürſten, die Feſſeln zu löſen und andere günſtige Anzeichen jagten den Judenfreſſern einen Schrecken ein. Sie konnten den Gedanken nicht faſſen, daß die verachteten Juden auch in Deutſchland ſich aus ihrer Niedrigkeit erheben ſollten. Dieſes drückende Gefühl trieb eine Reihe Schriftſteller in verſchiedenen Teilen Deutſchlands wie auf gemeinſame Verabredung, Paalzow, Grattenauer, Buchholz und viele Namenloſe, mehrere Jahre hindurch (1803 — 1805) ſich mit aller Anſtrengung der Erhebung der Juden aus dem Sklavenſtande zu widerſetzen, Sie zeigten einen ſo wutſchnaubenden Judenhaß, daß ſie an die Zeiten des ſchwarzen Todes, Capiſtrano's und der Dominikaner erinnern. Sie erzeugten einen künſtlichen Höhenrauch, um die Verbreitung der Lichtſtrahlen zu hindern. Früher waren es meiſtens die Diener der Kirche, welche die Juden brandmarkten. In dieſer Zeit übernahmen die Prieſter der Gerechtigkeit dieſe Rolle, um mit Verdrehung des Rechtes ſie in ihrer Schmach zu erhalten. Die meiſten und hartnäckigſten Vertreter dieſer judenfeindlichen Bewegung hatten ihren Sitz in Berlin, der Stadt der Aufklärung und des Schleiermacher'ſchen Chriſtentums. Der Charakter der Lehre des Judenthums, die Vergangenheit der Juden, bis auf ihre Propheten und Patriarchen, alles, was als jüdiſch galt, wurde von dieſen ſchriftſtelleriſchen Wegelagerern verläſtert und geſchändet. Am galligſten trieb die Verläſterung Grattenauer, der ſich ſelbſt einen Haman für die Juden nannte. Das ganze deutſche Volk, Hohe wie Niedere, ſollte zu Haß und Ingrimm gegen die Juden entflammt werden. Er ſchüttete eine gefüllte Giftblaſe in ſeinen Schriften über ſie aus.

Empfindlich trafen die giftigen Pfeile zwei Kreiſe der Berliner Judenheit, welche ſich gegen dergleichen Angriffe gefeit glaubten, weil ſie ſich ihres Urſprungs ſchämten und ihn vergeſſen machen wollten: die Geſellſchaft der Freunde, „oder die jüdiſchen Modejünglinge", wie ſie Grattenauer nannte, und den Salon der Henriette Herz oder „die jüdiſchen Schönen." Rauh und ſchmerzlich wurden ſie an ihren Urſprung erinnert. Den Kreis der Henriette Herz und Rahel, welche dem Judentum verächtlich den Rücken gekehrt hatten, verhöhnte Grattenauer unbarmherzig.

Die Tonangeber der Berliner Judenſchaft waren ratlos, was ſie dieſer ſyſtematiſchen Judenhetze entgegenſetzen ſollten. David Friedländer ſchwieg. Ben-David ſchickte ſich an, etwas dagegen zu ſchreiben; aber er unterließ es wohlweislich. Die Rollen hatten gewechſelt. In der Mendelsſohn'ſchen Zeit und noch ſpäter mußten die deutſchen Juden die Vormundſchaft über die franzöſiſchen übernehmen, ſo oft dieſe Unbilden ausgeſetzt waren. Jetzt hatte die Freiheit dieſe ſo mündig und ſelbſtvertrauend gemacht, daß ſie jeden Angriff auf ihre Glaubensgenoſſen und ihr Bekenntnis mit Mut und Gewandtheit zurückſchlugen. Die Berliner Juden dagegen, welche ſonſt ſtets das große Wort führten, benahmen ſich bei dem erſten feindlichen Anlauf gegen ſie rat- und hilflos wie die Kinder. In ihrer Verlegenheit ſteckten ſie ſich hinter die Polizei. Sie bewirkten von ihr ein Verbot: daß keine Schrift, es ſei für oder gegen die Juden, veröffentlicht werden dürfte. Dieſer Schritt wurde von den Gegnern als Feigheit oder Eingeſtändnis ihrer Ohnmacht ausgelegt. Eine neue Schmähſchrift: „Können die Juden ohne Nachteil für den Staat bei ihrer jetzigen Verfaſſung bleiben?“, die ruhiger als Grattenauer's gehalten war, verſtärkte noch mehr die Wucht der Anſchuldigungen gegen ſie.

Dieſer von dem liebevollen Geiſt des Chriſtentums erfüllte Schriftſteller machte Vorſchläge, die Juden unſchädlich zu machen, die noch über das Mittelalter hinausgingen. „Nicht nur müßten die Juden wieder in ein Ghetto eingeſperrt und unter beſtändige polizeiliche Aufſicht geſtellt werden und nicht nur einen Flecken am Rockärmel tragen, ſondern, um ihre Vermehrung zu verhindern, müßten die zweitgeborenen „Judenjungen“ kaſtriert werden. Die proteſtantiſche Theologie und die deutſche Philoſophie rieten zu Maßregeln gegen die Juden, welche die kanoniſchen Dekrete der Päpſte Innocenz III. und Paul's IV. weit hinter ſich ließen. Paalzow, Grattenauer, Buchholz und Genoſſen waren echte Jünger Schleiermacher's und Fichte's, welche von Leſſing nichts mehr wiſſen wollten.

Auch außerhalb Berlins, namentlich in Frankfurt a. M. und Breslau, erſchienen ähnliche Schmähſchriften, welche den Haß ſo ſehr entflammten, daß einige wohlwollende Geiſtliche es für nötig hielten, von der Kanzel herab vor einer Judenverfolgung zu warnen. Selbſt die wohlwollenden Verteidigungsſchriften chriſt-

licherſeits gaben die Schlechtigkeit der Juden zu und meinten: es wäre allerdings für die Chriſten beſſer, wenn es unter ihnen gar keine Juden gäbe; aber da das Übel einmal vorhanden ſei, müſſe man es ertragen. — Ein Jude aus Königsberg ſtimmte teilweiſe auch in das Gebelle ein. Erbärmlich genug lautet ſein Vorſchlag, um den Judenhaß zu tilgen: Jeder Jude müſſe von Staatswegen (immer der Staat!) gezwungen werden, mindeſtens eine ſeiner Töchter an einen Chriſten zu verheiraten und einen ſeiner Söhne um die Hand einer Chriſtin werben zu laſſen. Die Kinder aus einer ſolchen gezwungenen Miſchehe müßten getauft werden. Warum nicht kurzweg die Juden ſamt und ſonders zur Taufe zwingen? Richtiger faßte die Sache ein ſchleſiſcher Jude an. Er meinte: Man dürfe ſich auf Verteidigung und auf Abwägung von jüdiſchen und chriſtlichen Verbrechen gar nicht einlaſſen, ſondern einen Aufruf an die jüdiſchen Mädchen erlaſſen und ihnen ein Wort zur Warnung im Umgange mit den Grattenauer'ſchen Mitbrüdern ans Herz legen. Eine jüdiſche Jungfrau müßte keinen Funken Ehrgefühl haben, wenn ſie ſich von einem Menſchen lieben ließe, von dem ſie wüßte, daß er bei ihren Schweſtern einen üblen Geruch vorausſetzte. Ein ſolcher Aufruf würde den doppelten Nutzen haben: jüdiſche Mädchen vor Verführung ſicher zu ſtellen und dem Prunk der jüdiſchen Frauenwelt zu ſteuern.

Einen noch richtigeren Weg ſchlugen zwei Juden ein, ein Königsberger und ein Hamburger. Beide erkannten, daß der deutſche Judenhaß nicht durch zentnerſchwere Gründe, ſondern nur durch leichten Spott ſtumm gemacht werden konnte. Dieſe Beiden waren die Vorläufer von Börne und Heine. Der Erſtere unter dem Namen Dominius Haman Epiphanes ſetzte mit ſatyriſchen Zügen auseinander, daß ohne ſchleunige Niedermetzelung aller Juden und den Verkauf aller Jüdinnen als Sklavinnen die Welt, das Chriſtentum und alle Staaten notwendig zu Grunde gehen müßten. Ein Anderer unter dem Namen Lefrank ging von der Verteidigung zum Angriff über. Er fragte die Deutſchen, wie ſo denn die Gefängniſſe von chriſtlichen Mördern, Giftmiſchern, Dieben und Ehebrechern ſo vollgepfropft ſind? „Vertilge erſt die Schaffote, die Galgen, die Folter, die Spießrute und das gräßliche Gefolge martervoller Todesſtrafen, die gerade nicht von Juden erfunden ſind. Betrug ſoll ein verbreitetes Laſter der Juden ſein? „Dich

bestiehlt dein christlicher Schneider, dein Schuster giebt dir schlechtes Leder, dein Krämer falsches Maß und Gewicht, dein Bäcker giebt dir bei gesegneten Ernten kleines Brot. Dein Wein wird verfälscht, dein Knecht und deine Magd vereinigen sich, dich zu betrügen. — Zähle nur unter der Menge der eben jetzt in London und Paris ausgebrochenen Zahlungseinstellungen, ob auch nur eine einzige jüdische dabei ist? Albernes Gewäsch ist, was der große Fichte schwätzet, daß der Jude einen Staat im Staate bildet. — „Du kannst es dem Juden nicht vergeben, daß er richtig deutsch spricht, daß er sich anständiger kleidet, daß er oft vernünftiger urteilt als du. Er hat nicht einmal einen Bart mehr, bei dem man ihn zupfen kann, er spricht nicht mehr kauderwelsch, daß du ihn nachäffen könntest . . . Der Jude hat sich seit zwanzig Jahren Mühe gegeben, sich den Christen zu nähern, aber wie wurde er aufgenommen? Wie manche Eingriffe hat er schon in seine kanonischen Gesetze gethan, um sich euch anzuschmiegen, aber den Rücken kehrt ihr ihm zu aus lauter Humanität". Lefrank's Selbstgefühl war das sicherste Vorzeichen für den endlichen Sieg der Juden.

Erst die Schlacht bei Jena, welche den Hochmut demütigte, die ausgedehnten Eroberungen der Franzosen in Deutschland und das erwachte lautere Freiheitsgefühl des deutschen Volkes verhalfen den Juden, theilweise die Ebenbürtigkeit zu erlangen.

Viertes Kapitel.

Das erneute Synhedrion und die Reaktion.

(1806 — 1818).

Seit der römischen Zeit hat der Erdkreis nicht solche rasche Veränderungen und Katastrophen gesehen wie im Anfange dieses Jahrhunderts. Ein neues Kaiserreich, das auf eine Universalmonarchie lossteuerte. Mehr noch als vor dem ersten Konsul Bonaparte beugten sich alle Gewalten vor dem zum französischen Kaiser gewordenen Napoleon. Der Papst, der ihn und die ganze neue Ordnung der Dinge von Herzen verwünschte, beging die Heuchelei, ihn zum Nachfolger Karl's des Großen zu salben. Die deutschen Fürsten waren die ersten, welche diese Neuerung, die Erhebung eines Emporkömmlings über

ſie ſelbſt, in Kriecherei anerkannt haben. Ihre Schwäche rächte ſich ſchwer an ihnen. Zuerſt kam Öſterreich an die Reihe. In der Schlacht bei Auſterlitz demütigte Napoleon dieſes Kronländer-konglomerat und zertrümmerte das heilige deutſch-römiſche Reich. Deutſchland teilte Polen's Loos, es wurde zerſtückelt; aber während die Polen vor Schmerz aufzuckten und ſich verbluteten, empfanden die vom deutſchen Rumpfe getrennten Glieder gar nichts bei dieſer Zerſtückelung. Sie huldigten heute dieſem, morgen jenem Herrſcher in gefühlloſer Stumpfheit. Franz I. entſagte der deutſchen Kaiſer-krone. Deutſche Fürſten wurden Vaſallen des korſiſchen Empor-ömmlings, der als Protektor des neugeſtifteten Rheinbundes ſie gängelte. Dann demütigte Napoleon Preußen nach der unglück-lichen Schlacht bei Jena.

Als wenn Napoleon bei der Berührung mit den Deutſchen von ihrem Judenhaſſe angeſteckt worden wäre, trat bei ihm ſeit der Zeit eine Sinnesänderung gegen die Juden ein. Obwohl er früher Bewunderung für das hohe Alter und den Rieſenkampf des jüdi-ſchen Stammes gehegt hatte, zeigte er ihm ſeitdem Verachtung. Seine ungünſtige Stimmung gegen die Juden ſuchten die Deutſchen im Elſaß ſofort auszubeuten, um die franzöſiſchen Juden wieder in die alte Schmach zurückzuverſetzen.

Die alten Klagen gegen die Juden von Elſaß hatten die Revolutionsſtürme zum Schweigen gebracht. Jüdiſche Gläubiger oder Wucherer und chriſtliche Schuldner waren durch die Schreckens-herrſchaft gleich verarmt, die alte Zeit war abgethan Als die Ruhe wieder zurückgekehrt war, griffen viele Juden, welche durch ihre Rührigkeit wieder einiges Vermögen erworben hatten, zu ihrem alten Gewerbe. Was ſollten ſie anfangen? Handwerke und Acker-bau zu erlernen, konnte den bereits betagten Männern doch nicht zugemutet werden. Es war ſelbſt den jüdiſchen Jünglingen ſehr erſchwert, weil die engherzigen chriſtlichen Meiſter in der deutſch redenden Provinz jüdiſche Lehrlinge nicht gern annahmen. Eine zahlreiche Klaſſe der elſäſſiſchen Bevölkerung bot den jüdiſchen Wohlhabenden eine Nahrungsquelle. Die Bauern und Tagelöhner, bis zur Revolution Leibeigene, waren frei geworden, hatten aber keine Mittel, ſich Grundbeſitz zu erwerben und ihrer Hände Kraft zu gebrauchen. Ihr Vieh und ſelbſt ihr Ackergerät hatten ſie während der Sturmjahre eingebüßt, viele von ihnen waren vor

der Anwerbung zum Heere entflohen. Dieſer Bauernſtand hatte ſich bei eingetretener Ruhe an jüdiſche Wohlhabende gewendet, ihnen Vorſchüſſe zu machen, um kleine National-Güter erwerben und bebauen zu können. Die jüdiſchen Geldmänner waren auf dieſes Geſchäft eingegangen und hatten ſich wahrſcheinlich einen hohen Gewinn bedungen. Die Bauern hatten aber bei alledem ein gutes Geſchäft gemacht; denn ſie, die urſprünglich ganz mittellos waren, brachten es doch zu einem gewiſſen Wohlſtand. In wenigen Jahren belief ſich ihr Vermögen an liegenden Gründen an 60 Millionen Franken, wovon ſie den Juden etwa den ſechſten Teil ſchuldeten. Es war den elſäſſiſchen Bauern allerdings ſchwer, bares Geld herauszuziehen, um ihre jüdiſchen Gläubiger zu befriedigen, zumal in der Zeit als Bonaparte's Kriege die Arme vom Pflug weg zu den Waffen riefen. Dadurch häuften ſich Klagen gegen die Schuldner. Dieſe wurden verurteilt, ihre Felder und Weinberge den jüdiſchen Gläubigern zu überlaſſen. Einige jüdiſche Wucherer mögen allerdings viel Härte dabei gezeigt haben.

Dieſe Stimmung benutzten die Judenfeinde. Sie verallgemeinerten die Vergehungen einzelner Juden, übertrieben die Leiden der zur Zahlung gezwungenen chriſtlichen Schuldner und ſtempelten ſämtliche Juden als Wucherer und Blutſauger, um die Gleichſtellung der franzöſiſchen Juden in ihrem Gebiete rückgängig zu machen. An der Spitze der Judenfeinde ſtand wie immer die Bürgerſchaft der deutſchen Stadt Straßburg, welche vergebens Anſtrengung gemacht hatte, die Juden von ihren Mauern fern zu halten. Dieſe ſah mit verbiſſenem Ingrimm die Zahl der jüdiſchen Zuzügler zunehmen. Es gab keinen jüdiſchen Wucherer in ihrer Mitte, im Gegenteil lauter vermögende, rechtſchaffene, gebildete Juden, die Familien Cerf-Beer, Ratisbonne, Picard, die meiſtens vom Grundbeſitz lebten. Nichts deſto weniger erhoben gerade die Straßburger am lauteſten Klagen über die Juden. Mit den Kaufleuten ſteckte der Präfekt von Straßburg — ein Deutſcher — unter einer Decke. Als Napoleon nach dem hunderttägigen Feldzug gegen Öſterreich in Straßburg weilte (Januar 1806), wurde ſein Ohr vom Präfekten und von einer Deputation Elſaſſer mit Klagen beſtürmt, wie ſchädlich die Juden dem Staate wären. Napoleon erinnerte ſich bei dieſer Gelegenheit, daß er auf ſeinem Kriegszuge einigen Juden bei Ulm begegnet war,

welche den Soldaten geplünderte Sachen abgekauft hatten, und er war darüber unwillig geworden. Die Judenfeinde wußten ihm beizubringen, daß es Straßburger Juden gewesen wären, welche dem Heere stets nachzögen, um sich an erbeutetem Trödel zu bereichern, und daß überhaupt die Juden lauter Schacherer und Trödler wären. Um den Kaiser noch mehr zu einem judenfeindlichen Entschlusse zu drängen, behauptete diese Anklage: In ganz Elsaß, ja in sämtlichen (deutschen) Departements des Hoch- und Niederrheins wäre die Erbitterung der Bevölkerung gegen die Juden so groß, daß Szenen des Mittelalters zu befürchten wären. In den Schänkhäusern würde offen davon gesprochen, die Juden totzuschlagen. Mit diesem üblen Eindruck gegen sie verließ Napoleon Straßburg; er hatte Hilfe gegen die Beschwerden versprochen. Um den Eindruck nicht verfliegen zu lassen, bestürmten ihn Richter, Präfekten, sämtliche Beamte deutscher Zunge, die Juden bürgerlich zu vernichten. Schon war der Justizminister, von der großen Masse von Klagen gegen sie überwältigt, zu dem Entschlusse gekommen, sämtliche Juden Frankreich's unter Ausnahmegesetze zu stellen, ihnen für eine Frist das Hypothekengeschäft zu verbieten. Dazu kam noch der bigott-kirchliche, unduldsame Sinn jener reaktionären Partei hinzu, welche damals ihre ersten Fäden zu dem Netzgewebe ansetzte, um die Geistesfreiheit, die Mutter der politischen, einzufangen und zu erdrücken, und die katholische Kirche zur Alleinherrscherin über Völker und Fürsten zu erheben. Ein Hauptvertreter dieser freiheitsfeindlichen und in Intriguen gewandten Partei war der Publizist Louis Gabriel Ambroise Bonald, der mit dem Romantiker Chateaubriand und dem Großmeister der Schmeichelei Fontanes die widerwärtigste kirchliche und politische Reaktion herbeiführte. Bonald, welcher nach kurzem Freiheitsrausche die Fahne der bourbonischen Legitimität entfaltete und durch mystischen Blödsinn verherrlichte, erblickte in der Freiheit der Juden eine Schmälerung der Kirchenmacht und legte Hebel an, um ihre Gleichstellung in Frankreich zu unterwühlen. Er beneidete die Deutschen, daß sie, vernünftiger und vorsichtiger als die Franzosen, den Juden höchstens den Leibzoll abgenommen, im Übrigen aber sie in ihrem alten Drucke gelassen haben.

Es war für die Zukunft der Juden ein glücklicher Wurf, daß die Freiheitsfeinde und Stockkirchlichen den Judenhaß auf ihr

Programm gesetzt hatten; dadurch zwangen sie die Freunde der Freiheit, die Sache der Juden zu der ihrigen zu machen. Aber für den Augenblick schadete ihnen Bonald's judenfeindliche Stimme nicht wenig. Sie drang auf Umwegen auch in Napoleon's Ohr. Die französische Judenschaft erkannte die Tragweite dieser Wühlerei gar nicht; die Sache hatte aber eine sehr ernste Wendung genommen. Napoleon hatte die Frage dem Staatsrate zur gründlichen Beratung übergeben, und dieser hatte die Berichterstattung einem jungen Mitgliede, dem Grafen Molé, übergeben, bekannt als Muster zweideutiger Haltung in der späteren französischen Geschichte. Zur Überraschung aller älteren und gewiegten Staatsratsmitglieder hatte Molé, dessen Urgroßmutter eine Jüdin war, dem Berichte eine außerordentlich judenfeindliche Färbung gegeben und war zum Schlusse gelangt, daß sämtliche französische Juden Ausnahmegesetzen unterworfen werden müßten, d. h. nichts weniger als daß ihre gesetzlich anerkannte und thatsächlich eingeführte Gleichstellung wieder aufgehoben werden sollte. Sein Bericht wurde zwar von den ältesten Räten mit verdienter Verachtung aufgenommen, weil sie sich nicht denken konnten, wie die von der Revolution geheiligte Rechtsgleichheit angetastet werden sollte. Trotzdem sollte die Judenfrage in voller Sitzung des Staatsrats unter dem Vorsitz Napoleon's (April 1806) verhandelt werden, weil dieser großes Gewicht darauf legte. Das Wohl und Wehe nicht bloß der französischen und italienischen, sondern sämtlicher europäischen Juden hing von dem Ausgang dieser Beratung ab. Napoleon, unwillig über den Widerspruch einiger freigesinnten Räte geriet dadurch in eine gereizte Stimmung, Er sprach von den Juden fast wie Fichte und Grattenauer, daß sie einen Staat im Staate, den Feudaladel der Gegenwart bilden, und daß man sie nicht in eine Reihe mit Katholiken und Protestanten stellen dürfe. Einige Staatsräte von Bedeutung, Regnault und Ségur, wagten es dennoch zu Gunsten der Juden oder vielmehr der Gerechtigkeit zu sprechen. Sie machten darauf aufmerksam, daß die Juden in Bordeaux, Marseille und in den italienischen Städten, die zu Frankreich gehörten, sowie die in Holland in großer Achtung stünden, und daß die Vergehungen, die den Elsasser Juden zugeschoben worden, nicht dem Judentum zur Last gelegt werden dürften, sondern von der unglücklichen

Lage ſtammten. Es gelang ihnen auch, Napoleon's Zorn für den Augenblick zu mildern. Einflußreiche Perſonen machten ihn außerdem aufmerkſam, wie ſehr ſich die Juden in kurzer Zeit in Künſten, Wiſſenſchaften, Landbau und Handwerken hervorgethan hatten. Man bezeichnete ihm viele Perſonen, die er als tapfere Krieger mit Penſionen oder dem Orden der Ehrenlegion ausgezeichnet hatte, und daß es demnach eine Verläumdung der Judenfeinde ſei, ſie ſämtlich als Wucherer und Trödler zu bezeichnen. In der zweiten Staatsratsſitzung (7. Mai 1806) ſprach er ſchon milder von den Juden. Nichts deſto weniger könnte er ſich von dem Vorurtheil nicht losmachen, daß die jüdiſche Nation, ſeit uralter, ſelbſt ſeit Moſes Zeit, wucheriſch und unterdrückend ſei. Aber feſt entſchloſſen, eine Verfolgung oder auch nur Hintanſetzung der Juden nicht eintreten zu laſſen, kam er auf einen glücklichen Gedanken, nämlich eine Anzahl von Juden aus den verſchiedenen Landesteilen zuſammentreten zu laſſen, welche ihm Gewißheit darüber geben ſollten, ob das Judentum thatſächlich ſeinen Bekennern Haß uud Bedrückung gegen die Chriſten vorſchreibe. Die Juden ſelbſt ſollten durch ihre Vertreter über ihr Geſchick entſcheiden.

Das Geſetz, welches dieſen Beſchluß ausführen ſollte (30. Mai 1806), führte eine ſehr herbe Sprache. Napoleon ſelbſt hatte, wie es ſcheint, in einem Augenblick der Verſtimmung ihm die letzte Feile gegeben. Es war auch darin enthalten: Schuldforderungen jüdiſcher Gläubiger ſollten innerhalb eines Jahres von chriſtlichen Schuldnern nicht gerichtlich eingezogen werden. Den Notabeln ſollten auch Mittel an die Hand geben, wie unter den Juden Künſte und nützliche Gewerke heimiſch werden könnten, ſtatt der ſchädlichen Gewerbe, denen ſich viele von ihnen von Vater auf Sohn ſeit mehreren Jahrhunderten hingegeben. So war für eine Claſſe der Juden von Frankreich die Gleichſtellung auf Zeit wenigſtens aufgehoben.

Obwohl die Wahlen der Notabeln von den Behörden mit einer gewiſſen Willkür vorgenommen wurden, ſo fielen ſie doch glücklich aus. Unter den mehr als hundert Notabeln franzöſiſcher, deutſcher nnd italieniſcher Zunge waren die meiſten von der Größe und Wichtigkeit ihrer Aufgabe durchdrungen. Sie ſollten das gewiſſermaßen auf die Anklagebank geſetzte Judentum vor ganz Europa verteidigen und die blinden Vorurteile gegen Bekenntnis und Bekenner

zerſtreuen — eine ſchwere, aber dankbare Aufgabe. Unter ihnen waren Männer, die bereits einen Namen hatten: Berr Iſaak Berr, der mit Feuereifer für ſeine Stammgenoſſen aufgetreten war, ſein vielverſprechender Sohn Michel Berr, der den Aufruf an die Fürſten und Völker erlaſſen hatte, die Juden aus der Knechtſchaft zu erlöſen, Abraham Furtado aus Bordeaux, der ehemalige Parteigänger der Girondiſten, der wegen ſeiner politiſchen Haltung gelitten hatte, ein Mann von der edelſten Geſinnung und von weitem Blick. Seine Eltern waren Marranen in Portugal, und trotz zweihundertjähriger Anſchmiedung an die Kirche hatte ſeine Mutter ihren Urſprung und ihre Anhänglichkeit an das Judentum nicht vergeſſen. Als das fürchterliche Erdbeben Liſſabon in einen Trümmerhaufen verwandelte, wurden Furtado's Eltern mit verſchüttet, der Vater erſchlagen und die Mutter in geſegneten Umſtänden in ein Grab eingeſchloſſen. Sie hatte gelobt, wenn ſie Gott aus dieſem Grabe befreien ſollte, würde ſie, keine Gefahr ſcheuend, zum Judentum zurückkehren. Ein neuer Erdſtoß öffnete ihr das Trümmergrab. So konnte ſie den Ort der Schauer verlaſſen, nach London entkommen und ſich zum Judentum bekennen. Hier gebar ſie ihren Sohn, welcher ſich in Bordeaux anſiedelte. Eine ſehr glückliche Wahl war auch die des Rabbiners Joſeph David Sinzheim aus Straßburg (geb. 1745 ſt. 1812). Es war ein Mann von faſt patriarchaliſchem Weſen, von ſittlichem Ernſt und liebenswürdiger Milde, von Haus aus vermögend und Schwager des reichen Cerf Berr. Neben Sinzheim zählten unter den Rabbinen nur der portugieſiſche Abraham Andrade aus Saint-Esprit. Die Laien hatten das Übergewicht.

Mit zitterndem Herzen trafen etwa hundert jüdiſche Notabeln aus den franzöſiſchen und deutſchen Departements ein. Sie hatten keinen Plan, weil ſie nicht recht wußten, was der Kaiſer mit ihnen vorhatte. Der Ruf des Miniſters, an jeden Einzelnen derſelben gerichtet (23. Juli 1806), lüftete nur wenig den Schleier für ſie. Die Ernennung Molé's zum kaiſerlichen Kommiſſär neben Portalis und Pasquier, mit der Verſammlung offiziell zu unterhandeln, war nicht geeignet, ſie zu beruhigen, da dieſer zuerſt den judenfeindlichen Schlagwörtern Bonald's als Organ gedient hatte. Am Tage vor der Eröffnung der Verſammlung (25. Juli) erſchien in der offiziellen Zeitung (Moniteur) eine lange Auseinanderſetzung

über die jüdiſche Geſchichte ſeit Rückkehr der Juden aus Babylonien bis auf die Gegenwart herab. Das franzöſiſche Volk ſollte von der Wichtigkeit der Frage, welche die Juden ſelbſt zu verhandeln hatten, Kenntnis erhalten. In raſchen Zügen wurde geſchildert: die Selbſtſtändigkeit und die Abhängigkeit des jüdiſchen Volkes, ſeine Siege und Niederlagen, ſeine Verfolgungen während des Mittelalters und der Schutz, den es gefunden, ſeine Ausbreitung und ſeine Vertilgung, die Anklagen, die gegen es erhoben wurden, die Schmach und Bedrückungen, denen es unterworfen war. Die jüdiſche Geſchichte erhielt dadurch gewiſſermaßen ein offizielles Siegel. Daß ſie vielfach gefälſcht und entſtellt in die große Welt eingeführt wurde, war nicht zu verwundern. Auch die jüdiſche Religion oder das Judentum wurde offiziell, gewiſſermaßen auf des Kaiſers Befehl auseinandergeſetzt mit faſt noch größerer Verkennung als die jüdiſche Geſchichte. Für die eine war Basnage Gewährsmann und für die ander der Rabbiner Leon de Modena, der halbe Zweifler, welcher die Blößen des rabbiniſchen Judentums vor den Augen chriſtlicher Leſer aufgedeckt hatte. Zwei Punkte wurden mit beſonderer Betonung hervorgehoben: die religiöſe Abſonderung der Juden von der übrigen Welt und der Wucher derſelben zum Nachteil der Andersgläubigen wenn auch nicht von den jüdiſchen Geſetzen vorgeſchrieben, ſo doch geduldet, wofür beſonders der Talmud verantwortlich gemacht wurde.

Die Schlußfolgerung aus dieſer Auseinanderſetzung lautete ſo unwahr als nur möglich: „Sehen wir nicht die portugieſiſchen Juden (die ſich vom Wucher rein erhalten) dem Talmud weniger Folge leiſten? Hatten die ausgezeichneten Juden in Deutſchland, ihr berühmter Mendelsſohn große Ehrfurcht vor den Rabbinen? Diejenigen endlich, die unter uns ſich den Wiſſenſchaften widmen, ſind das fromme Juden?“

An demſelben Tage, an dem die Juden das Tagesgeſpräch in Paris abgaben, verſammelten ſich die Deputierten um eine Gewiſſensfrage zu entſcheiden, ob ſie am Sabbat die Wahl eines Vorſitzenden und der Sekretäre durch geſchriebene Zettel vornehmen ſollten. Hier kamen zum erſten Male die Gegenſätze und Schattierungen im Verhalten zum rabbiniſchen Judentum zum Vorſchein, Abſtufungen von dem ſtaatsmänniſchen Furtado, bis zu den Rabbinern, welche ihr Lebelang in talmudiſchen Lehrhäuſern zugebracht

hatten. Die Rabbiner und die Partei des Herr Isaak Berr waren entschieden dafür, die Wahl am Sabbat nicht vorzunehmen. Die weniger bedenkliche Partei, die Politiker, bestanden im Gegenteil darauf, dem Kaiser thatsächlich den Beweis zu liefern, daß das Judentum sich den obrigkeitlichen Gesetzen unterzuordnen wisse. Die Verhandlungen darüber waren heftig. Der milde Lazare wußte indes die Gemüter zu beruhigen und eine Ausgleichung herbeizuführen. Die Gewissensbedenklichen sollten ihre Wahlzettel vor dem Sabbat schreiben.

So versammelte sich gewissermaßen das erste jüdische Parlament in Paris in einem mit passenden Emblemen ausgeschmückten Saale des Stadthauses am Sabbat. Unter dem Vorsitze des Alterspräsidenten, des Rabbiners Salomon Lipmann von Colmar, wurde der Wahlakt vorgenommen. Nur zwei Männer eigneten sich für den Vorsitz: Berr Isaak Berr und Furtado. Beide durch ihre Persönlichkeit und ihre Stellung Achtung gebietend. Jener wurde von der frommen Partei, und dieser von der politischen bevorzugt. Furtado erhielt die Stimmenmehrheit, von 94 Stimmen 62. Mit parlamentarischem Takt begann Furtado die Versammlung zu leiten. Die Deputierten wurden inne, welche schwere Verantwortlichkeit auf ihren Schultern ruhte, und zeigten sich ihrer Aufgabe gewachsen. Eifer nnd Streben nach Einigkeit beseelten Alle. Auch die deutschen Rabbinen, welche bisher in der Abgeschiedenheit des Lehrhauses hinter Talmudfolianten zugebracht hatten, schickten sich schnell in die neue Lage und in die parlamentarischen Formen. Zündend wirkte die Rede des Deputierten Lipmann Cerf-Berr, besonders die Worte: „Vergessen wir, woher wir stammen! Nichts mehr von Elsasser Juden, nichts mehr von Portugiesen. Über den Erdboden zerstreut, sind wir doch nur ein einziges Volk, denselben Gott anbetend, und wie unser Gebot es befiehlt, der Macht unterworfen, unter deren Gesetze wir leben.“ Allerdings mischte sich auch in ihre Gefühle eine überschwängliche, anwidernde Vergötterung Napoleon's, welcher die Versammlung nicht genug Worte leihen konnte. Als der Offizier der vor dem Sitzungssaale aufgestellten Ehrenwache sich dem erwählten Präsidenten näherte, um seine Befehle entgegenzunehmen, die Wache beim Heraustreten der Deputierten ihnen militärische Ehre bezeugte und die Trommel rührte, fühlten sie

ſich gehoben, und ihre anfängliche Furcht verwandelte ſich in Hoffnung.

Dieſe Hoffnung bewaffnete ſie mit Mut, den Angriffen zu widerſtehen, welche die judenfeindlichen Schriftſteller gegen ſie richteten. Die italieniſch-jüdiſchen Deputierten trafen ſpäter ein. Der bedeutendſte unter ihnen war Abraham Vita di Cologna (geb. 1755, geſt. 1832). Zugleich rabbiniſch und wiſſenſchaftlich gebildet, von einnehmendem Äußern und von ſprudelnder Beredſamkeit, wurde er als Rabbiner von Mantua in das Parlament des Königreichs Italien gewählt und nach Paris berufen. Cologna neigte ſich der neuen Reichtung zu, welche das Judentum aus ſeiner Abſonderung reißen wollte, um ihm ein, ſozuſagen europäiſches Gepräge aufzudrücken; aber Weg und Ziel waren ihm gleich unklar, und er blieb beim Wollen ſtehen.

In der zweiten Sitzung (29. Juli) überreichten die drei kaiſerlichen Kommiſſäre feierlich zwölf Fragen, welche die Verſammlung gewiſſenhaft beantworten ſollte. Die Hauptpunkte waren, ob die franzöſiſchen Juden Frankreich als ihr Vaterland, die Franzoſen als ihre Brüder, die Staatsgeſetze als auch für ſie verbindlich betrachteten, und als Folgerung die einſchneidende dritte Frage: „Erlaubt das jüdiſche Geſetz Miſchehen mit Chriſten?“ und endlich die Frage, ob es den Wucher gegen Nichtjuden geſtattet oder verbietet. Die übrigen Punkte in Betreff der Vielweiberei, der Eheſcheidung, des Verhältniſſes der Rabbinen, waren untergeordneter Natur. Die meiſten Mitglieder konnten beim Anhören dieſer Punkte ein Gefühl der Gekränktheit nicht unterdrücken, daß ihre Vaterlandsliebe und ihre Anhänglichkeit an Frankreich noch in Frage geſtellt waren, obwohl Juden ſie mit ihrem Blute auf Schlachtfeldern beſiegelt hatten. Von vielen Seiten wurden bei dieſer Frage Simmen laut: „bis in den Tod“.

Die Beantwortung dieſer Fragen wurde einer Kommiſſion überwieſen, zu welcher außer dem Präſidenten, den Sekretären und den Skrutatoren vier ausgezeichnete Rabbinen Sinzheim, Andrade, de Cologna und Segre und zwei gelehrte Laien Iſaak Berr und Lazare erwählt wurden.

Dieſe Kommiſſion übertrug die Hauptarbeit dem Rabbinen David Sinzheim, dem gelehrteſten und geachtetſten Mitgliede der Verſammlung, welcher ſie auch zur Zufriedenheit derſelben, ſowie

der Kommissarien und schließlich auch des Kaisers in der kürzesten Zeit vollendete (30. Juli — 3. August). Seine Ausarbeitung wurde nämlich noch vor der öffentlichen Beratung den Kommissarien übermittelt. Die große Aufgabe, welche den jüdischen Deputierten zugefallen war, hatte sie auch größer gemacht, sie über das gewöhnliche Maß erhoben. Das Zusammenwirken hatte sie begeistert, die Reden, die gehalten wurden, berauscht.

In der dritten Sitzung (4. August), in welcher die Beantwortung der Fragen debattiert werden sollten, traten die Deputierten schon mit Selbstbewußtsein auf. Die ersten zwei Fragen: ob die Juden mehrere Frauen heiraten dürften, und ob eine Ehescheidung nach dem französischen Gesetze auch die religiös-gesetzliche Anerkennung finde, boten keine Schwierigkeit. Aber die dritte Frage erzeugte eine leidenschaftliche Erregtheit und offenbarte den Gegensatz, der seit Mendelssohn in die Gemüter eingezogen war. „Darf sich eine Jüdin mit einem Christen oder ein Jude mit einer Christin verheiraten?“ Diese Frage hatte schon im Schoße der Kommission heftige Debatten veranlaßt und nun erst gar in voller Versammlung! Die Notablen, die dem alten Judentum bereits entfremdet waren, trugen kein Bedenken, die Frage aus vollster Seele zu bejahen. Aber die deutschen Rabbinen, der greise Salomon Lipmann und der kabbalistisch gesinnte, kenntnisreiche Deputierte Nepi, empfanden Gewissensunruhe bei dieser Frage, die so tief in das Fleisch des Judentums einschnitt. Indes auch die Frommen fühlten es, daß es äußerst bedenklich sei, sie unbedingt zu verneinen. Aber die Kommission hatte sie vorher geschickt beantwortet. Im Eingange wurde klugerweise auseinandergesetzt, daß nach biblischem Standpunkte nur die Ehe mit den kanaanitischen Völkerschaften verboten sei. Selbst vom talmudischen Standpunkte wären Mischehen gestattet, da auch er die europäischen Völkerschaften nicht als Götzendiener betrachte. Die Rabbinen würden indes Anstand nehmen, eine solche Mischehe einzusegnen, ebenso wie die katholischen Priester dabei ihre Mitwirkung versagen würden. Diese Weigerung hätte aber keine Folge weiter, da der Staat die Civilehe anerkennt. Jedenfalls erkennen selbst die Rabbinen einen Juden oder eine Jüdin, die eine Mischehe eingehen würden, als volle Religionsgenossen an.

Die übrigen Fragen wurden ohne Aufregung in zwei Sitzungen (7. und 12. Auguſt) erledigt. Bei Beantwortung der Fragen, ob die Juden die Franzoſen als ihre Brüder und Frankreich als ihr Vaterland betrachteten, konnte ſich die Verſammlung auf das Judentum berufen, das in ſeinen drei Phaſen (der bibliſchen, talmudiſchen und rabbiniſchen) die Menſchenliebe und die Brüderlichkeit an die Spitze ſtellt. Sie konnten auch alle die dummen Vorurteile oder die Verlogenheit ihrer Gegner, daß das Judentum Chriſtenhaß predige, in ihr Nichts zurückweiſen.

Bei Beantwortung der zwei Wucherfragen konnte die Verſammlung ebenfalls ein feſtgewurzeltes Vorurteil beſeitigen und das Judentum in ein günſtiges Licht ſtellen. Nach Prüfung der Antworten ließ der Kaiſer Sinzheim und noch einigen Deputierten vertraulich durch die Kommiſſarien die Verſicherung zugehen: er hege die gnädigſte Geſinnung für die Bekenner der jüdiſchen Religion und werde ihnen nichts von den Rechten der franzöſiſchen Bürger entziehen. Die Bewunderung, die Napoleon früher für dieſes lebendige Denkmal des älteſten Volkes und der älteſten Civiliſation hegte, erhielt in ſeinem Innern durch die Haltung des jüdiſchen Parlaments wieder die Oberhand über die Verachtung, die ihm eingeflößt worden war. Molé's Anrede an die Verſammlung ſchlug einen ganz andern Ton an, als die früheren: „In der That, wer wäre nicht von Erſtaunen ergriffen beim Anblick dieſer Verſammlung von aufgeklärten Männern, erwählt unter den Nachkommen des älteſten Volkes? Wenn irgend eine Perſönlichkeit aus den entſchwundenen Jahrhunderten wieder auflebte, und dieſes Schauſpiel ſeinen Blick träfe, würde ſie ſich nicht in die Mauern der heiligen Stadt verſetzt glauben, oder würde ſie nicht meinen, daß eine Umwälzung die menſchlichen Dinge bis auf ihren Grund erneuert habe?“ — „Seine Majeſtät ſichert Ihnen die freie Ausübung Ihrer Religion, den Vollgenuß Ihrer politiſchen Rechte zu; aber zum Tauſche für dieſen hohen Schatz fordert ſie eine religiöſe Bürgſchaft von der vollen Verwirklichung der in Ihren Antworten ausgeſprochenen Prinzipien.“

Was ſollte die Bürgſchaft bieten? Napoleon ließ ein Wort der Überraſchung verkünden, welches die Verſammlung mit freudigem Erſtaunen erfüllte und ſie elektriſierte. „Der Kaiſer ſchlägt vor, das große Synhedrin (Sanhedrin) zuſammenzuberufen!“ Dieſe

mit dem Tempel zugleich untergegangene Körperschaft, welche allein in Israel mit Autorität versehen war, sollte neuerstanden die Antworten der Versammlung in Entscheidungen umwandeln, damit diese gleich denen des Talmud und neben ihnen in den Augen der Juden aller Länder und aller Jahrhunderte das bestmöglichste Ansehen erlangen. „Das Synhedrin soll den wahren Geist des Gesetzes zurückrufen, die Gesetze des Judentums zeitgemäß auslegen, die falschen oder streitigen aufheben, und außerdem eine neue Organisation schaffen.“ Die Versammlung sollte die Zusammenkunft des großen Synhedrin allen Synagogen Europa's kundgeben, damit sie nach Paris solche Deputierte entsenden möchten, welche imstande wären, die Regierung mit neuer Einsicht zu versehen und mit der Versammlung in Verbindung zu treten. Damit dieses erneuerte Synhedrin den durch die Geschichte geheiligten, ehrwürdigen Charakter erhalte, sollte es vollständig nach dem Vorbilde des alten aus einundsiebzig Mitgliedern bestehen, und zwar mit einem Vorsitzenden (Nasi), einem ersten Beisitzer (Ab-Bet-Din) und einem zweiten Beisitzer (Chacham). Beim Anhören dieser Rede war den Deputierten zu Mute, als wenn sie plötzlich die alte Herrlichkeit Israel's aus der Gruft auftauchen und feste Gestalt annehmen gesehen hätten. Selbstverständlich ließ es die Versammlung bei Vernehmung dieser Kunde nicht an enthusiastischen Ausrufen und Beschlüssen fehlen. Sie genehmigte alles, was die Kommissare vorgeschlagen oder auch nur angedeutet hatten. Das Synhedrin sollte aus zwei Drittel rabbinischen und einem Drittel Laien-Mitgliedern bestehen.

Die auseinandergehende Notabeln-Versammlung erließ darauf einen Aufruf an die Gesamtjudenheit (6. Okt), sie für das zusammentretende Synhedrin zu erwärmen und veranlassen Deputierte zu entsenden. Dieser Aufruf war in vier Sprachen verfaßt (hebräisch, französisch, deutsch und italienisch) und hatte zum Inhalt: „Ein großes Ereignis wird vorbereitet. Was unsere Väter seit einer langen Reihe von Jahrhunderten nicht, was wir in unsern Tagen nicht zu sehen hoffen konnten, wird vor den Augen der erstaunten Welt von neuem erscheinen. Der 20. Oktober ist der Tag, der zur Eröffnung eines großen Sanhedrin in der Hauptstadt eines der mächtigsten christlichen Reiche und unter dem Schutze des unsterblichen Fürsten, der dasselbe regiert, bestimmt ist. Paris

wird dann der Welt dieſes Schauſpiel darbieten, und dieſes ewig denkwürdige Ereignis wird für die zerſtreuten Überbleibſel von Abraham's Nachkommen eine Periode der Erlöſung und des Glückes eröffnen ....“

Das jüdiſche Parlament und die daraus hervorgegangene Wiederherſtellung eines Synhedrin erregten in der That ein großes Aufſehen in Europa. An Kriegsthaten und glänzende Siege Napoleon's war die Welt gewöhnt. Aber die Neubildung eines Synhedrin war etwas Neues und Überraſchendes. Die Berliner Aufgeklärten, der Kreis David Friedländers, empfanden dabei ein unbehagliches Gefühl, daß von Frankreich aus vermittelſt des Synhedrin eine Wiedergeburt des Judentums mit antikem Charakter und doch in einem neuen Geiſte hervorgehen könnte. Sie erklärten daher von vornherein das Synhedrin als ein Gaukelſpiel, das Napoleon ſeinen Pariſern geben wollte. Patriotismus hatte ſich auch in dieſes Unbehagen gemiſcht. Die preußiſchen Juden empfanden das tiefe Wehe mit, welches über das preußiſche Volk und das Königshaus durch die Niederlage bei Jena und Auerſtädt gekommen war. Die ſiegreichen Heere waren triumphierend in Berlin eingezogen, und ganz Norddeutſchland bis zur Nord- und Oſtſee und bis zur Weichſel lag dem Sieger offen. Immer weiter drang der Sieger nach Oſten vor, in die ſogenannten ſüdpreußiſchen Provinzen (Gebiet von Poſen und Warſchau). In Wintermärſchen, welche in dieſer rauhen Gegend außerordentlich beſchwerlich und aufreibend waren, fanden die franzöſiſchen Soldaten bei den Juden hilfreichen Vorſchub. Gleich den Polen begrüßten die Juden in dieſem polniſchen Landſtrich die Franzoſen als Befreier. Napoleon ſagte von ihrer Dienſtbefliſſenheit gegen ihn und ſein Heer: Es ſei eine Frucht des von ihm zuſammenberufenen Synhedrin. Vor Zuſammentritt desſelben wurde den Notabeln die Beratung über den Entwurf zu einer Konſiſtorialverfaſſung zugewieſen. An der Spitze der franzöſiſchen Geſamtjudenheit aller Provinzen ſollte ein Central-Konſiſtorium mit einem Großrabbinen ſtehen, eine dem kaiſerlichen Syſtem nachgebildete Centraliſation, mit der Aufgabe, die einzelnen Konſiſtorien, Rabbinen, Synagogen und Gemeinden zu überwachen. Dieſe wiederum ſollten die Polizei für die einzelnen Juden abgeben, daß die dem Kaiſer genehmen Synhedrial-Beſchlüſſe auch befolgt werden, und ganz beſonders daß die jüdiſchen

Behörden jedes Jahr die Anzahl der jüdischen Militärpflichtigen angeben sollten. Vergebens hatte die Minorität der Notabeln das Schimpfliche dieser Verpflichtung der Rabbinen für Polizeidienste hervorgehoben und auf die Schmach hingewiesen, welche den Juden dadurch angethan würde. Aus Furcht nahm die Majorität auch dieses hin.

Vier Tage nach dem Schluß der Notabeln-Versammlung (9. Febr. 1807) trat das große Synhedrion zusammen, das einen ganz anderen Charakter hatte Es bestand, wie schon angedeutet, zu zwei Dritteil aus Rabbinen, meistens aus denen, welche in der Notabeln-Versammlung beteiligt waren. Nur die ersten drei Würdenträger hatte der Minister des Innern ernannt: Sinzheim zum Vorsitzenden (Nai), den greisen Segre zum ersten Beisitzer (Ab-Bet-Din) und Abraham di Cologna zum zweiten Beisitzer. Die Eröffnung des Synhedrion geschah auf eine feierliche Weise. Vom Hause des Präsidenten begaben sich die Mitglieder in die ausgeschmückte und mit Zuschauern aus den höchsten Gesellschaftskreisen gefüllte Synagoge. Es versteht sich von selbst, daß bei dieser Gelegenheit begeisterte Reden gehalten wurden. Sinzheim's hebräische Predigt konnte zwar wenig Eindruck machen; aber als er mit der Thorarolle im Arme und mit der ihm eigenen Würde die Versammlung segnete, um Erleuchtung flehte und ein Gebet sprach, fühlten sich die Zuschauer von einem eigenen Gefühl ergriffen. Die italienische Rede di Cologna's erhöhte noch diese Stimmung und hinterließ überhaupt einen sehr nachhaltigen Eindruck.

Aus der Synagoge begab sich die Versammlung in das Stadthaus und in den für sie ausgeschmückten Saal, und die siebzig Mitglieder setzten sich ihrem Alter nach in Halbmondform nach altem Brauch um den Vorsitzenden. Da die Sitzungen öffentlich waren, so pflegten sich viele Zuschauer dazu einzufinden. Die Synhedrialmitglieder waren angemessen gekleidet, in schwarzer Tracht mit einem seidenen Mäntelchen und einem dreieckigen Hut auf dem Haupte. Die ganze Thätigkeit des Synhedrin beschränkte sich darauf, die Antworten der Vorversammlung in feste, unverbrüchliche Gesetze umzuwandeln. Sie sollten die Gewähr und die Bürgschaft abgeben, daß die französischen, deutschen und italienischen Juden Frankreichs es mit der Versicherung ihrer Anhänglichkeit

an das Vaterland und ihrer Unterwürfigkeit unter die Landesgesetze ernst meinten. Das Synhedrin nahm dabei ohne Bedenken die von Furtado ausgesprochene unterwühlende Ansicht an: daß das Judentum aus zwei streng voneinander geschiedenen Elementen bestehe, aus rein religiösen und politisch-gesetzlichen Bestimmungen. Die ersteren seien unveränderlich, die letzten dagegen, welche seit dem Untergang des jüdischen Staates ihre Bedeutungen verloren hätten, könnten durch andere ersetzt werden. Die Folgerungen aus dieser Unterscheidung dürfe jedoch nicht der erste beste, sondern lediglich eine berechtigte Versammlung, ein großes Synhedrin ziehen. Es nahm auch den einschneidenden Paragraphen von der Mischehe ohne Widerspruch an, nicht nur, daß die Civilehe der religiösen vorangehen müsse, sondern auch daß Ehen zwischen Juden und Christen bindend seien, und obwohl nicht geeignet mit religiösen Formen bekleidet zu werden, so zögen sie doch keine religiöse Ausschließung nach sich. Da das Synhedrin keine Thaten vollbringen konnte, so hat es seine Sitzungen mit Reden ausgefüllt. Die französische Regierung hatte nun durch das Synhedrin die Bürgschaft von Seiten der Juden erlangt, die sie zur Bedingung gemacht hatte, ehe die Gleichstellung derselben von Neuem gesetzlich bestimmt werden sollte.

Auf Antrag der Kommissarien löste sich das Synhedrion auf, und dessen Beschlüsse sollten Napoleon vorgelegt werden, der aber inzwischen seinen Kopf von dem preußisch-russischen Kriege voll hatte, bis durch die entscheidende Schlacht bei Preußisch-Friedland der falsche Frieden zu Tilsit herbeigeführt wurde. Während Napoleon's Abwesenheit wurden im geheimen Rat Ränke zur Beschränkung der französischen Juden gesponnen. Die jüdischen Vertreter hatten aber Wind davon, und der unverdrossene Furtado eilte mit Maurice Levy aus Nancy von der Seine bis an den Niemen, um den Kaiser mit der Wühlerei gegen die Juden bekannt zu machen. Er hatte ihnen einen günstigen Bescheid zugesagt und sie kehrten voller Hoffnung zurück. Nach Ablauf eines Jahres offenbarte Napoleon den Juden seinen gesetzgeberischen Willen. Er genehmigte (17. März 1808) die schlechte Konsistorialorganisation, welche die Vertreter der Synagoge zu Polizeidienern herabwürdigte, und regelte die bürgerliche Stellung der Juden oder vielmehr verkümmerte ihre bisherige günstige Stellung. Er hatte alle Welt

getäuſcht, warum hätte er den Juden Wort halten ſollen? Das von ihm erlaſſene Geſetz enthält kein Wort von Gleichberechtigung, im Gegenteil nur Beſchränkungen. Kein franzöſiſcher Jude dürfte fortan irgend einen Handel unternehmen, ohne vorher einen Erlaubnisſchein vom Präfekten zu haben. Verträge ſolcher Juden, die kein Patent aufweiſen könnten, ſollten nichtig ſein. Auch die Pfandnahme für Sicherheit eines Darlehns wurde im mittelalterlichen Geſchmacke beſchränkt. Ferner durfte weder ein fremder Jude in die deutſchen Departements, noch einer aus denſelben in die übrigen Departements überſiedeln. Endlich ſollte die jüdiſche Bevölkerung keine Stellvertreter für den Militärdienſt ſtellen dürfen, ſondern jeder ausgehobene jüdiſche Militärpflichtige ſei gezwungen, in die Reihen einzutreten. Dieſe Beſchränkungen ſollten zehn Jahre Giltigkeit haben „in der Erwartung, daß nach Ablauf dieſer Zeit und durch die Wirkung verſchiedener Maßregeln kein Unterſchied zwiſchen den Juden und den übrigen Bürgern des Staates ſtattfinden“ werde.

So waren die franzöſiſchen Juden, der Hoffnungsanker für ihre Brüder in andern Ländern, wieder herabgedrückt und in Ausnahmeſtellung verſetzt. Nur die Juden von Bordeaux und einigen andern Departements, die keine Veranlaſſung zur Klage gegeben haben, ſollten den Beſchränkungen nicht unterworfen ſein. Später wurde auch auf eindringliche Beſchwerden nach und nach auch zu Gunſten der Juden von Paris, Livorno, von dem Departements der Nieder-Pyrenäen und noch andern fünfzehn Kreiſen in Frankreich und Italien eine Ausnahme gemacht, ſo daß eigentlich nur die deutſch-redenden Juden in Frankreich und aus der Rheingegend, die Pechvögel, des Vollbürgertums beraubt waren. Aber nichts deſto weniger blieb der häßliche Makel, welcher den Juden von neuem angeheftet war, auch an den Gleichgeſtellten dieſes Stammes haften. Die Gegner, welche die Erhebung der Juden niederzuhalten übereifrig waren, konnten auf Frankreich hinweiſen, daß dieſer Stamm doch wohl unverbeſſerlich ſein müſſe, da deſſen Söhnen auch da, wo ſie ſchon lange emanzipiert waren, die Gleichſtellung hat entzogen werden müſſen.

Indeſſen Napoleon's Arm, wie ſtark auch immer, war nicht imſtande, die Strömung zu hemmen, welche die Befreiung der unterdrückten Völker und Klaſſen einmal in Bewegung geſetzt hatte.

Er ſelbſt hatte durch ſeinen Ungeſtüm die Kreiſelung nur noch vermehrt. Nach der Demütigung Preußens hatte er das Königreich Weſtfalen unter ſeinem Bruder Jerome geſchaffen. Im dieſem Königreich, das aus vieler Herrn Länder zuſammengeflickt war, erlangten die Juden thatſächlich Freiheit und Gleichſtellung. Napoleon ſelbſt hat die Konſtitution für dieſes neue Königreich im Verein mit den Staatsmännern Beugnot, Johannes v. Müller und zum Teil auch mit Dohm ausgearbeitet, die ſämtlich Judenfreunde waren, nnd die Gleichſtellung der Juden war in der Grundverfaſſung mit aufgenommen. Jerome, ehrlicher und gerechter als ſein Bruder, erklärte durch ein Geſetz (12. Jan. 1808) alle Juden ſeines Staates ohne Ausnahme als Vollbürger, ſchaffte die Judenſteuer vollſtändig ab, geſtattete fremden Juden Aufenthalt im Lande unter denſelben Bedingungen wie den chriſtlichen Ausländern und bedrohte die Boshaften mit Strafe, welche die jüdiſchen Bürger ſeines Staates mit dem Schimpfnamen „Schutzjude“ bezeichnen ſollten. Michel Berr, der mutige und glaubensinnige junge Verteidiger des Judentums, wurde aus Frankreich berufen, um eine Stellung im Königreich Weſtfalen einzunehmen. Die judenfeindliche deutſche Univerſität Göttingen ernannte ihn zu ihrem Mitgliede.

Eine bedeutende Rolle ſpielte an dem neuen Hofe von Kaſſel der ehemalige Braunſchweigiſche Hoffaktor und Finanzrat Israel Jacobſon. Edelgeſinnt, opferbereit, thatkräftig, verfolgte er das eine Ziel, die häßliche, entſtellende Außenſeite an den Juden und am Judentume zu entfernen und ihr dafür einen glänzenden Schein anzutünchen.. Er hatte in Seeſen aus eigenen Mitteln eine Schule zur Heranbildung jüdiſcher Kinder gegründet, worin auch Chriſtenkinder unentgeltlich aufgenommen wurden. Auf Jacobſon's Anregung ſollten die Juden des Königreichs Weſtfalen eine der franzöſiſchen ähnliche Organiſation erhalten. In der Kommiſſion zur Ausarbeitung eines Entwurfes für ein jüdiſches Konſiſtorium des Königreichs Weſtfalen hatte Jacobſon ſelbſtverſtändlich den Vorſitz. Die Konſiſtorialverfaſſung kam nach dem Muſter der franzöſiſchen zu ſtande und wurde gleichzeitig mit derſelben bekannt gemacht (3. März 1808). Nur während dort ein Rabbiner an die Spitze geſtellt wurde, verſtand es ſich von ſelbſt, daß hier der Laie Jacobſon den Vorſitz einnehm en ſollte

Aus Eitelkeit wollte er auch Rabbiner sein. Jerome ließ die Mitglieder des Konsistoriums zu einer Audienz zu und sprach dabei die denkwürdigen Worte: Er habe sich gefreut, daß die Konstitution seines Königreichs in Rücksicht der Gleichstellung aller Religionen seinem Herzen entsprach. Das Konsistorium sollte auch für Erweckung patriotischer Gefühle für das Haus Bonaparte in dem Herzen des Alters und der Jugend wirken. — Während aber in das französische Central-Konsistorium besonnene, bewährte Männer gewählt waren, welche bereits Proben von ihrem Maßhalten gegeben hatten: David Sinzheim als Vorsitzender, Abraham di Cologna und Menahem Deutz, welche den Übergang aus der alten in die neue Zeit sanft hinüberzuleiten wußten, war in dem westfälischen Consistorium Jacobson allmächtig, der sich in tollkühnen Sprüngen gefiel und seine Kollegen mitriß. Über die Umgestaltung des Gemeinde- und Synagogenwesens innerhalb seines Wirkungskreises beriet er sich mit David Friedländer, der mit einem Fuße im Christentume stand.

Jacobson's Sinn war nur auf Reformen versessen, oder vielmehr auf Einführung solcher Formen in den jüdischen Gottesdienst, welche in der christlichen Kirche beliebt waren, und war überhaupt nur auf Schaustellung bedacht. Seine despotische Natur und Machtbefugnis setzten mit Verletzung der Empfindlichkeit und Bedenklichkeit der Rabbinen wie der Massen die Neuerungen durch. Dieser rücksichtslose Ungestüm war freilich nötig, um den Wust wegzuschaffen, der sich besonders in den kleinen Gemeinden angesammelt hatte. Mit zarten Fingern wäre gar nichts durchgesetzt worden.

Die westfälischen Gemeinden wurden in sieben Sprengel eingeteilt, denen je ein Rabbiner und mehrere Syndiken (Vorsteher) vorstanden, in größeren wurden auch noch Unterrabbinen angestellt. Diese Rabbinen wurden von dem Präsidenten zu willenlosen Werkzeugen herabgewürdigt. Wie die französischen Rabbinen, sollten auch sie den Miliärdienst als eine heilige Pflicht darstellen und gewissermaßen die Rekruten ausheben, oder doch diejenigen anzeigen, welche sich der Fahne entzogen hätten. Die Kanzelvorträge sollten in deutscher Sprache gehalten werden, und die Rabbinen waren verpflichtet, mindestens alle halbe Jahre ihre Predigten dem Konsistorium, d. h. Jacobson, zur Beurteilung ein-

zusenden. Auch schauspielernde Konfirmation für die jüdischen Jugend machte das Statut oder vielmehr Jacobson den Rabbinen zur Pflicht. Die Begeisterung für die erlangte Freiheit hatte die Wirkung, daß die militärpflichtigen jüdischen Jünglinge sich vollzählig beim Ausheben für die Fahnen einstellten. „Wir genießen die bürgerlichen Rechte", sagten die Meisten, „warum sollten wir uns nicht mit Freuden als Vaterlandsverteidiger melden?" So waren die waffenscheuen jüdischen Jünglinge in einem Teile Deutschlands fast über Nacht mutige Männer geworden. Freilich wurden sie gleich ihren christlichen Waffengenossen nicht Vaterlandsverteidiger, sondern willenlose Maschinen, den despotischen Ehrgeiz des Einzigen zu befriedigen, der Europa Gesetze vorschrieb und die Freiheit unterdrückte.

Der erste deutsche Fürst, der den Juden wenigstens eine beschränkte Freiheit aus freien Stücken gewährte, war der Herzog Karl Friedrich von Baden. An der Grenze Frankreichs hatte er sich bereits daran gewöhnt, die Juden als Bürger anzuerkennen. Er erklärte die Juden indes nur als erbfreie Staatsbürger, nicht als Ortsbürger, so daß sie sich nicht in Städten ansiedeln durften, wo es bisher keine gegeben hat; auch in ihren erbangesessenen Plätzen wurden sie nur als Schutzbürger angesehen. Ihre religiösen Eigentümlichkeiten sollten geachtet werden, aber nur „nach Ausweis des mosaischen Rechts, nicht nach talmudischen Deutungen". Später ließ der Herzog eine eigene Verfassung für die Juden von ihrem Gönner, dem Grafen von Sternau, ausarbeiten, die aber doch voll Halbheiten war. Für die religiöse Angelegenheit der Juden wurde ein Oberrat vom Herzog erwählt, bestehend aus einem Obervorsteher, zwei oder drei Rabbinen und zwei weltlichen Räten. Der Oberrat hatte die Landrabbinen und Landältesten zu ernennen.

Auch die Stadt Frankfurt erlag für einen Augenblick dem Gleichheits-Schwindel, obwohl hier der zopfige, krämerhafte Judenhaß in jedem Patrizier verkörpert war. Bis dahin mußte jeder neuaufgenommene Jude dem Senate einen Huldigungseid leisten. Die Beschränkung der jüdischen Ehen dauerte fort. Judenzoll mußten sie immer noch bezahlen, als wenn das heilige römische Reich deutscher Nation noch herrschte. In dem engen, schmutzigen, ungesunden Judenviertel mußten sie noch immer wohnen, und jeder noch so verworfene Christ hatte das Recht, dem gesittetsten Juden

barsch zuzurufen: „Mach Mores Jud“, und ihn aus den schönen Teilen der Stadt und von Spaziergängen zu weisen. Als das heilige deutsch-römische Reich durch einen Hauch aus dem Munde Napoleon's lächerlich wie eine Schneeflocke zerschmolz, Frankfurt unter die Herrschaft des Erzkanzlers oder Fürsten-Primas des Rheinbundes gekommen war, und die hochmögenden Patricier selbst Unterthanen geworden waren, hörte dieses Knechtschaftsverhältnis der Juden thatsächlich auf, ohne daß diese Veränderung eine gesetzliche Unterlage erhalten hätte. Der Primas Karl von Dalberg, ein freisinniger Mann, der früher zu dem Illuminaten-Orden gehört hatte, hegte die günstigsten Gesinnungen für die Juden und hätte ihnen gerne das Joch vollständig abgenommen. Allein er kannte die hartnäckige Gehässigkeit des Frankfurter Patriziergeschlechts gegen die Juden zu gut, als daß er hätte wagen sollen, mit einem Schlag die Gleichheit derselben zu bethätigen. Er hatte nur im allgemeinen bei der sogenannten Thronbesteigung versichert: die Mitglieder der jüdischen Nation sollten gegen Beleidigung und beschimpfende Behandlung in Schutz genommen werden. Durch den Erlaß einer neuen Stättigkeits- und Schutzordnung für die Judenschaft machte er einerseits der neuen Richtung das Zugeständnis, „daß die bisherigen Gesetze, als dem Zeitgeist und dem dermaligen Standpunkte der jüdischen Nation nicht mehr passend, aufgehoben werden sollten. Andrerseits redete er dem Judenhaß das Wort, daß „ihnen die völlige Gleichheit nicht eingeräumt werden könnte, so lange sie nicht durch Ablegung ihres eigenen Wesens, in Annahme der Landessitten, sich dafür würdig zeigen“. Durch diese neue Ordnung wurden sie im Grunde lediglich als geduldete Fremde angesehen, nur daß die unter verschiedenen Titeln bestehenden Judenschutzgelder in eine jährliche Steuer von 22,000 Gulden umgewandelt wurden. Selbst das Ghetto wurde ihnen wieder in Aussicht gestellt; sie wurden angewiesen, ihre Mietsverträge in der Stadt mit christlichen Hausbesitzern, die sie unter der französischen Herrschaft eingegangen waren, ja nicht zu erneuern, weil bald der schöne Tag anbrechen werde, an dem sie in ihr Gefängnis würden zurückkehren müssen.

Die Frankfurter Juden machten daher Anstrengungen, aus diesem Ausnahmezustand herauszukommen, zumal in der Nachbarschaft und im Königreich Westfalen, ihre Brüder völlig gleichgestellt

waren. Als daher der Rheinbund aufgelöst, und das Herzogtum Frankfurt mit einer eigenen Konstitution geschaffen wurde, in welcher die Gleichheit aller Einwohner und Religionsbekenner vor dem Gesetz ausgesprochen war, gingen die Vertreter der Judenheit den Erzherzog Dalberg und seine Räte an, ihre Gleichstellung durch ein besonderes Gesetz allen Anfechtungen entgegen festzustellen. Da der neue Erzherzog in Geldverlegenheit war, und die Freiheit und Gleichheit der Juden seinem Herzen überhaupt zusagten, so bewilligte er sie denselben für die Summe von 440,000 Gulden (den 20fachen Betrag der jährlichen Summe von 22,000 Gulden) in Raten abzahlbar, und erließ das Gesetz (28. Dezember 1811): „daß sämtliche in Frankfurt wohnenden und in Schutzverhältnis stehenden Juden, deren Kinder und Nachkommen das Bürgerrecht in gleichen Befugnissen und Rechten mit den übrigen Bürgern genießen sollen". Die Juden leisteten den Bürgereid, traten in die Rechte und Pflichten ein, und Louis Baruch (Börne) wurde als Jude bei der großherzoglichen Polizei angestellt. Die Judengasse, so weit sie noch bestand, büßte ihr trauriges Vorrecht ein, sie wurde aufgehoben oder den zunächst liegenden Stadtquartieren zugewiesen.

Die nordischen Hansestädte, wo der deutsche Zunftgeist verbunden mit dem verknöcherten Luthertum den Juden kaum das Atmen gönnte, mußten ihnen auf Befehl der französischen Besatzung die Gleichheit einräumen. Am leichtesten fügte sich noch Hamburg, alle Einwohner, also auch die Juden, völlig gleichzustellen (1811). Es nahm Juden in seinen Bürgerrat auf. Grimmiger nahm das kleine Lübeck die Ansiedelung und Einbürgerung der wenigen Juden unter französischem Schutz auf. Bis dahin waren nur etwa zehn Familien daselbst als Schutzjuden geduldet worden, die weder Handel treiben, noch in Zünfte aufgenommen werden, noch Häuser anwerben konnten. Von dem benachbarten Städtchen Moisling unter dänischer oder holsteinischer Botmäßigkeit durften täglich nur drei Juden nach Lübeck kommen und mußten am Thore eine Art Leibzoll zahlen. Mit der französischen Herrschaft (1811—1814) waren etwa fünfzig selbständige jüdische Personen aus Moisling nach Lübeck gezogen, so daß im Ganzen sechsundsechszig Familien dort wohnten. Die Einbürgerung dieser Sechsundsechzig erregten

fast noch mehr die Galle der Lübecker Patrizier, als die Unterjochung durch Napoleon.

Auch in der Hansestadt Bremen, welche Juden nur als durchreisende Leibzollzahler kannte, ließen sich Juden unter französischem Schutz nieder und wurden allen übrigen Bürgern gleichgestellt. Sogar der Herzog von Mecklenburg, Friedrich Franz, sprach die Gleichstellung der Juden aus (22. Februar 1812) und gestattete noch dazu Ehen zwischen Juden und Christen — so weit war keine Gesetzgebung gegangen. Preußen konnte sich auch nicht länger der allgemeinen den Juden so günstigen Strömung entziehen. Die Juden dieses Landes hatten während der Unglückszeit, fast mehr Vaterlandsliebe gezeigt und mehr Opfer gebracht, als manche verrottete Adlige, die sich mit dem siegenden Feinde auf guten Fuß gesetzt hatten. Aber es dauerte lange, bis der König Friedrich Wilhelm III. das anerzogene Vorurteil gegen sie überwinden konnte. Er nahm ihnen zwar den Schimpfnamen Schutzjuden und erklärte sie zum städtischen Bürgerrecht zulässig. Sie mußten auch als Orts- oder Staatsbürger, den Eid leisten und die Lasten mit tragen. Aber als Staatsbürger wurden sie doch nicht anerkannt, ein umgekehrter Fall als in Baden. Die staatsbürgerliche Gleichstellung wurde ihnen zwar immer wieder verheißen und in Aussicht gestellt, aber die Verheißung blieb mehrere Jahre unerfüllt. Als Hardenberg abermals die zerrütteten Staatsgeschäfte übernommen hatte und auf Beseitigung der verrotteten Zustände und Gesetze drang, war er entschieden für die Einbürgerung der Juden, damit dem verstümmelten, blutenden und verarmten Ländchen durch den innigen Anschluß der Juden an das Staatswohl neue Kräfte zugeführt werden sollten. David Friedländer und seine Freunde, die Berliner Kapitalisten, machten die größte Anstrengung, die immer in Aussicht gestellte Gleichstellung verwirklicht zu sehen. Aber erst nach langen Zaudern genehmigte Friedrich Wilhelm (11. März 1812) die Gleichberechtigung aller „in den preußischen Ländern damals sich befindlichen eingesessenen Juden mit den christlichen Bewohnern". Sie sollten auch zu akademischen Lehr-, und zu Schul- und Gemeindeämtern zugelassen werden; die Zulassung derselben zu Staatsämtern behielt sich indeß der König noch vor. Mit dem Rechte sollten sie auch die Pflichten übernehmen und besonders zum

Militärdienſt herangezogen werden. Ihre religiöſen Angelegenheiten ſollten ſpäter geordnet werden. „Für die Ausarbeitung der den Kultus betreffenden Geſetze ſollten Juden, die wegen ihrer Kenntniſſe und Rechtſchaffenheit das öffentliche Vertrauen genießen, zugezogen werden“.

Nur drei deutſche Fürſten widerſtanden dem Andringen des Zeitgeiſtes, die von Bayern, Öſterreich und Sachſen. Zwar erließ der erſte von Napoleon eingeſetzte König von Bayern Maximilian Joſeph ein Edikt (10. Juni 1813), das ſcheinbar die Juden gleichſtellte, oder wenigſtens diejenigen, welche das Anſiedlungsrecht erhalten hatten. Aber dieſes Recht unterlag vielfachen Beſchränkungen. In Öſterreich haben die Nachfolger des Kaiſer Joſeph, der zuerſt einige Ringe der Kette gelöſt hatte, Leopold II. und Franz I., deſſen günſtige Beſtimmungen unausgeführt gelaſſen und noch neue Demütigungen hinzugefügt. Zu der faſt unerſchwinglichen Abgabenlaſt der böhmiſchen, mähriſchen, ſchleſiſchen und galiziſchen Gemeinden unter den empörendſten Formen, hier von Lichtſteuer und dort von Wein- und Fleiſchſteuer, kam noch in Wien hinzu eine Collektentaxe, oder ein Zoll von jedem Juden, der nach der Hauptſtadt kam. Polizeiſpione lauerten jedem Juden auf, der, in Wien auf kurze Zeit weilend, nicht mit einem Meldezettel verſehen war, und behandelten ihn wie einen Verbrecher. Das Heiraten der Juden blieb beſchränkt und wurde nur dem älteſten Sohne der Familie geſtattet (Familianten-Weſen). Öſterreich, obwohl ſo oft von den Soldaten der Freiheit zertreten, ſchloß ſich wie mit einer chineſiſchen Mauer gegen jede Neuerung ab. — In dem neugeſchaffenen Königreich Sachſen blieben ſämtliche Beſchränkungen aus der Zeit der kurfürſtlichen Verfaſſung und der lutheriſchen Kirchlichkeit ohne Milderung beſtehen. Man nannte Sachſen mit Recht das proteſtantiſche Spanien für die Juden. Eigentlich ſollten ſie gar nicht im Lande geduldet werden, und nur in den beiden großen Städten Dresden und Leipzig wurden einige privilegierte Juden zugelaſſen, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, zu jeder Zeit ausgewieſen werden zu können. Synagogen durften ſie nicht haben, ſondern nur Betſtuben.

Unvergleichlich freundlicher und fürſorglicher für die Juden war die Geſetzgebung in Rußland unter Alexander I., dieſem edlen

Fürsten, dem die Hebung des Volkes eine Herzensangelegenheit war. Die Massenhaftigkeit der jüdischen Bevölkerung, die durch die Erwerbung der polnischen Provinzen durch die Teilung Polens sich auf mehr als eine Million belief, ihre Erwerbsmittel größtenteils Handel — auch Hausierhandel — und Brantweinschenken auf dem Lande, ihr verwahrlostes Wesen, ihre kauderwelsche Sprache und unschönen Bewegungen und Trachten, wodurch sie sich selbst von der übrigen Bevölkerung absonderten, ihre Verwilderung infolge der Auflösung der Vierländer-Synoden, statt der regelnden Autorität die Wilkür bei den Vorstandswahlen in den Gemeinden und endlich die Überhandname der zuchtlosen Neuchassidäer — dieses alles war ein Chaos, und der Versuch ihn zu lichten, muß diesem Kaiser als hohes Verdienst angerechnet werden. Seine Gesetzgebung (1804 — 1812) wollte sie aus diesem Pfuhl durch Aufmunterung zur Erlernung von Ackerbau und Handwerk, durch Anlegung von Fabriken herausziehen, deren Pfleger eine gewisse Gleichstellung erlangen sollten. Auch durch Wissenschaft und Kunst sollten sie veredelt werden. Universitäten und hohe Schulen wurden ihnen zugänglich gemacht. Auch war Vorsorge getroffen für eine regelmäßige Ausbildung der Jugend durch Schulunterricht. Um sie der verwilderten Mischsprache zu entwöhnen, sollten diejenigen, welche eine der Sprachen, russisch, polnisch oder deutsch, zu sprechen und zu schreiben imstande wären, zu Ehrenämtern in der städtischen Verwaltung zugelassen werden. Zu Rabbinen sollten nur solche gewählt werden, welche eine dieser Sprachen verstanden. Ihre Ansiedlungsfreiheit wurde auch auf einige neurussische Provinzen erweitert, unter der Bedingung, keine Schankwirtschaft zu halten und die jüdische Tracht abzulegen. Alexander's Wohlwollen für die Juden bezeugt ein Wort von ihm: „Wenn es meinen Vorkehrungen auch nur gelänge, einen einzigen Mendelssohn aus ihrer Mitte herauswachsen zu sehen, würde ich befriedigt sein".

Diesem Wohlwollen fehlte nur die Geduld, die Aussaat auf so ungünstigem Boden langsam reifen zu sehen. Können Schäden von Jahrhunderten in einem einzigen Geschlechte geheilt werden? Hindernisse verschiedener Art stellten sich dem Erziehungswerke entgegen. Was ein Segen für sie sein sollte, betrachteten fast sämtliche Juden Rußland's und Polen's als einen Fluch und klagten darüber, wie über eine Verlockung zum Abfall vom Judentum.

Ihre häßliche Miſchſprache und ihre jüdiſche Tracht ſchienen ihnen ein teures Heiligtum, das ſie um keinen Preis abthun mochten. Ganz beſonders hinderlich war es, daß ſich in ihrer Mitte keine Perſönlichkeit von Einſicht, Anſehen und Thatkraft vorfand, welche ſie belehren und den Übergang von der Verwilderung zur Ordnung hätte hinüberleiten können. Ein despotiſcher Iſrael Jakobſon wäre eine Wohltat für ſie geweſen. Ein Mendelsſohn im verjüngtem Maßſtabe oder richtiger ein Weſſely lebte allerdings damals in Rußland, Iſaak Beer Levinſohn (geb. 1787, geſt. 1837), der zuerſt die Irrwege verließ, ruſſiſche Sprache und Litteratur erlernte, gediegene Kenntniſſe des jüdiſchen Altertums beſaß, ſie zu Lehrmitteln verarbeitete und das Verbeſſerungswerk der ruſſiſchen Regierung mit allerdings nicht beſonders ſtichhaltigen Belegen aus dem Talmud zur Beherzigung empfahl. Allein er hatte vermöge ſeiner untergeordneten Stellung wenig Anſehen bei den Maſſen, wurde nur von ſeinen Geſinnungsgenoſſen in Galizien gewürdigt, dagegen von den Führern der ruſſiſchen Gemeinden verketzert. Bei der Wahl von Deputierten, welche in Petersburg der Regierung mit ihren Erfahrungen zur Regelung der Judenangelegenheit zur Seite ſtehen ſollten, wurde Levinſohn übergangen und dafür Perſonen von geringer Einſicht berufen, die nicht einmal ruſſiſch verſtanden. So wurde der Kaiſer ungeduldig, nahm das Gewährte teilweiſe zurück, legte neue Beſchränkungen auf, und das Chaos blieb ungelichtet.

Wie einſt der Perſerkönig Xerxes hatte der bis dahin unüberwindliche und durch ſeine Erfolge hochmütig und brutal gewordene Napoleon Völker und Fürſten in buntem Gemiſche zu einem Weltkriege gegen Rußland aufgeboten, und ſie folgten ihm unterwürfig wie Sklaven ihrem Herrn. Nicht die Gegenmacht des Feindes hat Napoleon beſiegt, eine höhere Hand, die ſeinen ſonſt ſo klaren Blick bis zur kindiſchen Thorheit blendete. Als ihn Gott und das Glück verlaſſen hatten, kehrten die Fürſten die Schwerterſpitzen gegen ihn. Die Volkskraft, die er, auf ſein Feldherrntalent vertrauend, ſo ſehr verachtete, erhob ſich ebenfalls gegen ihn. Niemand hatte geahnt, daß das Große das Kleine in Mitleidenſchaft ziehen, daß Napoleon's Sturz die Juden, denen er, wenn auch widerwillig die Freiheit gebracht hatte, auf eine lange Zeit in ihre alte Knechtſchaft zurückſchleudern würde. Jüdiſche

Jünglinge wohlhabender Familien hatten in Todesmut mit den christlichen gewetteifert, sich in den Kampf zu stürzen, um den Riesen erlegen zu helfen. Ganz besonders in Preußen hatten sich, von Vaterlandsliebe erglüht, Juden zahlreich den Freiwilligenscharen angeschlossen. Jüdische Ärzte und Wundärzte waren als Opfer in Lagern und Lazarethen bei Behandlung der Kriegsverwundeten und Verpesteten erlegen. Jüdische Frauen und Mädchen scheuten keine Anstrengung und Rücksicht, um den Verwundeten Hülfe und Trost zu bringen. Und überall, wo die Bürger zu den Waffen gegriffen und sich um das Banner ihres Vaterlandes geschart hatten, blieben die Juden nicht zurück, ihr Gut und Blut einzusetzen. Nichts destoweniger tauchte allmählich in den Gemütern der Deutschen der scheinbar vergessene Judenhaß wieder auf, nahm eine immer größere Ausdehnung an und brachte die Juden um den Preis, welchen die blutigen Siege auch ihnen verheißen hatten.

Mit dem Sturz des Helden begann die Herrschaft der kleinen Ränkeschmiede, der Menschen- und Länderschacherer. Den ersten Luftzug der beginnenden Reaktion in Deutschland empfanden die Juden. Kaum war das Geschütz des fliehenden Feindes im Weichbild von Frankfurt verhallt, vernahm man schon mehrere laute Stimmen, die einander ermunternd zuriefen: Man müsse vor Allem den unerhöhten Anmaßungen der Juden Grenzen setzen. So wie die Patrizier ans Ruder kamen, wurden die unter französischer oder herzoglicher Herrschaft eingeführten Gesetze der Gleichheit sofort aufgehoben und den älteren Gewohnheiten Gültigkeit zugesprochen (Januar 1814). Die Stadt stand indes unter der Kontrolle des eigens für Kriegszwecke eingesetzten Verwaltungsrates oder der unverantwortlichen Gewalt des Freiherrn von Stein. Letzterer mehr patriotisch, als freisinnig, konnte die Juden nicht recht leiden. Er haßte Napoleon gründlich und schloß in seine Abneigung nicht blos die Franzosen ein, sondern auch die Juden, weil sie von diesen die Befreiung erhalten und weil sie bis dahin ihnen Vorschub geleistet hatten. Stein, der mit einem scharfen Worte den Frankfurter Judenhaß hätte niederschlagen können, ließ ihn gewähren, groß wachsen und sich aufblähen. Die Juden sollten wie ehemals Kammerknechte sein, in ihren Handtierungen beschränkt, in der Judengasse eingepfercht und bei ihren Verheiratungen pharaonisch behandelt werden. Der provisorische

Senat nahm den nichts und viel ſagenden Entwurf an: daß die Beſtimmung der bürgerlichen und gemeindlichen Verhältniſſe der israelitiſchen Glaubensverwandten vorbehalten bleibe (19. Juli 1814). Nach dem Beiſpiele Frankfurts begann es auch in den drei deutſchen Hanſeſtädten gegen die Juden zu gähren. In Hamburg war das Verhältnis umgekehrt, als in Frankfurt. Hier war der Senat ihnen günſtig und hätte ihnen gerne, wenigſtens den Wohlhabenden, das Vollbürgerrecht geſetzlich eingeräumt. Er erwartete von der unbeſchränkten Gleichſtellung der Juden eine Förderung der durch die franzöſiſche Beſatzung heruntergekommenen Handelsblüte. Nur die Kleinbürger waren gegen die Juden geſtimmt und gewillt, ſie in ihre alte Beſchränkung zurückzuwerfen. — In Lübeck und Bremen begnügte ſich die Bürgerſchaft nicht einmal mit Hintenanſetzung der Juden. Der Antrag wurde ernſtlich geſtellt, die Bekenner der moſaiſchen Religion aus den Ringmauern der Stadt zu vertreiben. In Hannover, Hildesheim, Braunſchweig und Heſſen wurden ſie ebenfalls ihrer Gleichſtellung mit einem Male beraubt. Wie ſehr ſtach dieſe Reaktion ſelbſt gegen die in Frankreich ab! Hier, obwohl der freiheitsfeindliche und rachſüchtige Adel und die verbiſſene katholiſche Geiſtlichkeit am Hofe Ludwig XVIII. das große Wort führten und die Vorgänge ſeit 1789 vollſtändig als nicht geſchehen betrachteten, wurde den Juden doch ihre bisherige Einbürgerung nicht verkümmert. Die katholiſche Kirche wurde zwar als Staatsreligion anerkannt, und die jüdiſchen Konſiſtorien nicht vom Staate unterhalten; aber ihre Gleichheit blieb ungeſchmälert.

Die um ihre Freiheit, Ehre, ja um ihre Exiſtenz beſorgten deutſchen Juden, namentlich die in den ſogenannten freien Städten richteten ihr Auge daher auf den Wiener Kongreß, welcher das verrenkte Europa wieder einrenken ſollte. Von ihm, von dem man ein Univerſalheilmittel erwartete, erwarteten auch die Juden die Sicherſtellung ihrer Freiheit. Die Frankfurter Gemeinde hatte zwei Deputierte nach Wien geſandt, um dem Kongreß eine Denkſchrift zu überreichen, worin die Gründe für das Recht der Frankfurter Juden nach allen Seiten hin auseinander geſetzt waren: das formelle Recht, daß ſie ihre Gleichſtellung mittelſt einer hohen Summe nach beſter Form erworben, und das patriotiſche Recht, daß ſie auch an der Befreiung Deutſchlands Teil genommen

hatten. Hinter der Szene arbeiteten still und unsichtbar im Verein mit den Deputierten einige einflußreiche Persönlichkeiten. Das Bankhaus Rothschild, das sich durch Umsicht und glückliche Operationen zu einer Geldmacht emporgeschwungen hatte. Geräuschlos thätig war auch die jüdische Baronin Fanny von Arnstein, in deren Hause sämtliche Mitglieder und Diplomaten des Wiener Kongresses verkehrten; es galt als eine Ehre, in ihr Haus eingeführt zu sein. Die den Kongreß für die deutschen Angelegenheiten beherrschenden Staatsmänner zeigten sich den Juden günstig. Hardenberg und Metternich hatten in einem besonderen Schreiben ihr Mißfallen an der Hintenansetzung der Juden in den Hansestädten zu erkennen gegeben (1815) und dem Senate geraten, was so viel als befohlen bedeutete, eine menschliche, gerechte Behandlung derselben eintreten zu lassen

In dem Verfassungsentwurf für Deutschland, der von dem preußischen Bevollmächtigten (Wilhelm von Humboldt) ausgearbeitet, Metternich vorgelegt und zur Unterlage für die Beratung genommen wurde, war den Juden so ziemlich die Gleichheit zugedacht, wenn gleich von ihnen gesondert verhandelt wurde. „Die drei christlichen Religionsparteien genießen in allen deutschen Staaten gleiche Rechte, und den Bekennern des jüdischen Glaubens werden, in so fern sie sich der Leistung der Bürgerpflichten unterziehen, die denselben entsprechenden Bürgerrechte eingeräumt".

Allein der gute Wille dieser beiden Kanzler, selbst wenn die Monarchen, die sie vertraten, ihre Gesinnung geteilt haben sollte, reichte damals nicht aus. Es entstand ein neuer Feind für die Juden, welcher viel gefährlicher und zäher war, als der Brotneid und der Zunftstolz, die Deutschtümelei. Die Federfuchser, berauscht von dem Siege über die Franzosen, verloren das Maß für die Schätzung der Dinge und gerieten in eine Art Taumel. Alles was nicht das Gepräge des rein deutschen Wesens trug, war verhaßt. Die romantische Schule, die Schlegel, Arnim, Brentano, zeigten dieses grauenhafte mittelalterliche Gespenst in so wunderlicher Beleuchtung den Deutschen, daß sie es in ihrer Verblendung für ein Ideal ansahen, dessen Verwirklichung eine heilige Aufgabe sei. Zum Mittelalter gehörte das Christentum, strenge Gläubigkeit. Fromm im mittelalterlichen Sinne konnten aber nur Verehrer des Katholizismus sein mit dem Papsttum als letztentscheidender

höchſter Autorität. Dieſem Ziele ſteuerten daher auch die ehrlichen Romantiker zu: Görres, Friedrich Schlegel, Adam Müller, die folgerichtig zur römiſchen Kirche übertraten und das Reich der Jeſuiten und der Inquiſition wieder aufrichten halfen. Der ſittlich faule Gentz, der Proteſtant, ſtellte allen Ernſtes den Katholizismus als die allein ſeligmachende Kirche auf, welche die Einheit Deutſchlands in Unterwürfigkeit unter Papſt und Kaiſer wieder herſtellen könnte. Der proteſtantiſche Teil Deutſchlands, welcher vor dieſem letzten Worte des folgerichtigen Handelns zurückſchrak, verfiel in allerlei Widerſprüche und glich Nachtwandlern mit Brandfackeln. „Gott hatte den Geiſt der Verwirrung in ihr Inneres gegoſſen, und ſie taumelten wie Betrunkene“.

Die phantaſtiſch-chriſtliche Deutſchtümelei war das gewaffnete Geſpenſt, das den deutſchen Juden mehrere Jahrzehnte hindurch Ruhe, Ehre und Schaffensfreudigkeit raubte. Sie bohrt ſich förmlich in einen Haß gegen die Juden ein, und, um Grund für dieſen blinden Haß zu finden, wühlten die Judenfeinde in alten Scharteken, ſcharrten Kehricht zuſammen und entwarfen daraus ein grauenerregendes Bild von ihnen, um ſich und Anderen Furcht zu machen. Ein akademiſcher Lehrer, den die neugegründete Berliner Univerſität auf die Lehrkanzel der Geſchichte berufen hatte: Friedrich Rühs entwickelte in einer Schrift (Februar 1815). „Anſprüche der Juden an das deutſche Bürgerrecht“, die unheilvolle Theorie vom chriſtlichen Staate und folgerte daraus die Berechtigung, die Juden, wo nicht aus Deutſchland zu verjagen, ſo doch ſie zu demütigen und ihr Wachstum zu hemmen. Sie ſollten nur eine geduldete Volksklaſſe ſein und durchaus keinen Anſpruch auf gleiches Bürgerrecht machen können, ſollten wieder Schutzgeld, Judenſteuer, zahlen. Rühs war dafür, daß die Juden wieder ein Abzeichen tragen ſollten. Dieſe Demütigung der Juden ſollte ſie in die Kirche locken. Seine Schrift fand Anklang. Die deutſche Gelehrſamkeit, die zur Zeit Leſſing's, Abt's, Kant's und Herder's die apoſtoliſche Verkünderin allgemeiner Menſchenliebe geweſen war, redete die Sprache der Kirchenväter und hetzte zu Haß und Verfolgung. Sie wetteiferte im Judenhaß mit dem Ultrakatholizismus. Pius VII., der infolge der Reſtauration wieder im Kirchenſtaate regierte und die Inquiſition wieder einführte, verordnete, daß die Juden die unter franzöſiſcher Herrſchaft ge-

noſſene Freiheit wieder verlieren ſollten. Die Juden Rom's mußten ihre ſchönen Häuſer in allen Teilen der Stadt räumen und wieder in das ſchmutzige, ungeſunde Ghetto zurückkehren. Das Mittelalter wurde in dem Kirchenſtaate wieder eingeführt. Die Juden mußten ſich wieder wie im ſiebzehnten Jahrhundert bei Strafe zu den Bekehrungspredigten einfinden. Das Mittelalter ſollte auch in Deutſchland zurückgeſchraubt werden. Indeſſen hatte die Weltgeſchichte eines jener überraſchenden Zwiſchenſpiele aufgeführt, welche die Unhaltbarkeit der reaktionären Reſtauration beweiſen ſollte. Napoleon war trotz der engliſchen Seepolizei auf franzöſiſchem Boden gelandet. Die Stützen des Bourboniſchen Thrones, Adel, Geiſtlichkeit und Intriganten, knickten zuſammen, noch ehe ein Schuß gefallen war. Das Kaiſerreich der hundert Tage war wieder hergeſtellt. Ganz Europa bewaffnete ſich gegen einen einzigen Mann. Die Kriegswürfel entſchieden jedoch bei Waterloo zu Gunſten der Verbündeten. In dem preußiſchen Heere, das nächſt dem engliſchen den Ausſchlag gegeben hatte, befanden ſich viele jüdiſche Krieger.

Was für einen Lohn erhielten die deutſchen Juden für ihre aufrichtige Hingebung an das Vaterland? Als der Kongreß, durch Napoleon's plötzliches Wiedererſcheinen erſchreckt, regelmäßige Sitzungen zu halten anfing, wurde die Bundesakte für ein zugleich geeintes und getrenntes Deutſchland in Beratung gezogen und darin auch den Juden ein Paragraph gewidmet. Das Bürgerrecht ſollte ihnen zugeſichert werden, und in den Ländern, wo noch dieſer Reform Hinderniſſe entgegenſtehen, ſollten dieſe ſo viel als möglich hinweggeräumt werden. Aber für dieſe Faſſung war nur Öſterreich und Preußen, die Stimmen aller übrigen Bundesmitglieder und namentlich die der freien Städte waren entſchieden dagegen. Um eine Übereinſtimmung zu erzielen, wurde eine neue faſt nichtsſagende Faſſung in Vorſchlag gebracht: „Die Bundesverſammlung ſoll den Bekennern des jüdiſchen Glaubens den Genuß der bürgerlichen Rechte gegen die Übernahme aller Bürgerpflichten ſichern. Jedoch werden denſelben bis dahin die *in* den Bundesſtaaten bereits eingeräumten Rechte erhalten". Der letzte Teil war aber für die Freiſtädte bedenklich. Dort waren die Juden durch die franzöſiſche Regierung thatſächlich im Beſitz der bürgerlichen Gleichheit. Darum proteſtierte der Geſandte für Frankfurt

ganz entschieden gagegen. Der Abgeordnete für Bremen, Senator Schmidt, war klüger; er protestierte nicht, sondern vereitelte mit einem Meisterzuge die verfängliche Bestimmung. Mit der Bemerkung, daß die von den Franzosen den Juden in Norddeutschland verliehenen Rechte doch nicht für die Deutschen maßgebend sein könnten, warf er so hin: daß man doch bloß das Wörtchen in in von zu verwandeln brauchte, dann wäre ja Alles in Ordnung. Niemand achtete Anfangs auf diese scheinbar geringfügige Wortänderung. So blieb in der Bundesakte stehen: Es werden den Bekennern des jüdischen Glaubens die denselben von den einzelnen Bundesstaaten bereits eingeräumten Rechte erhalten. Von den Bundesstaaten hatten aber bis dahin nur Preußen und Mecklenburg und allenfalls noch Baden den Juden das Bürgerrecht eingeräumt, die meisten aber nicht. Die Verfügung der französischen Behörden wurde hiermit als nichtig dargestellt. Deutschland war gerettet. Metternich und Hardenberg, die zwei Seelen der Beratungen für die Bundesakte, hatten so wenig Ahnung von der begangenen Fälschung, daß sie sich beeilten, noch an demselben Tage den Juden in den vier Freistädten durch deren Deputierte die Beruhigung zugehen zu lassen: daß ihre bürgerlichen Rechte von dem Kongreß anerkannt und gesichert worden seien; aber die Judenfeinde in den freien Städten lachten sich ins Fäustchen. Sie hatten den Buchstaben zum Schilde, daß sie für den Augenblick ihre Juden mißhandeln dürften, und hofften auch künftig auf dem Wege des Bundestages die zweideutige Versprechung trügerisch machen zu können.

Mit Napoleon's zweitmaligem Sturz hörte bekanntlich die titanische Tragödie auf, und es begann die Posse. Die verbündeten Mächte flossen über von Religion und Tugend, vergaßen aber die verheißenen Freiheiten. Aus falschem Nationalgefühl, falscher Religiosität, aus Hochmut, Neid, Furcht und anderen dunklen Gefühlen entwickelte sich ein giftiger Judenhaß, der von Außen betrachtet, lächerlich erschien, im Innern aber eine blutige Katastrophe ahnen ließ. Es waren einige sehr schlimme Jahre für die deutschen Juden. Lübeck, durch die eingeschmuggelte Auslegung eines Paragraphen der Bundesakte geschützt, kümmerte sich nicht viel um Preußens Zorn, und ließ mehr als vierzig jüdischen Familien die Weisung zugehen, die Stadt zu verlassen (September

1815). Bremen that dasselbe mit seinen Juden. Frankfurt konnte zwar seine Juden nicht ausweisen, aber es verbitterte ihnen das Leben, schloß sie von den Bürgerversammlungen aus, setzte jüdische Beamte ab, verbot ihnen viele Gewerbe und Hantierungen, wies Ehegesuche jüdischer Verlobten mit mittelalterlicher Herzlosigkeit zurück, ließ sie nicht in allen Stadtteilen wohnen und geberdete sich so, als wenn die Juden wie ehemals seine Kammerknechte wären. Da der Senat aber wußte, daß Preußen und Österreich es als eine Ehrensache betrachteten, die bürgerlichen Rechte der Juden von Frankfurt unverkürzt zu erhalten, wendete er sich an die juristischen Fakulitäten von Berlin, Marburg und Gießen, um die Frage der Ehre und Menschlichkeit als einen Rechtsstreit entscheiden zu lassen. Die hochmütig gewordene Stadt, in deren Mitte der Bundestag die Sitzungen halten sollte, hoffte ihr Unrecht ertrotzen zu können, und den Juden auch nicht das geringste Zugeständnis zu machen. Die Frankfurter Gemeinde setzte sich indeß ebenfalls zur Wehr. Sie bereitete eine Denkschrift für den Bundestag (Januar 1816) vor und setzte ihr gutes Recht in ein klares Licht. Der junge Börne war der Verfasser dieser zugleich gediegenen juristischen und politischen Arbeit.

Dieser Streit des Frankfurter Senats mit der Judenschaft, welcher sich neun Jahre hinzog (1815—24) und viele Verdrießlichkeiten in seinem Gefolge hatte, wird ewig eine Schmach jener Zeit und des deutschen Zopfgeistes bleiben. Die fünf Rechtslehrer der juristischen Fakultät von Berlin entschieden rechtsverdrehend, daß die Juden von Frankfurt nach der „Stätigkeit“ von 1616 Unterthanen oder Hörige der Bürger seien und bleiben müßten. Ein Streit um Besitz oder Besitzverwirkung von Sklaven wäre von diesen Ehrenmännern vielleicht gerechter entschieden worden. Es handelte sich aber nur um Juden. Aus allen Teilen Deutschlands erschollen zu gleicher Zeit mannigfaltige Stimmen gegen sie mit ganz bestimmter Aufforderung an das Volk oder an den deutschen Bund, sie zu knechten oder gar zu vertilgen. Zeitungen und Flugblätter hetzten gegen sie, als wenn Deutschland oder die Christenheit nur durch den Untergang der Juden gerettet werden könnte. In dieses widerliche Gebrülle, das mehrere Jahre hindurch in leidenschaftlicher Steigerung ertönte und zuletzt in Rohheit ausartete, mischten sich stets schrille Stimmen aus Frankfurt, welche

das Gewiſſen des deutſchen Volkes übertäuben wollten. Den Reigen eröffnete wieder (Januar 1816) der Geſchichtsprofeſſor an der Berliner Univerſität, Friedrich Rühs, mit ſeinen unwahren Behauptungen und blödſinnigen Folgerungen. Ihn unterſtützte ein Arzt und Profeſſor der Naturwiſſenſchaften in Heidelberg: Friedrich Fries. Dieſer ſchleuderte eine Schrift in die Öffentlichkeit: „Gefährdung des Wohlſtandes und Charakters der Deutſchen durch die Juden“, worin er behauptete, daß dieſe Kaſte mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müßten.

Gegen die Eingriffe der Lübecker in das Recht der Juden richtete ein Organ der öſterreichiſchen Regierung eine Art Drohung. „Wie ſoll ſich der künftige Bundestag mit Verbeſſerung des Zuſtandes der Israeliten beſchäftigen, wenn einzelne Staaten durch die willkürlichſten und grauſamſten Beſchlüſſe ſeiner Beratungen vorgreifen?“ Was that aber Öſterreich, das ſoviel ſittliche Entrüſtung für die Juden äußerte? Franz I. und ſein Beherrſcher Metternich vergaßen vollſtändig die wohlwollenden Abſichten Joſeph's II., um ſich nur der gehäſſigen Geſetze Maria Thereſia's gegen die Juden zu erinnern. Sie ließen nicht nur die alten Beſchränkungen beſtehen, ſondern fügten noch neue hinzu. Sie verjagten die Juden allerdings nicht, es wurden ihnen Ghettos angewieſen, über die ſie nicht hinausgehen durften. Tyrol, das klöſterliche Gebirgsland, war ihnen ſelbverſtändlich ſo gut wie den Proteſtanten verſchloſſen. In Böhmen waren ihnen die Bergſtädte und Dörfer, und in Mähren umgekehrt die bedeutenden Städte Brünn und Olmütz unzugänglich, wo ſie nur auf kurze Zeit weilen durften. Die Beſchränkungen der Juden Öſterreich's waren ſprichwörtlich geworden. Und erſt in Galizien? Für ſie gab es einen noch ſchwereren Druck als im Mittelatter. Der Kaiſer Franz adelte zwar dieſen und jenen reichen Juden, aber die Übrigen wurden entwürdigt. Kriegsdienſt mußten ſie leiſten, aber die Tapfern unter ihnen wurden kaum zu den unterſten Staffeln der militäriſchen Leiter zugelaſſen.

Öſterreich hatte allerdings den Juden keine Verſprechungen gemacht und keine Hoffnung auf Freiheit erweckt. Aber auch Preußen, wo ſie bereits im Vollgenuſſe des Staatsbürgerrechtes geweſen waren, hat für ſie ein Stück Mittelalter heraufbeſchworen und damit zuglejch ihre Ehre tiefer gekränkt. Friedrich Wilhelm III.,

der die Gleichstellung der preußischen Juden als Gesetz erlassen hatte, ließ es unausgeführt als toten Buchstaben bestehen. Die verheißene Gleichstellung der Juden in den neuerworbenen oder wiedereroberten Provinzen wurde immer verschoben. Diese Letztern blieben den Beschränkungen aus früherer Zeit unterworfen, und Preußen bot den Anblick einer wunderlichen, versteinerten Gesetzgebung in Betreff der Juden. Es gab einundzwanzig verschiedene Grundgesetze zur Behandlung derselben. Sie wurden eingeteilt in französische, altpreußische, sächsische, polnische Juden, natürlich nur zu ihrem Nachteil. Die Juden der Provinz Posen, die Parias unter den preußischen Juden, durften kein Haus von einem Christen erwerben, nicht auf dem Lande wohnen, keine kaufmännischen Rechte erlangen und erlagen noch anderen Beschränkungen. In den Städten, wo früher keine Juden wohnten, durften keine aufgenommen werden, wie in Österreich. Von einer Provinz in die andere überzusiedeln, war nicht gestattet. Es wurde in Preußen geradezu darauf angelegt, die Juden in der Gesellschaft verächtlich zu machen. Während die Regierung früher darauf Bedacht genommen hatte, im offiziellen Verkehr den Namen: Jude, jüdisch, zu vermeiden, weil er eben eine gehässige Nebenbedeutung hat, so bestand sie später darauf, daß gerade diese Bezeichnung gebraucht werden sollte. Die Verkehrtheit der Theorie vom christlich-deutschen Staate blendete auch die Augen der gerecht Denkenden und menschlich Fühlenden.

Der judenfeindliche Geist in Preußen zeigte sich auch an einem Falle, der einen Vergleich mit Frankreich herausfordert. Jenes ungerechte Napoleon'sche Gesetz, welches die Gleichheit der Juden der deutschen Departements auf zehn Jahre in Bezug auf Freizügigkeit und Handel aufgehoben hatte, sollte nach Ablauf der Frist (bis 17. März 1818) von selbst erlöschen, falls es nicht verlängert würde. Die Regierung Ludwig's XVIII., obwohl von der kirchlichen und politischen Reaktion umtobt, machte auch nicht einmal einen Versuch, die Beschränkung aufrecht zu erhalten, und somit wurden die Juden von Elsaß in ihre ehemalige Gleichheit wieder eingesetzt. Dasselbe beschränkende Gesetz war auch für die Juden des Gebietes des linken Rheinufers erlassen, welches zu Preußen oder zur Rheinprovinz und Westfalen geschlagen wurde. Die preußische Regierung hatte bei der Übernahme dieser ehemaligen französischen Kreise die Beschränkung bestehen lassen, und eine

Kabinetsordre (vom 3. März 1818) erneuerte ſie bis auf unbeſtimmte Zeit. Der Widerwille gegen die Juden nahm ohne Grund und Veranlaſſung immer mehr zu. Rahel von Varnhagen prophezeite, eine düſtere Kaſſandra, im Voraus einen Judenſturm.

Die Gemüter waren damals in Deutſchland ſehr erregt durch die Ermordung Kotzebue's in Mannheim von der Hand des chriſtlich-romantiſch überſpannten Studenten Karl Sand, (März 1819) und durch die Gewaltmaßregeln der Regierungen gegen demagogiſche Umtriebe und Deutſchtümelei, die ſie ſelbſt früher genährt hatten. Die Deutſchtümler lechzten nach einem Opfer, um an ihm ihre Rache zu kühlen, und da ſie den Staatslenkern nicht beikommen konnten, ſo wurden die hülfloſen Juden dazu auserſehen. Eine Reihe brutaler Wutausbrüche erfolgte mehrere Monate hintereinander gegen ſie. Das Mittelalter in ſeiner grinſenden Geſtalt ſtand wieder auf; es wurde von der Studentenſchaft und dem Kaufmannsſtande wieder aufgefriſcht.

Den Reigen mit dem wilden Toben „Hep-Hep“ [1]) eröffnete die Stadt Würzburg. Die Bevölkerung erbrach die Kaufläden der Juden, warf die Waren auf die Straße, und als die Angegriffenen ſich zur Wehr ſetzten und mit Steinen warfen, ſteigerte ſich die Erbitterung bis zur Raſerei. Es entſtand eine förmliche Judenſchlacht wie im Mittelalter, es kamen Verwundungen vor, mehrere Perſonen wurden getötet. Militär mußte zur Dämpfung der Erbitterung herbeigeholt werden, ſonſt wären die Juden niedergemetzelt worden. Tages darauf ſtellte die Bürgerſchaft die Forderung an die ſtädtiſche Behörde, daß die Juden Würzburg verlaſſen mögen. Und ſie mußte ſich fügen. Mit Trauer verließen etwa vierhundert Juden die Stadt und lagerten mehrere Tage in den Dörfern oder unter Zelten, einer trüben Zukunft entgegenſehend. — Die Judenhetze in Würzburg wiederholte ſich bald in Bamberg und in faſt allen Städten Frankens. Wo ſich ein Jude blicken ließ, wurde er mit dem Schimpfnamen Hep-Hep „Jude verreck“ angebrüllt und gemißhandelt.

Für Frankfurt war dieſe Judenhetze ein Fingerzeig, wie die Verhaßten gedemütigt werden könnten, ſie, die gewagt hatten, einen Prozeß gegen den Senat zu führen, und einige Beſchützer

[1]) Hep-Hep ſollte die Abkürzung von Hierosolyma est perdita ſein.

am Bundestage hatten. So wiederholte sich hier ein Krawall. Er begann mit dem Hep-Hep-Ruf und mit Zerstören der Fensterscheiben an jüdischen Häusern und steigerte sich zur Rohheit, alle Juden von den Promenaden mit Hohn und Mißhandlung zu verjagen. Handwerker, Tagelöhner, Ladendiener, von ihren Brotherren heimlich ermutigt, machten, wie zur Zeit Vincenz Fettmilch's, Angriffe auf jüdische Häuser. Ganz besonders war es auf Rothschild's Haus abgesehen, dessen Reichtum und Bedeutung in politischen Kreisen den christlichen Patriziern in die Augen stachen. Mehrere vermögende Juden verließen das judenmörderische Frankfurt. Den Gesandten des Bundestages, welcher in dieser Stadt seinen Sitz hatte, war dieser Judensturm nicht gleichgültig. In Rothschild's Koffer waren Gelder des Bundestages zur Sicherheit niedergelegt. Der Vorsitzende, Graf v. Buol-Schauenstein, berief daher eine Konferenz der Mitglieder zur Beratung, und es wurde beschlossen, Bundestruppen aus Mainz zu berufen. Estaffeten flogen nach allen Seiten hin. Dadurch machte die Frankfurter Judenhetze in ganz Europa großes Aufsehen. Die Aufregung gegen die Juden dauerte indes trotz der herbeigezogenen Truppen noch immer fort. Mehrere derselben verkauften daher ihre Häuser, und selbst die Rothschild's trauten dem Frieden nicht und dachten ernstlich daran, Frankfurt den Rücken zu kehren.

In Darmstadt und Bayreuth wiederholten sich die Stürmereien. Aus Meiningen wurden die wenigen Juden vertrieben. In Karlsruhe fand man eines Morgens (18. August) an der Synagoge und an den Häusern angesehener Juden einen Anschlagzettel angeheftet: „Tod und Verderben den Juden!" Die Hamburger folgten nach. Die Juden wurden aus den Kaffeehäusern und von der Post mit Hohn und Beleidigung verjagt, die Fenster ihrer Häuser eingeschlagen. Kein Jude durfte sich auf den Straßen blicken lassen. In Heidelberg wäre Blut geflossen, wenn die Studentenschaft angeführt von zwei ob der Schmach entrüsteten Professoren, Daub und Thibaut, die Wehrlosen nicht mit eigener Gefahr geschützt hätte.

Aus Deutschland flog der Funke des Judenhasses sogar in die Hauptstadt des dänischen Staates, der einige Jahre vorher den Juden das Bürgerrecht erteilt und es nicht mehr zurückgenommen hatte. Die Regierung mußte das Standrecht verkünden. Die

Bürger ſtanden indes in den wenigen Städten, wo Juden wohnten, ihnen bei, und die Prediger verkündeten von den Kanzeln Duldung und Liebe gegen ſie. Damit kein Zug von den mittelalterlichen Judenhetzen fehlen ſollte, wurde in einem kleinen bayeriſchen Orte eine Synagoge geſtürmt und die Geſetzrollen in roher Weiſe zerriſſen. Auch da, wo ſich die Fauſt nicht ballen konnte, donnerte der Mund jedem Juden ein Hep-Hep zur Beluſtigung der Zuſchauer entgegen. Die deutſchen Regierungen, welche ſie ſchützten, thaten es mehr aus Furcht, weil ſie hinter dem Judenſturm demagogiſche Umtriebe argwöhnten. Später beriefen ſie ſich auf dieſe Gewaltausbrüche, als auf den Volkswillen oder Unwillen gegen die Juden, um ihnen die Einbürgerung vorzuenthalten.

In Portugal wurde um dieſelbe Zeit bei den Cortes ein Antrag eingebracht, die ausgeſtoßenen Juden wieder zuzulaſſen und das an ihnen begangene Verbrechen zu ſühnen, und in Deutſchland rechtfertigten Schriftſteller und Staatsmänner dieſes Verbrechen und wünſchten, daß es im neunzehnten Jahrhundert wiederholt würde! Rohe Geſellen ſchmiedeten Brandſchriften gegen die Juden. Verherrlichten ſie Sand und ſeine Mordthat an Kotzebue und rühmten deſſen chriſtlich-religiöſes Gefühl, ſo verfehlten ſie nicht, hinzuzufügen: daß „der chriſtliche Haß den Tag des Gerichtes über die Juden, die Spießgeſellen der Plusmacherei, herbeirufen werde“. Die Hand Aller war gegen ſie, für ſie trat kein Wortführer von Gewicht und Anſehen auf, deſſen Wort dem Belfern, wenn auch nicht Stillſchweigen, doch Mäßigung hätte auflegen können, nicht der greiſe Jean Paul (Friedrich Richter), obgleich er eine Vorliebe für die Juden hatte, nicht der junge Varnhagen von Enſe, obwohl er Rahel zur Frau hatte, die doch mit geſchmäht wurde. Schmählich benahmen ſich aber die getauften Juden bei dieſen Judenſtürmen. Nicht einer von ihnen (außer Börne) trat für ſie mit der Entrüſtung auf, welche Gewaltthätigkeit gegen Wehrloſe einflößen muß. Rahel von Varnhagen, welche durch ihre vernünftelnde Chriſtelei an den Nebelſchleiern der Deutſchen mitgewoben hat, ſchrieb zwar an ihren Bruder Ludwig Robert, welcher Zeuge des Hep-Hep-Sturmes war, in ihrer Art: „Ich bin gränzenlos traurig, wie ich noch gar nicht war. Wegen der Juden. Behalten wollen ſie ſie; aber zum Peinigen, zum Verachten, zum „Judenmauſchel“ ſchimpfen ..... zum Fußſtoßen

und Treppenhinunterwerfen ..... die gleißnerische Neu-Liebe zur christlichen Religion (Gott verzeihe mir meine Sünde), zum Mittelalter mit seiner Kunst, Dichtung und Gräueln hetzt das Volk zu dem einzigen Gräuel, zu dem es sich noch, an alte Erlebnisse erinnert, aufhetzen läßt". Aber weder Rahel, noch ihr Bruder Robert, die doch sonst für jede Kinderei so viel Worte künstelten und eine Stimme in der öffentlichen Meinung hatten, erhoben sie öffentlich gegen diese Gewaltthaten.

Die Juden hatten zwar bereits ihre eigenen litterarischen Hülfsmittel, um sich ihrer Haut zu wehren. In Deutschland allein gab es fast vierzig jüdische Schriftsteller, welche zum deutschen Publikum sprechen konnten, und zwei eigene Zeitschriften. Auch die Tagesblätter öffneten ihnen hin und wieder ihre Spalten. Sie traten auch mutig auf den Kampfplatz, um die allzugemeinen Anschuldigungen gegen ihre Stammgenossen abzuwehren. Auch der greise David Friedländer erhob abermals seine Stimme, geberdete sich aber possierlich, schlug die Hände zusammen ob der Judenfresser in Deutschland im neunzehnten Jahrhundert und konnte nicht begreifen, er, der das Christentum und den Staat für Ideale hielt, daß diese Götter so viel Unflath um sich werfen könnten. Aber alle diese jüdischen Kämpfer warfen nur leichte Kügelchen und konnte die dicke Panzerhaut des deutschen Vorurteils gegen die Juden kaum streifen. — Dazu gehörten scharfspitzige und wuchtige Harpunen. Da erweckte ihnen der Lenker der Geschichte zwei Racheengel, welche die Deutschen mit feurigen Ruten peitschten, sie aus ihrer erträumten Höhe herabstürzten und ihre Armseligkeit schonunglos aufdeckten. Diese Racheengel, welche den Deutschen mehr Segen brachten, als ihre Schutzengel, waren Ludwig Börne und Heinrich Heine. Sie haben den mittelalterlichen Qualm, den die Deutschen künstlich, um das Licht zu verdunkeln, um sich anhäuften, mit ihrem blitzartigen Geiste durchbrochen und dem reinen Lichte wieder Zutritt verschafft.

In ihrer kindischen Verbissenheit gegen die Juden behaupteten die Deutschtümler, die Rüh's, Fries' und die Hundt-Radowsky, das Judentum könne keinen Mann von Charakter, keine Seele mit freierem Kunstsinn aus sich gebären; da strafte sie die Geschichte sofort Lügen und beschämte sie. Das Judentum stattete einen charakterstarken Freiheitsapostel mit einer Sprache aus, welche an

die Propheten und an die römiſchen Catone erinnerte, und dieſer verwirrte alle Begriffe der Deutſchen von ihrer Staatsrechtslehre, und es ſtellte noch dazu einen kunſtſinnigen Dichter auf, mit einer Miſchung von inniger Poeſie und geißelnder Ironie, und dieſer warf alle ihre Kunſtregeln über den Haufen. Der mannigfaltige Blütenſchmuck des Börne-Heine'ſchen Geiſtes iſt aus jüdiſchen Wurzeln entſproſſen. Nicht bloß ihr Witz war jüdiſch, ſondern auch ihr Wahrheitsdrang, ihr Widerwille gegen Schauſtellungen, ihr Haß gegen das Bemänteln und Verſchleiern, ihre Verachtung gegen ambroſianiſche Orgelklänge für Lüge, Menſchenknechtung, Rechtsverdrehung und Menſchenſchlächterei. Die demokratiſche, freiheitsglühende Geſinnung, die bei Börne mehr, bei Heine weniger, die ſpinoziſtiſch einſchneidende Zergliederung, die bei dieſem mehr, bei jenem weniger hervortritt, das Alles war an ihnen urjüdiſch. Sie, die Geknechteten, wurden Befreier und erlöſten ihre Feinde von dem Doppeljoche politiſcher und geſellſchaftlicher Unmündigkeit. Börne oder Löb Baruch (geb. Frankfurt 1786, geſt. Paris 1837) machte ſchon als Jüngling der Gedanke raſend, daß ihm das Schmähwort „Jude“ ins Geſicht geſchleudert werden könnte. Und er hat richtig vorgeahnt, daß ihm dieſe Schmach nicht erſpart und daß ſeine Löwentatze herausgefordert werden würde. Als er einen Reiſepaß von der Frankfurter Polizei nahm, ſchrieb ihm eine Mißgeſtalt von Polizeiſchreiber hinein: „Jud' von Frankfurt“. „Mein Blut ſtand ſtill. Damals ſchwur ich im Herzen: Wartet nur, ich ſchreibe euch auch einmal einen Paß, euch Allen“, ſo erzählte er.

Die freche Art, wie die Frankfurter Juden um ihre dreifach verbriefte Freiheit geprellt wurden, empörte ſein Freiheitsgefühl tief, und er ſpitzte zuerſt ſeine Pfeile zum Kampfe für ſeine Stammgenoſſen und gegen die Frankfurter Spießbürger, welche die Judenſtätigkeit von 1616, „dieſen Roman der Bosheit“ im neunzehnten Jahrhundert wiedereingeſetzt hatten. Was in Börne in den Jahren der immer ſteigenden Reaktion gegen die Juden gewogt hat, legte er einem jüdiſchen Offizier in einem Roman in den Mund. „Ihr habet mir die Spiele der Kindheit geſtohlen, ihr ſchlechten Schelme! Ihr habet mir Salz geworfen in den ſüßen Becher der Jugend, ihr habet die tückiſche Verläumdung und den albernen Spott hingeſtellt auf den Weg des Mannes, —

abhalten konntet ihr mich nicht, aber müde, verdrossen und ohne Freudigkeit erreichte ich das Ziel . . . . . Du fragst mich, warum ich mein Vaterland fliehe? Ich habe keines, ich habe die Fremde noch nicht gesehen. Wo Kerker sind, erkenne ich meine Heimat, wo ich Verfolgung finde, atme ich die Luft meiner Kindheit. Der Mond ist mir so nah wie Deutschland".

Anstatt Rache zu nehmen für die Wunden, welche der deutsche Judenhaß ihm und seinen Stammgenossen schlugen, unterzog sich Börne der schweren Aufgabe, diesen Haß verschwinden zu machen, indem er an die Veredelung des deutschen Volkes Hand anlegte. Er wollte ihnen Gefühl für Freiheit, Manneswürde und Selbstachtung einflößen, mit einem Worte, es mündig machen. In der „Waage", seinem Organ, stellte er Ideale auf und maß daran die kleinlichen Zustände und Vorgänge der Deutschen. Lachend sagte er ihnen Wahrheiten, wie sie sie noch nie vernommen hatten. Börne trat zwar aus dem Judentum aus und ließ sich in Offenbach taufen (5. Juni 1818). Wie wenig ihm aber das christliche Bekenntnis war, bekundete er durch die Äußerung, daß er das „Taufgeld bereute". Er wollte den Wurf seiner treffenden Geschosse nicht durch das Vorurteil hemmen lassen, daß sie von einem jüdischen Schützen abgedrückt waren. Alsbald erfuhr Deutschland, daß ihm ein Schriftsteller entstanden war, der an Lessing erinnerte, der aber mehr als Lessing war, weil er die Kunst nicht auf einsam eisige Höhen, sondern in die Ebenen des Lebens verpflanzte. — Heinrich Heine (geb. Düsseldorf 1799, gest. Paris 1854) war noch dazu in den Tiefen seines Innern unendlich mehr Jude als Börne, ja er besaß alle Vorzüge und Unarten der Juden in einem hohen Grade. Börne's Geist glich durchsichtigem Quellwasser, das auf sauberem Kiesel dahinrieselt und nur aufschäumt, wenn Stürme es peitschen, Heine's Geist dagegen glich einem Wasserstrudel, auf dessen Fläche die Sonnenstrahlen spielen und Regenbogenfarben bilden, der aber die sich nahenden Fahrzeuge in seine brausenden Tiefen hineinreißt und sie zerschellt, wenn sie nicht starken Baues sind. Heine war ein eben so tiefer Denker, wie malerischer Dichter, eben so unerbittlicher Kritiker, wie liebenswürdiger Spötter, eben so voll von originellen Gedanken wie von Sangesweisen.

Für das Judentum oder richtiger für den jüdischen Stamm, die jüdische Leidensgeschichte und die heiligen Schriften hegte er in tiefster

Bruſt eine warme Zugeneigtheit, die ihm nur nicht recht klar wurde. Das Steinalter des Judentums, ſeine der Zeit und den tauſendfältigen Widerwärtigkeiten trotzende Fortexiſtenz imponierte ihm. Heine fühlte ſich zu Zeiten ſtolz, dieſem uralten Adel anzugehören. Was er ſpäter im zunehmenden Alter ſchrieb, war empfunden: „Ich ſehe jetzt, die Griechen waren nur ſchöne Jünglinge, die Juden aber waren immer Männer, gewaltige, unbeugſame Männer, nicht blos ehemals, ſondern bis auf den heutigen Tag, trotz achtzehn Jahrhunderten der Verfolgung und des Elends. Ich habe ſie ſeitdem beſſer kennen und würdigen gelernt, und wenn nicht jeder Geburtsſtolz ein närriſcher Widerſpruch wäre, ſo könnte ich ſtolz darauf ſein, daß meine Ahnen dem edlen Hauſe Israel angehörten, daß ich ein Abkömmling jener Märtyrer bin, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben". — Dieſes Bewußtſein ſchlummerte dunkel von ſeiner Jugend an in ſeiner Bruſt. Er wußte aber nicht, was er mit dem Judentume anfangen, welche Stellung er dazu einnehmen ſollte. Der Kreis von Juden, in dem noch Kernhaftigkeit, hohe Tugend und Sittlichkeit heimiſch waren, ſtieß ihn mit der unäſthetiſchen Außenſeite ab. Seine Augen vermochten nicht ſogleich die häßlichen Hüllen zu durchdringen und den Silberblick zu treffen. Der Kreis verfeinerter Juden, zu dem er in beginnender Mannesreife in Berlin zugezogen wurde, Friedländer, Ben-David, Jacobſon und der junge Nachwuchs, hatte ſelbſt kein rechtes Herz für das Judentum. In den halbjüdiſchen Kreiſen, in denen er während ſeines Aufenthaltes in Berlin verkehrte, vernahm er gerade gründliche Verachtung für Juden und Judentum und eine ſchwärmeriſche romantiſche Vorliebe für das Chriſtentum.

Heine war aber nicht ſo unſelbſtſtändigen Urteils wie Börne, um vor den Gedankengötzen des Tages das Knie zu beugen. Er ließ ſich ſeine Zugethanheit zum Judentume nicht wegklügeln. Er ſchloß ſich vielmehr dem Vereine mehrerer Jünglinge und junger Männer zur Hebung der Kultur unter den Juden an und trat hiermit auch dem unausgeſprochenen Eide der Mitglieder bei, ſich nicht um einer Staatslaufbahn willen taufen zu laſſen.

Heine wäre mit ſeinem ganzen Weſen fürs Judentum eingetreten, wenn es ſelbſt, d. h. ſeine gebildeten Träger, mit der Würde ſeines hohen Alters, ſeines Inhaltes und ſeines Berufes

Jugendfrische und anziehenden Reiz verbunden und der gebildeten Welt hätte Achtung abgewinnen können. In seiner Ungeduld wünschte er, daß das Judentum gleich dem in Rom gefesselten Messias in der Sage plötzlich seine zerlumpte Hülle, seine gebeugte Knechtsgestalt abstreifen und sich in einen reichgeschmückten, blühenden und gebietenden Jüngling verwandeln möchte. Der Verjüngungsprozeß schien ihm zu langsam, die Mittel, die dazu angewendet wurden, zu kleinlich, und das Liebäugeln der Berliner mit der herrschenden Kirche gar affenartig und unwürdig. „Wir haben nicht mehr die Kraft, einen Bart zu tragen, zu fasten, zu hassen und aus Haß zu dulden. Das ist das Motiv zu unserer Reformation.“ „Auch ich habe nicht die Kraft,“ gestand er freimütig, „einen Bart zu tragen und mir Judenmauschel nachrufen zu lassen“. Entschieden äußerte sich seine Anhänglichkeit an das Judentum unter dem verzeihlichen Hasse gegen die Peiniger und Verächter seines Stammes, gegen den Erzfeind, welcher das Heil vom Judentum empfangen hatte und es dafür einkerkerte und anspie. Heine's Antipathie gegen die Kirche war tief und unversöhnlich. In das Wort Edom hat er, im zuckenden Nachempfinden der alten Schmerzen, welche die Juden von dem heidnischen und christlichen Rom erduldeten, eine Welt von kochendem Ingrimm gepreßt. Noch mehr haßte Heine die Fahnenflüchtigen, die Überläufer, die welche um Vorteils willen ihren Leidensgenossen den Rücken kehrten und sich zu dem Feinde gesellten. Ernste Überzeugung konnte sich Heine bei einem getauften Juden nicht denken; die Taufe sei Selbstbetrug, wo nicht gar Lüge. Diesem Hasse gab Heine eine poetische Gestalt in einem dramatischen Gedichte Almansor (vollendet 1823). Er fand es aber unpassend, Juden auftreten zu lassen, welche in glühenden Versen ihren Schmerz und ihren Ingrimm aussprächen; darum legte er sie Muselmännern in Granada in den Mund.

Es zeugt für Heine's warme Anhänglichkeit an seinen Stamm, daß er auch in der verdrießlichen Stimmung ernstlich daran ging, ihn zu verherrlichen. Der hinreißende Psalm, der einst an den Weiden Babels von einem hebräischen Dichter gesungen wurde, ging ihm nicht aus dem Sinn:

„Lechzend klebe mir die Zunge
„An dem Gaumen, und es welke
„Meine rechte Hand, vergäß' ich
„Jemals dein, Jerusalem!“

Im „Rabbi von Bacharach“ wollte er die herrlichen und die traurigen Scenen der jüdiſchen Geſchichte lebendig, wie nur er allein es vermochte, vorführen. Zu dieſem Zwecke vertiefte er ſich in die Jahrbücher der jüdiſchen Geſchichte, um ein geſchichtlich treues Bild zu zeichnen; ſeine Phantaſie ſollte nur die Thatſachen beleuchten, nicht erfinden, da ihm Stoff genug zu Gebote ſtand. Der empfindliche Feinfühler ließ es ſich nicht verdrießen, deßwegen in dem Kehricht alter Scharteken zu wühlen. Er wußte auch aus Spreu und Staub etwas zu ziehen. „Der Geiſt der jüdiſchen Geſchichte offenbarte ſich mir immer mehr und mehr.“ In der Zeit, in der Heine ſich innerlich viel mit dem Judentum beſchäftigte, in Begeiſterung für ſeine Geſchichte geriet und der Kirche keine Schmeicheleien ſagte, ließ er ſich in Heiligenſtadt in die Chriſtengemeinde aufnehmen (28. Juni 1825). Verſchämt wie ein Mädchen, das ſich etwas hat zu Schulden kommen laſſen, teilte er ſeinem Buſenfreunde Moſer in verblümter Redeweiſe ſeine Taufe mit: „Ein junger ſpaniſcher Jude, von Herzen ein Jude, der ſich aber aus Luxusübermut taufen läßt, korreſpondiert mit dem jungen Jehuda Abrabanel und ſchickt ihm ein Gedicht. Vielleicht ſcheut er es doch, eine nicht ſehr noble Handlung dem Freunde unumwunden mitzuteilen, aber er ſchickt ihm jenes Gedicht. — Denke nicht darüber nach.“

Heine wurde durch ſeinen Übertritt nur noch erbitterter auf das Chriſtentum, als wenn es ihn zum Treubruch, zur Ehrvergeſſenheit und zum Abfall von ſich ſelbſt verleitet hätte. „Ich verſichere Dich“, ſchrieb er, „wenn die Geſetze das Stehlen ſilberner Löffel erlaubt hätten, ſo würde ich mich nicht getauft haben.“ Börne's Einſeitigkeit im vorgerückten Alter fand die bewegenden Gedanken der Neuzeit, für die er ſchwärmte, in einem regenirten päpſtlichen Katholicismus. Heine's Vielſeitigkeit entdeckte ihren Urſprung im Judentume. Auch über den Talmud ſprach er ſelbſt in ſeiner Zerfallenheit mit ſeiner feinen Fühlung ein tiefes Wort: daß die Juden es dieſem zu verdanken hätten, daß ſie dem chriſtlichen Rom ebenſo heldenmütig wie einſt dem heidniſchen widerſtehen konnten. Im zunehmenden Alter, als ein tiefes Nervenleiden den Gedankenſpiegel ſeines Geiſtes noch heller machte, und er den Vorzug der auf Religioſität gebauten Sittlichkeit vor der ſinnlichen Schönheit erkannte, kehrte Heine zu ſeiner Jugendliebe, zu ſeiner

Verehrung für das Judentum ganz und gar zurück. Seine „Geſtändniſſe“ (1853—54) ſind begeiſterte Hymnen auf die jüdiſche Geſchichte und den jüdiſchen Stamm. Für die Bibel hat er, der feinfühlige Dichter, ſtets geſchwärmt. „Die Juden ſollten ſich tröſten, daß ſie Jeruſalem und die Bundeslade eingebüßt haben; ſolcher Verluſt iſt nur geringfügig im Vergleich mit der Bibel, dem unzerſtörbaren Schatze, den ſie gerettet ... Die Wiedererweckung meines religiöſen Gefühls verdanke ich jenem heiligen Buche, und dasſelbe ward für mich ebenſo ſehr die Quelle des Heils, als ein Gegenſtand der feurigſten Bewunderung. Ich hatte Moſe früher nicht ſonderlich geliebt, wahrſcheinlich weil der helleniſche Geiſt in mir vorwaltend war, und ich dem Geſetzgeber der Juden ſeinen Haß gegen alle Bildlichkeit nicht verzieh. Ich ſah nicht, daß Moſe, trotz ſeiner Befeindung der Kunſt, dennoch ſelber ein großer Künſtler war. Nur war dieſer Künſtlergeiſt bei ihm, wie bei ſeinen ägyptiſchen Landsleuten nur auf das Koloſſale und Unverwüſtliche gerichtet ... Er baute Menſchen-Pyramiden, meißelte Menſchen-Obelisken, er nahm einen armen Hirtenſtamm und ſchuf daraus ein Volk, das ebenfalls den Jahrhunderten trotzen ſollte, ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein Volk Gottes, das allen andern Völkern als Muſter, ja der ganzen Menſchheit als Prototyp dienen konnte: er ſchuf Israel. ... Wie über den Werkmeiſter, habe ich auch über das Werk, die Juden, nicht immer mit hinlänglicher Ehrfurcht geſprochen.“ „Ja, den Juden, denen die Welt ihren Gott verdankt, verdankt ſie auch deſſen Wort, die Bibel; ſie haben ſie gerettet aus dem Bankerott des römiſchen Reiches, und in der tollen Raufzeit der Völkerwanderung bewahrten ſie das teuere Buch, bis es der Proteſtantismus bei ihnen aufſuchte und das gefundene Buch in die Landesſprachen überſetzte und in alle Welt verbreitete“. Den Kerngedanken des Judentums als eine Heilsoffenbarung für die Menſchheit hat Heine richtiger und tiefer, als viele zeitgenöſſiſche Juden erkannt.

Der Geiſt des jüdiſchen Geſetzes und der jüdiſchen Geſchichte war über dieſen verirrten Sohn Israel's gekommen und hat ihm Offenbarung gebracht, die nur Wenige vor ihm in ihrer Tiefe begriffen, keiner auch nur entfernt dargeſtellt hat. Wie für die Weisheitstiefe in den Geſetzen und den Geiſteskampf in den Jahrtauſenden der jüdiſchen Geſchichte, ſo hatte Heine auch ein richtiges

Verſtändnis für das echte Gold der Poeſie, die dem größten jüdiſchen Dichter des Mittelalters Jehuda Halevi entſtrömt iſt, dieſem ſtamm- und kunſtgenöſſiſchen Troubadour. Mit ſeinem Zauberſtabe erweckte er Jehuda Halevi's Schatten aus dem Grabe und führte ihn in der ganzen Idealität ſeiner Erſcheinung und in der ganzen Glut ſeiner Begeiſterung vor. Bis zu ſeinem letzten Hauche kämpften in Heine die zwei weltgeſchichtlichen Bildungsprinzipien, die keuſche Sittlichkeit des Judentums und die Formenſchönheit des Griechentums, die er beide bewunderte, aber nicht zu verſöhnen vermochte.

„Die Gegenſätze ſind hier grell gepaart,
Des Griechen Luſtſinn und der Gottgedanke Judäa's,
. . . . . .
. . . . . .
O dieſer Streit wird enden nimmermehr,
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen".

Er ſelbſt ahnte, daß die harmoniſche Vermiſchung beider Elemente die Aufgabe der europäiſchen Civiliſation ſei; aber er vermochte nicht, ſie in ſich zu vollziehen. Aus dieſem Kampfe ging ſeine Zerriſſenheit hervor.

Die Judenheit hat dieſen ihren beiden abtrünnigen Söhnen, Börne und Heine, viel zu verdanken. Sie haben, wenn auch den deutſchen Judenhaß nicht vertilgt, ſo doch gebändigt. Was Heine einſt bei der Erinnerung an die Hep-Hep-Tollheit ſagte: „Auch dergleichen kann nicht wieder vorfallen, denn die Preſſe iſt eine Waffe, und es giebt zwei Juden, welche deutſchen Styl haben, der eine bin ich, der andere iſt Börne", dieſe Prophezeiung hat ſich ſo ziemlich erfüllt. So arge, rohe Ausbrüche gegen die Juden ſind ſeit ihrem Auftreten nicht ſobald in Deutſchland vorgekommen. Die Rüh, Fries, und andere Judenfreſſer, welche den Juden alle höhere Begabung abſprachen, konnten ſeit der Zeit nicht mehr einen ſo hochfahrenden Ton anſtimmen. Aber mehr als die Juden hat Deutſchland dieſen ſeinen ſtrengen Erziehern zu verdanken. Sie haben ein wahres Füllhorn von Gedanken über Deutſchland ausgeſchüttet, wie zwei Könige, die auf ihrer Fahrt Goldmünzen mit vollen Händen ausſtreuen. Sie haben dem deutſchen Michel eine elegante, gedankenhelle und formenglatte Sprache geſchaffen und ihnen den Tempel der Freiheit geöffnet. Das junge Deutſchland,

welches den gegenwärtigen Kulturzustand und das Befreiungsjahr von 1848 im deutschen Lande geschaffen hat, ist ein Kind dieser beiden jüdischen Väter.

Fünftes Kapitel.

Die religiöse Reform und die jüdische Wissenschaft.

(1818 — 1840.)

Nicht so rasch wie die Juden, vermochte das Judentum die Knechtgestalt abzustreifen. Fast zweitausend Jahre hatte es um sein Dasein gerungen, mit jedem neuen Volke und jedem neuen Geiste, die auf dem Schauplatz der Geschichte aufgetreten waren, mit Griechen und Römern, Parthern und Neuperſern, mit Goten und Slaven, mit Arabern und mittelalterlichen Eisenmännern, mit Mönchen aller Orden und mit glaubenswütenden Lutheranern. So hatte es stets von neuem heiße Kämpfe zu bestehen, und es hätte nicht mit entstellenden Narben und häßlichem Staube bedeckt sein sollen? Um sich gegen die anpralleude Gewalt so vieler feindlichen Mächte so lange zu schützen, mußte sich das Judentum mit einem undurchdringlichen Panzer umgeben, sich nach allen Seiten abschließen oder sich in ein enges Gehäuse zurückziehen. An diesen schweren Harnisch hatte es sich so sehr gewöhnt, daß es mit ihm verwachsen zu sein schien, als ob er zu seinem Wesen gehörte. Auf sich selbst angewiesen und von der Außenwelt abgestoßen, besonders seit dem Jahrhundert der Vertreibung seiner Bekenner aus Westeuropa hatte es sich in eine eigene Traumwelt eingesponnen und in sein Denken und seine Phantasie Zauberformeln aufgenommen, um die Schmerzensqualen, die seine Bekenner erdulden mußten, zu betäuben, leichter ertragen oder gar vergessen machen zu können. Plötzlich wurden seine Söhne durch einen stechenden Sonnenstrahl aus den Traume geweckt und erblickten eine Wirklichkeit, die sie fremd anstarrte. Fester schlossen sie anfangs die Augen, um die angenehmen Traumbilder nicht zu verlieren. Sie konnten sich anfangs in der neuen Zeit und der neuen Lage nicht zurecht finden und fürchteten, daß dieses nur eine Versuchung oder eine neue Kampfesart sei, welche der alte Feind in anderer Weise gegen das Judentum anzuwenden gedächte. Es war seinem Gedächtnis ent-

ſchwunden, daß es auf ſeiner langen Weltfahrt und in ſeiner Völkerſchau trotz ſeiner Abgeſchloſſenheit Verkehrtheiten angenommen, ſie ſeinem Weſen ſo einverleibt und weiter ausgebildet hatte, als wenn ſie ihm urſprünglich und ureigentümlich geweſen wären. Sein Gedächtnis war durch Verfolgung und Marter geſchwächt worden; auch ſeine Denkkraft hatte durch die täglich zunehmenden Leiden ein wenig gelitten. Es konnte ſich anfangs nicht ſammeln, ſich nicht prüfen, das Fremde und Unangemeſſene vom Eigenen und Weſentlichen unterſcheiden und ausſcheiden. Unter den deutſchen Juden hatte das Judentum durch die Aufnahme des verwilderten, polniſchen Weſens einen barbariſchen Anſtrich und unter den portugieſiſchen und italieniſchen Juden durch Iſaak Lurja und Chajim Vital ein kabbaliſtiſches Gepräge angenommen. Dieſe Entſtellungen traten bei allen Vorkommniſſen grell ans Licht, beim Gottesdienſte, bei den Predigten, bei Hochzeiten, Leichenbegängniſſen, kurz, gerade bei den in die Augen fallenden Anläſſen. Gerade die offiziellen Vertreter und Ausleger des Judentums, die Rabbinen und Pfleger des Gottesdienſtes, erſchienen meiſtens in abſchreckender Geſtalt, entweder als Halbwilde oder als Geiſterſeher. Noch hatte die Zeit keine Männer gereift, die mit feinfühligem Verſtändnis für den Kern des Judentums die in der großen Wandelung der Zeiten eingetretenen Entſtellungen hätten erkennen und vom Weſenhaften loslöſen können. Die häßlichen Formen mit ſanfter Hand durch allmähliche Übergänge, ohne die Gemüter zu verletzen, zu beſeitigen, dazu wäre eine ganz beſonders günſtig beanlagte Perſönlichkeit, ein Moſe Maimuni oder ein Mendelsſohn mit mehr Thatkraft nötig geweſen. Ein ſolcher war aber nicht vorhanden. Es fehlte überhaupt in der Übergangszeit an Männern von klarem Bewußtſein, feſtem Charakter und anerkanntem Anſehen. Das franzöſiſche Synhedrin und Konſiſtorium beſaß zwar einen offiziellen Charakter und hätte ſich Autorität erringen können. Aber ſeine Hauptträger, David Sinzheim, Abraham di Cologna und ihre Nachfolger hatten nicht die erforderliche Einſicht für die Verjüngung des Judentums. Die notwendige Reform — nicht an Haupt und Gliedern, ſondern zur Verſchönerung der Außenſeite und Beſeitigung der Auswüchſe — fand nicht die rechten Männer, ſie in die Hand zu nehmen und einzuführen. Da die Männer fehlten, übernahm die

Zeit dieſe Arbeit, und dadurch entſtanden Kämpfe und Zuckungen. Es ſollte dem Judentum nicht leicht werden, ſich zu häuten.

Die Wandelung des Judentums, welche die Zeit herbeiführen ſollte, ging, wie die der Juden von Deutſchland aus, weil Mendelsſohn aus ihrem Schoße hervorgegangen war. Durch die Kämpfe, welche die Juden in Deutſchland um ihre bürgerliche Erhebung aus der Niedrigkeit zu beſtehen hatten, als ſie auf jedem Schritt Hohn und Zurückſetzung begegneten, immer wieder an ihre Entwürdigung gemahnt wurden, kamen zwei gleich unerfreuliche Erſcheinungen zu Tage. Diejenigen, welche durch Schönheitsſinn gehoben waren, ſchwammen mit dem Strom und entfremdeten ſich dem Judentum; wenn ſie ſich nicht ganz und gar davon losſagten, ſo verachteten ſie es. Ihnen erſchien es als eine Mumie, eine Verſteinerung oder als ein Geſpenſt, das ruhe- und zwecklos durch die Jahrhunderte umherwandelte, ein Bild des Jammers, dem nicht zu helfen ſei. Nur Wenige dieſer gebildeten Klaſſe waren ſo hellſehend, wie Heine in ſeinen lichten Augenblicken, in dieſer Mumie einen Scheintoten zu erkennen, der eines Tages ſeinen Sargdeckel zu ſprengen und ſtarken Geiſtes mit lebendigen Mächten einen Kampf aufzunehmen imſtande ſei. Die Mehrzahl der Juden, die noch eine tiefe Liebe zu dieſer runzelig gewordenen Mutter aller Religionen im Herzen trug, klammerte ſich an die unweſentlichſten Formen, an die ſie von Jugend auf gewöhnt war, um, weil ſie auf der andern Seite Verrat gewahrte, den Verrätern des Judentums nicht gleichgeſtellt zu ſein. „Sie liebten die Steine und ſchätzten den Staub“. Es war aber nicht mehr die harmloſe Frömmigkeit von ehemals, die kein Widerſpiel vor Augen hatte, ſondern eine aufgeregte, leidenſchaftliche. Das Judentum war in ihren Augen ein aus lauter kleinen Würfeln zuſammengeſetztes Rieſengebäude, die einander und das Ganze trugen und ſtützten. Sie fürchteten eine allgemeine Zertrümmerung desſelben, ſobald eine Lockerung dieſer ineinandergreifenden Fugen einträte. Nicht einmal das verwahrloſte, allen Regeln ſpottende, häßliche Sprachgemiſch, die Unanſtändigkeit und das verwilderte Weſen bei gottesdienſtlichen und rituellen Handlungen mochten ſie fahren laſſen. Jede Nachgiebigkeit oder jedes Nachlaſſen von der alten Ordnung ſchien ihnen Gemeinſchaft mit den Verrätern am Judentume.

Eine Vermittelung der schroff einander gegenüber stehenden Gegensätze wurde ungeschickt und mit plumper Hand unternommen. Jacob Jacobson führte zuerst eine Art Reform ein. Kaum war das westfälische Konsistorium ernannt, und er an die Spitze desselben gestellt, so trat er mit Neuerungen hervor, die zwei Seiten hatten. Aus der Synagoge ließ er alles Häßliche, Anstößige, Lärmende, besonders den Singsang bei dem Gottesdienst entfernen. Das Predigen in deutscher Sprache verstand sich bei Jacobson von selbst. Er führte aber auch neue, der Kirche entlehnte Formen und Weisen ein: deutsche Gebete neben hebräischen, neue deutsche Lieder neben den inhaltsreichen, tiefen Psalmen, das Ablegen des Glaubensbekenntnisses (Konfirmation) für Knaben und Mädchen bei ihrem Eintritte in ein reiferes Alter. Mit dem Kartenhause des westfälischen Königreichs zugleich schwand Jacobson's Herrlichkeit. Nach Berlin gezogen, richtete er hier (1815) einen Betsaal in seinem Hause ein und führte den reformierten Gottesdienst mit deutschen Gebeten, Gesängen und Chor ein; für die Orgel war anfangs kein Raum. Später gab der Bankier Jakob Beer (Vater Meyerbeer's) einen großen Saal dazu her (1817), wo auch eine Orgel angebracht werden konnte. Infolge der Siege der Deutschen über Napoleon und der sogenannten heiligen Allianz war die Kirchlichkeit in Mode gekommen und steckte auch diejenigen Juden damit an, welche früher nicht das geringste Bedürfnis nach Andacht empfanden. Solche halbbekehrte aber nicht für das Judentum, sondern für religiöse Empfindelei Eingenommene fanden sich zum Jacobson'schen Gottesdienste ein, um sich zu erbauen und sich Andacht zu verschaffen. Die „Gesellschaft der Freunde" lieferte Mitglieder dazu. Das war der Ursprung einer Reformpartei, einer winzigen Gemeinde in der Gemeinde, die aber durch ihre anfängliche Rührigkeit und das abstoßende Wesen des althergebrachen Gottesdienstes eine Zukunft hatte. Der Mittelpunkt dieses neuen Gottesdienstes war die deutsche Predigt, die Jacobson meistens selbst hielt. Sie übte den meisten Reiz aus, weil die sogenannten „gottesdienstlichen Vorträge" der Rabbiner und der polnischen oder mährischen Wanderprediger nach jeder Seite geschmacklos waren. Diese Jacobson'sche oder Beer'sche Privatsynagoge wurde eine Pflanzschule für angehende jüdische Prediger. Jakob Auerbach

(Berlin), Eduard Kley (Hamburg) und C. L. Günsburg (Breslau) waren die ersten, die sich in demselben praktisch herangebildet haben, Männer von mittelmäßiger Begabung und auch mittelmäßigem Rednertalent Plötzlich wurde der Berliner Betsaal von der preußischen Regierung auf Grund der Beschwerden einiger Altfrommen wegen Neuerung geschlossen. Friedrich Wilhelm III. war jeder Neuerung, auch in jüdischen Kreisen abhold und haßte sie als Umsturzversuche. Kley begab sich hierauf nach Hamburg, berufen zur Leitung einer dort von einigen reichen Familienvätern gegründeten Freischule. Hier regte er den Plan an, einen Reformtempel nach dem Muster des Jacobson'schen ins Leben zu rufen.

Auch hier war die Andächtelei und Kirchlichkeit in Schwung gekommen. Die Anregung zu einem Reform-Gottesdienste fand Anklang. Kley hatte ein fertiges Programm aus Jacobson's Betsaal mitgebracht: Deutsche Gesänge und Gebete, Predigt und Orgel. Er selbst lieferte ein sogenanntes religiöses Gesangbuch in protestantisch-erbaulichem Geschmacke ein, inhaltsleer und fade, für ein Kindergeschlecht berechnet. Indessen gab es doch in Hamburg selbst einige, obwohl dem Neuen huldigenden Männer, welche mit dem Judentume und seiner Vergangenheit nicht ganz brechen und namentlich die hebräische Sprache beim Gebet nicht missen mochten. Die Träger dieser Partei, Breßlau und Säckel Fränkel, Kenner des Hebräischen, trafen eine Auswahl unter den vorhandenen hebräischen Gebetstücken, um sie mit den neu eingeführten deutschen Liedern und Gebeten zu verquicken, einem friedlichen Ausgleich unter streitenden Geschäftsleuten ähnlich. Etwa fünfzig Familien schlossen sich zusammen und so entstand der Reform-Tempel-Verein in Hamburg (1818). Junge Mädchen sangen Lieder zur Einweihung des Tempels gemeinschaftlich mit Jünglingen, um einen Eindruck zu erzielen, den die Sache selbst nicht hervorbringen konnte, was andererseits großes Ärgernis gab. An Gotthold Salomon, einem gewandten Kanzelredner, erwarb die kleine Gemeinde später einen guten Führer. Er war mit der biblischen und jüdischen Litteratur mehr vertraut und lebhafteren Geistes und verstand besser die Nacktheit des jungen Kindes mit einer Hülle zu umgeben. Aber er verlieh dem neuen Tempel einen protestantischen Zuschnitt, ohne sich klar zu machen, welche Stellung das Judentum

ferner neben dem Chriſtentum einnehmen ſollte. Die Unternehmer und Führer hegten die anfangs berechtigte Täuſchung, daß die Reform die dem Judentume entfremdeten Söhne durch die zuſagende, gefällige und wenig Entſagung fordernde Geſtalt mit ihm verſöhnen und ſie ihm wieder zuführen würde. Hin und wieder gelang es allerdings, einige mit dem Judentume Zerfallene von dem Überſchreiten der Schwelle zur Kirche zurückzuhalten. Aber für die Dauer ſchlug das Mittel nicht an.

Selbſtverſtändlich erzeugte die Entſtehung des Hamburger Tempels eine Entzweiung in der Judenheit. Bis dahin gab es nur „Altmodiſche“ und „Neumodiſche“, wie ſie einander nannten, aber keine Parteien mit einer Fahne, mit Stichwörtern und einem Bekenntnis. Nicht einmal die Altfrommen bildeten eine feſte Partei. Denn obwohl die Anbeter des Herkömmlichen, die ſich kein Jota abmäkeln ließen, eine ſo große Zahl ausmachten, daß ſie ſelbſt in Hamburg die Neuerer hätten erdrücken können, ſo traten ſie doch nicht in Geſchloſſenheit auf. Man vernahm nur die ſeufzende, wimmernde Stimme Einzelner über den Verfall des Judentums durch Übertreter. Die Alten hatten keine gebietende Führer; das Anſehen der Rabbinen war ſchnell, in einem einzigen Menſchenalter geſchwunden. Die großen deutſchen Gemeinden ließen die leer gewordenen Rabbinenſtühle unbeſetzt. Von Polen mochten ſie nicht mehr ihre Rabbiner beziehen, und in Deutſchland gab es noch keine rabbiniſche Größen von anerkannter Autorität. Berlin, wo der chriſtelnde Friedländeriſche Kreis vermöge ſeiner Geldmittel die Oberhand hatte, ging mit dem Beiſpiel voran; ihm folgten die Gemeinde von Prag und anderen Städten. Rabbinatsverweſer traten an die Stelle der Rabbinen, Zwitterweſen, zu unſelbſtſtändig, um eine eigene Meinung zu haben, und zu ſchwach, um Widerſtand gegen Zumutungen von rückſichtsloſen Gemeindevorſtehern zu leiſten.

Infolge der Mißachtung des Rabbinenweſens gingen die talmudiſchen Lehrhäuſer in Prag, Frankfurt, Altona-Hamburg, Fürth, Metz, Halberſtadt, die früher mindeſtens einige hundert Jünger (Bachurim) zählten, ein. Dieſe Verödung pflanzte ſich bis nach Polen fort, da die dortigen Talmudjünger keine Hoffnung mehr hatten in Deutſchland und Frankreich ein Unterkommen zu finden. Nur vier Rabbinen des jüngern Zeitalters genoſſen vermöge ihrer

tiefen Talmudkenntniſſe und ihres lautern, patriarchaliſchen Charakters eine ausgedehnte Autorität: Mardochaï Benèt in Nikolsburg, (geſt. in Karlsbad 1829), Jacob Liſſa (in Polniſch-Liſſa geſt. in Polen 1832), Akiba Eger (geſt. in Poſen 1838) und ſein Schwiegerſohn Moſe Sßofer (geſt. in Preßburg 1840).

Beſonders genoß durch ſeinen Geiſt und ſeine hohen Tugenden, worunter die Beſcheidenheit obenan ſtand, Akiba Eger hohe Verehrung bei den Tauſenden von Jüngern, die aus ſeinem Lehrhauſe in Friedland und Poſen hervorgegangen waren. Er war aber ein ſtiller Mann ohne Initiative und ein Feind vom Lärmſchlagen. Dagegen war Moſe Sßofer ein fanatiſcher Eiferer und rühriger Verketzerer. Er hatte Mut und Entſchloſſenheit und hätte einen entſchiedenen Vorkämpfer abgeben können. Aber er wie ſeine Genoſſen waren von dem Mittelpunkt des Kampfes, der eröffnet werden ſollte, zu ſehr entfernt, als daß ſie hätten eingreifen oder auch nur eine Fahne aufpflanzen können. Sie hatten nicht das geringſte Verſtändnis für die neue Richtung, welche die Zeit und mit ihr die Judenheit eingeſchlagen hatte. Sie kannten den Feind nicht, den ſie angriffen, oder verachteten ihn zu ſehr, als daß ſie ihn hätten gefährden können. Trat eine ernſte Frage, eine bedrohliche Lage ein, ſo waren ſie ratlos, holten die alten, roſtig gewordenen Waffen herbei und ſchadeten ihrer Sache nur noch mehr, weil ſie ihre Blößen zeigten. Dieſe Unbeholfenheit gab ihnen das Gefühl der Schwäche und Abgelebtheit. So war die altfromme, orthodoxe (wie ihre Gegner ſie mit falſcher Entlehnung aus der Kirchenſprache nannten) oder die konſervative Partei haupt- und kopflos, ohne Fahne, ohne Programm, ohne Zuſammenhang. Ganz beſonders mangelte ihr das unentbehrliche Mittel, das eindringende Wort, wodurch man auf die öffentliche Meinung einwirken, ſie lenken und ihre Thorheit und phraſenhafte Leerheit klar machen kann. Der gänzliche Mangel an Bildung hat ſich an den Altfrommen bitter gerächt.

Dagegen beſaß die junge Gegenpartei, die Neuerungsſüchtigen, die Partei Jacobſons, alles, was jener abging: einen mutigen Führer, Zuſammenhang und ganz beſonders einen Reichtum an Schlagwörtern und Phraſen, wodurch die Urteilsunfähigen leicht gewonnen werden: „Zeitgeiſt, Aufklärung.“ Man konnte ihr Sieg und Herrſchaft prophezeien. Sie hatte Jugendmut und Zuverſicht,

war keck und in den Mitteln nicht sehr wählerisch. Ihr Führer Jacobson wußte recht gut, daß der Hamburger Tempel auf Schwierigkeiten stoßen und von den alten Rabbinen als ketzerisch verdammt werden würde. Er stand mit den Unternehmern in Verbindung und wußte, daß der Senat, von den Frommen gewonnen, gleich dem König von Preußen die Tempelneuerung verbieten würde. Er wußte auch, daß viele Mitglieder der Hamburger Reformgemeinde zu lau waren, um gegen große Schwierigkeiten anzukämpfen. Darum sorgte Jacobson im Voraus für die Heiligsprechung des Tempelritus. Er trat mit einem gesinnungslosen Abenteurer in Verbindung, mit Elieser Libermann aus Österreich, der im Auftrage der Reformpartei Reisen machte, weil sie von ihm erfahren hatten, daß sich in Ungarn und Italien Rabbinen oder Halbrabbinen finden lassen würden, welche für den neuen Gottesdienst ein günstiges Gutachten abgeben würden. An sie ließ daher Jacobson Anfragen ergehen und sah seinen Wunsch erfüllt. Ahron Chorin (Choriner), Rabbiner in Arad, war der erste, der sich von Libermann gebrauchen ließ. Er huldigte den neuen Bestrebungen, ohne ein geklärtes Urteil zu haben. Mose Kunitz, Rabbiner von Ofen, ein verworrener Kopf, obwohl von der Kabbala eingenommmen, billigte sie ebenfalls.

Der Tempelverein erhielt noch dazu von einer Seite, von der er es nicht erwarten konnte, eine moralische Unterstützung, die in Hamburg selbst ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale warf. Lazar Rießer (gest. 1828), Vater des unermüdlichen Vorkämpfers für die Gleichstellung der Juden in Deutschland, wurde ohne weiteres zu den Altfrommen gezählt. Schwiegersohn des Rabbiners Raphael Kohen und seine rechte Hand, wurzelte sein ganzes Wesen im Talmud. Wie erstaunt waren daher die Hamburger Juden beider Parteien, als mit einem Male von Rießer ein Sendschreiben „an meine Glaubensgenossen in Hamburg“ (Anf. 1819) erschien, welches die Tempelneuerung billigte und die dagegen eifernden Hamburger Rabbinatsverweser mit derben Worten tadelte! Er nannte diese geradezu „Heuchler und Scheinheilige“, welche „die Zwietracht in Israel nähren und den Söhnen, welche zur Huld des Vaters zurückkehren wollen, den Weg versperren“. Er stellte die Andacht, die im Tempel herrschte, dem lärmenden Treiben in den Synagogen gegenüber, als Muster auf.

Achtzehn Rabbinate in Deutſchland verdammten zwar mit gelehrter Beweisführung das Gebetbuch des Hamburger Tempels, aber das war nicht viel. Das angeſehenſte Rabbinat, das Central-Konſiſtorium von Frankreich, hatte geſchwiegen. Die Gründe, welche die Rabbinen gegen den Tempelgottesdienſt geltand gemacht hatten, waren meiſtens nicht ſtichhaltig, einige geradezu kindiſch. Der Buchſtabe ſprach gegen ſie. Die Mannigfaltigkeit der rabbiniſchen Autoritäten aus ſo verſchiedenen Zeiten und Ländern geſtattete immer Scheinbeweiſe für oder gegen eine Frage anzuführen.

Es kam noch dazu, daß der Beginn des Streites für und gegen den Tempel in das Jahr des Hep-Hep-Sturmes fiel, der auch in Hamburg wütete. Dadurch wurden auch die reichen und verweltlichten Juden auf ihre eigene Genoſſenſchaft angewieſen und nahmen eifrig Partei für die einmal entfaltete Fahne. Die Hamburger jüdiſchen Kaufleute, Mitglieder des Tempelvereins, welche die Leipziger Meſſe gerade zu den Hauptfeiertagen zu beſuchen pflegten, errichteten im Verein mit gleichgeſinnten Berliner Kaufleuten eine Tochterſynagoge daſelbſt ein (Sept. 1820), für deren Eröffnungsfeier Meyerbeer die Geſänge komponiert hatte. Sie ſtellten dazu einen ſogenannten Meßprediger an und gaben dadurch in dem Sammelpunkte ſo vieler Juden aus allen Ländern der Neuerung eine größere Tragweite. Die Hamburger Reform fand dadurch hier und da Nacheiferung; auch da, wo das ganze Programm nicht aufgeführt werden konnte (Karlsruhe, Königsberg, Breslau), wurde wenigſtens die Konfirmation eingeführt.

Der erſte Anſatz zu einer Gegenpartei, welche der überſchäumenden Flut der Reform einen Damm entgegenſetzen ſollte, wurde gerade infolge der Tempelneuerung gemacht und von einem Manne angebahnt, der zwar ſelbſt mit einem Fuße aus dem rabbiniſchen Judentum herausgetreten war, aber doch die Befeſtigung und Rechtfertigung desſelben anſtrebte, von Iſaak Bernays (geb. Mainz 1792, geſt. Hamburg 1849). Er bildete eine bewußte Gegenrichtung gegen die Verflachung der aufkläreriſchen Reform. In der ſüddeutſchen grübelnden Schule der Kreuzer, Kanne, Oken ausgebildet, welche in Natur und Geſchichte, in Gruppierung, Zahl, Farben und Namen lauter Gedankenreihen, zerſchlagene Trümmer eines Rieſenſpiegels erblickten, offenbarte ſich ihm das Judentum in ſeiner Litteratur und ſeinem Geſchichts-

gange in einer bis dahin noch nicht gesehenen Gestaltung. Bernays war der Erste, der viel tiefer als Mendelssohn das Judentum in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung erkannte. Sein Fehler war vielleicht, daß er zu viel Gedanken hatte, daß er dadurch zu viel suchte und fand, und besonders, daß er dem Gedanken nicht die angemessene Form und Worthülle zu geben vermochte. In seinem Reichtum blickte er verächtlich mitleidig auf die Gedankenarmut der jüdischen Reformgründer herab, welche den Riesengeist des Judentums in den engen Rahmen eines Katechismus für große und kleine Kinder einspannen und einengen wollten. Die „Friedländerianer“ waren für ihn der Inbegriff aller Flachheit und Beschränktheit. Sie machten auf ihn den Eindruck eines Gesindels, das in einem Pyramidentempel haust und ihn sich bequem für kleinliche häusliche Bedürfnisse einrichtet.

Bernays' Gedankengang, mit dem er das Judentum aus dessen Urkunden und Geschichte wie aus Trümmermassen wieder aufbaute, ist nur halb erschlossen. Er liebte mehr mündliche als schriftliche Belehrung und hatte eine Scheu, seine Gedanken auf Blättern hinausflattern zu lassen. Der „Bibelsche Orient“, den man ihm zuschrieb, enthält nur den Grundriß einer Vorhalle, welche in den Ehrfurcht gebietenden Tempel führen sollte. Ein Rabbiner alten Schlages hätte den „Bibelschen Orient“, wenn er den Inhalt hätte verstehen können, unfehlbar noch mehr verketzert, als Mendelssohn's und Wessely's Schriften. Aber wenn der Verfasser auch nur den einen Gedanken angeregt hätte, daß das Judentum eine weltgeschichtliche Aufgabe, ein Apostelamt für die Völker habe, so würde dieses Eine schon hinreichen, ihm einen Ehrenplatz anzuweisen. Dieser Gedanke ist zwar nicht neu von ihm entdeckt worden; die Grundschrift des Judentums betont ihn scharf genug. Bei den Propheten erscheint er als der Kern ihrer Verkündigungen. Aber die gehäuften Leiden der Juden und die Knechtsgestalt des Judentums hatten diesen Gedanken so vollständig in Vergessenheit gebracht, daß die eigenen Söhne keine Ahnung mehr davon hatten.

Bernays' außergewöhnliche Begabung und urwüchsige Anschauung hatten die Aufmerksamkeit der jüdischen Kreise auf ihn gelenkt. Die Hamburger Gemeinde, welche eine Gegenkraft gegen den Tempelverein vermißte, wählte ihn infolge seiner Bedeutung zu ihrem geistlichen Führer. Es war ein guter Griff und von

nicht geringer Tragweite; es war eine junge Kraft, mit der Zeitbildung vertraut. Die Wahl zur Besetzung des Hamburger Rabbinats (1821) machte Aufsehen; Bernays war der erste wissenschaftlich geschulte Rabbiner. Ein Zeichen der Zeit war es, daß er diesen Titel ablehnte und sich lieber Chacham (wie es unter den portugiesischen Juden üblich war) nennen ließ. Der Name Rabbiner war mißliebig geworden. Treu seinem Widerwillen gegen Nachäfferei, vermied er die geistliche Mummerei, auf welche die Reformprediger auf der Kanzel in Tracht und Geberdenspiel soviel Wert legten. Bernays gab sich nicht als Seelsorger, sondern als Lehrer seiner Gemeinde aus. Er predigte auch, aber in Inhalt, Form und bis auf Äußerlichkeiten grundverschieden von der Weise, welche die Jacobson'sche Schule eingeführt hatte. Als Heine, der damals sich noch für das Judentum interessierte, in Hamburg war, trieb es ihn, Bernays' Predigt anzuhören. Er verstand sich auf Gedankengehalt und Form. Das Urteil des lyrischen Spötters war: „Bernays habe ich predigen gehört ... keiner von den Juden versteht ihn, er ist doch ein geistreicher Mann und hat mehr Spiritus in sich als Kley, Salomon, Auerbach I. und II." Bernays wußte sich durch geräuschloses Wirken die Achtung der Stockfrommen Juden zu gewinnen. Ihre argwöhnische Natur fand nichts an dem religiösen Thun und Lassen des Chacham auszusetzen. Dadurch erlangten die von ihm eingeführten Veränderungen, im eigentlichen Sinne doch Reformen, auch in frommen Gemeinden Beifall und Nachahmung. Mehr noch wirkte er durch seine tiefeingehende und geistvolle Belehrung für Erwachsene. Dadurch hat er Jünger herangezogen und ihnen freudige Anhänglichkeit an das Judentum eingeflößt.

Nach einer andern Seite wirkte ebenso wohlthätig und erhebend eine ganz anders geartete Persönlichkeit, ursprünglich ein Jünger der Jacobson'schen Schule, der aber durch Milderung der Schroffheiten die mißliebige Läuterung des Gottesdienstes beliebt machte. Isaak Noa Mannheimer (geb. in Kopenhagen 1793, gest. in Wien 1864) könnte man die verkörperte Veredelung der Juden nennen. In ihm war der kernhafte Gehalt des Urjüdischen mit der ansprechenden Form europäischer Kultur harmonisch geeint. Inneres und Äußeres, Gemüt und Witz, Begeisterung und Klugheit, ideales Leben und praktische Sicherheit, poetische Anlage und

nüchterner Sinn, kindliche Milde und treffender Spott harmonisch verschmolzen. Ein Häuptling, welcher mit einer Schar halbwilder Menschen, inmitten der widerwärtigen Kämpfe und Gefahren eine Kolonie gründet, sie veredelt und zu einem musterhaften Gemeinwesen umbildet, hat kein größeres Verdienst, als sich Mannheimer um die Gründung der Wiener Gemeinde erworben hat. Das Feldlager Metternich's und Franz I., duldete die Juden eigentlich in Wien nicht in seinem Gebiete; nur ausnahmsweise wurden einige reiche Familien mit ihren Anhängseln unter den wunderlichsten Titeln toleriert. Diese Tolerierten waren aus den verschiedensten Ländern eingewandert und hatten keinen urwüchsigen Zusammenhang unter einander, kein Gemeinderecht, durften keine Synagoge besitzen, keinen Rabbiner anstellen, kurz, gesetzlich war ihnen als Religionsgenossenschaft so gut wie alles verboten. Nichts destoweniger empfanden einige abenteuerliche Glieder ein Gelüste, einen deutschen Gottesdienst nach dem Muster des Hamburger Tempels einzuführen, und wurden darin von der Regierung das eine Mal ermutigt, das andere Mal entmutigt. Während diese Wiener Aufgeklärten auf vielen Umwegen den Bau eines Tempels unternahmen, erwarben sie Mannheimer zum Prediger desselben, waren aber genötigt, ihm, unter Umgehung der beschränkenden Gesetze, mit einem dem Klange nach niedrigen Titel das Heimatsrecht für ihn in Wien zu verschaffen.

Sein erstes Wort in seinem neuen Wirkungskreise wie sein letztes war: Keine Spaltung in der Judenheit hervorzurufen, keine Sektiererei zu fördern, die Altfrommen nicht durch kühne Sprünge zu verletzen und abzustoßen, sie vielmehr für die neuen Formen allmählich zu gewinnen. In diesem Sinne setzte er eine gemäßigte Synagogenordnung durch. Nur die häßlichen Auswüchse entfernte Mannheimer aus dem neuen Gotteshause, machte es würdevoll, belebte es durch sein ausdrucksvolles Wort, behielt aber die hebräische Sprache bei und gab zum Leidwesen seiner ehemaligen Reformgenossen Orgel und deutsche Lieder preis. Mehr noch als Isaak Bernays hat Isaak Mannheimer die Versöhnung des Alten mit dem Neuen durchgeführt. Im Mannheimer, wie in dem neuen Tempel in Wien (eingeweiht April 1826) umarmte sich Morgen- und Abendland. Als wären das Gotteshaus und die Gemeinde von Anfang an dazu bestimmt gewesen, das Ver-

söhnungswerk zwischen den alten und neuen Formen zu vollziehen, hatte sich für dieselben ein Sangkünstler gefunden, der mit seinen reichen Stimmmitteln den hebräischen Gebeten einen fast zauberhaften Ausdruck verlieh und den alten verschnörkelten Synagogengesang in seelenschmelzende Melodien umschuf. Der Widerwille der polnisch verwilderten Juden gegen Gesittung, von der Kanzel und dem Chor gesänftigt, verlor sich allmählich und machte einer Neigung zur Selbstveredelung Platz. Der Ton, der hier erscholl und in den Gemütern der Gemeindeglieder nachklang, erweckte einen Widerhall in nahen und entfernten österreichischen Gemeinden. Pest, Prag und kleinere Gemeinden in Ungarn und Böhmen folgten dem von Wien gegebenen Anstoß durch die versöhnliche Art, wie hier der „geregelte Gottesdienst" auftrat. Bis nach Galizien wirkte die von Wien gegebene Anregung. Allmählig fand die Wahl des Chacham Bernays für die Hamburger Gemeinde und Mannheimer's Thätigkeit für die Wiener Synagoge in deutschen Gemeinden Nachahmung. Gebildete Rabbiner wurden vorgezogen, und diese gaben den Synagogen ihre langvermißte Würde wieder.

In derselben Zeit, als der gelehrte deutsche Pöbel Steine mit Hep-Hep-Gebrüll auf die Juden schleuderte, traten drei jüdische junge Männer zusammen, um eine Art Verschwörung gegen den unduldsamen christlichen Staat anzuzetteln, alle drei von ernstem, idealem Streben erfüllt. Leopold Zunz (geb. Detmold 1794, gest. Berlin 1886), ferner der Fahnenträger und Apostel der Hegel'schen Philosophie und Stürmer der alten Juristerei, Eduard Gans (gest. 1839), und endlich ein Buchhalter, der in der Bücherwelt lebte, Moses Moser, Heine's vertrautester Freund, den dieser „die Prachtausgabe eines wirklichen Menschen, den Epilog von Nathan den Weisen" nannte. Sie vereinigten sich (27. November 1819) zu dem Zwecke, einen Verein „für Kultur und Wissenschaft der Juden" zu gründen.

Diesen drei jungen Männern schlossen sich mehrere junge Männer, auch versteinerte Mendelssohnianer, Ben-David und David Friedländer, an. Jakobson fehlte nicht, wo es galt, mitzuraten und mitzuthaten. Im Ganzen zählte der Verein in Berlin etwa fünfzig Mitglieder, in Hamburg aus Mitgliedern des Tempelvereins etwa zwanzig und noch hier und da einige Teilnehmer.

Heine trat ihm auch ſpäter bei und machte für ihn Propaganda. Die erſte Ordensbedingung der Gründer war, treu bei dem Judentume auszuharren, den Verlockungen der Kirche tapfer zu widerſtehen und ſo dem jungen Geſchlechte ein leuchtendes Beiſpiel von Standhaftigkeit zu geben. Wäre der Verein dieſem Programme treu geblieben, ſo hätte er, da die meiſten Mitglieder auf der Höhe der Zeitbildung ſtanden, ſchon durch dieſe Thatſache ſegensreich wirken können. Er wurde ihm aber untreu und ging noch dazu von einer falſchen Vorausſetzung aus, ſteckte ſich zu ausgedehnte Ziele und vergriff ſich in den Mitteln. Die falſche Vorausſetzung war, daß, wenn die Juden ſich gediegene Bildung aneignen, ſich auf Künſte und Wiſſenſchaften verlegen, ſtatt des Handels Ackerbau und Handwerke treiben würden, würde der deutſche Judenhaß mit einem Schlage ſchwinden, die Söhne Teut's würden die Söhne Jakob's brüderlich umarmen, und der Staat würde ihnen die Gleichſtellung nicht verſagen. Darum wollte der Verein — es klingt komiſch, was er Alles wollte! — Schulen, Seminarien und ſogar Akademien für die Juden gründen, Gewerbe, Künſte, Ackerbau und wiſſenſchaftliche Leiſtungen befördern, die Juden ſogar zu einem feinen Geſellſchaftston erziehen. Aus den Akademien wurde aber nur eine Art Privatſchule, worin die gebildeten Mitglieder des Vereins armen Jünglingen, die noch immer aus der Fremde, namentlich aus Polen nach Berlin zugewandert kamen, Talmudjünger, die den Talmud-Folianten entlaufen waren, um „Weisheit“ zu lernen, Unterricht erteilten. Bald genug gewahrten die Stifter des Vereins, daß ſie Luftſchlöſſer gebaut hatten, und daß der „Kulturverein“ keinen Anklang fand. Sie ſtimmten daher den hohen Ton herab und wollten ſich auf Anregung beſchränken und namentlich die Wiſſenſchaft des Judentums fördern. Sie beſchloſſen daher, unter einander wiſſenſchaftliche Vorträge zu halten und eine Zeitſchrift für die „Wiſſenſchaft des Judentums“ zu gründen. Aber die Führer ſelbſt wußten nicht recht, was darunter zu verſtehen ſei, was ſie anbauen und befruchten ſollten. Heine hat ſie daher bei reiferem Bewußtſein weidlich gehänſelt.

Das junge Israel, die Stifter des Kulturvereins, lauſchte aber Anfangs auf die Ausſprüche des philoſophiſchen Seiltänzers Hegel, als wären ſie Orakel. Sie lallten ihm nach: Das Judentum ſei die Religion des Geiſtes, die den Geiſt aufgegeben, und das

Christentum habe die ganze alte Geschichte verschlungen, um sie erneuert und veredelt aus sich zu setzen. Eduard Gans sprach stets von den „ungestillten Judenschmerz", dachte aber dabei an seinen Schmerz, daß er in Preußen keine Anstellung fand. Was sollte das Ziel der Wissenschaft des Judentums sein, die der Kulturverein fördern wollte? Gans sprach es in so hohlen Phrasen, in hegelianischem Kauderwelsch so barock aus, als wenn der Fahnenträger selbst nicht gewußt hätte, wofür die Schar der ihm Folgenden eintreten sollte.

Von der Verschwommenheit und Nebelhaftigkeit des Zieles legten die Hefte „Zeitschrift" des Kulturvereins Zeugnis ab. Die darin enthaltenen Artikel enthalten zumeist unverdauliches Hegelianisches Kauderwelsch oder Gelehrtenkram, der nur für einen sehr, sehr kleinen Kreis als Handlangerarbeit einigen Nutzen hat. Heine, der kein Blatt vor den Mund nahm, erklärte es auch rund heraus: „der größte Teil (der Zeitschrift) ist ungenießbar wegen der verwahrlosten Form". „Dringen Sie doch bei den Mitarbeitern auf Kultur des Styles. Ohne diese kann die andere Kultur nicht gedeihen". Und mit diesem Krimskrams wollte der Verein nicht bloß die Juden, sondern auch das Judentum veredeln. Gans klagte in einem Rechenschaftsbericht, daß die Stifter nicht verstanden würden: „Die Begeisterung für Religion, die Gediegenheit der alten Verhältnisse ist geschwunden, aber es ist keine neue Begeisterung hereingebrochen, es hat sich kein neues Verhältnis erbaut. Es ist bei jener verneinenden Aufklärung geblieben, die in der Verachtung und Schmähung des Vorgefundenen bestand, ohne daß man sich die Mühe gegeben hätte, einen anderen Inhalt zu geben".

Dieses Wunder vermochte der Kulturverein am allerwenigsten zu vollbringen. Er umarmte eine Wolke statt einer Göttin, und weil sie ihn unangenehm durchnäßte, statt ihn zu entzücken, wurde er mürrisch, zänkisch, beschwerte sich über alle Welt und erging sich in weltschmerzliche Elegien. Der Verdruß der Gründer des Kulturvereins war groß. Die Teilnahme dafür nahm eher ab, als zu Die Zeitschrift in ihrer wunderlichen Thurmbausprache fand keine Leser, Geldbeiträge fehlten, ja einige Mitglieder wurden fahnenflüchtig und traten trotz des stillen Eides zum Christentum über. Gans selbst faßte, während er noch im Kulturverein lange Reden hielt, die Möglichkeit in's Auge, sich taufen zu lassen. Der

auf dieſe Weiſe in Auflöſung übergehende Verein ſtarb zuletzt ſtill, unbeweint und unbeachtet. Der Fahnenträger und Hauptführer des Vereins, Gans, der bemittelt genug war, ſeinem Gelübde treu bleiben zu können, vermehrte das Chriſtentum um einen Zweifler und Ungläubigen mehr. Darum war Heine ſo entrüſtet über ihn und konnte es ihm, obwohl ſelbſt getauft, noch über das Grab hinaus, nicht verzeihen: „Gans' Abfall war um ſo widerwärtiger, da er die Rolle eines Agitators geſpielt und beſtimmte Präſidialpflichten übernommen hatte. Es iſt hergebrachte Pflicht, daß der Kapitän immer der letzte ſei, der das Schiff verläßt, wenn dasſelbe ſcheitert. Gans aber rettete ſich zuerſt". Der dritte im Triumvirate des Kulturvereins, Zunz, harrte allein treu aus. Er zweifelte zwar auch, aber verzweifelte nicht an der Beſſerung. Er deutete an, womit die Heilung oder die Vollendung der Verjüngung beginnen müſſe. „Was allein aus dieſer Sindflut unvergänglich auftaucht, das iſt die Wiſſenſchaft des Judentums; denn ſie lebt, auch wenn Jahrhunderte lang ſich kein Finger für ſie regte. Ich geſtehe, daß nächſt der Ergebung in das Gericht Gottes die Beſchäftigung mit dieſer Wiſſenſchaft mein Troſt und Hülfe iſt. Weil ich geſehen, daß ich in der Wüſte predigte, habe ich aufgehört, zu predigen, doch nicht um dem Inhalt meiner Worte treulos zu werden".

Und wenn der Kulturverein, der ſo hochſtrebend begann und ſo kläglich endete, auch nur dieſes Eine erwirkt hätte, die Liebe zur Wiſſenſchaft des Judentums zu erwecken, ſo iſt ſein Träumen und Treiben doch nicht vergeblich geweſen In der Geſchichte geht kein Körnchen zu Grunde. Freilich in dem von den Friedländers und Jakobſon's verſandeten Berliner Boden konnte es nicht aufſprießen. Eine Rabbinenbildungsſtätte, welche der damalige Rabbinatsverweſer von Berlin im Verein mit guten Kräften in's Leben rufen wollte, erblickte nicht einmal das Licht der Welt. Von einer anderen Seite her, wo man es gar nicht erwartete, ging, wenn auch nicht das Heil aus, aber doch die Ausſicht auf ſeinen Eintritt.

Die jüdiſche Wiſſenſchaft hat das Wunder der Auferſtehung gefördert. Sie hat den jüdiſchen Stamm aus der Grabesnacht erweckt. Er rieb ſich bei ſeiner Auferſtehung die Augen, ſuchte ſeine Erinnerungen zu ſammeln, zauberte ſich ſeine glorreiche Vergangenheit vor das Auge, um ſich zurecht zu finden; dabei fühlte

es ſich zugleich alt und jung, erinnerungsreich und erfahrungsarm, mit dem grauen Altertum in ununterbrochenem, innigſtem Zuſammenhang und doch wie von geſtern. Er durchmuſterte zunächſt die Denkmäler ſeines Geiſtes, der inzwiſchen in die Völkergeſchichte eingeſchlagen und eine eigene Geſtaltenfülle erzeugt hat, um an ihnen einen Leitfaden in dem Labyrinth ſeiner Erlebniſſe zu haben. Das iſt zunächſt die Wiſſenſchaft des Judentums, die lebendige Vergegenwärtigung ſeiner großen Geſchichte und ſeiner eigenartigen Lehre. Sie weckte die eingeſchlafene Kraft und flößte Selbſtvertrauen ein, daß der Stamm in demſelben Geiſte wie in der Vergangenheit auch in der Zukunft wirken könnte. Das Selbſtgefühl kam über einen Teil dieſes auferſtandenen alten Volkes, und es begann einen Wettlauf mit den jungen Völkern, die ihm eingeborene Eigenatr auszuleben, ſie hochzuſchätzen, daß die Söhne wegen ihrer Abſtammung und ihres Bekenntniſſes nicht mehr erröten, nicht mehr ſtottern, wenn ſie darach gefragt werden. Als wollte die Zeugungskraft der Geſchichte dieſes Gefühl beſonders begünſtigen, ließ ſie aus dem Schoße des jüdiſchen Stammes Künſtler von gediegenem Gehalte, Ton-, Farben- und Muſenkünſtler erſten Ranges, entſtehen, die durch ihr treues Ausharren dem Stamme Achtung eintrugen.

Alle Völkerſchaften, welche in der Gegenwart ihre Selbſtſtändigkeit und Lebensfähigkeit geltend machen wollen, ſuchen zunächſt ihr Alter zu beurkunden, holen ihre alten Ahnenbilder und Wappen hervor, um zu belegen, daß ſie den Wechſel von Glück und Unglück, von Kraft und Schwäche, von Sieg und Niederlage durchgemacht, Zeugniſſe von Geiſtesthätigkeit abgelegt haben und daher ein Anrecht auf Fortbeſtand und Wachstum beſitzen. Der jüdiſche Stamm brauchte nicht erſt nach ſeinem alten Ruhmesthaten und den Denkmälern ſeiner Geiſteskraft zu ſuchen. Selbſt in ſeiner ſcheinbaren Knechtsgeſtalt war er nicht ganz entblößt davon. Laut verkündet es ein Jahrhundert dem andern Es galt bloß auf dieſe Stimme zu hören, oder ſie im Gewühl der ſelbſtiſchen Intereſſen nicht zu überhören. Die Geſchichte der Juden drängte ſich zu allererſt zur Beurkundung ihrer eigenen Größe hervor. Sie war durch die tauſendfachen Unbilden der Zeit verunſtaltet und verkannt. Unter der Hetzjagd ihrer Peiniger waren die Juden nicht imſtande geweſen, die angehäuften Erinnerungen ihrer großen Vergangenheit zu behalten;

nur stückweise und entstellt waren sie ihnen bekannt. Christliche Forscher, von der Größe des Gegenstandes angezogen, hatten zwar ihr Gesamtbild aus zerstückelten Bruchstücken zusammengesetzt; aber das Bild konnte nicht treu ausfallen, weil ganze Bestandteile fehlten, die hellen Farben verblaßt waren, und der Schatten überwiegend war oder geflissentlich stark aufgetragen wurde. Selbst wohlwollende Verteidiger der Juden, Dohm und Gregoire, die in den Jahrbüchern der jüdischen Geschichte eifrig geblättert hatten, konnten sich in ihnen nicht zurechtfinden. Mehr als ein Jahrhundert war verstrichen, seitdem der ehrwürdige französisch-protestantische Geistliche Basnage der jüdischen Geschichte Aufmerksamkeit geschenkt und sie, wenn auch trümmerhaft dargestellt hatte. Eine vollendetere Gestalt erhielt die jüdische Geschichte erst durch Isaak Markus Jost (geb. Bernburg 1793, gest. Frankfurt a. M. 1860). Er hatte mehr Mut als Zunz, welcher mit seinem weiten und tiefen Geist dazu berufen schien. Mit nicht zulänglichen Mitteln ging Jost an diese Riesenarbeit und hat das große Verdienst für das Labyrinth einen Leitfaden geschaffen zu haben.

Als die kindischen Deutschtümler die Juden aus Teut's Gauen hinausgewiesen wünschten und die verbohrten oder giftigen Judenfeinde, die Rühs, aus den Blättern der jüdischen Geschichte die häßlichsten aussuchten, um sie und ihre Träger damit zu verlästern, erwachte in Jost der Drang, sie in einem besseren Lichte zu zeigen. Er wollte eigentlich aus ihr beweisen, daß die Juden stets friedsame Bürger und treue Unterthanen gewesen. Sie haben zwar den römischen Kaisern die Zähne gewiesen und sich tüchtig geschlagen; aber das waren nur einige Brauseköpfe, die Zeloten, deren Thorheit man nicht der ganzen Nation zur Last legen dürfe. Die Juden im Ganzen seien stets brave Leute gewesen, die nie Christenkinder geschlachtet, auch sonst die Vorwürfe nicht verdient haben, welche ihnen gemacht wurden. Nur die Pharisäer und ihre Enkel, die Rabbinen, das waren abscheuliche Menschen voller Aberglauben und Finsternis. Das ist der Grundton von Jost's Darstellung der jüdischen Geschichte. Er wollte zugleich die Bewunderer der jüdischen Geschichte, wie ihre Verächter widerlegen. Niemand verkennt heute die Einseitigkeit seiner Darstellung. Dennoch hat Jost mit seiner Geschichtsbearbeitung seinem Stamme

einen wesentlichen Dienst geleistet. Er hat seiner Zeit etwas Neues geboten und die unentbehrlichen Grundlagen der Geschichte, Zeit und Raum, möglichst genau begrenzt. Seine Vorgänger, die christlichen Bearbeiter der jüdischen Geschichte, Basnage mitgerechnet, hatten gerade diesen wichtigen Punkt verschwommen oder falsch gegeben. Er hat ferner auf die damals meistens noch unbekannten, wenn auch dürftigen Quellen aufmerksam gemacht, auf welche fortan die Augen gerichtet wurden. Er hat zwar der heldenhaften jüdischen Geschichte einen trockenen, philisterhaften Charakter gegeben und ihr den Schimmer geraubt, den sie selbst in den Augen unbefangener christlichen Beobachter hatte. Er hat das vieltausendjährige Heldendrama in lauter Fetzen zerrissen. Zwischen den alten Israeliten, den Urahnen und Zeitgenossen der Propheten und Psalmisten, und den Juden, den Zöglingen der Rabbinen, höhlte Jost künstlich eine tiefe Kluft aus und trennte sie so scharf von einander, als wenn diese nicht die Abkömmlinge jener, sondern aus dem Stein gesprungen wären. Sein nüchterner Sinn sah in der Geschichte nur eine Anhäufung von Zufälligkeiten, die keinem Gesetze unterliegen. Seine Geschichtsdarstellung ist eigentlich nur eine vermehrte und verbesserte Auflage von Basnage.

Indessen hat er mit seiner unvollkommenen Bearbeitung der jüdischen Geschichte doch viel gewirkt. Die Unvollkommenheit seiner Behandlung lag zum Theil in seiner Unzulänglichkeit. Um aus den verschütteten Schachten dieser Geschichte das Golderz zu holen, gehört zunächst dazu der Glaube an Vorhandensein reicher Schätze und ein geübtes Auge, sie zu entdecken. Beides ging Jost ab. Beides besaßen aber zwei Persönlichkeiten in Galizien, und von ihnen ging die tiefere Erkenntnis des in der Geschichte des jüdischen Volkes webenden Geistes, und eine reiche Befruchtung aus, welche lebenssaftige Keime zur Entfaltung brachte. Krochmal und Rapaport haben zuerst gediegenes Erz aus den verschütteten Schachten geholt und auch den Weg gezeigt, wie es herbeigeschafft und verarbeitet werden kann. Sie haben einen Wetteifer erregt, der es möglich machte, daß in drei Jahrzehnten die Trümmerdecke von der großen Vergangenheit des Judentums weggeräumt und das darunter vergrabene Götterbild zum Vorschein gebracht werden konnte. Sie waren die Stifter einer neuen Schule, welche man die galizianische nennen kann.

Nachman Krochmal (geb. Brody 1785, geſt. Tarnopol 1840) fing noch die matten, verlöſchenden Strahlen von der untergehenden Mendelsſohn'ſchen Schule auf. Mendelsſohn war das Ideal, nach dem er ſich bildete. Aſaria dei Roſſi, der ehemals verketzerte und verſchollene jüdiſche Forſcher aus dem ſechzehnten Jahrhundert, lebte in Krochmal wieder auf. Je mehr die Stocktalmudiſten und die chaßidäiſchen Ketzerriecher in Polen Jedem nachſpürten, der ſich mit außertalmudiſchem und außerkabbaliſtiſchem Schriftume befaßte oder ein nichthebräiſches Buch zur Hand nahm, um ihn in der öffentlichen Meinung zu brandmarken, deſto ſüßer ſchmeckte Krochmal und ſeinen Geſinnungsgenoſſen dieſes verſtohlen genoſſene Brot. Unter der Zobelmütze ſammelten ſich in ſeinem Kopfe, nachbarlich neben den angehäuften Wiſſensmaſſen aus dem Talmud, Gedankenſcharen, welche eine kriegeriſche Haltung gegen den Talmudismus annahmen. Aber es kam bei ihm nicht zur Kriegserklärung. Krochmal war zu ängſtlich, um einen kühnen Schritt außer dem Geleiſe zu thun; er wich vielmehr jedem Kampfe aus.

Aber vor vertrauten Genoſſen und Jüngern öffnete er die Schätze ſeines Geiſtes nicht hinter Wänden, die Ohren haben könnten, ſondern auf freiem Felde. Seine Zuhörer, talmudiſch geſchult und in Enträtſelung dunkler Andeutungen außerordentlich gewandt, erfaßten ſeine Winke ſchnell, ohne daß er ſich in weitläufige Auseinanderſetzungen einzulaſſen brauchte. Die Beſchäftigung mit der deutſchen Philoſophie hatte ſeinen Geiſt geſchult und ihm die logiſche Zucht gelehrt. Selbſtſtändige philoſophiſche Ideen, die er für ſeine ſtärkſte Seite gehalten zu haben ſcheint, hat er freilich ſehr wenig erzeugt. Aber die philoſophiſche Betrachtung der Geſchichte und überhaupt der jüdiſchen Geſchichte, einen klaren Überblick über ihre verſchlungenen Wege hat Krochmal zuerſt angebahnt. Er zeigte auch, wie man die Fundgruben des Talmud für die Geſchichte ausbeuten und verwerten kann, wie man dieſe Geſchichtsquellen mikroſkopiſch beobachten oder halbverwiſchte Züge wiederherſtellen könne. Freilich waren die Reſultate der Krochmal'ſchen Forſchungen nicht immer ſtichhaltig. Aber ſein Scharfblick und ſeine liebevolle Hingebung für dieſe Wiſſenſchaft haben ihn nicht gar zu oft des rechten Weges verfehlen laſſen. Er hat Jünger zum Forſchen angeregt und ihnen den Schlüſſel zu

manchen hieroglyphenartigen Quellenschriften gereicht. Obwohl er von seinen Entdeckungen noch wenig veröffentlicht hatte, drang sein Ruf doch über die Grenzen seines Landes hinaus Die Berliner Gemeinde, die seit Friedländer's Zeit eine tiefe Abneigung gegen Polen und Rabbinen hegte, dachte an ihn, um ihn als Rabbiner zu berufen. Er galt als einer der Hauptträger der jungen jüdischen Wissenschaft und zählte in Deutschland viele Bewunderer.

Der empfänglichste und begabteste seiner Jünger, Salomo Jehuda Rapaport (geb. Lemberg 1790, gest. Prag 1867), machte ihm den Vorrang streitig und verdunkelte ihn zum Teil durch seine mehr ergiebigen Leistungen. Von herzgewinnender Milde, lächelnd heiterem Sinne, harmlosem Witz und Geselligkeitstrieb, war Rapaport in jeder Gesellschaft eine beliebte, anziehende Persönlichkeit. Frühzeitig wurde Rapaport der talmudischen Gelehrsamkeit halb untreu, indem er ihren Nebenbuhlerinnen, der Wissenschaft und der Dichtkunst, huldigte. Am meisten fesselte ihn die jüdische Geschichte, und er hat zuerst einige Träger des geschichtlichen Geistes ans Licht gezogen. Hintereinander lieferte er Biographien jüdisch geschichtlicher Persönlichkeiten (1829—31) mit einer Fülle lichtvoller Andeutungen und eröffnete damit das Verständnis des Judentums und seiner inneren Geschichte. Rapaport hat für den Ausbau dieser Erkenntnis mehr als Krochmal gethan, da er sich nicht von den Ketzerriechern einschüchtern ließ, vielmehr männlichen Mut zeigte, für die von ihm erkannte Wahrheit mit seinem Namen einzutreten. Die wissenschaftliche Bewegung innerhalb der Judenheit, die seit dieser Zeit immer voller strömte, ist auf ihn zurückzuführen. Nicht die Quelle, welche zuerst das Wasser aus ihrem Schoße entläßt und zwischen Gebüsch versteckt rieseln läßt, hat Bedeutung, sondern der breite Strom, der sich dem Auge zeigt, auf seinem Rücken Schiffe trägt und, die Ufer überflutend, Nachbarfelder befruchtet. Die Bedeutung, die er erlangte, zeigte sich, daß er zum Kreisrabbiner von Tarnopol und bald darauf zum ersten Rabbiner von Prag gewählt wurde — ein Pole nach Deutschland berufen, aber unter welchen veränderten Umständen!

Inzwischen geschah vor den Augen, des bis zur Stumpfheit ernüchterten Europa ein geschichtliches Wunder, das es von einem Ende zum anderen aufrüttelte. Plötzlich zuckte im Westen ein Blitz aus heiterem Himmel, ein Donnerschlag, ein schreckliches

Krachen folgte, als wäre das Ende der Welt erſchienen; die Revolution der Juli-Tage (1830) war geradezu ein Wunder. Niemand hat ſie geahnt, geſchweige denn vorbereitet. Dieſer Umſchwung kam auch den Juden und mittelbar auch dem Judentume zu Statten, wie jede einſchneidende Veränderung in der Geſchichte. Die Gleichſtellung der Juden war in Frankreich unter den beiden Bourbonen Ludwig XVIII. und Karl X., obwohl von der Konſtitution beſiegelt, verkümmert, weil die katholiſche Geiſtlichkeit das große Wort führte und die Juden nicht allzuſehr begünſtigt wiſſen wollte. Sie hatten unter dieſen legitimiſtiſchen Königen keine Staatsanſtellung erhalten, obwohl ihre Zahl ſeit dem Beginne der erſten Revolution ſich verdreifacht hatte und ſie ſich nach jeder Seite hin veredelt hatten. Der Anfang zu ihrer Ausſchließung war auch ſchon gemacht. Die ſogenannte Charte hatte die chriſtliche Religion als herrſchende anerkannt, und das Judentum galt bloß als geduldet. Die Julitage waren daher für dieſes von großer Bedeutung. Die erſte Deputierten-Verſammlung unter dem Könige Ludwig Philipp, welcher die Charte zur Wahrheit machen wollte, dachte gleich daran, die beſtehende, allerdings geringe Ungleichheit zwiſchen Juden und Chriſten aufzuheben. Ein Deputierter (Viennet) beantragte (Auguſt 1830) die Anerkennung einer Staatsreligion aus der Verfaſſung zu ſtreichen und den Kultus der Juden gleich dem der Katholiken und Proteſtanten aus Staatsmitteln zu beſtreiten. Sein Antrag fand allgemeinen Anklang.

In der Pairskammer war es nicht ſo leicht, die Gleichſtellung des Judentums mit dem Chriſtentum durchzuſetzen; hier tagten noch Zopfköpfe. Der Miniſter Mérilhou mußte daher hier ſeine glänzende Beredtſamkeit aufbieten, um die Pairs günſtig für den Geſetzesvorſchlag zu ſtimmen. Mérilhou hob daher die Bedeutung des Judentums hervor. „Wenn ein Bekenntnis den doppelten Charakter einer langen Dauer und einer beträchtlichen Zahl ſeiner Anhänger vereinigt, wenn es in allen Strichen der ziviliſierten Welt ausgeübt wird, ſo kann man unmöglich ſeinen Dienern die öffentliche Unterſtützung verſagen, welche nur ein Zeichen der Hochachtung von Seiten der bürgerlichen Geſellſchaft für jeden religiöſen Glauben iſt. Alle dieſe Bedingungen erfüllt die hebräiſche Religion. Ihre Wiege ging der des Chriſtentums voran. Die Jünger Moſes' bezeugen die Macht ihres Glaubens". Noch manches

Wort zu ihrer Anerkennung hallte von der Welttribüne der Pariſer Pairskammer wieder. Die Namen derjenigen Juden, welche Lichtſpuren in der Geſchichte zurück gelaſſen hatten, wurden genannt: Philo, Maimonides, Mendelsſohn. Bei der Abſtimmung in der Pairskammer (Januar 1831) ſprachen ſich von 89 Stimmen 57 zu Gunſten vollſtändiger Gleichſtellung des Judentums im Staate aus. Infolge deſſen fiel in Frankreich die letzte Schranke zwiſchen den Bekennern des Judentums und den chriſtlichen Religionsgenoſſen. Der König Ludwig Philipp beſtätigte (8. Febr.) das Geſetz: daß die franzöſiſchen Rabbinen ſo gut wie die katholiſchen und proteſtantiſchen Geiſtlichen einen Teil ihres Gehaltes aus den Staatseinkünften beziehen ſollten. Auch die nicht lange vorher ins Leben gerufene Hochſchule (Collège Rabbinique) zur Ausbildung von Rabbinen in Metz (ſeit Auguſt 1829) wurde als eine Staatsanſtalt anerkannt und teilweiſe aus dem Budget unterhalten. In Frankfurt a. M. brachte in derſelben Zeit der Senat den Vorſchlag ein, die Juden wenigſtens bürgerlich gleichzuſtellen, daß namentlich die Ehebeſchränkung aufhören ſollte. Aber von neunzig Mitgliedern des geſetzgebenden Körpers ſtimmten zwei Drittel dagegen.

In anderen deutſchen Städten hat die befreiende Revolution auch neues Hep-Hep gegen die Juden hervorgerufen, das zwar vom Geſindel ausging, aber von der guten Geſellſchaft ſchadenfroh angehört wurde (München, Breslau und andere). Dieſe, edle Gemüter empörende Erſcheinung erweckte für die Juden einen gewaltigen Kämpfer der ihnen Selbſtachtung einflößte, Gabriel Rießer (geb. 1806, geſt. 1860), eine Perſönlichkeit von edelſter Geſinnung, jede Fieber an ihm ein Mann. Er war der Sohn des die Reform begünſtigten Lazar Rieſſer und Enkel des Stocktalmudiſten Raphael Kohn. Aber er war in ſeinem ganzen Weſen deutſch geſinnt. Das Judentum als Sauerteig in der langen Reihe der Völkergeſchichte war ihm ſo ziemlich gleichgültig geworden. Dennoch kämpfte er für die Ehre und Würde deſſelben. Nicht eigennütziges Erreichen vorenthaltener Vorteile für die Juden lag ihm am Herzen. Mit edler Entrüſtung hielt er den deutſchen Regierungen einen Spiegel vor, daß ſie ihnen die Menſchenrechte nur verkümmerten, um ſie zur Taufe zu bewegen und ſolchergeſtalt ſie zu falſchem Eide und niedriger Geſinnung zu verleiten,

weil der Übertritt meistens in eigennütziger Absicht, ohne Aufrichtigkeit geschieht „Wie kann der erwachsene Mensch Achtung für den (christlichen) Glauben festhalten, dessen Verehrer ihm als schnöde Kuppler erscheinen müssen, die, wie Kuppler anderer Art durch den Reiz des Geldes zu einem Bekenntnis ohne Liebe, so durch äußere Vorteile zu einem Bekenntnis ohne Glauben locken?“ Auch den Juden zeigte er ihr Spiegelbild, jenen Mattherzigen, die sich in ihrer Behaglichkeit von der Menge trennten oder sich durch ein erlogenes Bekenntnis die Gleichheit erkauften oder wenigstens ihre Kinder der Kirche übergaben. Riesser wollte Vereine ins Leben gerufen wissen, die ihre Thätigkeit auf die Emanzipation der Juden richten mögen. Gleichgesinnte sollten in eine Art Bündnis treten, aus Ehrgefühl treu bei den Leidensgenossen auszuharren, bis der Kampf zu Ende geführt sein würde. Zehn Jahre vorher hatte der Berliner Kulturverein nicht gewagt, ein solches Programm offen aufzustellen. Zwischen Eduard Gans und Gabriel Riesser lag eben die Julirevolution. Auch Christen forderte Riesser zur Teilnahme für einen solchen Verein auf, indem es für Gesinnungstüchtige in jedem Bekenntnisse eine Ehrensache sein müsse, für die Erlösung Geknechteter einzutreten.

Riesser's Wort schlug durch; es kam zur gelegenen Zeit, die Gemüter waren empfänglicher geworden. Der Ton der Zuversicht und Sicherheit, mit dem er den endlichen Sieg der Freiheit gewissermaßen voraus verkündete, gewann die Herzen, sich der Hoffnung hinzugeben. Dazu kam, daß damals einige günstige Ereignisse seine Prophezeiung zu besiegeln schienen. Zum ersten Male kam die vollständige Gleichstellung der Juden, angeregt von vielen christlichen Kaufleuten in London und Liverpol (1830) im englischen Parlament zur Sprache und die bedeutenden Führer im Unterhause redeten ihr das Wort. Noch unerwarteter kam der Beschluß der Stände von Kurhessen, dem ersten deutschen Lande, welcher die volle Emanzipation zum Gesetze erhob. Diese Vorgänge gaben Riesser Mut, seinem Hoffnungsideal weiter nachzuhängen. Unermüdlich war er für die Sache, der er sein Leben geweiht, einzutreten, aber stets mehr aus dem Gesichtspunkte der Ehre und Würde, als aus dem des materiellen Gewinnes. Nicht die unbedeutendste rituelle Ceremonie dürfe zum Opfer für die Einbürgerung gebracht werden, wenn sie nur um diesen Preis zu

erlangen ist, sprach er nach zwei Seiten hin kühn aus. Die deutschen Regierungen und Stände, verlangten von den Juden Aufgeklärtheit und Lossagen vom sogenannten Aberglauben, Aufgeben des Talmud und der Messiashoffnung. Und ehrvergessene Juden boten einen solchen Tausch und gaben der Regierung an die Hand, nur diejenigen zu erheben, die dem Talmud entsagt hätten. Riesser brandmarkte einen solchen Handel mit Gewissenssachen als eine Schmach. Durch seinen Kampf gegen die Judenfresser, Paulus, Eduard Meyer, Pfizer, Streckfuß und alle die faselnden Feinde der Freiheit in den deutschen Ständekammern, hat er die Judenfrage auf das Programm des Liberalismus gebracht. Das junge Deutschland und alle Diejenigen, welche gegen die Knechtung in den Kampf zogen, waren fortan genötigt, die Religionsfreiheit und die Gleichstellung aller Klassen auf ihre Fahne zu schreiben. Aber bei weitem größer ist endlich Riesser's Verdienst um die Judenheit, daß er das Selbstgefühl der Juden gehoben und die falsche Scham getilgt hat. welche die sogenannten Gebildeten bei dem Namen Jude empfanden.

Von dem Gedanken geleitet, daß die Selbstachtung und das Selbstbewußtsein der Judenheit durch die jüdische Wissenschaft und besonders durch die Erkenntnis ihrer Vergangenheit am mächtigsten geweckt werden kann, beleuchtete Zunz, der erste Anreger zur Pflege der jüdischen Wissenschaft im Kulturverein, eine wesentliche Seite derselben. Er hatte bei seiner Mitarbeiterschaft an der Zeitschrift dieses Vereins Anleitung zur quellenmäßigen Forschung gegeben. Jetzt begann Zunz den Reichtum seines erstaunlichen Sammelfleißes für die Verjüngung des jüdischen Stammes zu verwerten. Er stellte (1832) „die gottesdienstlichen Vorträge" der Juden d. h. synagogale Vorlesungen aus der heiligen Schrift und besonders dem Pentateuch, in ihrer Entstehung, ihrer Entwickelung, ihrer Entartung und in ihrem erneuten Aufschwung dar. Er wollte den augenfälligen Beweis liefern, daß die Juden während des Mittelalters nicht eine rohe Horde gewesen waren, ohne Gesittung und Zucht, sondern eine geistesgeweckte Gemeinde, die aus sich selbst eine eigene Kultur erzeugt und an der allgemeinen regen Anteil genommen hat.

Es war die erste gediegene, zwar trockene, aber belegreiche Arbeit eines jüdischen Schriftstellers, wie sie der deutschen Gelehrtenzunft zusagt. Sie machte einen bleibenden Eindruck und

wirkte ihrerseits fruchtbar anregend. Die „gottesdienstlichen Vorträge“ verfolgten zwar auch zwei Nebenzwecke: die Gleichstellung der Juden und die Reform zu fördern, aber das Hauptaugenmerk ist auf die Geschichte gerichtet.

Die flügge gewordene jüdische Wissenschaft schuf sich alsbald neue Organe, in denen sie sich aussprechen konnte. Das älteste und gediegenste war in hebräischer Sprache gehalten: der „edle Weinberg“ (Kerem Chemed), von Samuel Löb Goldberg aus Tarnopol gegründet, das ein Jahrzehnd hindurch den verschiedenen Seiten des Judentums zur klaren Erkenntnis verhalf. Der jüdischen Geschichte wurde darin die größte Sorgfalt zugewendet. Es entstand ein Wetteifer unter Männern und Jünglingen, jüdisch-wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen und zum Gemeingut zu machen. Am meisten waren in dem neuen Organ vertreten die Träger der galizischen Schule, und unter diesen nahm Rapaport den ersten Rang ein. Auch Krochmal ließ sich durch Rapaports mutiges Vorgehen herbei, einzelne Kapitel aus seinem Sammelwerke unter seinem Namen zu veröffentlichen. Die deutsche Judenheit stellte jedoch nur zwei Vertreter zur Mitarbeit, aber zwei hochbegabte, den sammelfleißigen Zunz und den hochgestimmten Michael Sachs, die, wie verschieden auch in ihrer Auffassung des Judentums, jeder von seinem Gesichtspunkte aus, die jüdische Wissenschaft reich bedacht haben.

Eine neue Verstärkung erhielt die kleine Schar der jüdischen Forscher aus Italien, das lange Zeit in Schlummer versunken war und in die jüdische Geschichte nur wenig eingegriffen hatte, durch den wunderlichen Halbrabbinen Reggio in Görz, den Rabbiner Ghirondi von Pudua, den reichen Privatmann Almanzi und den Arzt Samuel Vita della Volta aus Mantua. Unter ihnen ragte besonders David Luzzato hervor (geb. Triest 1800, gest. Padua 1865). Die hebräische Sprache bis in ihr feinstes Geäder und grammatische Kleinigkeiten verstand Niemand tiefer, als er. An der jungen rabbinischen Hochschule in Padua (dem collegio rabbinico), von der österreichischen Regierung (1829) ins Leben gerufen, hatte Luzzato Gelegenheit, die Bibelstudien eifrig zu pflegen und den richtigen Sinn des Wortes der Propheten und Gottesmänner zu erraten. Durch die geschichtlichen Leistungen Rapoport's angeregt, warf er sich auf dieselben Studien

und leiſtete nach dieſer Seite Bedeutendes. Durch die Zerſtreuung der Juden und ihr tragiſches Geſchick waren die ſchönſten Blätter ihrer Geſchichte aus der ſpaniſch-franzöſiſchen Epoche verloren gegangen. Dieſe ſchönen Blätter aufzufinden, dafür war Luzzato's Eifer erglüht, und Italien krönte ſein Bemühen mit Erfolg. Die gehetzten Juden aus Spanien und Frankreich hatten zumeiſt auf ihren Wanderungen ihren Weg über Italien genommen. Hier hatten ſich daher meiſtens die Schätze des jüdiſchen Schrifttums abgelagert, aber ſie waren vergraben, weil ſie das Argusauge der Inquiſition fürchteten. Selbſt gediegene Druckwerke, aus italieniſchen Druckereien hervorgegangen, waren nicht leicht zu finden. Luzzato's Eifer ſpürte ſie auf und machte ſie durch wiſſenſchaftliche Organe oder in ſelbſtſtändigen Schriften bekannt und benutzbar. Durch ihn erhielt erſt die mittelalterlich-jüdiſche Geſchichte ihre Urkunden, ihren feſten Grund, ihre Färbung und Beleuchtung. Wenn Krochmal und Rapaport die Väter der jüdiſchen Geſchichtsbearbeitung genannt werden, ſo war Luzzato ihre Mutter. Erſt durch ihn war es möglich, das, was bis dahin nur umrißlich und in einen Nebelſchleier gehüllt war, deutlich zu erkennen, zu gruppieren und zu gliedern. Die Anfänge der neuhebräiſchen Poeſie, ihre Blütezeit in Jehuda Halevi, wie überhaupt das reiche Geiſtesleben der Juden in Spanien ſind zuerſt durch ihn erſchloſſen worden. Und bis zu ſeinem letzten Hauche war Luzzato unermüdlich zu ſuchen und zu ſtöbern. Er legte ſelbſt eine Sammlung wertvoller Schriften an und ermunterte viele andere Freunde der jüdiſchen Wiſſenſchaft, zum Nacheifer.

Neben dem hebräiſchen Organe für die jüdiſche Wiſſenſchaft (Kerem Chemed) entſtanden Zeitſchriften in der Landesſprache, welche neben Tagesfragen auch jüdiſch-wiſſenſchaftliche Studien mehr oder weniger förderten und in raſchen Umlauf ſetzten: „Israelitiſches Predigt- und Schul-Magazin“ (1834), Hebrew Review von dem portugieſiſchen Chacham Raphall in London gegründet (1835), „Zeitung des Judentums“ (ſeit 1837). Alle dieſe Blätter haben meiſtens den Geſichtsgang des jüdiſchen Stammes ins Licht geſetzt. Aber die Lehre des Judentums, ſein Grundweſen, um deſſentwillen dieſer Stamm eine Ausnahmeſtellung eingenommen hat, nehmen mußte und zum Märtyrervolk wurde, war nicht zum Bewußtſein gebracht

worden. Der Arzt Salomon Ludwig Steinheim (geb. Altona 1790, geſt. Zürich 1866), Rießer's Buſenfreund, beleuchtete dieſen Hauptkern. Steinheim war eine tiefbeanlagte Natur, die auf der Sonnenhöhe des reifen Denkens weilte. In ihm offenbarte ſich der jüdiſche Gedanke in ſeiner Erlöſungskraft, ohne welchen das Judentum ein tauſendjähriger Wahn genannt werden müßte, der Gedanke, daß das jüdiſche Volk eine Rieſenſendſchaft zu vollbringen habe, und daß dieſem ſeinem Apoſtelamt ſeine Lehre und ſein Geſchick entſprächen. Steinheim beſaß zugleich mit der Ideenfülle die Formgewandtheit, ſeine Gedanken in eine anziehende Hülle zu kleiden und ſie mit reichem Schmelz zu umgeben. Man könnte ihn mit Jehuda Halevi, dem kaſtilianiſchen Dichter-Philoſophen, vergleichen, wenn er mehr dichteriſche Begabung gehabt hätte. Seine Erſtlingserzeugniſſe „Geſänge Obadiahs Ben-Amos aus der Verbannung" haben einen nur geringen dichteriſchen Wert, enthalten aber ſchon fruchtbare Keime der Gedankenſaat, die er ausgeſtreut hat. Ein jüdiſcher Weiſe (Obadiah) im Egypterland offenbart ſeinem Sohne zur Zeit der Ptolomäer die Hoheit und Niedrigkeit, denen das jüdiſche Volk entgegengehen müſſe: „Abſicht (der Vorſehung) und ihr Werk iſt es, daß ein ſchwaches Volk, das ihr Heil verkünden ſoll, unter Millionen Feinden durch Jahrtauſende verfolgt, gejagt und als Opfer geſchlachtet, dennoch lebendig erhalten werde. Unſere Ahnen erhielten einſtens für ſich und ihre Nachkommen die Weihe der Prieſterſchaft.

„Du ſelber, Du ewiges Bundesvolk,
„Zahlloſe Schar unter Völkern zerſtreut,
„Du biſt Prieſter und biſt Opfer.
„Ein blutiger Zeuge Jehova's".

Dazu eben habe das jüdiſche Volk ſeine Pilgerſchaft auf dem ganzen Erdenrunde angetreten, damit es überall hin die Lichtkeime reiner Gottesverehrung und hoher Geſittung ausſtreue. Von dieſer Höhe aus geſehen, erſchien Steinheim die Vergangenheit und die Zukunft des Judentums in durchſichtigem Schimmer. Alle Rätſel waren gelöſt, alle Fragen beantwortet. Die prieſterliche Sendſchaft Israels ſollte ſich eben auf Schmerzenswegen bewähren; dieſer Heiland der Welt mußte eine Dornenkrone tragen, mußte zur Knechtsgeſtalt erniedrigt werden. Es war die Beleuchtung des Grundgedankens des zweiten Jeſaia.

Nur die Gegenwart war für Steinheim rätselhaft. Die Entfremdung der Söhne seines Volkes von ihrem Ursprunge, die Verzweiflung an sich selbst, die Verachtung gegen die Lehre und Abstammung, die täglich vorkommende Fahnenflucht erschienen ihm als Vorboten des nahenden Untergangs, als wollte der Hohepriester der Menschheit sich selbst entweihen, sein Erstgeburtsrecht für ein Gericht Linsen vertauschen. Dieser Selbstentfremdung und diesem Selbstaufgeben wollte Steinheim entgegen wirken. Dazu dichtete er seine „Gesänge Obadiahs aus der Verbannung", und arbeitete ein Gedankensystem über die Bedeutung des Judentums aus. „Ich fürchte nicht die Zeiten", läßt er den betagten Weisen zu seinem Sohne sprechen, „ich fürchte nicht die Zeiten des allgemeinen Drangsals; dann halten, wie unter dem Joche die Rinder, die gemeinschaftlich Leidenden zusammen. Auch die Zeiten, da allgemein Freiheit herrscht, fürchte ich nicht. Nur diejenigen Zeiten sind gefährlich, da der Druck gemäßigt, aber nicht gehoben, da die Freiheit nah', aber nicht völlig erreicht ist. In diesen Zeiten wird der Abfall von der Väter Sitte scheinbar ehrenvoll und vorteilhaft, während Lust am Vergänglichen lau fürs Ewige macht. Das ist die Zeit des wahren Jammers". Scharf tadelte seine Muse jene Gedankenlosen, welche sich von der jüdischen Gemeinschaft lossagten:

„Jene Hand decket das Grab nicht,
„Die sich gegen den Vater erhoben,
„Jenen Mund decket das Grab nicht,
„Der seiner Mutter geflucht hat.
„Und Du — wie Du Dich fremd stellst!
„Abtrünniger Du!
„Verleugnest die Sitte
„Deines geschlagenen Volkes,
„Und trittst, Du Tückischer,
„Höhnischen Mundes zum Widersacher,
„Daß Deine ruchlosen Kinder,
„Ein fremd Geschlecht, mit Steinen
„Werfen nach Deines Vaters Haupt,
„Und ihm den grauen Bart zerraufen.
„Dich schilt mein Lied,
„Um Dich tobt mein Saitenspiel!
„Das Lied Zions verachtet Dich.

Indessen wollte Steinheim nicht bloß ausschelten, sondern belehren und überzeugen. Er wendete sich „an die Jugend mit

ihrem Schmerze und ihrer Sehnsucht, mit ihrer Reizbarkeit für Licht und Recht.“ Ihr widmete er sein gedankenreiches Buch: „die Offenbarung nach dem Lehrbegriff der Synagoge (1835), Steinheim, tief philosophisch angelegt, unterwarf den ganzen Lehrinhalt einer gedankenstrengen Prüfung und stellte ihn als das Höchste hin, als das „Wunder der Wunder“, durch den allein der grübelnde menschliche Geist innere Befriedigung erlangen könne. Er trat kühn an die Beantwortung der Frage heran: Was ist denn eigentlich dieses so hochgepriesene und tief geschmähte Judentum? Alle jüdischen Denker waren schon glücklich, nachweisen zu können, daß die Grundlehren desselben sich mit den Lehrsätzen der Philosophie über die Geisteswelt decken oder ihnen wenigstens nicht widersprechen. Steinheim dagegen stellte die Behauptung auf: Die vernunftgemäße Religion sei eben das Heidentum in den verschiedensten Abstufungen, das Heidentum, das so viel sittliches Unheil gestiftet habe, in „dem die Räuber, die Diebe, die Ehebrecher, die Knabenschänder ihre großen Vorbilder in den höchsten Wesen fanden,“ wo selbst die Guten neidisch, liederlich, ehebrecherisch, rachgierig und ungerecht waren. Und wenn das Christentum sich von der Gemeinschaft des Judentums völlig lossagen wolle (wie es seit Schleiermacher und Hegel Modeton geworden war), so sinke es eben hiermit auf die niedrige Stufe des Heidentums herab. Liebe und Haß, Ahriman und Ormuz, Christus und Satan mit ihren Spielarten, der ewige Weltstoff, um den sich die zwei Mächte streiten, und die unerbittliche Notwendigkeit, das seien die Grundgedanken der natürlichen Religion; der Mensch selbst erliegt dem Jammer dieser Notwendigkeit:

„Nach ewigen, ehernen,
„Großen Gesetzen
„Müssen wir Alle
„Unsres Daseins
„Kreise vollenden.

„Wie die Götter also auch ihre Priester und Weisen; wie der König, so die Herde!“ Diesem grobsinnlichen oder verfeinerten Heidentume gegenüber trete das Judentum mit einer ganz andern Gedankenreihe auf. Es stelle einen persönlichen Gott auf, der nicht mit der Natur zusammenfalle, nicht in zwei Prinzipien auseinandergehe; es erkenne die Schöpfung aus Nichts, ohne ewigen Grund-

ſtoff an. Es betone ſcharf die menſchliche Freiheit und dadurch die Verantwortlichkeit des Menſchen für ſein ſittliches Thun Dieſe und andere Wahrheiten habe nicht die menſchliche Vernunft aus ſich erzeugt, nicht erzeugen können, ſondern ſie ſeien am Sinai geoffenbart worden. Sie ſeien aber, trotzdem daß ſie der Vernunft als ein Fremdes zugekommen ſind, ſo einleuchtend und überzeugend, daß ſie ſich mit ihnen befreunden und ihre eigenen widerſpruchsvollen Gedankenreihen fahren laſſen müſſe, wie ſie ſich mit rätſelhaften Naturerſcheinungen befreunden muß, deren Geſetzmäßigkeit ſie nicht begreift. Die Synagoge bilde einen ſcharf abgegrenzten Gegenſatz nicht bloß gegen die mythologiſche Religion, ſondern auch gegen die Kirche. „Von Zion geht die Lehre aus und das Wort Gottes von Jeruſalem," dieſes prophetiſche, halberfüllte Wort unterſchrieb Steinheim mit wahrer Begeiſterung. Sobald er die Seele des Judentums gefunden hatte oder gefunden zu haben glaubte, empfand er eine Glut dafür, welche ihn hellſehend machte und ihm ſo ſehr das Verſtändnis für die Vergangenheit eröffnete, daß er ſelbſt die Thätigkeit der vielgeſchmähten Rabbinen zu würdigen wußte. Steinheim hat mit ſeiner „Offenbarung" recht viele Wahrheiten geoffenbart, oder richtiger, vergeſſene alte Wahrheiten ans Licht gezogen. Keiner hat zu ſeiner Zeit wie in der vorangegangenen das Grundweſen des Judentums ſo tief verſtanden wie er, wenn auch manche ſeiner Vorausſetzungen und Folgerungen nicht Stich halten.

Alle dieſe wohlthuenden Erſcheinungen, die durch wiſſenſchaftliche Behandlung begonnene Klärung des Judentums und die durch Selbſtachtung erzielte zunehmende Achtung der Juden in bürgerlichen Kreiſen, ſelbſt in Deutſchland, erweckten den Schein, als ſollte ſich die Neugeſtaltung der jüdiſchen Religion friedlich, ohne Kämpfe und leidenſchaftliche Aufregung vollziehen. Immer mehr wurden jüngere akademiſch gebildete Männer zum Rabbinatsamte berufen, welche durch Predigt in der Landesſprache und andere Mittel dem Judentum in ſeiner äußern Geſtaltung Würde und Anziehungskraft verliehen, der Fahnenflucht, beſonders der Waſſertaufe entgegen wirken zu können. Es ſchien, als ob die alten rabbiniſchen Vertreter des Judentums von der Bildfläche verſchwunden wären oder die Waffen geſtreckt hätten. Dieſer Schein friedlicher Entwickelung ſchwand mit einem Male, als ſich ein ſchriller Kriegsruf von einer

Seite erhob und von einer andern Seite ebenso scharf gegentönte. Der Gegensatz zwischen dem Alten und dem Neuen und seine Unversöhnlichkeit ging von zwei jungen Männern aus, die, an einer und derselben Universität akademisch ausgebildet, sich für das rabbinische Lehramt vorbereitet hatten, mit einander freundschaftlich verkehrten und keine Ahnung davon hatten, daß ihre Namen zum Stichwort für Parteiungen in der Judenheit dienen würden. Die Gegensätzlichkeit in bitterer Befehdung ging von Abraham Geiger und Samson Raphael Hirsch aus. Beide reichbegabt, waren nach ihren Anlagen und ihrem Temperament einander antipathisch. Der Erstere war heiteren, geselligen Gemüts, anschließbaren und lebhaften Geistes, vielseitig oder wenigstens für die verschiedenen Seiten des Wissens empfänglich und anempfindend, der Letztere dagegen mehr ernsten Gemütes, verschlossen und einseitig von seinem Lieblingsgedanken eingenommen.

Geiger (geb. Frankfurt a. M. 1810, gest. Berlin 1875) stammte aus einer rabbinischen Familie, und er spitzte sich zu einem erbitterten Feinde des Talmuds und des rabbinischen Judentums und zum leidenschaftlichen Fahnenträger einer durchgreifenden Reform zu. Hirsch (geb. Hamburg 1812 gest. Frankfurt 1888) aus einer Kaufmannsfamilie wurde der geharnischte Vorkämpfer für das alte rabbinische Wesen, von dem er nicht ein Jota aufgegeben wissen wollte. Ihre ganze Lebens- und Amtsthätigkeit konzentrierte sich in einem Punkte: bei Geiger vollständige Auflösung der vom Talmud geschaffenen Gestaltung des Judentums, bei Hirsch krankhaftes Festhalten an allem, was der Talmud, die rabbinischen Autoritäten und der Brauch geheiligt haben.

Geiger begann den Kampf mit der Gründung der wissenschaftlichen Zeitschrift für jüdische Theologie (1835). Ihr Ziel war von Anfang an Stürmerei. Sie schlug in jugendlicher Zuversicht einen hohen Ton an, als wollte sie sich zum obersten Tribunal für Religion und Judentum aufwerfen, von dem alle Bestrebungen Lob oder Tadel zu gewärtigen haben müßten. Mutig trat sie der unverschämten Anmaßung sich gelehrt dünkender Judenfeinde entgegen und bekämpfte die Gedankenschwäche derjenigen Juden, welche noch immer die Ideale in das Christentum verlegten. Als verdienstlich ist es dieser Zeitschrift anzurechnen,

daß sie frühere vernachläſſigte, oder halb oder ganz geächtete Epiſoden und Perſonen der jüdiſchen Geſchichte, die Karäer, die begabten Zweifler und Heuchler, wieder in friſche Erinnerung brachte. Sie hat durch ihr Ungeſtüm und ihre Stürmerei Bewegung und Rührigkeit in jüdiſche Kreiſe gebracht, einen regen, wiſſenſchaftlichen Blutumlauf erzeugt und die anderweitig gewonnenen Ergebniſſe der Forſchung in verdünnter Geſtalt faßbar und gemeinverſtändlich gemacht. Wer vermag heute ſchon abzuwägen, ob der Gewinn oder der Schaden größer war, den ihre Stürmerei dem Judentum gebracht hat? Sie hat indeß tief eingreifende Irrtümer verbreitet, indem ſie das Judentum zur Theologie, d. h. zu einer Kirchen- und Dogmenreligion gemacht und deſſen Vertreter, die Rabbinen, zu Geiſtlichen und Pfarrern geſtempelt hat. In großer Haſt hat ſie die kaum kalt gewordene Gedankenarbeit ſofort ins Leben einführen, oder wie die Formel lautete, die „Lehre mit dem Leben ausgleichen" wollen. Die Wiſſenſchaft war für Geiger nicht Selbſtzweck, ſondern Mittel, um das Judentum von dem Inhalte zu entleeren, der ſeine Eigenart ausmacht. Geiger hat zwar mit rühmenswertem Mannesmut den Zudrang jüdiſcher Geldmänner und gedankenleerer Kreiſe zur Kirche ohne innere Überzeugung und die Nachäffung chriſtlicher Gewohnheiten in jüdiſchen Familien bekämpft und ſich dadurch bei den Wortführern des Chriſtentums mißliebig gemacht; aber indem er die alten Erinnerungen und Belehrungsmittel aus der Synagoge verbannt wiſſen wollte, die Predigt und neue Gebete in der Landesſprache zum Mittelpunkte des Gottesdienſtes machte, den Prediger zum Seelſorger ſtempelte, dem die Laienwelt ſich unterzuordnen hätte, entzog er dem Judentume geſundes Blut, trichterte ihm dafür Lymphe ein und beförderte gegen ſeinen Willen den Abfall.

Die Altfrömmigkeit, welche bis dahin ſich den Neuerungen gegenüber ſtumm oder polternd benommen hatte, oder wie Iſaak Bernays in Sphinx-Rätſeln ſprach, wurde dadurch herausgefordert, das Wort zu ergreifen. Sie ſtellte die Berechtigung der Reform, auf welche die Neuerung ſo ſehr pochte, geradezu in Abrede. „Die neunzehn Briefe über Judentum" von Ben Uſiel, (Hirſch 1836), waren die erſten Laute eines kräftigen Widerſpruchs gegen die Verflachung des Judentums zu einer Alltagsreligion. Es war die Eröffnung eines Kampfes zwiſchen zwei verſchiedenen Grund-

anſchauungen, der noch lange nicht ausgetragen iſt. Dieſer Kampf entbrannte jedoch nur in Deutſchland. Die Juden der übrigen europäiſchen Länder verſpürten noch nichts davon. Denn weil in Deutſchland die alte Schmach ſo ſchwer zu tilgen, die junge Freiheit ſo mühſam zu erringen war, ſahen die gebildeten Juden in der Eigenart ihres Bekenntniſſes eines der Hinderniſſe, ihre Ebenbürtigkeit zu erlangen, und waren bereit, ſie zu opfern.

Wunderbar! Tiefer blickende Chriſten bewunderten die Zelte Jakob's in ihrer Schmuckloſigkeit, während Träger des Judentums ſich darin beengt fühlten und Stiftshütte wie Bundeslade gern mit Pomp und Kirchenparade umtauſchen wollten. Zwei poetiſch geſtimmte chriſtliche Forſcher, überraſcht von der wunderbaren Erſcheinung, daß das gehetzte jüdiſche Volk noch bis in die neueſte Zeit eine eigene neuhebräiſche Dichtkunſt, im rauhen Winter Frühlingsblüten erzeugt hat, verſuchten dafür in chriſtlichen Kreiſen Verſtändnis und Liebe zu erwecken. Die „Geſchichte der neuhebräiſchen Poeſie (1836) von Franz Delitzſch und die „hebräiſche Chreſtomathie“ (1837) von Adam Martinet ſind Huldigungen, chriſtlicherſeits dem jüdiſchen Geiſte dargebracht. Die Verfaſſer bewunderten deſſen fortdauernde Schöpferkraft und die Fortbildungsfähigkeit der hebräiſchen Sprache. Dieſe eine Seite des jüdiſchen Geiſtes bewies ihnen ſchlagend genug die Unſterblichkeit des Trägers: „Niemand vermag zu leugnen“, bemerkte Delitzſch, „daß das jüdiſche Volk das denkwürdigſte aller Völker iſt, daß ſeine Geſchichte und Litteratur nächſt der kirchlichen die erſte und vorzüglichſte Beachtung verdient. Die Poeſie iſt ein großer Teil dieſer koloſſalen Litteratur-Maſſen und das treueſte Abbild der Seelengeſchichte dieſes Volkes. Das Morgenland exiliert mitten im Abendlande, aus den Thränen ſeines Heimwehs quillt die jüdiſche Poeſie“. Martinet wollte „die Höhe, Tiefe und Breite des jüdiſchen Geiſtes unſerer Zeit in den Schätzen ihrer eigenen Litteratur kennen lernen,“ und war glücklich, ein ehrwürdiges, tiefergreifendes und in jeder Beziehung großartiges Bruchſtück gefunden zu haben. Seine „Auswahl“ ſollte eine Ehrenrettung der neuhebräiſchen Litteratur werden und „die morgenländiſche prächtig blühende Blume, auf abendländiſchem Boden groß gezogen, zu einem duftenden Strauß binden, um Bewunderer für ſie zu erwecken“.

Sechstes Kapitel.

Die Blutanklage von Damaskus und ihre Folgen.

(1840 — 1848).

Wenn ein originеller Dichter dieſer Zeit, Joel Jakoby, zwiſchen Treue und Abfall ſchwankend, der Judenheit zurief: „Matt iſt dein Leib, mein Volk, und müde dein Geiſt; darum bringe ich dir einen Sarg, darum weihe ich dir eine Gruft!“ und wenn Geiger's Organ der Stürmerei halb ſchmerzlich und halb ſchadenfroh als eine Thatſache bezeugte: „Zerriſſen iſt das Band, welches früher die Gemeinden zuſammenhielt und umſchlang, und nur äußerlich halten ſie zuſammen, die Willenskraft der Geſamtheit iſt gebrochen“, ſo haben beide ihre Herzenswünſche für Wirklichkeit ausgegeben. Schlechte Beobachter, nahmen ſie die Symptome raſchen Wachstums als tötliche Schwindſucht. Ein Vorfall, unſcheinbar und geringfügig in ſeinen Anfängen, aber bedeutend in ſeinen Wirkungen, hat alsbald die falſchen Propheten Lügen geſtraft und gezeigt, welcher wunderbare Zuſammenhang die Glieder der Judenheit unauflöslich hält, wie feſt das Band noch iſt, welches unſichtbar, ihnen ſelbſt unbewußt, ſie umſchlingt, wie ein ernſter, bedrohlicher Angriff auf das Judentum das Herz ſämtlicher Juden auf dem Erdenrund und aller Parteien, des reformiſtiſchen Stürmers gleich dem des Stockorthodoxen und des nur in Kabbala oder Talmud webenden Klauſners, im leichtlebigen Frankreich wie im ernſten Aſien in patriotiſchem Selbſtgefühl ſchlagen machte. Wo es ſchlummerte, wurde es wach gerufen. Das Wunderbarſte dabei war, daß die verächtliche „Judenſache“ in die verſchlungenen Fäden der europäiſchen und aſiatiſchen Politik verflochten wurde, und daß ſich der ruſſiſche Selbſtherrſcher Nikolaus wie die amerikaniſche Republik der Juden in Damaskus annehmen mußte. Wer ſich dieſer Zeit und des Vorfalles, der ſich daran knüpft, erinnert und Sinn für die Wunder der Geſchichte hat, wird die wunderbare Verkettung dieſer Begebenheit nicht verkennen. Ein in Frankreich naturaliſierter Italiener Ratti-Menton, ein herz- und gewiſſenloſer Gewinnjäger, der Sicilien und Tiflis wegen unehrenhafter Handlungen hat meiden müſſen; ein vom Chriſtentum zum Islam übergetretener Renegat, ein ausgemachter

Schurke und Erzjudenfeind, und andere ähnlichen Gelichters, das waren die teufliſchen Urheber eines neuen blutigen Dramas, worin den Juden wieder die Märtyrerrolle zugefallen war. Aber dieſer Leidensſtand führte zur Selbſtermannung, zur Erhebung und zum ſtolzen Selbſtgefühl.

Der Schlaukopf Mehmet Ali, Paſcha von Ägypten, hatte durch glänzende Siege dem türkiſchen Sultan, ſeinem Lehnsherrn, ganz Syrien ſamt Paläſtina entriſſen. Der ebenſo ſchlaue ſogenannte Bürgerkönig Ludwig Philipp, um den Groll der legitimen Fürſten von Europa, beſonders des Kaiſers Nikolaus, zu entwaffnen, unterſtützte Mehmet Ali's Eroberungspläne. Dieſe Ränke verdoppelten ſich, als der willensfeſte aber unglückliche Sultan Mohammed ins Grab geſunken war, und ſein ſchwacher, verzärtelter ſiebzehnjähriger Sohn Abdul-Megid, ſo zu ſagen, den Thron beſtieg (Juli 1839). Damals begann die orientaliſche Frage zu brennen. Rußland unterſtützte die ſchwache Türkei, Frankreich hingegen den ägyptiſchen Räuber. Öſterreich und England ſchwankten hin und her. Durch die enge Verbindung zwiſchen Ludwig Philipp und Mehmet Ali erhoben die bis dahin gedrückten Chriſten in Paläſtina und Syrien ihr Haupt, da ſich Frankreich gern zum Horte des Chriſtentums im Morgenlande aufwarf. Die Geiſtlichen und Mönche vieler Orden im Morgenlande, geſtern noch verfolgt, warfen ſich, auf franzöſiſchen Schutz vertrauend, zu Verfolgern auf.

In Damaskus, welches damals von faſt 20,000 Seelen bewohnt war, verſchwand eines Tages (5. Februar 1840) der Guardian eines Kapuzinerkloſters aus Sardinien, Pater Tomaſo (Thomas) mit ſeinem Diener. Er war kein Heiliger im katholiſchen Sinne. vielmehr ein Lebemann, der gerne Geld nahm, aber ungern gab. Er hatte ſich mit Arzneipfuſcherei beſchäftigt und eben ſo oft jüdiſche und mohammedaniſche Quartiere wie chriſtliche beſucht, um ſein Handwerk auszuüben. Was iſt aus dem der ganzen Bevölkerung von Damaskus wohlbekannten Pater geworden? Niemand wußte es genau anzugeben. Es war allerdings ein Gerücht laut geworden, daß Tomaſo einige Tage vorher einen heftigen Wortwechſel mit einem türkiſchen Maultiertreiber gehabt, der wegen vernommener Läſterung Mohammeds geſchworen haben ſoll: „Der Chriſtenhund ſoll von keiner anderen Hand als der

meinen ſterben“. Die Mönche beſtürmten nun den franzöſiſchen Konſul in Damaskus, jenen gewiſſenloſen Ratti-Menton, dem Mörder nachzuſpüren. Sogleich wurde die Aufmerkſamkeit auf die Juden gelenkt, weil Einige derſelben harmlos ausgeſagt hätten, ſie hätten Tomaſo am Abende vor deſſen Verſchwinden im Judenquartier geſehen. Die Mönche klammerten ſich um ſo feſter an den Verdacht gegen die Juden, weil ſie dadurch mehrere Zwecke zu erreichen glaubten. Ratti-Menton erfaßte ſchnell dieſen Verdacht gegen die Juden und unterließ jede anderweitige Nachforſchung, obwohl ein Fingerzeig dafür vorhanden war. Der Gouverneur von Damaskus Scherif Paſcha war leicht dazu zu bewegen, die Verfolgung der Juden zu geſtatten oder anzuſtellen, da er es mit dem franzöſiſchen Konſul nicht verderben wollte und ſeinerſeits von einer Blutanklage gegen die Juden bedeutenden Gewinn zu ziehen hoffte. Um den Schein zu retten, beriefen ſich die Ankläger auf die Ausſage eines frommen Gauklers, welcher verſicherte: Tomaſo und ſein Diener ſeien im Judenquartier in dieſem und dieſem Hauſe ermordet worden.

Bald häuften ſich die Inzichten. Kurz die Anklage-Akte war ſchnell fertig: „Die Juden haben Tomaſo und ſeinen Diener ermordet, um ſich des Blutes für ihre Paſſa-Feier zu bedienen“. Mehrere Juden wurden ergriffen, vor Ratti-Menton geführt und verhört. Ein armer jüdiſcher Barbier zeigte aus angeborener Furcht in Gegenwart der Auflaurer beim Verhöre Verwirrung. Aber er leugnete feſt jede Teilnahme und jede Kunde vom Morde des vermißten Paters. Nichts deſto weniger übergab ihn der franzöſiſche Konſul Scherif Paſcha als ſtark Verdächtigten zur Unterſuchung. Dieſer ließ ihm die Baſtonade d. h. 500 Stockſchläge auf die Sohlen geben und noch härteren Martern unterwerfen. Durch trügeriſches Zureden eines Schurken ließ ſich der Barbier im Kerker, weil ihm neue Folterqualen in Ausſicht ſtanden, verleiten, ſieben der angeſehenſten und reichſten Juden, darunter einen Greis von 80 Jahren, als Schuldige anzugeben. Da dieſe jede Schuld in Abrede ſtellten, wurde außer der Baſtonade noch eine andere Qual gegen ſie angewendet. Sechs und dreißig Stunden mußten ſie, von Soldaten bewacht, aufrecht ſtehen, ohne Speiſe und Trank, ohne ſich dem Schlafe überlaſſen zu können. Aber alle Torturen führten kein Geſtändnis herbei. Scherif Paſcha

erfand noch eine neue Folter oder führte eine ihm eingegebene aus. Mehr als sechzig Kinder zwischen 3—10 Jahren wurden den Eltern entrissen, in ein Zimmer eingesperrt und ihnen die Nahrung entzogen, damit die Mütter schmerzdurchwühlt durch das Wimmern und Wehklagen der Kinder Geständnisse, wenn auch unwahre, ablegen mögen. Auch dieses Mittel schlug fehl. Scherif Pascha geriet in Wut und drohte, es würden viele jüdische Köpfe fallen, wenn der Pater nicht gefunden werden sollte. Mit einer Schar Soldaten begab er sich (18. Februar) in das Judenquartier, und ließ das prachtvolle Haus eines reichen Juden zerstören, um die Leiche des Paters oder auch verdächtige Spuren zu finden. Von Schmerz über so viel Grausamkeit ergriffen, wagte ein jüdischer Jüngling, sich zum Pascha zu begeben und Zeugnis abzulegen; er habe den Pater Tomaso kurz vor seinem Verschwinden in den Kaufladen eines Türken eintreten sehen. Statt diese Spur zu verfolgen, wurde der Jüngling so unbarmherzig zerschlagen, daß er noch in derselben Nacht den Geist aushauchte.

Ratti-Menton war unerschöpflich in Mitteln, ein Geständnis von den Juden erpressen zu lassen. Er fand gar ein Stück Knochen und einen Lappen, und christliche Ärzte erklärten diesen Knochen für einen Teil des Menschengebeins, der Lappen galt als Baret des Paters. So hatten sie sichtbare Beweise von dem Morde im Judenquartier. Die sieben Angeklagten wurden darauf von neuem verhört und grausamen Folterqualen unterworfen, wobei ein Greis, Joseph Laniado, den Schmerzen erlag. Mose Abulafia nahm, um den Qualen zu entgehen, den Turban. Die Übrigen sagten vor Schmerz aus, was man von ihnen verlangte; sie waren stumpf geworden und wünschten einen raschen Tod. Dieses Geständnis half ihnen aber nicht viel. Der französische Konsul wünschte handgreifliche Beweise, die Flasche mit dem gefüllten Blut und dergleichen. Neue Folterqualen wurden angewendet; aber diese brachten die armen Opfer nur dahin, ihre früheren Geständnisse zurück zu nehmen. Der Verdacht wurde noch auf andere angesehene jüdische Familien gewälzt, auf die hochangesehene Familie Farchi. Drei Rabbiner von Damaskus, schon früher eingezogen, wurden mißhandelt und gefoltert, ohne daß eine Lüge aus ihrem Munde erpresset worden wäre. Der österreichische Konsul Merlato hatte lange den Unmenschlichkeiten

zugesehen, auch als sein jüdischer Schützling, Picciotto, unschuldig in die Anklage verwickelt wurde. Aber endlich riß ihm die Geduld, und er trat freimütig und offen gegen das barbarische und gräßliche Verfahren auf. Dafür hatte er auch viel zu erdulden. Der gemeine christliche Haufe überhäufte ihn mit Flüchen, weil er für die Juden eintrat. Sein Haus wurde von Spionen umlagert. Auch die muselmännische Bevölkerung ward künstlich gegen die Juden fanatisiert.

Ratti-Menton seinerseits war unermüdlich, neue Anklagepunkte und Scheinbeweise herbeizuschaffen. Er ließ ein Lügenbuch (Pompta Bibliotheca von Lucio Ferrajo) gegen die Juden, welches ihm die Mönche in die Hand gegeben hatten, ins Arabische übersetzen, worin aus dem Talmud bewiesen war, daß die Juden Blut brauchten, daß sie Christenkinder schlachteten und Hostien schändeten, die dann Wunder gethan hätten. Diese ins Arabische übersetzte Schrift übergab der französische Konsul dem Pascha und sorgte außerdem für deren Verbreituug unter die muselmännische Bevölkerung. Der Pascha ließ hierauf drei verhaftete Rabbinen in Einzelhaft bringen und legte ihnen gewisse angeschuldigte Stellen im Talmud zum Übersetzen ins Arabische vor, mit der Drohung der Todesstrafe, wenn sie auf Fälschung ertappt werden sollten. — Besonnene Türken schüttelten allerdings den Kopf bei diesem gegen die Juden gerichteten arglistigen Verfolgungssystem; aber sie schwiegen. Ratti-Menton schloß die Akten und fällte ein Urteil, daß die eingezogenen und gefolterten Juden Mörder des Paters Tomaso gewesen wären. Scherif Pascha holte dazu die Erlaubnis seines Herrn Mehmet Ali zur Verurteilung derselben ein.

Als sollte die Blutanklage gegen die Juden einen Schein von thatsächlicher Berechtigung haben und eine Vertilgung der Juden, als blutdürstige Kannibalen, geboten erscheinen, fiel ungefähr zur selben Zeit auf der zur Türkei gehörenden Insel Rhodus etwas Ähnliches vor. Ein zehnjähriger Knabe, Sohn eines griechischen Bauern, hatte sich erhängt, und die Christen beeilten sich, die Juden als dessen Mörder anzugeben. Die europäischen Konsuln nahmen die Sache in die Hand und verlangten von dem Statthalter Jussuf Pascha eine strenge Untersuchung gegen die Juden. Infolge dieser doppelten Anklage erhob sich ein Sturm gegen die Juden in Syrien und der Türkei. In Djabar bei Damaskus

drang der Pöbel in die Synagoge, zerstörte, raubte, und zerriß die Gesetzrollen in Stücke. In Bairut wurden die Juden nur durch die Dazwischenkunft des holländischen und preußischen Konsuls vor Mißhandlung geschützt. Bis nach Smyrna erstreckte sich die Feindseligkeit, und es kamen thätliche Anfälle gegen die Juden vor. — Sollte es ganz Zufall gewesen sein, daß zur selben Zeit (Anfang März 1840) eine Blutanklage gegen einen Juden in Rheinpreußen (Jülich) erhoben wurde? Ein christliches Mädchen von neun Jahren behauptete, von einem Juden in den Leib gestochen worden zu sein. Ihr sechsjähriger Bruder bestätigte die Aussage. Aber eine streng gerichtliche Untersuchung ergab, daß die Aussage der Kinder eitel Lug und Trug war. Der angeblich ermordete Christ war am Leben. Die angebliche wunde Stelle am Leib des Mädchens war nur mit Blut bestrichen. Der angeklagte Jude wurde vollständig freigesprochen, und ein selbst von dem Staatsanwalte erwähntes Gerücht beschuldigte zwei Christen aus Düsseldorf, den Kindern diese schreckliche Anklage eingetrichtert zu haben.

In Rheinpreußen kam die Wahrheit und die Unschuld der Juden in kurzer Zeit an den Tag. In Damaskus und Rhodus dagegen dauerte es lange Zeit, weil teuflische europäische Christen geflissentlich ein solches Gewebe von Lügen darüber breiteten, daß selbst Harmlose dadurch getäuscht wurden. Vergebens rangen die mißhandelten Juden die Hände und wendeten sich an ihre europäischen Brüder, ihnen vermöge ihrer günstigeren Stellung beizustehen. Es wurde Diesen außerordentlich erschwert, die Wahrheit ans Licht zu ziehen und die Bosheit zu entlarven. Religiöser Fanatismus, Judenhaß und politische Parteileidenschaft vereinigen sich, um die Lüge eine Zeitlang triumphieren zu lassen. Die Finsterlinge bedienten sich Guttenberg's Kunst, die sie verabscheuten — deren vierhundertjähriges Jubiläum gerade damals gefeiert wurde — um eine Anklage gegen die Gesamtjudenheit, als lüstern nach christlichem Blute, in die Welt zu schleudern.

Ratti-Menton sorgte seinerseits auch dafür, daß in französischen Zeitungen ein Bericht aus Damaskus in seinem Sinne und mit seiner Färbung der europäischen Welt vorgeführt wurde. Nicht nur die im Dienste der katholischen Geistlichkeit stehenden Blätter verbreiteten mit Eifer diese Anschuldigung gegen die Juden, sondern

auch die liberalen, um Frankreichs Macht im Morgenlande zu rühmen. Da die Augen Europas damals auf die Verwickelung in der Türkei gerichtet waren, so strömten rasch diese erlogenen Berichte durch die Adern des europäischen Zeitungswesens. Leicht hätte sich der mittelalterliche Haß gegen die Juden erneuern und Blutszenen hervorrufen können. Entsetzen ergriff sämtliche Juden Europa's bei diesem Gedanken, daß sie am hellen Tage des neunzehnten Jahrhunderts noch gegen das finstere Gespenst der Blutanklage ankämpfen mußten.

Allein Guttenberg's Kunst, deren sich die Gewissenlosen bedienten, kam noch mehr den Juden zu statten. Es gab mutige Juden, welche der Lüge und Heuchelei die Maske der Tugend abrissen. Ein solcher war Adolph Cremieux, welcher gerade kurz vorher wegen seiner Beredtsamkeit Triumphe gefeiert hatte. Bei der ersten Nachricht von den noch dunkeln Vorgängen in Damaskus, fest überzeugt, daß die morgenländischen Juden ebenso wie die europäischen rein von Blutschuld waren, eilte er zum französischen Minister und entlarvte das Spiel, das in Frankreich mit dieser traurigen Sache getrieben wurde. Mit dem zündenden Feuer seiner Beredtsamkeit und dem Mute, welchen eine gerechte Sache giebt, trat Cremieux den geflissentlichen und nachbetenden Verleumdungen in Frankreich entgegen (7. April) und wurde der Mittelpunkt einer Erhebung für die französischen Gemeinden.

Wie die französischen, so ermannten sich wie mit einem Schlage die englischen Juden. Sie hatten sich durch Reichtümer und Ehrenhaftigkeit in der öffentlichen Meinung große Achtung erworben. Einige derselben waren zum Ehrenamte von Friedensrichtern (Sherif) erwählt worden; es war vorauszusehen, daß sie bald gleichgestellt und ins Parlament Eintritt erhalten werden. Die angesehensten Juden Englands, darunter Baron Nathanel Rothschild Sir Moses Montefiore, welcher aus frommem Sinne eine Pilgerreise nach dem heiligen Lande gemacht hatte, Salomons und die geachteten Brüder Goldschmid, beschlossen: die Regierungen von England, Frankreich und Österreich anzugehen, durch ihr Gewicht der Unmenschlichkeit in Damaskus Einhalt zu thun. Es war eine beachtenswerte Erscheinung, diese Einmütigkeit hochgestellter Juden, sich ihrer verfolgten Brüder anzunehmen und

für die Lauterkeit ihrer Lehre, und ſelbſt des Talmud einzutreten. An einem und demſelben Tage begab ſich Cremieux zum König von Frankreich Louis Philipp und eine jüdiſche Deputation zum engliſchen Miniſter Lord Palmerſton, um den Schutz dieſer Länder für die Opfer in Damaskus anzurufen.

Louis Philipp antwortete gerührt, aber ausweichend. Dagegen ſagte der engliſche Miniſter Palmerſton im Namen der Königin Viktoria den erbetenen Schutz zu. Von einer dritten Seite wurden zwar weniger geräuſchvolle, aber vielleicht noch wirkſamere Schritte gethan, um eine günſtige Wendung herbeizuführen, von dem öſterreichiſchen Kabinet aus. Der öſterreichiſche Konſul Merlato in Damaskus war der einzige, welcher die Bosheit Ratti-Menton's, ſeiner Helfershelfer und der Mönche durchſchaut und ihr mit dem Aufgebot ſeines ſoldatiſchen Mutes Widerſtand geleiſtet hatte. Er gab einen wahrheitsgetreuen und ergreifenden Bericht von der bodenloſen Verlogenheit, welche gegen die Opfer von Damaskus aufgeboten worden war, um ſie für ſchuldig zu erklären. Dieſer Bericht, als Rechtfertigung ſeines Benehmens zum Schutze Picciotto's, welchen er zunächſt ſeinem Vorgeſetzten, dem Generalkonſul von Ägypten übermittelt hatte, wurde von dieſem als wahr anerkannt und dem öſterreichiſchen Miniſter Metternich zugeſchickt. Obwohl Feind der Öffentlichkeit, hatte Metternich doch ſämtliche für die Juden günſtige Schreiben durch die Zeitungen verbreiten laſſen. Durch dieſe Darſtellung wurde Ratti-Menton als boshafter Teufel an den Pranger geſtellt. Sie führte einen Umſchwung in der öffentlichen Meinung herbei und ermutigte die Juden.

In Konſtantinopel im Divan des Sultans erlangten die den Juden freundlichen Vertreter der europäiſchen Regierungen die Reviſion des Blutprozeſſes auf der Inſel Rhodus. Nathaniel von Rothſchild hatte ſich ſelbſt dahin begeben und von Abdul-Meg'id ein Ferman erlangt, daß die griechiſche Bevölkerung drei Primaten als Ankläger und die Juden ebenſo viel ihrer Vorſteher als Verteidiger nach der Hauptſtadt ſenden ſollten. Ein eigenes Tribunal wurde dafür zur Unterſuchung eingeſetzt, und der Erfolg war, daß die des Kindesmordes angeklagten Juden vollſtändig freigeſprochen wurden. Bei Mehmet Ali ging es indes nicht ſo leicht. Er hatte zwar ſchon Anfangs April dem öſterreichiſchen

Generalkonsul Laurin versprochen, der Grausamkeit ein Ende zu machen; aber der französische Generalkonsul hielt ihn zurück, und allzu leichtgläubig auf Frankreich vertrauend, mochte er sich mit dem Agenten der französischen Regierung nicht anlegen. Auf Laurins Anregung richteten die Juden von Alexandrien eine beredte und mutige Adresse an Mehemet Ali des Inhalts: „Die jüdische Religion besteht seit mehr als viertausend Jahren. Kann man seit viertausend Jahren in den Annalen ihrer religiösen Einrichtungen ein einziges Wort finden, welches als Vorwand für eine ähnliche Schandthat dienen könnte?“ — Es war schon viel, daß die ägyptischen Juden für diesen Schritt nicht die Bastonade erhielten. Ein besonderes Schreiben Metternich's an den Pascha hat ganz besonders eine günstige Wirkung hervorgebracht.

Mehmet Ali entschloß sich demzufolge einen Gerichtshof aus den Konsuln von Österreich, England, Rußland und Preußen zusammentreten zu lassen, welche den Prozeß nach europäischem Verfahren beurteilen sollten. Das Tribunal sollte ermächtigt sein, eine Kommission nach Damaskus zu senden und an Ort und Stelle ein unparteiisches Zeugenverhör anzustellen. Ein Befehl ging nach Damaskus an Scherif Pascha, die Folterqualen gegen die Eingezogenen und die Verfolgung gegen die Juden überhaupt einzustellen. Schon war die Angelegenheit auf dem besten Wege, zu Gunsten der Wahrheit erledigt zu werden, als ein politisches Zwischenspiel den eingeleiteten Gang störte.

Indessen hatten die Juden aller Schattierungen bereits Selbstgefühl genug erlangt, den Winkelzügen des Ministers Thiers, der dabei eine widrige Rolle spielte, ebenso gut, wie denen seines Konsuls zu begegnen. Der jüdische Minister Achille Fould, den nur noch eine dünne Faser mit dem Judentume verband, betrachtete es ebenso, wie der stockfromme Hirsch Lehren in Amsterdam, als ihre Pflicht für die verfolgten Stammgenossen in Syrien mutig zu wirken. In der französischen Deputiertenkammer interpellierte er Thiers auf eine so derbe Weise, daß dieser zu Verdrehungen und Beschönigungen Zuflucht nehmen mußte. Freilich mußten sich die Juden zusammennehmen und eigene Thätigkeit entfalten, da die streng kirchlich-katholische Partei in Frankreich, Italien und Belgien sich förmlich verschworen oder von oben einen Wink erhalten hatte, die Thatsächlichkeit der Vorgänge in Damaskus zu verdunkeln und die

Juden im Morgenlande und Europa als blutgierig erſcheinen zu laſſen. In ganz Italien durften die Schriftſtücke zu Gunſten der Damascener Opfer und gegen Ratti-Menton nicht gedruckt werden; die von Geiſtlichen geleitete Cenſur verbot es. Eine franzöſiſche Zeitung hatte die getauften Juden aufgefordert, auf ihre Seele und ihr Gewiſſen zu erklären, ob ſie unter ihren ehemaligen Glaubensgenoſſen oder in dem jüdiſchen Schrifttume eine Spur einer ſolchen Frevelthat gefunden hätten, die man den Unglücklichen von Damaskus aufbürdete. Mehrere zum Proteſtantismus übergetretene Juden in kirchlicher Stellung hatten die Unſchuld der Juden an dieſem Laſter beteuert, unter anderen der als Kirchengeſchichtsſchreiber und als Mann von zarter Gewiſſenhaftigkeit bekannte Auguſt Neander. Von den Katholiken that es nicht Einer.

So waren die Juden gezwungen, dieſem Bunde der Unreinen gegenüber einen Bund der Reinen entgegenzuſtellen, die Unſchuld der Märtyrer in Damaskus und zugleich die Lauterkeit ihrer Lehre offenbar zu machen, mit einem Worte ſich ſelbſt zu helfen. Der Notſchrei der Juden aus Damaskus, Bairut, Alexandrien, Konſtantinopel in Sendſchreiben an die Rothſchild, an Moſe Monteſiore, Cremieux und Hirſch Lehren in Amſterdam hatte es als notwendigen Schritt bezeichnet, daß hochgeſtellte europäiſche Juden auf dem Schauplatz der Begebenheiten auftreten müßten, um durchgreifend wirken zu können. So beſchloß zunächſt das Centralkonſiſtorium in Paris, Cremieux, den Mann von hinreißender Beredtſamkeit, aus ſeiner Mitte mit würdiger Begleitung nach Alexandrien ziehen zu laſſen.

In London hatte ein Komité aus den edelſten und angeſehenſten Juden den wichtigen Beſchluß gefaßt, daß Monteſiore im Verein mit Cremieux die Reiſe nach Ägypten antreten ſollte, „um vermöge ſeiner gewichtigen Stimme die verfolgten Brüder im Morgenlande zu verteidigen“. Tauſend Pfund Sterling wurden von dem Komité als Preis für den Entdecker des Tomaſo oder ſeines Mörders ausgeſetzt. Es veranlaßte auch, daß ſich die unverfälſchte öffentliche Meinung, wie ſie nur in England durch das Parlament möglich iſt, für die Juden ausſprechen ſollte. Robert Peel übernahm mit ſeiner gewichtigen Stimme dieſen Auftrag. Mit Recht leitete Peel ſeine Anfrage an die Miniſter

mit den Worten ein: „daß es nur der Erwähnung im Unterhause bedürfe, um die Erreichung des großen Zweckes der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu erleichtern“. Lord Palmerston antwortete: „Er habe bereits dem englischen Generalkonsul Hodges die Weisung erteilt, Mehmet Ali vorzustellen, welche Wirkung die Kunde von solchen Grausamkeiten in Europa hervorbringen müsse, und daß es in seinem eigenen Interesse läge, die Sache so zu untersuchen, daß die Schuldigen, wenn solche vorhanden, zur Strafe gezogen, die unglücklichen Schlachtopfer dagegen entschädigt werden möchten, wenn dies noch möglich sei.

Durch solche Kundgebungen des Sieges gewiß, schickte sich Montefiore zur wichtigen Reise an, begleitet von den Segenswünschen von Millionen Menschen, unter denen die der Königin Viktoria nicht fehlten. Sie erteilte ihm eine Audienz zum Abschiede und stellte ihm ihr Staatsschiff zur Verfügung, welches ihn über den Kanal setzen sollte. Ehe Montefiore mit seiner Begleitung England verließ, erachteten es die Rabbinen der deutschen und portugiesischen Gemeinde, Salomon Herschel und David Meldola, für nötig, einen feierlichen Eid zu wiederholen, den bereits früher Manasse Ben-Israel und Mose Mendelssohn abgelegt hatten: daß die Blutanklage gegen die Juden auch nicht den Schatten eines Beweises im talmudischen Schrifttume habe und eben so wenig je durch irgend eine Handlung den Schein einer Thatsache erhalten habe. Gegenüber der gesinnungslosen, klerikalen französischen und feilen deutschen Tageslitteratur war dieser Eid nicht überflüssig.

Indessen wenn die Juden in der französischen, italienischen und deutschen Tageslitteratur mißhandelt wurden, so gab ihnen England eine Genugthuung, welche imstande war, alle Leiden der Juden während fünfzehn Jahrhunderte seit der Herrschaft des Christentums vergessen zu machen. Angesehene Kaufleute, Inhaber großer Bankhäuser und Parlamentsmitglieder, 210 Männer, richteten an den Lord-Mayor Marschall das Gesuch, eine öffentliche Versammlung zu berufen, um ihre Gefühle und ihren aufrichtigen Anteil in Hinsicht der Verfolgung der Juden in Damaskus aussprechen zu können. So kam eine glänzende Versammlung in London (3. Juli) zusammen, welche an sich ein großer Sieg war. Viele Damen von Stande hatten sich als Zuhörerinnen eingefunden.

Der Vorsitzende bemerkte gleich im Eingange: „daß die Juden von Damaskus in ihrer Handlung ebenso achtungswert sind, wie die unter uns in England wohnenden. Und von Diesen erlaube ich mir zu sagen, daß Keiner unserer Mitbürger eifriger bemüht ist, Humanität zu befördern, Armen und Bedrückten zu helfen, Waisen zu beschützen und Litteratur und Wissenschaft zu begünstigen, als sie, und daß sich ihre Wohlthaten nicht bloß auf die beschränken, welche ihres Glaubens sind, sondern daß auch Christen, sowie die Bekenner jedes Glaubens sich derselben erfreuen". Noch andere Redner, selbst Geistliche sprachen in demselben Sinne zum Lobe der Judenheit. O'Connel, der Agitator für die Gleichstellung der Katholiken, fügte hinzu: „Nach den dargelegten Zeugnissen, welche den moralischen Wert der Juden zu erkennen geben, könnte wohl ein Mensch so entartet sein, zu glauben, daß sie des Blutes bedürften zu ihren Gebräuchen? .... Alle Engländer rufe ich auf, ihre Stimme für die Opfer jener schändlichen Bedrückung zu erheben. Der Ruf möge gehen von einem Ende der britischen Insel bis zum andern, und wenn der Beifall eines Irländers noch fehlt, so bin ich dafür da!" —

Diese dreistündige Versammlung im Mansion-House bildet eine denkwürdige Episode in der jüdischen Geschichte. — So hinreißend wirkte die unverfälschte öffentliche Meinung, daß sich der Kaiser von Rußland, Nikolaus, gleich der amerikanischen Republik moralisch gezwungen sah, seinen Abscheu vor den Folterqualen gegen Juden zu erkennen zu geben. Montefiore konnte die Reise mit geschwellter Brust antreten. Von der Regierung unterstützt, und von den Sympathien der besten Männer Englands begleitet, hegte er die besten Hoffnungen. Nicht so leicht wurde es Cremieux. Er wurde von dem französischen Ministerium eher noch gehemmt. Auf ihrer Durchreise durch Frankreich wurden diese hochherzigen und mutigen Vertreter der Judenheit überall, wo es jüdische Gemeinden gab; mit Begeisterung empfangen. In Livorno, wo das Regierungsschiff, das sie trug, landete, beging die portugiesische Gemeinde den Tag mit einer ernsten Feier. Jeder Unterschied in der Judenheit war verschwunden. Ganz Israel war wieder ein Herz und eine Seele. Altfromme Rabbinen ließen Gebete im Gottesdienste für Montefiore und Cremieux einschalten.

Sobald ſie in Kairo angekommen waren, bewarb ſich Monteſiore, vom engliſchen General-Konſul aufs kräftigſte unterſtützt, um eine Audienz bei Mehmet Ali (6. Auguſt). Freundlich von von ihm empfangen, überreichte er ihm eine Bittſchrift im Namen der Judenheit, ihm zu geſtatten, nach Damaskus zu gehen und dort Unterſuchungen über die Vorfälle anzuſtellen, deren Ergebnis vom Paſcha beſtätigt werden ſollte. Mehmet Ali geriet in große Verlegenheit Gern hätte er in dieſe Forderung eingewilligt, weil ihm daran lag, in Europa als Fürſt der Gerechtigkeit zu gelten. Aber der franzöſiſche General-Konſul Cochelet — laut Weiſung von Thiers — hemmte dieſe Regung und bot alle Mittel auf, den Schleier ungelüftet zu laſſen. Durch Mehmet Ali's Schwankung ſchleppte ſich die Sache noch drei Wochen hin. Die jüdiſchen Geſandten erhielten keine entſcheidende Antwort. Cremieux kam indeß auf das richtige Mittel. Sämtliche europäiſche Konſuln, oder ſo viel ſich dazu bereit erklären würden, ſollten in einer Bittſchrift die Freilaſſung der Gefangenen in Damaskus fordern. Neun Konſuln gingen darauf ein; nur der franzöſiſche nicht. Um nicht den Schein aufkommen zu laſſen, daß er dem Drucke der fremden Mächte durch ihre Vertreter nachgegeben habe, entſchloß ſich Mehmet Ali aus freien Stücken, den Befehl nach Damaskus abgehen zu laſſen, die Gefangenen ſofort auf freien Fuß zu ſetzen. Die beiden jüdiſchen Geſandten und ihre Begleiter waren voll ſeliger Freude. Schon hallten die drei Synagogen Alexandriens von Dankgebeten wieder.

Wie erſtaunten aber die beiden Vertreter der Judenheit, als ihnen eine Abſchrift von Mehmet Ali's Befehl in türkiſcher Sprache zuging, welche lediglich Begnadigung gewährte. Cremieux eilte ſofort zum Paſcha, machte ihm begreiflich, daß der Ausdruck „Begnadigung" einen Makel an dem Angeklagten und ſomit auch an der ganzen Judenheit haften laſſe. Er verlangte, daß dafür geſetzt werde „Freiheit und Ruhe". Mehmet Ali ließ darauf dieſe Änderung im Ferman anbringen.

Sobald der Befehl in Damaskus eintraf, mußte Scherif-Paſcha, der Mehmet Ali's Strenge kannte, die noch im Kerker befindlichen neun jüdiſchen Gefangenen ſofort freilaſſen. Es waren darunter ſieben, welche von den Folterqualen verſtümmelt und nur zwei, welche verſchont geblieben waren. Vier Schlachtopfer waren

gefallen. Sobald die Nachricht davon sich in Damaskus verbreitet hatte, versammelten sich alle Juden und viele Türken vor dem Kerkergebäude und begleiteten die Dulder bis zur Synagoge. Es zeigte sich dabei, daß angesehene Muselmänner vom ersten Augenblick an Abscheu vor dem von Ratti-Menton und den Mönchen vertretenen Christenthum empfanden. Denn sie nahmen innigsten Anteil an den Juden.

Die jüdischen Gesandten glaubten ihre Aufgabe noch nicht genügend gelöst, wenn sie nicht, soviel sie vermochten, einer Wiederholung solcher, die ganze Judenheit brandmarkenden Vorfälle vorzubeugen versuchten. In der Voraussicht, daß Syrien mit Damaskus wieder zur Türkei geschlagen werden würde, begab sich Montefiore nach Konstantinopel, knüpfte mit der Pforte Unterhandlung an, und erlangte vom Sultan einen Ferman (6. Nov.), welcher die türkischen Juden in der Zukunft gegen Blutanklage sicher stellte. Cremieux wählte sich ein anderes Feld der Thätigkeit als Montefiore. Das Damascener Märtyrertum hatte die unerwartete Wirkung, daß die lose Verbindung zwischen den Juden in Europa und denen des Morgenlandes fester wurde. Die Letzteren sahen mit Bewunderung, wie viel ihre europäischen Brüder durch Bildung, Einfluß und Mut durchzusetzen vermochten und von den Fürsten und Großen mit Auszeichnung behandelt wurden, während sie selbst bei jedem Streiche widerstandslos den Rücken beugen mußten. Diese Bewunderung benutzte Cremieux zu einem Versuche, die ägyptischen Juden, wenigstens die der zwei Hauptstädte Alexandrien und Kairo, aus ihrer Unwissenheit zu reißen und für Gesittung empfänglich zu machen. Ihre Unwissenheit, selbst im jüdischen Schrifttum, eine Folge des maßlosen Druckes von Seiten der Paschas und der Unterbeamten, sowie der unsäglichen Verarmung, war zugleich die Ursache ihrer tiefen Verachtung bei Mohammedanern und Christen. Salomon Munk, Cremieux' Begleiter, richtete ein beredtes hebräisches und arabisches Sendschreiben an die Juden Ägyptens, worin er Beispiele des ehemaligen Glanzes der Juden in diesem Lande verglich mit dem Schatten des gegenwärtigen Elends der Juden, die Folge ihres geistigen Verfalles. Durch diese Bemühung konnte in kurzer Zeit in Kairo eine Knaben- und eine Mädchenschule eröffnet werden. Sie führten den Namen Cremieux-Schulen. Der Anreger versprach aus Europa jähr-

lich Zuschuß zu verschaffen, weil die Gemeinde nicht imstande war, sie aus eigenen Mitteln zu unterhalten. Munk brachte bei dieser Gelegenheit eine wichtige Versöhnung zu stande. Er setzte es gegen den Eifer einiger rabbanitischen Stockfrommen durch, daß auch die Kinder der Karäer zu den Schulen zugelassen wurden, von denen es in Kairo nur noch hundert Seelen gab. Der Großrabbiner von Konstantinopel (Chacham Baschi), Mose Fresco, erließ bei dieser Gelegenheit ein Rundschreiben an die türkischen Gemeinden, daß es Pflicht der Juden sei, die Landessprache (das Türkische) zu erlernen, um dem Wunsche des Sultans entgegenzukommen. Die Mischsprache, in der dieses Rundschreiben des Chacham Baschi abgefaßt ist (Altspanisch, mit hebräischen und türkischen Wörtern) machte die Notwendigkeit für die Juden, sich einer reinen Sprache zu bedienen, recht augenfällig.

Indessen waren diese Anfänge lediglich ausgestreuter Samen im Wüstensand, dessen Wurzelung und Wachstum zweifelhaft waren. Wesentliche und dauernde Früchte brachte die Sendung nach Ägypten der jüdischen Wissenschaft, und zwar durch Salomon Munk (geb. Glogau 1802, gest. Paris 1867). Er vermehrte die Zahl der großen Charaktere, welche die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts unter den Juden gezeitigt hat. In seiner Duldergröße im Unglück und seiner Heiterkeit im Leiden durch Erblindung, die er sich im Dienste der Wissenschaft zugezogen, bewunderten ihn Deutschland und Frankreich. Gründlich wie er war, und sich nicht am Halbwissen begnügend, vertiefte er sich in die beiden Litteraturkreise, den hebräischen und arabischen, und umspannte noch dazu viele andere Wissens- und Sprachgebiete, welche ihm dazu förderlich schienen. So wurde er im umfangreichen arabischen Schrifttum einer der ersten Meister seiner Zeit. In seiner Eigenschaft als Dolmetscher in Begleitung Cremieux' sprach und schrieb Munk das Arabische wie ein in arabischen Zelten Geborener. Vermöge seiner Kenntnis dieses Idioms beleuchtete er die Glanzepoche der jüdischen Geschichte im Mittelalter während der Herrschaft der Araber im Morgen- und Abendlande. Die tiefen Gedanken Maimuni's, des Geistesweckers, dem der jüdische Stamm zunächst die Wiedergeburt in der Neuzeit verdankt, sind erst durch Munk's Forschungen vollständig erschlossen worden.

Die Rückreiſe der jüdiſchen Geſandten aus dem Morgenlande, welche nicht bloß einige Menſchen vom Tode, ſondern das Judentum vor Schmach gerettet hatten, war ein förmlicher Triumphzug. Von Corfu bis Paris und London und bis tief in Polen hinein waren die jüdiſchen Gemeinden einmütig im Dankgefühl gegen die Retter und rangen nach ſichtbaren Zeichen, um ihre Dankbarkeit und zugleich das jüdiſch-patriotiſche Hochgefühl auszudrücken. Sie erſchöpften ſich in Anſprachen, Adreſſen, Zuſchriften in allen europäiſchen Sprachen und ſelbſtverſtändlich auch im hebräiſchen Tone, in Proſa und Verſen, in Aufmerkſamkeiten und Geſchenken um das wichtige Ereignis, das ſich an Damaskus und die beiden Hauptvertreter der Judenheit und des Judentums knüpfte, würdig zu feiern und die Erinnerung der Nachwelt zu überliefern. Cremieux, welcher zuerſt die Rückreiſe antrat, empfing überall enthuſiaſtiſche Huldigungen. Nur die Judenſchaft von Paris verhielt ſich kühl und bereitete ihrem Sendboten keinen gebührenden Empfang, als hätte ſie ſich geſcheut, die Empfindlichkeit des Königs Ludwig Philipp, deſſen zweideutiges Benehmen augenfällig war, zu verletzen. — Monteſiore, der längere Zeit in Konſtantinopel geweilt hatte, um einen günſtigen Ferman zu erlangen, und die Rückreiſe ſpäter antrat, wurde mit überſtrömenden Zuſchriften von allen Seiten überſchüttet. Er entwaffnete ſelbſt die Gegner der Juden. Dem Kardinal Rivarola, dem Beſchützer aller Kapuziner in Rom, zwang er das Verſprechen ab, den Grabſtein aus der Kapuzinerkirche in Damaskus entfernen zu laſſen, welcher die angebliche Mordthat der Juden an dem Pater Tomaſo verewigen und ihn als einen Märtyrer darſtellen ſollte. Auch den König Ludwig Philipp zwang er, eine gute Miene zum böſen Spiele zu machen. Dieſer mußte anſtandshalber Monteſiore zum Erfolge ſeiner Reiſe und Sendung Glück wünſchen. Aufrichtiger dankte ihm die Königin Viktoria. Sie belohnte Monteſiore mit einem Ehrenwappenzeichen, das nicht nur ihm, ſondern auch ſeinem Stamme eine hohe Bedeutung verlieh. Er durfte zu ſeinem Ritterwappen hinzufügen Wappenſchilderträger, welche nur die Pairs von England und Perſonen vom höchſten Range führen durften und darin die hebräiſche Inſchrift „Jeruſalem“ anbringen. Noch bedeutungsvoller als dieſes Kinderſpiel für Große waren die Worte der Königin, welche die huldvolle Auszeichnung begleiteten.

Sie lobte ihn, daß er das Lügengewebe gegen die Juden zerrissen und Unschuldige gerettet hatte.

Munk, dessen Stimme damals von Gewicht war, ermahnte: „Möchte der grausige Vorfall von Damaskus wenigstens dazu dienen, uns unsere Vereinsamung zum Bewußtsein zu bringen, die zwar betrübend, aber unglücklicherweise eine Thatsache ist. Möchte er uns zeigen, daß wir in gefahrvollen Lagen unserer eigenen Kraft überlassen sind, und möchte das Band, das uns ehemals einigte, sich von neuem befestigen". Diese Ermahnung wurde nicht befolgt. Statt der Einheit brach in der deutschen Judenheit ein Zwiespalt aus. Der Gegensatz lag unbewußt in den Gemütern und kam zufällig bei einer Veranlassung zum Ausbruche. Der Hamburger Tempel, welcher zuerst zwei Jahrzehnte vorher die Parteiung der Altfrommen und der Reformer sichtbar gemacht hatte, rief auch diesmal die Entzweiung hervor, der aber von jetzt an einen viel verschärfteren Charakter annahm. Die Tempelgemeinde hatte sich seit ihren Anfängen bedeutend vermehrt. Das jüngere Geschlecht aus der alten Gemeinde war teilweise zu ihr übergetreten, weil sie in der alten Synagoge keine Befriedigung für ihr Andachtsbedürfnis gefunden und an der fortdauernden Unordnung in derselben Anstoß genommen hatte. Als der Tempelverein ernstlich daran gegangen war, ein neues größeres Bethaus zu erbauen, wurden diesem Unternehmen von der alten Partei durch Beschwerden beim Senate Hindernisse in den Weg gelegt. Er hatte außerdem bei dieser Gelegenheit ein neues Gebetbuch ausarbeiten lassen, und die damit betraute Kommission hatte anfangs im versöhnlichen Sinne Manches fallen lassen, was in der ältern Ausgabe allzusehr verletzt hatte. Das veränderte Gebetbuch des Tempelvereins, das sich als ein allgemeines „Gebete für Israeliten" ankündigte, erregte Ärgernis durch seinen Anspruch, für die Gesamtjudenheit gelten zu wollen. Der Chacham Bernays ließ in drei Synagogen am Sabbat (1841) jene verketzernde Bekanntmachung erneuern, welche die rabbinischen Drei-Männer bei der Entstehung des Tempels hatten ergehen lassen: daß ein Israelite sich dieses Gebetbuches nicht bedienen dürfe. In der Begründung wurde das verletzende Wort gebraucht: daß dieses noch mehr als das ältere Gebetbuch den Charakter einer mutwilligen, leichtfertigen Behandlung der in den hebräischen Gebeten enthaltenen religiösen Überzeugungen

an sich trage. Diese Bekanntmachung reizte selbstverständlich die Tempelpartei. Damit war von neuem ein heftiger Streit ausgebrochen, der von beiden Seiten mit solcher Leidenschaftlichkeit geführt wurde, daß der Senat beide Parteien zurechtweisen mußte. Der Chacham und der Vorstand seiner Gemeinde verbreiteten das Verdammungsurteil über das Gebetbuch zu Tausenden in vielen Gemeinden, und die Tempelleiter forderten von gesinnungsverwandten Rabbinen und Predigern eine gutachtliche Erklärung über Wert oder Unwert ihrer Neuerungen ein, in der Voraussetzung, daß sie günstig für sie ausfallen wurde. Bei dieser Veranlassung trat die Wandelung zu Tage, welche sich seit zwei Jahrzehnten in den deutschen Gemeinden vollzogen hatte. Während früher nur drei nicht ganz zurechnungsfähige oder zweideutige Rabbinen sich zu Gunsten des Tempel-Ritus ausgesprochen hatten, viele andere aber ihn verurteilt hatten, stimmte beim zweiten Streite nur der Nachbarrabbiner von Altona Bernays zu, während zwölf oder dreizehn sich entschieden gegen ihn aussprachen (Ende 1841). Damals begannen die Flegeljahre der Reform. Junge Rabbiner oder Geistliche, Seelsorger, (wie sie sich lieber nannten), führten das große Wort. Die alten Rabbinen dagegen wagten nicht mehr gegen sie aufzutreten. So schien es, als wenn die deutsche Gesamtjudenheit für Neuerungen im Bethause eingenommen wäre, und nur noch einige Geistesverkommene sich dagegen stemmten.

Der Hamburger Tempelstreit blieb innerhalb seines Herdes ohne Folgen, weil der entsetzliche Brand (Mai 1842) einen großen Teil dieser Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelte und die Aufmerksamkeit von den Parteifehden abzog. Da schlug die reformatorische Flamme von einem anderen Punkte aus und drohte weit zu züngeln. In Frankfurt a. M. gab es seit langer Zeit ungefügige Elemente, die sich mit dem bestehenden Judentume überworfen hatten. Sie hatte ihre Wurzeln teils in der seit 1806 errichteten jüdischen Bildungs-Schule (Philanthropin) und teils in der ersten jüdischen Freimaurerloge. Die Leiter und Lehrer der Schule und die Mitglieder der Loge huldigten einer freien Richtung. Eine Zeitlang bildete Michael Creizenach (geb. 1789, gest. 1842), Lehrer am Philanthropin, den Mittelpunkt für eine unsichtbare Gemeinde. Creizenach, eine ehrliche, verständige, aber trockene Natur, hatte viele Schriften zur Bekämpfung des rabbinisch-talmudischen

Judentums in die Welt gesetzt. Dem Kreise seiner Freunde und Verehrer hatte er eine Art Leidenschaft für Neuerungen und eine tiefe Abneigung gegen das Alte eingeflößt, als er bereits auf der Umkehr begriffen war. Nach seinem Tode traten einige seiner Anhänger zusammen, um eine eigene Gemeinde zu bilden, auf die Gefahr hin, sich als Sekte vom Grundstocke der Judenheit zu trennen. Es waren gebildete Laien, welche durch die eingetretene Zerfahrenheit Richtung und Fühlung verloren hatten oder von falschen Führern mißleitet worden waren. Sie traten zu einem Verein der Reformfreunde (1842) zusammen und stellten ein Bekenntnis auf, das die damals herrschende Unklarheit vergegenwärtigt. Den Talmud wollten sie nicht als Autorität anerkennen. Aber die Bibel? Ja und Nein. „Die mosaische Religion hielten sie einer fortdauernden Entwickelung fähig.“ Von der Messias-Hoffnung sagten sie sich entschieden los, „weil sie ihr Geburtsland für das alleinige Vaterland ansahen.“

Die Reformfreunde angelten nach Gabriel Riesser, der bereits eine anerkannte Persönlichkeit war; er war in der That anfangs zum Beitritt bereit. Das Freiheits-Prinzip, das sein Inneres allein ausfüllte, überwog in Riesser seine gemütliche Anhänglichkeit an das bestehende Judentum. Er war daher entschieden für den einen Punkt des Creizenacher oder Frankfurter Programms: daß es jedem jüdischen Vater unbenommen bleiben sollte, seine Söhne unbeschnitten zu lassen Indessen hatten andere Männer, welche zum Beitritt aufgefordert worden waren, gerade an diesem Punkte Anstoß genommen. Die Urheber des Vereins der Reformfreunde sahen sich daher genötigt, diesen Punkt, sowie die Erklärung gegen die Speisegesetze fallen zu lassen, und von den fünf Punkten ihres ursprünglichen Programms nur zwei festzuhalten: gegen Talmud und Messias. Aber gerade diese Kürzung und Abschwächung des ursprünglichen Bekenntnisses hielt Riesser für eine Inkonsequenz und Mutlosigkeit und entzog seine Teilnahme; dadurch fehlte dem Vereine die Zugkraft; es traten nur wenige bei. So starb er bei der Geburt Selbst einige reformistisch gesinnte junge Rabbinen erklärten sich für die Verbindlichkeit der Beschneidung. Es kam daher zu keiner Sektenspaltung in der deutschen Judenheit, obwohl die Elemente dazu in der Luft steckten und eine unbehagliche Stimmung erzeugten.

Diese Stimmung beherrschte besonders die jüngern Rabbinen, welche selbst über Ziel und Maß der vorzunehmenden Reformen im Unklaren waren, oder in ihren Gemeinden bald auf der einen, bald auf der andern Seite Widerstand fanden und in ihrer Vereinzelung ohne Halt waren. So fand bei Einigen der Aufruf zu einer Rabbiner-Versammlung Anklang. Diese Zusammenkunft von ziemlich gleichgesinnten Rabbinen und Predigern erregte anfangs eine große Spannung; es war das Unbekannte, das stets in seiner Neuheit einen gewissen Reiz ausübt. Indessen kamen doch nur zweiundzwanzig zum ersten Male in Braunschweig zusammen, größtenteils aus Süd- und Westdeutschland. Die Übrigen nahmen eine abwartende Stellung ein. Nur wenige Rabbinen beteiligten sich dabei, welche noch auf dem Boden des durch den Einfluß des Talmud ausgebildeten Judentums standen. Beherrscht wurde die erste Rabbinerversammlung von einem Manne, der alle Eigenschaften besaß, den Bruch zu erweitern und ihn zu einer völligen Spaltung zu treiben; Samuel Holdheim (geb. Kempen 1806, gest. Berlin 1860). Es ist wunderbar und doch so natürlich, daß der Talmudismus, der seine Steigerung und Maßlosigkeit von den polnischen Talmudbeflissenen erhalten hatte, von einem Polen mit schonungslosen Angriffen bekämpft werden sollte.

Mecklenburg-Schwerin, das die Urformen mittelalterlicher Roheit am treuesten bewahrt hat, hatte damals einen Fürsten, den die Laune anwandelte, seine Juden statt frei, freisinnig zu machen. Sie allein sollten alle alten Erinnerungen und Formen gründlich abthun und sich neu gestalten. Ein Oberrat wurde für die Abrichtung der Gemeinden zusammengesetzt, und Holdheim wurde als Landrabbiner berufen (1840), mit einzugreifen und den Neuerungen das rabbinische Siegel aufzudrücken. Hier konnte er sich zwanglos gehen lassen und alles ablegen, was ihm innerlich und äußerlich unbequem war. Er gedachte aber das ganze Judentum in seiner dreifachen Gestaltung aus den biblischen, talmudischen und rabbinischen Bestandteilen umzukehren. Mit seinem vorwiegend von talmudischer Kniffigkeit und wenig von tief religiöser Regung beherrschten Sinne war es Holdheim leicht, die Begriffe zu verwirren, die Gewissen abzustumpfen. Seit Paulus von Tarsus hatte das Judentum nicht einen solchen inneren Feind erlebt, der

dessen ganzen Bau bis auf die Grundfesten erschütterte. Das Judentum bestehe nach seiner Anschauung aus einer innigen Vermischung des Religiös-Sittlichen mit dem Nationalpolitischen. Das Letztere habe mit dem Untergang des jüdischen Staats seine Bedeutung verloren. Welche Gesetze sind national und daher verbraucht? Holdheim nannte alles so, was unbequem erscheint und eine gewisse Entsagung erfordert: Sabbat, jüdische Ehegesetze und selbst die hebräische Sprache. Diese müsse besonders aus dem jüdischen Stamme verbannt werden, weil sie ein nationales Band sei, und um so mehr die Messiashoffnung. Zu dieser Klügelei fügte Holdheim noch eine zweite hinzu in der Behauptung, daß das talmudische Judentum selbst mit dem Ausspruche: „das Gesetz des Staates ist für die Juden ebenfalls Gesetz“ (in bürgerlicher Beziehung), jeden Juden verpflichte, das Religiöse dem jedesmaligen Staate unterzuordnen und zu opfern; das Judentum empfehle seinen eigenen Selbstmord, wenn der Staat ihm die seidene Schnur zuschicke. Holdheim, der Sohn des Talmud, schlug das talmudische Judentum tot mit den Waffen, die er ihm gereicht hatte. Alle Befugnisse und Gewalt, welche ehemals das gesetzgebende Synhedrion gehabt hat oder gehabt haben soll, wollte Holdheim auf den christlichen Staat übertragen wissen, selbst das Recht, Eingriffe in Gewissenssachen zu machen.

Holdheim, von den meisten Mitgliedern der ersten Rabbiner-Versammlung in Braunschweig als talmudische Größe und rücksichtsloser Reformer angestaunt, erlangte ein entschiedenes Übergewicht auf die Beratungen und Beschlüsse derselben. Sie nahm dabei viel weniger auf den Buchstaben und den Geist des Judentums „als auf den Staat, auf die „Hohen deutschen Regierungen“ Rücksicht. Der Talmud wurde von den meisten Mitgliedern als Sündenbock geopfert. Die Beratungen und Beschlüsse der Braunschweiger Rabbiner-Versammlung (Juni 1844) haben indes eine kaum merkliche Wellenbewegung erzeugt. Die Gemeinden kümmerten sich ebenso wenig darum, wie um den Protest von wenig bekannten siebenundsiebzig Rabbinen Deutschlands, Böhmens, Mährens und Ungarns gegen die Beschlüsse.

Vorgänge in der christlichen Welt in derselben Zeit bewiesen mehr als dieser mühsam zusammengebrachte Protest, daß das Judentum mit seinem alten Bekenntnisse noch nicht überflüssig

geworden war. Die Ausstellung des angeblichen heiligen Rockes Jesu in Trier, zu dem mehr als eine Million Katholiken aus allen Ländern wallfahrteten und vor ihm das Knie beugten (August bis Oktober 1844), zeigte, daß das „Zeitbewußtsein" ein trügerischer Maßstab ist. Infolge dieses Übermaßes mittelalterlicher Gläubigkeit entstand in Deutschland eine, wie es anfangs schien, tiefgehende antikatholische Bewegung, angeregt von den katholischen Priestern Ronge und Czerski. Es bildete sich eine deutsch-katholische Kirche (Januar 1845) und neben ihr im Schoße des Protestantismus „lichtfreundliche Gemeinden", welche eine Auflösung des Christentums herbeizuführen drohten. Ein protestantischer Priester in Königsberg hatte sich auf der Kanzel feierlich vom Glauben an die Dreieinigkeit losgesagt. Sobald es Nachahmung fremder Vorgäge gilt, finden sich in der Judenheit stets bereitwillige Liebhaber dafür. Hier und da wurden Stimmen laut, „eine deutsch-jüdische Kirche" nach dem Muster der deutsch-katholischen zu gründen. Diese Bewegung ging von Berlin aus. Hier hatte ein Schönredner, Samuel Stern, ohne Berechtigung durch Wissen in dieser Sache mitzusprechen, Vorlesung über Judentum und jüdische Geschichte gehalten, welche die jüdische Lehre als einen Freibrief für launenhafte Einfälle darstellten. Von ihm angeregt, traten in Berlin einige Zwanzig Gleichgesinnte und Geistesverwandte zu einer Art Kirchenbildung von eigentümlichem Zuschnitt zusammen, eine Reformgenossenschaft (2. April 1845) Die Urheber der Berliner Reformgenossenschaft erließen einen Aufruf an ganz Israel, sich zu einer Synode zusammenzufinden, um eine neue jüdische Religion zu bilden. In ihrem Programme konnten sie selbstverständlich nur Verneinung aufstellen: Verwerfung des Talmud, Verwerfung der Messiaslehre, da sie mit Leib und Seele der Berliner Heimat angehörten, Rückkehr zur heiligen Schrift, aber nicht nach dem Wortlaute, sondern nach dem Geiste. Zu einer Synode, zur Beratung einer Reform, die das Judentum zu einem Abklatsch der lichtfreundlichen Kirche umstempeln sollte, kam es aber nicht. Der Berliner Verein blieb jedoch bei seinem Programm stehen. Dieses sollte durch die in Frankfurt a. M. zusammengetretene zweite Rabbiner-Versammlung (Juli 1845) heilig gesprochen, d. h. als dem Judentum gemäß anerkannt werden.

Diese Versammlung erregte mehr Spannung und leidenschaftliche Wärme als die erste, weil sich von der einen Seite die Berliner Reformgenossenschaft an ihren Zipfel anklammerte und von der andern Seite ein wissenschaftlicher Simmführer sich ihr für einen Augenblick anschloß. Zacharias Frankel (geb. Prag 1801, gest. Breslau 1875), obwohl im Talmudismus erzogen, gehörte nicht zu den Stocktalmudisten. Seine wissenschaftlichen Forschungen und sein kritischer Sinn hatten ihn zur Überzeugung von der Berechtigung, ja der Notwendigkeit mancher Reformen gebracht. In seiner Jugend hatte er einen Strauß mit den Stockfrommen herausgefordert. So war er der Mann der rechten Mitte, ebenso weit von Geiger's und Holdheim's Stürmerei, wie von Raphael Hirsch's Mumienverehrung entfernt. Er stellte ein Prinzip für die Erkenntnis der Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der Neuerungen auf, das lediglich einem Totengerichte ähnlich ist. Er machte damit um so eher Schule, als ihm vermöge seiner Thätigkeit als Rabbiner und seiner Leistungen als Forscher die Führerschaft zuerkannt wurde. Durch diese beiden Schwergewichte einerseits der Berliner Reform und andrerseits der Rücksicht auf Frankels Person hin- und hergezogen, geriet die Versammlung in eine schwankende Lage. Ihr erster, nicht unerwartet erfolgter Beschluß, daß die hebräische Sprache aus dem Gedächtnis und dem Bewußtsein des jüdischen Stammes womöglich ausgelöscht werden müsse, drängte Frankel zum lauten Austreten aus ihren Reihen, und der Beifall, der ihm von verschiedenen Seiten gezollt wurde, brachte es an den Tag, daß die Rabbiner-Versammlung nicht die deutsche Gesamtjudenheit, sondern nur eine kleine rührige Partei vertrat. Ohne es zu merken, hatte die Frankfurter Rabbiner-Versammlung das Gleichgewicht verloren. Mit der Reformgenossenschaft mußte sie Versteckes spielen. Sie mußte deren Schritte laut loben, weil sie sonst auch ihren Stützpunkt in der Reformpartei eingebüßt hätte. Andererseits durfte sie sich doch nicht zu deren Hohlheit bekennen, um nicht das Ansehen in den Gemeinden zu verlieren.

Indessen stieß sich die Reformgenossenschaft nicht an diesem halben Abweisen; sie wußte, daß sie die Tonangeber in der Versammlung und besonders Holdheim auf ihrer Seite hatte. In der Selbsttäuschung, daß sie eine wesenhafte Neugestaltung des Judentums schaffen würde, bildete sie sich zu einer Gemeinde von

etwa zweihundert Mitgliedern und feierte ihre Einweihung (2. April 1846), wobei Holdheim als Hoherprieſter Weihrauchwolken aufſteigen ließ. Sie waren für einander beſtimmt und mußten, wie ſehr ſie ſich auch anfangs ſträubten, einander in die Arme ſinken. So war denn „eine deutſch-jüdiſche Kirche“ aufgebaut mit einem Tempel, Prediger und Gottesdienſt nach einem eigenen Zuſchnitt. Ganz neue Formen wurden im Berliner Reform-Tempel eingeführt. Das Beten mit entblößtem Haupte ſtempelte ihn beſonders zu einem fremdartigen und ſtieß auch innerlich Gleichgeſinnte ab. Das Hebräiſche wurde nur in wenigen Formeln beibehalten. Der Reformtempel nahm überhaupt einen deutſchtümelnden Charakter an und ſtreifte den jüdiſch-kosmopolitiſchen ab. Holdheim hätte vielleicht noch mehr als die freigeſinnten Mitglieder alles jüdiſche Weſen mit einem gewiſſen Fanatismus vertilgt wiſſen wollen. Nicht bloß über das rabbiniſche Judentum und über den Talmud, ſondern auch über die Verpflichtungen, die aus der heiligen Schrift ſtammen, ſetzte er ſich hinweg. Indeſſen zeigte ſich auch in der Reformgemeinde, daß das jüdiſche Selbſtgefühl ſeit Friedländer bedeutende Fortſchritte gemacht hat. Die Reformgenoſſenſchaft hatte das Liebäugeln mit dem Chriſtentume völlig überwunden. Von ihren Mitgliedern, die etwa tauſend Seelen zählen, iſt keines, und auch von ihren Kindern keines zur Kirche übergetreten, wie behauptet wird. Sie will durchaus nicht als geſonderte Sekte gelten, vielmehr in inniger Teilnahme und im Zuſammenhang mit dem jüdiſchen Stamme bleiben. Die Berliner Reformgenoſſenſchaft fand indes in Europa keinen Anklang, doch mehr in Amerika. Denn hier bildeten ſich Gemeinden ſeit den vierziger Jahren aus Mitgliedern mehrerer Herren Ländern, beſonders aus Bayern, Böhmen, Weſt-Deutſchland und aus dem Poſenſchen, welche unter einander keinen Zuſammenhang hatten. Sie gruppierten ſich nicht um einen feſten Kern, wechſelten vielmehr ſtets durch Zufluß und Abfluß und waren nicht an fortgeerbte Traditionen alter Gemeinden und an Rückſichten gebunden. Fand ſich ein Prediger von der Holdheim'ſchen Richtung in einer verfließenden Gemeinde, und ſetzte er ſeinen Eifer ein, durchgreifende Reformen einzuführen, ſo fand er wenig Widerſtand, oder es bildeten ſich neben dieſer Gemeinde eine andere mit wenigen oder gar keinen Reformen.

Im Schoß der Berliner Reformgemeinde hat ſich Lauheit ſchneller eingeſtellt, als ſelbſt ihre Gegner erwarten konnten. Aus Mangel an Betern mußte der Sabbat, der wie bei den Judenchriſten der erſten Jahrhunderte neben dem Sonntag gefeiert werden ſollte, auf dieſen allein beſchränkt werden. Wie es mit dem Beſuch des Sonntagsgottesdienſtes ſteht, gebührt nicht mehr der Geſchichte zu erzählen. Dieſe Lauheit und geringe Teilnahme, welche die Schöpfer ſelbſt erlebt haben, hätte ſie darauf führen müſſen, daß in ihrer Berechnung irgend ein Fehler ſtecken müſſe. Dieſen Fehler in ſeiner Tiefe aufzudecken, ſteht ebenſo wenig der Geſchichtsforſchung zu. In nächſter Nähe bekam die Genoſſenſchaft einen Gegner, den ſie nicht in ihre Berechnung gezogen hatte, und der ihr um ſo gefährlicher wurde, als er nicht bloß mit ſeinem tief eindringlichen Worte, ſondern mit jeder Fiber ſeines Weſens ein Proteſt gegen die durch Komité-Beratung entſtandene Religion der Johannisgaſſe war. Dieſer Gegner war Michael Sachs (geb. Glogau 1808, geſt. Berlin 1864).

Wenn die erzeugende Natur es darauf angelegt hätte, ein allſeitiges Widerſpiel zu Holdheim zu ſchaffen, ſo iſt es ihr mit Sachs gelungen. Äußeres und Inneres, Gang und Sprache, Haltung und Gemütsrichtung, Studium und Charakterbildung, bis auf Gewohnheiten und Liebhabereien, alles war ſo verſchieden an dieſen beiden, daß man ſie auf den erſten Blick nicht als Söhne desſelben Volksſtammes und als Genoſſen desſelben Standes hätte erkennen können. Wenn Holdheim das jüdiſch-polniſche Weſen, durch die talmudiſche Dialektik hochgeſchraubt, darſtellte, ſo erinnerte Michael Sachs an die jüdiſchen Abkömmlinge der pyrenäiſchen Halbinſel, veredelt durch klaſſiſche Formen und äſthetiſchen Sinn. Vermöge ſeiner eigenen Natur und des zwiefachen Zufluſſes für ſein Inneres aus der hebräiſchen und griechiſchen Welt, wurde Sachs eine ideal lautere Perſönlichkeit. Keine Zwieſpältigkeit war in ſeinem Weſen: Fühlen, Denken und Thun war bei ihm aus einem Guſſe. Darum war er ſo unerbittlich ſcharf gegen jede Schauſtelluug und jedes Gepränge, gegen die aufgeblaſene Hohlheit und Eitelkeit und züchtigte ſie mit der Geißel ſeines Wortes.

Das Judentum war ſeinem Herzen das Teuerſte, weil er es als Offenbarung eines die Menſchheit leitenden Gottes betrachtete, und weil es ihm der Inbegriff alles Hohen und Heiligen war; er

ließ es ſich nicht durch die Zeitphiloſophie wegklügeln. Die häßlichen Auswüchſe an der Erſcheinung desſelben überſah Sachs keineswegs, er kannte aber auch ihren Urſprung und glaubte, die Zeit ,die ſie angeſetzt hat, würde ſie wieder wegzehren. Selbſt Hand daran anzulegen, dazu war er zu bedenklich, um nicht beim Ausſcheiden des Siechen und Faulen Geſundes zu verletzen. Er traute ſich und Anderen keine Berechtigung zu, dieſe Ausſcheidung vorzunehmen. Zum Teil ſtammte ſeine Bedenklichkeit gegen eine tiefer gehende Reform aus ſeiner Scheu vor jedem thatkräftigen Eingreifen ins Praktiſche.

Sachs' große Vorzüge und kleine Fehler wieſen ihm den Platz an, auf dem er die ganze Kraft ſeines Geiſtes entfalten konnte; er war nur für die Kanzel geſchaffen. Der überſtrömende Fluß ſeiner Beredtſamkeit, die Tiefe ſeines Gemütes, die Wärme ſeiner Überzeugung, der Zauber, der aus ſeiner Perſönlichkeit ausſtrömte, wenn er als Dolmetſch der Propheten und Agadiſten daſtand, der treffende Witz, der ihm zu Gebote ſtand, der Wohlklang ſeines Organs, die Formenglätte ſeiner Sprache, kurz jeder Zug an ihm machten ihn zum unübertroffenen Kanzelredner ſeiner Zeit, und er hatte auch nur an Mannheimer in Wien einen Ebenbürtigen. Als wäre er von der Vorſehung berufen geweſen, der jüdiſch-deutſchen Kirche in Berlin entgegenzuwirken und einen Gegenpol zu Holdheim's ewiger Verneinung zu bilden, wurde er von der Gemeinde dieſer Stadt zum Prediger und Beiſitzer des Rabbinats gewählt. Hier gelang es ihm das volle jüdiſche Selbſtgefühl, das ihn beſeelte, und den gerechten Stolz, einem ſo alten, edlen Stamme anzugehören, der Gemeinde einzuflößen und ſie von der Nachäfferei, an der ſie ſo lange kränkelte, teilweiſe zu heilen.

Selbſtverſtändlich bekämpfte er die Reformrichtung mit ſeiner ganzen Kraft, er that es offen. Er ſah in Holdheim und deſſen Geſinnungsgenoſſen Fälſcher des Judentums. „Gegen Schimpf und Unglimpf war er gehärtet und gleichgültig". Namentlich von der Kanzel herab ſchwang er die Geißel ſeines vernichtenden Spottes gegen die jüdiſch-deutſche Kirche, welche die Fülle des Judentums von allen Seiten ſo beſchnitten hatte, daß es in einer Nußſchale Raum hatte. Seine Gegner geſtanden ihm zu, daß er ſich nur ehrlicher Waffen bediente. Ein Vergleich zwiſchen Sachs und ſeinem Widerſpiele Holdheim fiel ſtets zu Gunſten des Erſteren aus.

Während der Tempel in der Johannisgasse verödete, füllte sich die Synagoge in der Heydenreutergasse von Woche zu Woche mehr.

Wie zur Hebung und Befestigung des jüdischen Hochgefühls, so trug Sachs auch zur Förderung der jüdischen Wissenschaft bei. Sein Beitrag war aber mehr formeller, als wesenhafter Art. Er hat sie eigentlich nur vorstellungsfähig und für gebildete christliche Kreise zugänglich gemacht. Er verlieh ihr einen poetischen Schimmer, aber auch ein romantisches Halbdunkel. Die vierziger Jahre waren besonders für den vielseitigen Anbau der jüdischen Wissenschaft fruchbar. Die glänzende jüdisch-spanische Geschichtsepoche übte eine besondere Anziehungskraft auf die jüdischen Forscher aus.

Sie war aber nur den jüdischen Forschern und diesen auch nur in rohen Massen und Bruchstücken bekannt. Sachs unternahm es, daraus ein organisches Ganze, ein schönes Gesamtbild zu gestalten. Seine „religiöse Poesie der Juden in Spanien“ (1845) bietet mehr als der Titel anzeigt. In gelungenen, anziehenden Schilderungen führte Sachs die Reihenfolge der Erzeugnisse des jüdischen Geistes von „dem schmerzlichen Beben der aus ihrem lebendigen Zusammenhange gerissenen Glieder“ nach der Zerstörung des einigenden Mittelpunktes durch die Römer bis zur blütenreichen Entfaltung der neuhebräischen Poesie in dem schönen Hispanien. Die gebildete Welt wurde durch Sachs auf den Reichtum und die Schönheit der jüdischen Litteratur im Mittelalter aufmerksam; selbst Heine war davon ergriffen und weihte ihr seine vergoldende Feder.

Aber das Judentum mit seinen Trägern blieb eine unentzifferbare Hieroglyphe, ein dunkles Rätsel, das ein Jahrhundert dem andern ungelöst überlieferte, so lange der „Urfels“ nicht erkannt war, „aus dem es ausgehauen, die Vertiefung, aus der es ausgehöhlt wurde“ —. Nur die tiefere Erkenntnis des Ursprunges, der heiligen Urkunden, konnte das richtige Wort der Lösung geben. Jahrtausende waren verronnen, und die völlige Enträtselung derselben war noch nicht gefunden. Nachdem die heilige Schrift, als Mutter zweier oder dreier Religionen, so lange über die Maßen vergöttert worden war, daß sie als das „Alles in Allem“ galt, war sie seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Mißachtung geraten. Die Schleiermacher'sche Schule hatte das alte Testament vom neuen getrennt und den Zusammenhang zerrissen.

Die vernünftelnde (rationaliſtiſche) Schule ſchenkte zwar den hebräiſchen Urkunden viel Aufmerkſamkeit, aber nur zu dem Zwecke, deren Wert zu verkleinern. Die Kirchlichgeſinnten, Tholuck, Hengſtenberg, Tonangeber in der proteſtantiſchen Welt, ſuchten darin nach falſchem Glanz und, was ſie entdeckten, ſtrichen ſie für das Chriſtentum ein. Im jüdiſchen Kreiſe waren es nur drei, die ſich eingehend mit der Entzifferung der heiligen Schrift beſchäftigten; Krochmal, Luzzato, Sachs; aber ſie haben ſich in ſcheuer Ferne gehalten, um nicht bis zum Sinaï vorzudringen. Erſt einem kindlichen Gemüte iſt es gelungen, den Schleier halb zu lüften, die Sprache der Propheten und Pſalmiſten tiefer verſtändlich zu machen und die Urgeſchichte des jüdiſchen Volkes im rechten Lichte zu zeigen. Mit dem Erſcheinen „der Propheten des alten Bundes“ und „der Geſchichte des Volkes Israel“ (1843 — 1847) von Heinrich Ewald war eine neue Bahn zum Verſtändnis des hebräiſchen Geiſtes und Volkes eröffnet. Der Kerngedanke dieſer Ewald'ſchen Schule iſt, daß der aus Abraham's Samen hervorgegangene Stamm, in der That und Wahrheit ein „Volk Gottes“, der Erde Heilswahrheiten in Fülle bringen ſollte. Die Entfaltung dieſer Wahrheiten zeige ſich im Geſchichtsgange und im Schrifttume der Israeliten.

Aber in demſelben Maße, wie Ewald die Israeliten als Schöpfer des alten und neuen Teſtaments verherrlichte, verachtete er ihre Nachkommen, die Juden, und wollte ſie aus der chriſtlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen wiſſen. Dagegen hat ein Staatsmann und Romanſchriftſteller erſten Ranges den Juden gerade wegen ihrer glorreichen Abſtammung eine hohe Bedeutung beigelegt. Benjamin d'Israeli, ſpäter als leitender Staatsmann von England Lord Beaconsfield genannt, war der Sohn eines Juden. der aus einem gewiſſen Trotz mit ſeiner Familie zum Chriſtentum übergetreten war. D'Israeli Beaconsfield dagegen verhehlte es nicht, daß er ſtolz auf ſeine jüdiſche Abſtammung ſei. In zwei Romanen[1]) hat er die Berechtigung zu dieſem ſtolzen Selbſtbewußtſein begründet. Eine ſeiner Romanfiguren, der aus einer marraniſchen Familie ſtammende Sidonia, welcher den Weltmarkt von Europa beherrſchte und damit auch die europäiſchen Staaten beeinflußte, dem keine

[1]) Die Romane haben den Titel: Coningsby or the new generation 1844, Tancred or the new crusade 1847.

Größe imponierte, weil sie sich mit der Hoheit seines Adels nicht messen könne, führte die Bedeutung seines Stammes auf ein physiologisches Gesetz zurück, weil er unvermischt mit anderen Rassen geblieben sei. Ein Stamm, der die Großmächte der alten Welt überdauert und allen Gewaltmächten in der Geschichte und all ihrer Zerstörungswut bis auf die neueste Zeit Widerstand geleistet hat, könne nicht untergehen. Die verfolgenden gemischten Rassen verschwinden, die reine, wenngleich verfolgte, bleibt. Aus dem Mund einer schönen jüdischen Jungfrau läßt er einem begabten und nach Wahrheit verlangenden christlichen Jüngling gegenüber auseinandersetzen, daß, wenn es eine göttliche Offenbarung gegeben hat, so sei nur der kleine Flecken Erde des heiligen Landes dessen gewürdigt worden, wenn Himmelsboten herniedergestiegen sind, um den Menschen Trost und Belehrung zu bringen, so seien sie in keinem anderen Lande gesehen worden als in diesem. Wenn für die Menschheit ein Erlöser erschienen ist und Apostel ihn mit ihrer frohen Botschaft bekannt gemacht haben, so sind sie lediglich aus dem Schoß des jüdischen Volkes hervorgegangen. Israels Ursprung, Fortbestand in Elend und Erhebung aus der Niedrigkeit in der Gegenwart, bürgen für seine Notwendigkeit auch in der Zukunft. Diesen Gedankengang läßt D'Israeli seine Heldin entwickeln. Dieser Gedanke ist für die Bedeutung des Judentums und seiner Träger viel überzeugender als der, welchen Schwärmer für die fünfte Monarchie zur Zeit der Reformation und Cromwells dafür geltend gemacht haben.

Unerwartet und überwältigend schlug für die europäischen Juden die Stunde der Befreiung mit der Februar- und Märzumwälzung (1848) in Paris, Wien, Berlin, Italien und in anderen Ländern. Ein Freiheitsrausch kam über die europäischen Völker, der hinreißender und wunderbarer war als in den Jahren 1789 und 1830. Mit gebieterischen Forderungen traten sie an die Machthaber. Unter diesen Forderungen befand sich regelmäßig die Judenemanzipation. In allen Volksversammlungen und Kundgebungen wurden die gestern noch verachteten Juden in den Bund der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ eingeschlossen. Was die Heißblütigsten nicht einmal zu hoffen gewagt hatten, trat plötzlich ein: Juden wurden in die Parlamente gewählt mit berate.der Stimme über die Neugestaltung der Staaten. Ein preußisches Landtagsmitglied

hatte seinen Abscheu zu erkennen gegeben, daß ein Jude einst neben ihm Sitz und Stimme haben sollte. Tages darauf erfüllte es sich; Riesser und Veit saßen neben demselben, für die Neugestaltung Deutschlands Rat zu pflegen, und Mannheimer zugleich mit einem Rabbinen alten Schlages und polnischer Tracht (Meisels) berieten die Neugestaltung Österreichs. In West- und Mitteleuropa bis an die Grenze Rußlands und bis an das Gebiet des Papsttums sind die Fesseln für die Juden gefallen. Selbst der russische Kaiser Nikolaus, dem das Wort „Freiheit" in der Seele verhaßt war, hob zum Teil die unter seinem Vorgänger wieder aufgelegten Beschränkungen der russischen Juden auf. Er zeigte den besten Willen, die elende Lage und die moralische Gesunkenheit der etwa eine und eine halbe Million in seinem Reiche wohnenden Bekenner des Judentums zu verbessern. Er hatte Sir Moses Montefiore, welcher für dieselben Fürsprache bei ihm eingelegt hatte, huldvoll aufgenommen und ihm gestattet, Reisen durch das Land zu machen und sich durch den Augenschein von dem Zustande der jüdischen Gemeinden in Rußland und Polen zu überzeugen. Der Kaiser ließ ferner eine Kommission von Rabbinern und jüdischen Notabeln in Petersburg zusammentreten (Mai 1848), welche Verbesserungsvorschläge machen sollte, und befahl die Gründung von zwei Rabbinerschulen im Lande, in welchen die künftigen Rabbiner neben Talmud auch sonst Wissenswertes erlernen und besonders sich die russische Sprache aneignen sollten, um das widerwärtige Kauderwelsch bannen zu helfen.

Wirft man einen Rückblick auf das abgelaufene Jahrhundert, seitdem Dohm, Mirabeau und Gregoire ihre Stimme für die Entfesselung des jüdischen Stammes erhoben haben, so erscheint der Aufschwung desselben wahrhaft wunderbar. In allen zivilisierten und auch halbzivilisierten Ländern auf dem Erdenrunde haben die Juden ihre Knechtsgestalt abgestreift, tragen den Kopf hoch und lassen sich nicht mehr von dem „Hepp-Hepp-Geschrei" der Wichte einschüchtern. Die Versuche, welche in Deutschland und Österreich hin und wieder gemacht wurden, sie wieder in das Ghetto einzusperren, konnten nicht durchgeführt werden. In Frankreich, Holland, Belgien, Dänemark und in Nord-Amerika ist ihre Ebenbürtigkeit bis in die letzten Konsequenzen so vollständig durchgedrungen, daß eine übelwollende Stimme, sie aufzuheben oder auch nur zu

ſchmälern, kein Echo findet. In England hat ſich zwar die Geſetzgebung für ihre vollſtändige Gleichſtellung faſt dreißig Jahre hingezogen (1829—1858), aber nicht weil ihre Würdigkeit angefochten wurde, ſondern weil zur Übernahme von Ehrenämtern eine Eidesformel mit chriſtlichem Bekenntnis vorgeſchrieben war, welche Juden nicht ausſprechen konnten. Sie ſtanden vielmehr ſo hoch in der allgemeinen Achtung, daß das Unterhaus immer und immer ihre Gleichheit zum Geſetz erhoben hat, und das Haus der Lords hat lediglich aus ſeiner Abneigung gegen jede Neuerung die Zuſtimmung verſagt. Nach langem Sträuben gab endlich auch dieſer geſetzgebende Faktor nach, die Eidesformel zu Gunſten der Juden abzuändern. Seitdem wurden hervorragenden Perſonen des jüdiſchen Bekenntniſſes in England die höchſten Ehrenämter übertragen, welche hier noch eine ganz andere Bedeutung haben, als im übrigen Europa, da ſie ihre Inhaber faſt zum Fürſtenrang erheben.

In dem neuentſtandenen Königreich Sardinien und in dem zum Erſtaunen der Staatsmänner und Machthaber durch Garibaldi's „Rothemden" zum Königreich Neu-Italien erweiterten Staate — für deſſen Zuſtandekommen Juden tapfer gekämpft haben —, iſt die Ebenbürtigkeit derſelben ebenfalls eine unanfechtbare Thatſache geworden, welche nur die wütenden Feinde Italiens erſchüttern möchten.

Wollte man den Judenfreſſern Glauben ſchenken, ſo müßte man annehmen, daß die Judenheit neben den pentarchiſchen Großmächten und neben der ſechſten Großmacht, welche mit den gegoſſenen Buchſtaben des Alphabets bewaffnet iſt und die öffentliche Meinung beherrſcht, — daß ſie neben dieſen eine ſiebente Großmacht bilde, welche die Chriſtenheit mit Haut und Haar zu verſchlingen drohe und auch imſtande wäre ſie aufzureiben, wenn nicht Vorkehrungen getroffen würden, dieſe Macht zu brechen. Diejenigen, welche jenes Schreckensgeſpenſt ſpuken laſſen, fürchten ſich zwar am allerwenigſten davor und benutzen es nur als neue Kampfesart; aber ein Kern Wahrheit iſt in dieſem übertreibenden Warnungsruf vorhanden. Die Judenheit in den ziviliſierten Ländern iſt allerdings erſtarkt und gewappnet, nicht zum Angriff, aber zur Abwehr. Die bange Furcht, welche die Judenheit ſeit den böſen Tagen der Kreuzzüge erſchreckt hat, wenn ein übermütiger Chriſtenknabe ſie angefahren hat — was

die Drohung des größten aller Propheten bewahrheitet hat: „Das Rauſchen eines verſcheuchten Blattes wird Euch erſchrecken“ — dieſe Furcht iſt von Jakobs Haus gewichen. Die Geldmacht, welche infolge der veränderten Weltlage jüdiſche Kapitaliſten erreicht und die Geiſtesmacht, welche hervorragende Perſönlichkeiten jüdiſchen Stammes als Staatsmänner, als Künſtler, als Pfleger und Förderer der Wiſſenſchaften und als Wortführer der öffentlichen Meinung in der Preſſe errungen haben, dienen ihren Stammgenoſſen lediglich als Schild vor Gewalt und Unglimpf. So wenig wie die Rothſchild's, die Saſoon's, die Günsburg's, Hirſch und eine Reihe jüdiſcher Kapitals-Inhaber auf Eroberungen ausgehen, ebenſowenig dachten und denken an ſo etwas die jüdiſchen Staatsmänner Cremieux, Johann Jakoby, Eduard Lasker, Ignaz Kuranda und andere jüdiſche Parlamentsmitglieder und Inhaber von Miniſterpoſten oder hohen Ämtern und Würden in England, Frankreich, Italien und Holland. Die jüdiſchen Künſtler erſten Ranges: Meyerbeer, Fromental Halevy, Moſcheles, die Rahel in Frankreich, und die noch lebenden Bühnenhelden, der Romankünſtler Berthold Auerbach und Andere, ſo wie die große Reihe jüdiſcher Akademiker und Univerſitätslehrer, ſeit dem Sturmjahre 1848 aufgetaucht, haben nur bewußt oder unbewußt von den Juden die Schmach der Stumpfheit für Kunſt und Wiſſenſchaft getilgt, mit welcher ihre Todfeinde ſie verläſtert haben.

Ein Schild von weitreichendem Schutze entſtand aus der unheimlichen Nachwirkung des Mittelalters. In Bologna, das zu dem vor Jahrzehnten noch beſtehenden Kirchenſtaate gehörte, hatte eine chriſtliche Magd einem kranken Kinde jüdiſcher Eltern Namens Mortara im zarten Alter die Nottaufe gegeben und erſt nach einigen Jahren einem Geiſtlichen Anzeige davon gemacht (1858). Daraufhin drangen ein Mönch und Gensdarmen in das Haus des Juden, entriſſen den ſechsjährigen Knaben aus den Armen der Eltern, ſchleppten ihn nach Rom und gaben ihm eine chriſtliche Erziehung. Die Mutter des Knaben wurde vor Schmerz wahnſinnig. Alle Schritte, welche der Vater verſuchte, um ſein Kind wiederzuerlangen, waren vergebens. Ein Schrei des Entſetzens erhob ſich überall unter Juden und Chriſten bei der Nachricht von dieſer im Namen der Religion verübten Gewaltthat. Die ganze europäiſche Preſſe und ſelbſt die ruſſiſche — mit Ausnahme der erzkatholiſchen — ſprach einſtimmig das Verdammungsurteil über eine

ſolche Unthat. Aber vergebens haben ſich einige Regierungen und ſelbſt der Kaiſer Napoleon III., deſſen Soldaten damals Rom beſchützten, bei dem Papſte Pius IX. verwendet, das nicht rituel getaufte Kind ſeinen Eltern wiederzugeben. Pio Nono, welcher im Sturmjahr 1848 eine Anwandlung von Liberalismus zeigte und daher als „Zauberer von Rom“ dargeſtellt wurde, ſetzte allen andringenden Beſtürmungen an ihn das verhängnißvolle Wort entgegen: Non possumus. Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich wieder die Einmütigkeit aller Juden in Europa und Amerika, wie bei der Damaskus-Geſchichte achtzehn Jahre vorher.

Dieſe günſtige Stimmung benutzten ſechs junge Männer in Paris, um einen Bruderbund zu ſtiften, welcher ſämtliche Israeliten auf dem Erdenrund umſpannen ſoll: „die allgemeine israelitiſche Verbrüderung“ [1]) (1860). Zweck derſelben ſollte ſein „für die Emanzipation und den moraliſchen Fortſchritt der Israeliten überall thätig zu ſein und eine wirkſame Stütze denen zu leihen, welche in der Eigenſchaft als Israeliten leiden“. Die ſechs jungen Männer waren, ein Kaufmann Charles Netter, ein Advokat Narciſſe Leven, ein Brückeningenieur Jules Carvallo, ein Univerſitätsprofeſſor Eugene Manuel, ein Hülfsrabbiner Ariſtide Aſtrüc und ein Profeſſor an dem Rabbiner-Kollegium Iſidore Cohen. Später ſchloß ſich der glänzende Redner und unermüdliche Verteidiger ſeiner Glaubensgenoſſen Adolph Cremieux dem Verein an, der ihm Gewicht und Anſehen gab und die Glut ſeiner Beredſamkeit und die Unerſchrockenheit ſeines Charakters lieh. Dieſe Verbrüderung fand ſogleich Anklang. Im erſten Jahre ihrer Entſtehung ſchloſſen ſich 850 Mitglieder aus Frankreich, Deutſchland, Öſterreich, England, Italien, Schweiz, Holland, Belgien, Dänemark, Rußland und ſelbſt aus Spanien und der Republik Venezuela an. Der Bund zählt gegenwärtig mehr als 30000 Mitglieder. Er hat ſich als deckender Schild für die Judenheit in kritiſchen Zeitläuften bewährt. — Bei derſelben Gelegenheit der Mortara-Geſchichte und in derſelben Zeit entſtand in Amerika (1861) eine ähnliche Verbrüderung zu einem ähnlichen Zwecke: „die Vereinigung der hebräiſch-amerikaniſchen Gemeinden für die bürgerlichen und religiöſen Rechte der

[1]) L'Alliance israélite universelle

Glaubensgenossen“ [1]). Zehn Jahre später (1871) organisierten einige noch lebende edle Männer in England eine ähnliche Verbindung [2]) zur Fürsorge für leidende Stammgenossen, welche Hand in Hand mit der allgemeinen Allianz geht. Sie zählt mehrere Tausend Teilnehmer, und es gehören dazu auch Mitglieder aus australischen Gemeinden und anderen englischen Kolonien. Auch in Wien entstand eine „israelitische Allianz“ zum Schutz für verfolgte Glaubensgenossen, ins Leben gerufen (1873) von Joseph Wertheimer, Ignaz Kuranda und Moriz Goldschmid. Die Zahl der Mitglieder beträgt fünf Tausend [3]).

Ein solches festes und enges Zusammenhalten war den Erzfeinden der Juden gegenüber, die unsterblich sind, wie die Vorurteile und die Bosheit, durchaus geboten. Der Aufschwung der Juden seit ihrer Entfesselung, welcher die Mißgunst erregte, hat ihnen namentlich in Deutschland und Österreich noch neue Feinde gemacht. Ganz besonders werden sie von einer Partei ingrimmig gehaßt, welche das Mittelalter mit seiner Knechtung und Geistesverdunkelung wieder herbeizuzaubern wünscht. Man nennt sie in Deutschland die kleine, aber mächtige Partei. Ihr Prophet war ein jüdischer Täufling, Friedrich Stahl, welcher ihr einige Gedankenfetzen und Stichwörter geliefert hat, von denen sie zehrt: „die Wissenschaft muß umkehren“ — „Autorität, nicht Majorität“. Zu ihrem Programm gehört auch die systematische Judenhetze. Das Organ dieser Partei [4]) machte das Kreuz zu seinem Symbol, aber nicht die Liebe, nicht die Demut und nicht die Wahrheit zu ihrer Devise. Diese Zeitung steckte mit ihren unverwüstlichen Beschuldigungen und Hetzereien gegen Juden und Judentum Jahr aus Jahr ein verwandte Kreise außerhalb Deutschlands an.

[1]) Union of american Hebrew congregrations on civil and religious rights. Nordamerika zählte im Jahre 1878 etwa 250000 Juden in 278 Gemeinden. Die ersten Gemeinden entstanden im achtzehnten Jahrhundert in New-York und New Port.

[2]) Anglo-Jewish Association in connection with the Alliance I. U.

[3]) Der deutsch-jüdische Gemeindebund, geschaffen von zwei edlen Männern in Leipzig, Kohner und Nachod, hat nicht gleich den genannten drei Verbindungen eine allgemeine Tendenz und hat überhaupt nur ein verschwommenes Programm.

[4]) Die neue preußische Zeitung, gewöhnlich die Kreuzzeitung genannt.

Ein anderer Erzfeind ist für die Juden in den letzten Jahrzehnten aufgetaucht, nicht unter dem Zeichen des Kreuzes, sondern unter der Marke der Rassenüberhebung. Ein Phrasendrechsler hatte in die Tageslitteratur ein zündendes Wort hineingeworfen, daß die angeblichen Abkömmlinge von Sem: Juden, Araber und andere sprachverwandte Völkerschaften — Semiten genannt — an Geisteskraft, Leistungsfähigkeit, schöpferischer Erfindungsgabe tiefer stünden, als die Arier, die indo-europäischen Völkerschaften. Die Semiten oder richtiger die Söhne Israels haben zwar der zivilisierten Welt einen Gott, eine höhere moralische Gesittung und die, eine solche Gesittung immer von neuem weckende heilige Schrift gebracht; aber diese Segensspenden werden von den Wortführern der Rassen-Entzweiung geringer geschätzt, als die Güter der Arier. Aus dieser verderblichen Vorspiegelung entnahmen die Judenfeinde — sie nennen sich Antisemiten — die Berechtigung, die Juden zu ächten, und sie allenfalls in untergeordneter Stellung als Gäste zu dulden, da die Erde und ihre Fülle von Rechtswegen den Ariern gehöre. Dieser künstlich genährte antisemitische Rassenhaß, welcher in Frankreich geboren, in Deutschland großgezogen wurde und überallhin gefördert wird, hat den mittelalterlichen Geist der Beschuldigung gegen die Söhne Jakobs, als Christenmörder, wachgerufen und traurige Scenen zur Folge gehabt. Die seit dem vorigen Jahrhundert in die Gemüter eingepflanzte Humanität soll wieder daraus gebannt werden.

Mit dem Aufschwung und der Verjüngung der Judenheit, als Trägerin einer eigenartigen uralten Lehre, hielt die Verjüngung oder Läuterung dieser Erblehre nicht gleichen Schritt. Zwar sind die Grundwahrheiten des Judentums, ihre segensreichen Wirkungen in der Völkergeschichte, ihre zivilisatorische Bedeutung tiefer erkannt worden. Was auserlesene Geister aus der heiligen Schrift und aus dem wunderbaren Geschichtsgang des jüdischen Volksstammes herausgelesen haben, daß das Judentum ein Apostelamt hat, vermittelst dieser Lehre Licht für die Völker zu sein, ist gegenwärtig ziemlich geläufig geworden. Aber über die Mittel, durch welche die Grundwahrheiten des Judentums lebendig erhalten werden sollen um fernerhin zu wirken, und über das Verhältnis des Religiös-Ritualen, wie es sich geschichtlich kryſtallisiert hat, zum Rein-Religiösen und Sittlichen, ob das Judentum in seiner Abge-

ſchloſſenheit verbleiben ſoll, über dieſe ſchwerwiegenden Fragen gehen die Anſichten weit auseinander, und dieſe Unklarheit hat, wenn auch nicht eine neue Sektenbildung, ſo doch eine Sonderung und Entzweiung erzeugt. Dieſe Frage kann nur die jüdiſche Wiſſenſchaft durch eine noch ernſtere Vertiefung in die Urkunden des Judentums löſen, um genau zu ermitteln, was die Propheten darüber verkündet, und was die jüdiſchen Weiſen zu verſchiedenen Zeiten darüber gelehrt haben.

Für die Wiſſenſchaft des Judentums ſind in den letzten Jahrzehnten mehrere Lehrſtätten in Deutſchland gegründet worden, wo ſie eifriger erforſcht wird, als in den ältern Lehranſtalten in Frankreich und Holland. Durch die hochherzige letztwillige Verfügung des edlen Nachkommen einer rabbiniſchen Familie, Jonas Fränkel, entſtand durch eine geſicherte Stiftung in Breslau das jüdiſch-theologiſche Seminar (1854), welches bereits mehr als hundert Rabbiner und Prediger ausgeſandt hat, um in deutſchen, öſterreichiſchen und amerikaniſchen Gemeinden zu wirken. Ein Jahrzehnt ſpäter wurden in Berlin aus freiwilligen Beiträgen zwei ähnliche Stätten ins Leben gerufen, von denen die eine ſich das „orthodoxe Rabbiner-Seminar“ nennt und die Andere als „Lehranſtalt für die Wiſſenſchaft des Judentums“ bezeichnet wird. In Ungarn hat die Regierung auf Staatskoſten eine Rabbinerſchule für Transleithanien geſchaffen, welche Rabbiner, Prediger und Religionslehrer in ungariſcher Sprache ausbilden ſoll. Dieſe Lehranſtalt, als eine Tochter des Breslauer Seminars, iſt nach demſelben Programm organiſiert und wirkt in demſelben Geiſte.

Dieſe Lehrſtätten für die Wiſſenſchaft des Judentums hätten, wenn ſie der Erforſchung der Wahrheit ernſtlich obliegen, den Beruf des erwarteten Propheten Elias, alle Zweifel zu löſen und beſonders die Frage über Berechtigung, Zuläſſigkeit und Grenzen der Reform zu beantworten, welche eben die Gemüter in der Judenheit entzweit, um ſo die Herzen der Eltern mit den Herzen der Kinder in Eintracht zu verſöhnen.

Ende.

Register.

Seitenzahlen ohne Buchstabenbezeichnung = 1. Band.
b = 2. Band. c = 3. Band.

A.

Abaji Nachmani, b 172, 173.
Abba-Areka (ſ. Rab) b 114, 135 ff.
Abba-Mari de Lunel b 622 ff.
Abbahu, R. b 154, 156 ff.
Ab bet-Din 326, c 509, 646, 648.
Abdallah d. Abaſſide b 286.
Abdallah Ibn Saba b 263.
Abdallah Ibn Salam b 251.
Abdallah Ibn Saura b 252.
Abdallah Ibn Tumart b 449 f.
Abdallah Ibn Ubej b 252, 254.
Abdellatif b. 507, 515 f.
Abdul-Malik, Chalif b 277.
Abdul Medjid, Sultan c 721.
Abdulmumen b 450 f., 491.
Abdurrahman III. Chalif b 345 f., 348 ff.
Abel, Menſchentypus bei den Gnoſtikern b 41.
Abel, Stadt 78.
Abenatar David c 373.
Abenſer Daniel c 505.
Abi-Ajub Jakob c 282.
Abiatar Ibn-Kreskas c 69.
Abiathar, Prieſter 44, 54, 60 f., 72, 80, 85, 196.
Abijam, König 107.
Abila 360.
Abinerglos, adiabeniſcher König 639.
Abiſai 44, 53, 72, 74, 78.
Ablaat, perſiſcher Aſtronom b 140.
Abner 33, 37, 50 f.
Abner von Burgos, Täufling (ſ. Alfonſo Burgenſis) b 653 ff.
Aboab Iſaak de Fonſeca, Prediger in Amſterdam c 376 f., 385, 423.
Aboab, Iſaak, Rabb. in Spanien c 110 f.
Abrabanel, jüd. Geſchlecht in Spanien b 231, 691.
Abrabanel Iſaak, Stammvater c 75, 106 f., 109 f., 112, 116, 119. 124, 143 f., 161, 222, 225 f., 405,
Abrabanel Iſaak, der Jüngere c. 109 119, 144.
Abrabanel Juda c 108, 110, 143, 161, 223 (ſ. Medigo Leon).
Abrabanel Samuel c 109, 144, 161 f., 235, 274.
Abrabanela (Abravanela) Benvenida c 30, 235.
Abraham, Erzvater 2, 70, 117, 254, 270, 284, 304, 630, 648 f., 652.
Abraham aus Granada, Kabbaliſt, c. 14.
Abraham, bekehrter Mönch b 218 f.
Abraham Alfachar b 465.
Abraham, ſpaniſcher Arzt b 572
Abraham Abulafia, Kabbaliſt b 609 ff.
Abraham Bedareſi, Dichter b 570.
Abraham de Beja c 130.
Abraham Ben-Chija b 418.
Abraham Ben-David, Talmudiſt, b 469, 473, 548.
Abraham Ben-Iſaak, Talmudiſt b 492.
Abraham Ben-Salomo c 222.
Abraham Ben-Samuel, Karäer c 469.
Abraham Ibn-Chasdai b 467, 546, 559.
Abraham Ibn-Daud b 453, 466.
Abraham Ibn-Esra b 453, 455 f.
Abraham Ibn-Zarzal, Arzt b 682.
Abraham Levi, Kabbaliſt c 224.
Abraham Senior c 73, 96, 106, 116, 118.
Abraham, chaßidäiſcher Ober-Zaddik c 590
Abravalla, Samuel c 30.
Abſalom 66, 70, 73, 75 f., 80 f.
Abſalom, Oheim Ariſtobuls 488.
Abſalom, Sohn Hyrkans 464.
Abſaloms Denkmal 76.
Abſonderungsgeſetze 282; b 45.
Abtalion (Polion) 492 f., 507, 509, 512, 517 f., 520.
Abu-Afak b 252.
Abu-Amram b 305.
Abu-Bekr, Chalif, b 257, 277.
Abu-Huſſain-Joſeph b 389 ff. (ſ. Joſeph Ibn Nagrela).

Abu-Isa (ſ. Obadja) b 289.
Abu-Ischak al-Elviri, Dichter b 391.
Abu-Ischak Ibrahim Ibn Sahal b 560.
Abu-Kariba Aſſad-Tobban, König von Jemen b 243 f.
Abu-Manſur Samuel Ben-Chananja, Oberhaupt der jüd.-ägypt. Gemeinden b 437 f.
Abu-Sahal Ali, Arzt b 300.
Abu Giafar Ibn-Alg̃ezzar, Arzt b 323.
Abulafia, Name einer ausgebreiteten jüd.-ſpan. Familie b 364, 535, 608, 681.
Abulafia ſ. Abraham Abulafia.
Abulafia Juan Fernando c 91.
Abul-Arab Ibn-Moiſcha, Mohammed. Theolog und Dichter b 495, 507.
Abulhaſſan Abraham Ben-Meir Ibn-Kamnial, jüdiſcher Arzt b 417.
Abulhaſſan Jehuda Ben-Samuel Halevi, Dichter und Philoſoph b 423 ff.
Abulmeni b 518 (ſ. Maimuni Abraham).
Abzeichen für Juden 320, 373, 520 f.
Accentzeichen, hebr. eingeführt ſ. Vokalzeichen.
Abulſari Sahal Ben Mazliach, Karäer b 243
Achab ſ. Ahab.
Achai aus Sabacha b 287.
Achas ſ. Ahas.
Achasja, König von Israel 121.
Achasja, König von Juda 125, 128
Acher (ſ Eliſa Ben-Abuja)
Achija aus Silo, Prophet 97.
Achikam, Sohn Schaphans, 250, 255.
Achimas, Sohn Zadoks 74.
Achiſch, Philiſterkönig 45 f., 48, 50.
Achitophel 61, 66, ff., 70, 71 ff., 74, 94.
Achitub, Enkel Eli's 28.
Achmed I, Sultan c 337.
Achmed Schaitan c 150 f.
Achtzehn Dinge. Abſonderungsgeſetz.
Actiaden, Feſtſpiele in Judäa 525.
Actium, Schlacht bei, 517, 522.
Adalbert, Erzbiſchof in Prag, b 405, 413.
Adam 368, 650. b 41.
Adarſa, Stadt 408.
Adamantius, jüd. Arzt b 190.
Adat Jeſchurun c 623.
Adelsherrſchaft in Judäa 156, 172, 179, 194, 238.
Aden (Arabien), jüd. Gemeinde b 486.
Adiabene 639, 678, 711, b 71, 131
Adida, Stadt 421.
Adler, Bild im Tempel 532, 540.
Adlersthal, Baron von (Wolf Eibeſchütz) c 539.
Adlerzerſtörer 546, 550.
Adojot, talmudiſcher Traktat b 50, 117.
Adolf v. Naſſau, deutſcher Kaiſer b 627 f.
Adonija, Sohn Davids 80 f., 84 f.
Adoniram 87, 100 f.
Adonis (ſ. Baal).
Adora, Stadt 447.
Adraat, Hauptort v. Batanäa b 254 f.
Adullam, Stadt 57.
Achtung der Wiſſenſchaft b 631 f.
Aegypten 2 f., 15, 18, 59, 63 68, 85, 86, 92, 94, 97, 98, 100, 103 f. 106, 136, 139, 142 f., 149, 153, 163, f., 167, 171 f., 174 f., 182 f., 184 f., 187 f, 190 f., 198 f., 201, 210 f., 217 f., 220, 222, 224 f., 228, 231, 233, 239, 241, 244 f., 247, 251 f., 254, 260 f., 263 f., 270, 272, 275, 276 f., 286, 289 f., 292 f., 330, 338 f., 342 f., 345 f., 349, 351 f., 354 359, 360, 371, 376 f., 379, 405, 418, f., 422 f, 425 f., 428, 432, 433, 436, 449 f, 467, 470, 483, 489, 496, 507, 512, 516, 522, 523, 527, 598 f., 603, 604, 620, 624, 646, 659, 669, 707; b 71 f., 246, 261, 360, 488 f., 496, 498 f.
Aegypter 2 f., 184, 232, 598 f., 625.
Aelia Capitolina (Jeruſalem) b 89, 127.
Aeolis 477.
Aemter und Würden der Juden entzogen b 191.
Aethiopien 163, 238, 248, 343, 422, b 246.
Afrika 218, 534, 621.
Agadah 17.
Agag 37 f.
Agobert, Biſchof v. Lyon b 311 ff.
Agrigent, jüd Gemeinde, b 221.
Agrippa I. König 594 f., 597 f., 600, 606 f., 609 f., 612 f., 615 f., 618, 664 f., 695, 698.
„ II. König 617 f., 654 f., 661 f., 667, 669, 675 f., 679 f., 664, 684 f., 687 f., 690, 691 695, 701, 706, 708; b 2, 6, 10 ff.
Agrippa Markus, römiſcher Miniſter 533, 535.
Agrippina, Kaiſerin 655, 660, 662.
Aguilar, Baron de, c 523 f.
Ahab 109 f., 113 f., 116 ff., 121, 124, 126 f., 130, 132, 138, 144, 149, 151, 195

Ahas, König, König v. Juda 165 f., 168 f., 175, 178 f., 181, 190, 195, 221, 336.
Ahasverus 393.
Ahron, Stammvater der Prieſter 3, 20, 28, 106, 152, 221, 322, 367 f., 406, 518.
Ahron aus York b 573.
Ahron Ben-Aſcher, Maſoret b 328 f.
Ahron Ben-Joſeph b 582, 590.
Ahron Ben-Meſchullam b 472, 535.
Ahron Ben-Zion Ibn-Alamani, Rabb. und Arzt b 437.
Ahron Ibn Sargadu b 332 f., 341, 344.
Ahron, Samuel, Karäer c 492.
Ahroniden 89 f., 129, 131, 133, 152, 157, 196 f., 203, 210, 216, 222 f., 241, 249, 290, 294, 308, 317, 320, 322, 325, 363, 385, 398, 486, 512, 562, 564, 667; b 12.
Ahura-Mazda, Lichtgott 334, 336.
Aibu, Sohn Abba-Arekas b 129.
Ailat, Hafenplatz 93, 98, 142, 166.
Aïn-Etam 91.
Ain-Tab, Dorf b. Lydda, b 116.
Airvi, König v. Cranganor b 200.
Aix, in Frankreich, jüd. Gemeinde b 626.
Akbariten, Karäerſekte b 305.
Akiba (Ben Joſeph) b 19, 28, 46 f., 50, 56 ff., 68, 79, 91, 94.
Akkaron (Ekron), Philiſterſtadt 121 f., 124, 441.
Akko 15, 175, 345, 400, 420, 446, 479, 508, 522, 606; b 76, 592 ff. ſ. Ptolemais.
Akkos ſ. Ha-Koz.
Akoſta (d'Akoſta) Uriel c. 424 f.
Akra, Burg. (Baris, Antonia, 313, 359 f., 372 f., 377, 380, 397, 402, 404, 408, 414, 417 f., 436 f., 440, 481, 505, 526, 530, 532, 557, 593, 615, 617, 660, 671 f., 675,
Akra, Stadtteil 698, 711 f., 715.
Akrabatene 661.
Akrabattine 399.
Akropolis ſ. Akra.
Akylas (Aquila), Ueberſetzer der heil. Schrift, b 62 ff., 76, 172, 215.
Alabarch ſ. Arabarch.
Alablak, Schloßfeſtung in Arabien, b 247 f.
Aladhid, letzter fatimid. Chalif, b 489.
Aladil, Bruder Saladins, Sultan b 517, 526.
Alafdal, ägypt. Herrſcher b 517.
Alagon, Blasco de c 103.
Alami, Salomon c 19.
Alarif, Abulkarim Ibn, Weſir des Königs von Granada b 377.
Alaſchkar, Moſe, c 147 f.
Alavi, Don Samuel c 121.
Alba, Herzog c 317.
Albert von Brandenburg c 208 f.
Albigenſer b 524 f.
Albinus, Landpfleger 665 f.
Albo Joſeph c 21, 25 f., 39, 43 ff., 46.
Albrecht II., Erzherzog von Oeſterreich, deutſcher Kaiſer b 627 ff., 634, c 32 f., 49 f., 59.
Albrecht, bayr. Herzog c 56.
Alcandete Pedro Fernandez c 99.
Alebrandus, Biſchof zu Worms b 410.
Aleman Jochanan c 79.
Alenu Gebet c 493, 496.
Aleppo 401 ſ. Böröa.
Aleſſandro, Täufling c 310.
Alexander Balas 116 f.
Alexander, der Große 341 f., 344 f 391, 432.
Alexander I., Jannai 464, 466 f., 469 f, 473, 475, 478, 480, 482, 485, 488.
Alexander II., Sohn Ariſtobuls 481, 491, 493, 495.
Alexander Severus, Kaiſer b 126 f.
Alexander, Sohn Herodes 536 f., 556.
Alexander, Sohn Hyrkans 464.
Alexander Lyſimachus, Arabarch 503, 593, 595 f., 600, 603, 606, 608, 613 f., 619.
Alexander Zebbina 446 f.
Alexander, Zelotenführer 657, 661
Alexander I. von Rußland c 657 f.
Alexander II. Papſt b 400.
Alexander III. Papſt b 460.
Alexander VI. Papſt c 126, 139, 159, 170.
Alexander, König von Polen c 167.
Alexander, Seligmann c 620
Alexandra ſ. Salome A.
Alexandra, Frau Ariſtobuls II. 495.
Alexandra, Tochter Ariſtobuls II. 495.
Alexandra, Tochter Hyrkans 481, 514 f., 517, 524, 525.
Alexandrien 345, 347, 350 f., 353 f., 356, 358, 376, 379, 423, 427 f., 432 f., 450, 473, 496, 523, 528, 593, 597, 600 f., 604, 608, 613, 614, 621, 628, 632, 677 f.; b 3, 7, 72, 190, 489.
Alexandrien, Juden in 422, 473, 499, 537, 601 ff.

Alexandriner 428 f., 523, 531, 598 f., 605, 608, 620, 638, 682.
Alexandrion, Festung 470, 479, 491, 493, 517, 537.
Alexas, Gemahl der Salome 548, 550.
Alexas, Herodianer, b 11.
Alfachar, Abr. Ibn b 465.
Alfachar, Name einer bedeutenden span. jüd. Fam. b 363, 542.
Alfadhel, Wesir Saladins b 507.
Alfonso III., König von Portugal b 588.
Alfonso V., König von Portugal c 75, 107 ff.
Alfonso, Infant von Portugal c 251.
Alfonso II. von Aragonien b 466.
Alfonso VI., König v. Castilien b 393, 395 ff.
Alfonso VII., Raimundez, König v. Castilien u. Aragonien, b 419, 452.
Alfonso VIII. v. Castilien b 465 f., 522, 527.
Alfonso X. der Weise b 573 ff.
Alfonso XI., König v. Spanien, b 638, 649 f., 652 ff., 679.
Alfonso, König von Neapel c 143.
Alfonso Burgensis de Valladolid, Täufling b 654.
Alfonso II. d'Este c 360.
Alfonso de Aragon, Erzbischof c 103.
Alfonso de Ojeda c 90, 92.
Alfonsinische Tafeln b 574; c 129.
Alghazali, Philosoph b 388.
Alghitijun, Führer der Juden von Jathrib b 246.
Alguades Meïr c 5, 9, 11, 13.
Alhakem, maur. Chalif b 354, 364 ff., 392.
Ali, almoravid. Herrscher in Spanien b 417.
Ali, Feldherr Mohammeds, b 258, 263.
Ali Ibn Isa, Wesir b 333, 339.
Alkabez Salomo c 268.
Alkabri, Rabbanite b 400.
Alkadir, Chalif des Ostens b 362.
Alkamel, Leibarzt b 519.
Akimos (Jakim), Hoherpriester 405 f., 409 f., 412, 414, 424.
Allegorie 631 f.; b 47 f., 620 f.
Allerheiligstes des Tempels 88, 377 f., 487.
Alliance Israélite universelle c. 746.
Allianz, israelitische, Wiener c. 747.
Allobroger 556.
Alyates 218.
Almagest b 299.
Almahdi s. Ubaid Allah b 322.
Almansur Abugafar, Chalif b 289.
Almansur Abu-Jussuf Jakub b 529.
Almamum, Chalif b 299 f. 304.
Almeida, Lope de c 109.
Almeria, span. Küstenstadt b 380, 491.
Almohaden (Almowachiden), moham. Sekte b 450 f. 491.
Almoraviden, afrikan. Stamm b 398, 417, 449 f.
Almotassem, Fürst v. Almeria b 391.
Almuktadir, Chalif b 325, 333.
Almuktafi, Mohammed. Chalif b 485.
Almutadhid, Chalif c 324.
Almutammed Ibn Abbad, König von Sevilla b 396 ff.
Almutawakkil, Chalif b 320.
Alradhi, Chalif b 339.
Alroy David b 485.
Alsaid Ibn Sina Almulk, Dichter b 507.
Alteca Boteca c 8.
Altfromme c 682, 685, 712.
Alt-Tyrus 175.
Alvalensi Samuel c 146, 148.
Alvar Nunez Don, b 652.
Alvarez de Villasandino, Alfonso, c 3.
Alypius aus Antiochien b 181.
Amalarich von Bena, Religionsphilosoph b 525.
Amalasuntha, Tochter Theodorichs b 223.
Amalek 37 f.
Amalekiter 37 f., 48 f.
Amasa 70, 74, 76 f., 78.
Amasia, Stadt in Kleinasien c 28.
Amasis 264, 276.
Amatus Luzitanus, c 293, 302, 322.
Amazia, König 136 f., 139, 143, 146 f., 166
Ambrosius, Bischof v. Mailand b 185 ff.
Amemar-Bar-Mar-Janka b 196, 199.
Amerika, Entdeckung c 120.
Amerika, Juden in c 540, 737, 741.
Amescha-Spentas 335.
Ami, Schulhaupt b 146, 154.
Ammaus 10 (s. Emmaus).
Ammon (s. Ammoniter).
Ammoniter 16, 20 f., 29, 35, 63, 64 f., 94, 201, 240, 244, 253, 258, 259, 260, 299, 300, 303, 315, 319, 377, 399.
Ammonitis s. Ammoniter.
Amnon, Sohn Davids 66 ff., 80, 136, 343.
Amolo, Bischof v. Lyon b 316 f.
Amon, König von Juda 200.
Amora, Amoräer (Erklärer) b 129. 282, 290.
Amos, Prophet 141, 144 f., 147 f., 150, 154, 157, 168, 201.

Amram, Vater Moſe's 2.
Amram Ben Iſaak Ibn Schalbib b 393, 396 f.
Amſterdam, Juden in c 364, 379 ff., 433, 439 ff., 476, 498, 514.
Amuleten c 503, 512, 525 f.
Anahita 338.
Anan, Exilsfürſt 136.
Anan, Familie 656.
Anan, Hoherprieſter 562.
Anan, Sohn Ananias, Hoherprieſter 665 f., 683, 689, 701 f.
Anan, Stifter d. Karäerſekte b 288 f., 328.
Anan und Kaiphas aus der Unterwelt entflohen c 490.
Ananel 512, 514, 528.
Anania, Jüngling am Perſerhof 391.
Anania, Kaufmann in Adiabene 640.
Anania, Sohn Onias IV. 449 f., 467.
Anania, Prieſter 675.
Ananias, Vater Anans 665.
Ananias Ben-Nebedai, Hoherprieſter 618.
Anatoth, Stadt 203 f., 222, 226, 246.
Anawitenkreis 197, 271.
Ancona, Juden in c 274, 297, 300, 311.
Andaluſien b 346 ff., 362 ff., 451, 465.
Andrade, Abraham c 640, 643.
Andramyttium 477, 490.
Andreas, Führer der kyren. Aufſtändiſchen b 72.
Andreas, Apoſtel, Sohn Jonas 579.
Andreas, König v. Ungarn b 533 f.
Andromachus, Erzieher der Söhne Herodes 528.
Andromachus, Statthalter von Cöleſyrien 342.
Andron 601.
Andronikus, Sohn Meſſalems 432.
Andronikus, Statthalter des Antiochus-Epiphanes 374.
Anglo-Jewiſh Aſſociation c 747.
Angro-Mainyus (Ahriman) 334 ff.
Anilai 621 f.
Anna, Königin von England c 506.
Anna, Mutter Samuels 24.
An-Naſir, Beiname des Chalifen Abdul-Rahman III. b 346.
Anthedon 612.
Antichriſt c 31.
Antigonos, Feldherr Alexander des Großen 344 f.
Antigonos, König 488, 493, 495, 497, 504 f., 507 f., 510 f., 516.
Antigonos, Lehrweiſer 348.
Antigonos, Sohn Hyrkans I. 449, 464 f.
Antilibanon 10.
Antimaimuniſten b 535 ff.
Antiochenſer 371, 381.
Antiochien 346 f., 352, 362, 366, 374, 382, 404, 407 f., 419, 500, 513, 532, 620, 645, 651, 653, 679, 681; b 3, 74, 76, 186, 190, 193, 213, 216 f.
Antiochien, Juden in 346, 417.
Antiochus Epiphanes 361, 369 f., 372, 374 f., 377, 380 f., 383 f., 386, 388 f., 391, 394, 397, 399, 401 f., 404 f., 414, 423, 432, 444, 448, 487, 597, 620.
Antiochus der Große 352, 359 f., 423, 445.
Antiochus V. Eupator 401 f., 412, 416.
Antiochus VIII. Grypos 446, 448, 467.
Antiochus IX. Kykikenos 446, 448 f., 467.
Antiochus, Bala's Sohn 419.
Antiochus Sidetes 438, 440, 443 f., 446.
Antiochus v. Kommagene 607, 613, 616.
Antiochus, Vater des Numenios 438.
Antipas, Sohn d. Herodes 540.
Antipas, Vater Antipaters 482.
Antipater, Vater des Herodes 482 f., 485, 487, 491, 494 f., 497, 498 f., 500 f., 503 f.
Antipater, Herodes Sohn 536 f., 539, 547 f.
Antipater, Sohn des Jaſon 438.
Antipatris, Stadt 680.
Antiſemitismus c 748.
Antitalmudiſten c 531.
Antitrinitarier ſ. Unitarier.
Anton, Karl, Täufling c 529.
Antonia, die jüngere, Tochter Mark Anton's 593, 596.
Antonia, Burg 526 (ſ. Akra).
Antoninus Pius b 99, 110.
Antoninus Philoſophus ſ. Marc Aurel.
Antonio, portug. Prinz c 415.
Antonius Marcus 504 f., 508 f., 511 f., 514 f., 517 f., 522, 526, 599.
Antonius Julius, Prokonſul 534.
Antonius Julianus, röm. Redner b 85.
Antonius Lucius 496.
Anzarbi, arab. Arzt b 300.
Apamea, Stadt 477, 490, 597.
Apelles, ſyr. Aufſeher 385.
Aper, Beiname Diokletians b 154.
Aphrodite 338.
Aphta, Stadt 701.
Apion 599, 602, 605, 637.
Apis (Abir)-Cultus 105, 343.
Apokryphen b 192.
Apollonios Daos 418.
Apollonios Molo 489, 597.

Apollonios, Oberhaupt von Cöleſyrien 365, 373, 388.
Apollos aus Alexandrien 652.
Apoſtel, chriſtliche 643, 652 f.; b 63.
Apoſtel, Sendboten jüd. Patriarchen b 128.
Apoſtolé, (Beitrag für Patriarchen) b 128, 169.
Appian, Geſchichtsſchreiber b 72.
Apries ſ. Hofra.
Aquila ſ. Akylas.
Arabarch 427, 499, 522 f, 531, 593, 595 f., 600, 603 f., 606, 608 f., 613 f., 619, 636.
Arabien Juden in 142, 648; b 237 ff.
Arach, Familie 299.
Aradus 389.
Aram, Land (Syrien) 92, 109, 118, 166, 184, 219.
Arama Iſaak c 104.
Aramäer 10, 63, 121, 135, 137 f., 143, 164.
Arbela 456, 507.
Arbues de Epila, Inquiſitor c 99, 102 ff., 123.
Archelaus, Julius, Sohn Chelkias 613.
Archelaus, König von Kappadocien 536.
Archelaus, Sohn d. Herodes 548 f., 550 f., 555 f.
Archirabbiner c 168.
Archiſynagogos 621.
Archont 621.
Ardaſchir, Begründer des Saſſanidenreichs b 126, 141.
Ardaſchir, Stadt in Babylonien b 133.
Areobindus, Juſtinians Miniſter b 215.
Aretas, König, Philodemos 620.
Aretas, König der Nabatäer 478, 482 f., 491, 554, 593 f.
Argentière, jüd. Gemeinde b 626.
Argun, Groß-Khan der Mongolen in Perſien b 600, 605 ff.
Arianer b 222, 232 f.
Arier c 748.
Ariſteas 628.
Ariſteasbrief 326.
Ariſtides, Kirchenlehrer b 98.
Ariſtobul I., Sohn Hyrkans 449, 464 f.
Ariſtobul II., Sohn der Salome 478 f., 481 f., 484 f., 488 f., 491, 495, 497, 499, 504.
Ariſtobul, Vater Agrippas I. 536 f., 595.
Ariſtobul, Bruder Agrippas I. 595, 616, 618.
Ariſtobul, Enkel Hyrkans II. 513 f.
Ariſtoteles' Philoſophie b 509 f. 511, c 10, 77, 339.
Arkadius, oſtröm. Kaiſer b 187 f.
Armenien Juden in 389, 401, 479, 622; b 71.
Armenweſen 210, 212, 325, 364.
Arles, jüd. Gemeinde b 225.
Armleder, Führer der Bauern in Elſaß und Schwaben gegen die Juden b 664.
Arna, der Jebuſiter 70.
Arnim, Achim v. c 662.
Arnold, Erzbiſchof v. Köln b 446.
Arnold v. Breſcia b 458.
Arnold, Mönch v. Citeaux b 524 f., 527.
Arnold aus Tongern c 172.
Arnon, Fluß 135, 450.
Arnſtein, Fanny von c 662.
Arſaces, Satrap von Parthien 389.
Artaban II., König von Parthien 622.
Artaban, letzter Partherkönig aus dem Hauſe der Arſaciden b 136, 141.
Artaxerxes I. 303, 307 f., 310, 313, 317 f., 322.
Artaxerxes II. 338.
Artaxerxes III. 338.
Artaxias 389, 401.
Artemion b 73.
„Ar-Rabbi Mor" von Portugal, Oberrabbiner b 701 f.
Arzneikunſt der Juden c 18, 48, 69, 75, 82, 155, 159.
Arzneikunſt der Juden verboten b 571 f.
Aruch, Talmud-Lexikon b 405.
Aruchi, David ſ. Alroy David.
Aſael 44.
Aſaria, Jüngling am Hof 391.
Aſaria, Sohn Amazias ſ. Uſiea.
Aſaria, Sohn Abu Huſſain-Joſephs b 391.
Aſaria, Sohn Zadoks 90, 140.
Aſarja dei Roſſi c 325 ff.
Aſkalon, 482, 498; b 484.
Aſchdod (Azotus) 22, 183, 187, 320, 409, 418, 441, 450.
Aſcher Ben-Jechiel, Talmudiſt b 627 ff., 636 f.; c 325.
Aſcher Ben-Meſchullam aus Lünel b 472.
Aſcher, Stamm 5, 88, 93, 168.
Aſcher aus Udine, Täufling c 305.
Aſcheri ſ. Aſcher B.-Jechiel.
Aſcheriden, Söhne Aſcheris b 657 ff.
Aſchi, Schulhaupt b 195 ff.
Aſchkenaſi, Chacham Zewi c 513 515.
Aſchkenaſi, Salomon c 318, 320 f., 335 ff., 346.
Aſchmodai, Teufel 335.
Aſchura, moham. Faſttag b 251.

Aſerbeidſan, Landſchaft b 485.
Aſiaten 620.
Aſien 345, 370, 401, 484, 488, 495, 534, 625.
Aſinai 621 f.
Aſklepiodorus, Rechtslehrer zu Neapel b 223.
Aſriel aus Gerona, Kabbaliſt b 549 ff.
Aßa, König 107, 109.
Aſſad, jüd. Geſetzeslehrer b 244.
Aßaph, Levite 28, 294.
Aßaphiden, Sängerfamilie 28. 252.
Aſſer-Haddon, Sohn Sanheribs 198 f.
Aſſaſſinen, fanatiſche moham. Sekte b 485, 607.
Aſſer, Moſe c 261, 624.
Aſſi, R., Schulhaupt b 146, 154.
Aſſidäer, Chaßidäer 363 f., 367, 384, 386, 405 f., 412, 453, 458 f.
Aſſidäer neue, ſ. Neu-Chaßidäer.
Aſſur ſ. Aſſyrien.
Aſſyrien 94, 163 f, 166, 168, 171 f., 174 f., 182 f., 191, 199, 201, 217 f., 224 f., 235.
Aſſyrier 153, 155, 158, 164, 166 f., 170, 175, 183, 185 f., 188, 191, 193, 201 f., 226, 228.
Aſtarte 17, 26 f., 47, 97, 109, 110 f., 113 f., 122, 128, 130, 132, 157, 182, 195 f., 200, 216.
Aſti in Piemont, jüd. Gemeinde b 712
Aſtrüc, Don de Lünel (Abba Mari) b 622.
Aſtrüc Levi c 21, 25 f.
Aſtrüc Raimuch aus Fraga Täufling c 3.
Athalja 120, 124, 127 ff., 130, 132 f., 195 f.
Athenion, Günſtling Ptolemäus III. b 349 f.
Athen 370, 423, 612, 622.
Athias Iſaak, Rabbiner in Hamburg c 382.
Athronges 554 f.
Atias, Iſaak da Coſta c 624.
Attalos 370, 416.
Attamander, Koſaken c 393.
Auerbach, Berthold c 745.
Auerbach, Jakob, Prediger c 684.
Auferſtehungsglaube 281, 331, 338, 455, 515, 546, 647, 650; b 47, 146.
Aufklärung c 555 f., 583, 597, 602 f., 604, 623, 686.
Aufſtand Judäas gegen Rom unter Kaiſer Nero 672 ff.
Aufſtand Judäas gegen Rom unter Hadrian b 79 ff.
Aufſtand Judäas gegen Rom unter Severus b 121 f.
Aufſtand Judäas gegen Rom unter Conſtantius b 167 f.
Aufſtand Judäas gegen Rom unter Heraklius b 217 f.
Augenſpiegel, Reuchlin's Schrift c 190 ff., 193 f., 196 f., 199, 201, 204, 218.
Augsburg, jüd. Gemeinde b 673, 675, c 49.
Auguſtinus, Kirchenvater b 193.
Auguſtus ſ. Oktavian
Auranitis, Landſchaft 527, 549, 612, 648, 662 Hauran.
Aurelianus, Kaiſer b 145.
Aus, arabiſcher Stamm b 246 ff.
Auslegung des Geſetzes (Midraſch) 328, 454.
Auslegungsregeln für die heilige Schrift 519; b 58, 60 f, 106.
Auswanderung aus Judäa 562.
Autoda-Fé, Scheiterhaufen für Ketzer c 99, 484 f.
Aveſta ſ. Zend-Aveſta.
Avignon, jüd. Gemeinde b 626, 712; c 283, 310 f., 543. Avignoneſen c 615.
Avignon, Konzil von, b 526.
Avila, (Spanien) jüd. Gemeinde b 588, 612 f.
Avitus v. Arverna, Biſchof b 227 f.
Avran 375.
Ayllon, Salomo c 513 ff.
Az-Zahara, Reſidenz Al-Hakems b 365.
Aziz, König v. Emeſa 655.
Azotus ſ. Aſchdod.
Azzolino c 479.

B.

Baal (Adonis), Gottheit und Cultus 17, 21, 26 f., 106, 110, 112 f., 116 f., 120, 122 f., 124, 127 f., 129, 131, 135 f., 143, 148 f., 151, 157, 172, 195, 200, 288.
Baalbekiten, karäiſche Sekte b 305.
Baal-Perazim 57.
Baal-Schem c 583.
Baal-Zebub 121 f.
Baalis, ammonitiſcher König 253, 258.
Babel Babylon, 172, 181, 199, 229, 232. 240, 243, 247, 250, 256, 259, 266, 272 ff., 275 f., 282, 285, 288 f., 292, 338.
Babylon, Spitzname für Rom b 36.

Babylonien 91, 217, 224 f., 222, 239 f., 242, 251, 255 f., 262, 264 ff., 269 f., 272, 274 ff., 282, 288 f., 291 f., 300, 302, 313, 343, 346 f., 361, 476 f., 506, 512, 517, 611, 621, 678, b 131 f., 195 f., 263, 320, 342, 376.
Babylonier 169, 191, 198, 202, 274, 288, 512 f, 517, 520, 622, 638, 678.
Babylonische Synhedrin b 107, 108.
„Babylonischer Talmud" b 197 f., 200 ff. s. Talmud.
Bacchus 354, 604.
Bachja Ben, Joseph Ibn-Pakuda b 388, 469.
Bachiel Ibn Alkonstantini, Leibarzt des König von Aragonien b 541 f.
Bachurim, Stadt 72 f.
Bachurim, Talmudjünger c 549, 563, 567, 592, 596, 685, 693.
Baden, Juden in c 653.
Badis, König b 379 f., 389.
Baermann, Isaschar c 497.
Baescha, König 107.
Bagdad Juden in b 286, 299, 321, 324 f., 484 f., 597, 607.
Bagoas (Bagosis) Eunuche 339 537,
Bahir, pseudoepigr. Schrift b 556.
Bahram Tschubin, Feldherr b 211.
Bajazet I. c 122, 156.
Bajazet II. c 126, 154.
Bakchides 406, 409, 411, 413 ff.
Baktrien 287, 338.
Balangar, chasarische Hauptstadt b 297.
Balasch, Staffanida b 200.
Balbus, Titus Ampius 496.
Balduin, Erzbischof von Kanterbury b 478.
Balkin b 379, 389.
Balmes, Abraham de c 160, 217, 222.
Balsam von Gilead 10, 235.
Balsam von Jericho 515, 677; b 11.
Balthasar, Jesuitenprovinzial von Malabar c 482.
Bamberg, Juden in c 669.
Bank von Hamburg s Hamburg.
Bann 441; b 23 f., 269 f., 461, 532, 537 f., 596, 630 ff.; c 441, 532, 590.
Banus, Einsiedler 686.
Baptista, Johannes c 289.
Bar, Stadt c 398.
Barachja, Sohn Jacob Querido's c. 509.
Bar-Aschtor, Proselite b 124.
Barak, Richterheld 19.
Barbarossa c 251.
Bar-Chanina, Lehrer des Kirchenvaters Hieronymus b 192.
Barcelona, jüdische Gemeinde b 466 f., 577 ff., 626, 630 ff., 707 f.
Bar-Eleasar b 115.
Bar-Giora, Simon s. Simon B.-G.
Baris s. Akra.
Bar-Kappara s. Simon B.-K.
Bar-Kocheba (Kosiba) b 79 ff.
Bar-Kosiba s. Bar-Kocheba.
Bar-Kosiba-Münzen b 82.
Barnabas, Apostel b 77.
Barnave c 614.
Barrios, Miguel de c 503.
Bartholomäusnacht c 319.
Bart abschneiden den Juden verboten. c 18.
Baruch v. Benevent c 224.
Baruch Loeb s. Börne.
Baruch, Sohn Ibn-Albalias b 399, 424.
Baruch, Sohn Nerijas 228 f., 247, 252, 257, 259 f., 270 f.
Barzapharnes 505.
Basan, Landschaft 19, 135, 527 f., 549, 567; b 254.
Baschan s. Basan.
Basel, jüdische Gemeinde b 613, 670.
Basilius der Makedonier b 319.
Basnage, Jacob c 498 ff., 641, 697.
Baßra, jüdische Gemeinde b 487.
Bassus, Statthalter 602; b 4, 5.
Batanaea s. Basan 549.
Bathori Stephan c 346.
Bathseba 64 ff., 80 f.
Bathyrener 675.
Bati Bar-Tabi b 152.
Baukunst 59.
Bayern, Juden in c 657.
Beaconsfield, Lord s. d'Israeli
Beatrice s. Gracia Mendesia.
Beatriz v. Portugal, Königin b 701.
Bedaresi, s. Abr. Jedajo Bed.
Bedr, Schlacht bei b 253.
Beer, Dob aus Mizricz c 585 f.
Behaim, Martin von c 129.
Beja, Abraham de c 130.
Bekiin, Stadt b 20.
Bel s. Baal.
Bela IV., König v. Ungarn b 585.
Beliar 516 f.
Belisar b 223.
Bellosa (Mirjam), Grabschrift der Tortosa b 231.
Belmonte, Jakob Israel c 364.
Beltis 338.
Belustempel 290
Bel-Zebul s. Baal-Zebub.

Belzyce, Jacob von c 350.
Ben-Adret, ſ, Salomo B-A.
Benajahu, Feldherr 61, 72, 84 f.
Ben-Aſaï b 43.
Ben-Dama b 37.
Ben-David, Name für Meſſias.
Ben-David Lazarus c 597, 632.
Bene-Amri, Stamm 413.
Bene-Baba 525.
Bene-Bathyra 513, 520.
Bene-Berak, Stadt b 60.
Benedikt, Jude aus York b 479 f.
Benedikt XII., Papſt b 665
Benedikt XIII., Gegenpapſt c 5, 9, 15, 20, 22 ff., 26, 30, 43, 51.
Bene-Haiman, Exilarchenfamilie b 340.
Ben-Hadad I., 109, 118 ff.
" II., 124 f.
" III., 135 f.
Ben-Hinnam (Hinnom), Thal ſ Hinnom und Geenna.
Ben-Israel, Joſeph c 369.
Ben-Israel, Manaſſe ſ. M.
Benet Mardochaï c 686.
Benjamin, Stamm 6 f., 20, 24, 28, 31, 33, 38, 50, 56, 95, 102, 177, 203, 237, 265, 290, 325, 646.
Benjamin von Tudela b 467.
Benjamin Nahawendi, Karäer b 301 f.
Benjamin, von Tiberias b 217, 219.
Benjaminiten 35, 50, 52, 54, 62, 71, 73, 77 f., 85, 102 f., 237, 239, 292, 374.
Ben-Kafron b 357.
Ben-Lakiſch ſ. Simon B.-L.
Ben-Seeb 659.
Ben-Soma b 43.
Ben-Tabel 166; b 40.
Benu-Aus, arabiſcher Stamm b 239,243.
Benu-Bachdal, jüdiſch-arab. Stamm b 238.
Benu-Kainukaa, jüd.-arab. Stamm, b 239, 251, 253 f
Benu-Kinanah, arab. Stamm b 243.
Benu-Kuraiza, jüd.-arab. Stamm b 238 f., 253, 256 f.
Benu-Nadhir, jüd.-arab. Stamm b 238 f., 253, 255 f.
Benvenida, Abrabanela c 162, 235, 274.
Benveniſte Name einer angeſehenen ſpaniſch-jüdiſchen Familie b 364, 467, 528.
" Abraham, c 36, 47, 158, 69.
" della Caballeria Bonafus c 26
" Don Jehuda c 158.
" Don Joſeph c 69.
Benveniſte Ibn-Labi, Don Salomo c 12.
" Todros c 26.
" Ibn-Labi, Don Vidal c 21, 23, 25 f., 37, 39, 69.
Berab, Jakob c 147, 167, 261, 266.
Berachja, Ben-Natronaï, Nakdan, Fabeldichter b 559.
Berechja Berachja, Sohn Querido's c 509, 530.
Beredtſamkeit, prophetiſche 146, 149.
Berenice, Tochter Salomes 536, 595.
— Tochter Agrippa's I., Königin 655, 671, 673, 675, 688, 690, 706 f., 714 f., b 2, 10 ff.
Berenike, Stadt, 535.
Bergfeuerzeichen 662.
Berlin, Juden in c 184, 481, 512, 593, 599, 602 605, 608, 627.
Bernal, Brüder Märtyrer c. 440.
Bernaldez, Andreas c. 117.
Bernardinus von Feltre c 81 ff.
Bernardinus von Siena c 55.
Bernardo, Fratre c 229.
Bernays Iſaak c 687, 730 f.
Bernhard v. Clairvaux b 443 ff.
Berſeba 11, 49, 63, 94, 117, 234.
Berr, Iſaak c 610, 614, 617, f. 640, 642 f.
Berr, Michel c 640, 651.
Berthold, Biſchof v. Straßburg b 670.
Berthold Egoltſpecht von Regensburg b 673.
Bertinoro, Obadja da c 152 f.
Bertrand du Guesclin b 687, 689.
Beruf Israels 208, 284 f., 570, 634.
Beruria (Valeria), Gattin R' Meïrs b 101.
Berythus 537, 612, b 2.
Beſcht ſ. Iſrael v. Miedziboz
Beſchneidung 381, 622, 651; b 31.
Beſchuldigungen gegen Juden, falſche 378, c 273, 275, 278.
Beſeſſenheit 461.
Bet-Beltis 662.
Bethanien 584, 658, 698.
Bethar, Feſtung b 85.
Betharam (Betharamta, Livias) Stadt 10, 554.
Bethäuſer (Synagoge, Proſeuche) 273, 301, 330.
Bethel 11, 105 f., 110, 143, 145 ff., 172, 199, 216.
Bethlehem 41 f., 57, 306, 585, 589.
Beth-Maon 687.
Bethome, Feſtung 470.
Bethoron 388, 408, 680.

Bethphage 698.
Bethramta, ſ. Betharam.
Beth-Saïda 568, 581.
Beth-Schemeſch 137.
Bethſur 396 f., 399, 403, 416, 419, 436.
Beth-Zacharja 403.
Bet-Jakob, Tempel v. Amſterdam c 369.
Betſan (Betſchean, Bethſan Skythopolis 351, 420, 449 f., 488, 677.
Bet-Schearim, Sitz des Synhedrium b 113.
Beugnot c 651.
Bezetha 615, 671, 680, 698, 711.
Beziers, jüd. Gemeinde b 225, 318, 471, 458, 524 f., 538.
Bibago, Abraham c 69.
Bibel, heilige Schrift 564 f; b 208. 281, c 566, 592 618, 710 f.
Bibelforſchung b 293, 329, 455 f. 488 f. 491, 553.
Bibeltext b 207 ff., 294 f., 329 f., 382 f., 403 f., 441 f., 456, c 188.
Bibel-Ueberſetzung ſ. Ueberſetzung.
Bibliotheka Rabbinika c 220.
Biblos, Stadt 87, 527.
Bidkar 126.
Bilderdienſt 339.
Bileam, b 102, Spitzname für Paulus b 35.
Bing, Jeſaja c 611.
Birah ſ. Akra.
Biſchofswerder c 601.
Blanes, Juda de c 160.
Blanca, Prinzeſſin v. Bourbon b 682 f. 685 f.
Blanche, Königin-Mutter v Frankreich b 569.
Blandrata c 349.
Blois, Märtyrer von b 461 f.
Blutbeſchuldigung gegen Juden 32, 59, 61, 70 f., 73, 83, 163, 215, b 462, 486, 561, 575 f., 598, c 273, 275, 278, 420, 487, 489, 491, 494 f., 534, 546 f., 715, 718, 719.
Boaz-Säule 88,
Boaz, Mannesname 306, 405, 413.
Bodo, Puoto jüdiſcher Proſelyt b 314.
Böhm, Jakob c 407.
Böhmen, Juden in b 408, 413, c 274, 306, 524.
Börne, Ludwig c 657, 672 f.
Boëthos, Familie 458, 528, 539 ff. 556 656, 666.
Bokchoris, König 163.
Boleslaw, Pius, Herzog v. Kaliſch b 674.
Boleslaw, Herzog v. Polen c 60.
Bologna, Juden in b 621, c 257, 310.
Bomberg, Daniel c 213, 220.
Bona, Königin c 339.
Bonafoux, Daniel Israel b 507
Bonald, Louis Gabriel Ambroiſe c 637 f. 640.
Bonaparte ſ. Napoleon.
Bonaſtrüc aus Gerona c 21.
Bonaſtrüc de Porta Moſe Nachman ſ. Nachmani.
Bonet de Lates c 159, 197 f.
Bonfed, Salomon c 3, 37.
Bonifacius VIII., Papſt b 633.
Bonnet, Kaſpar c. 558.
Boraita, Ergänzung zur Miſchna b 129.
Bordeaux, Juden in c 386. 543 f., 613. 650.
Böröa, Stadt 404.
Boſo, König von Burgund b 319.
Boſtanai, Exilarch b 263.
Botarel, Moſe c 14 f.
Bourg de St. Gilles, jüd. Gem. b 474, 528.
Brachjahr ſ. Sabbatjahr.
Brancas, Herzog von 569.
Brandenburg, Niederlaſſung der Juden in c 480 f.
Braſilien, Juden in c 385.
Bras Neto c 241 ff.
Bray, Märtyrer von b 476.
Breidenbach, Wolff c 629.
Bremen, Juden in c 656, 661, 664.
Brentano c 662.
Breſslau, Mendel c 594.
Briefe der Dunkelmänner c 205, 207.
Brief eines Lords über Juden c 547.
Brieli Jehud. Leon, c 502, 514.
Bromet de 621, 624.
Brüſſel, jüd. Gem. b 674.
Bruna, Israel c 85 ff.
Brunetta aus Trient c 82 f.
Brunnenvergiftung, Anklage wegen, durch die Juden b 666 ff.
Brutus 504.
Bubaſtis 426.
Büchercenſur c 287 f.
Büßer, jüdiſche b 10, 56.
Buchholz c 631.
Bucer, c 275.
Budny Simon c 350.
Budnier c 350.
Buen-Giorn c 7.
Bürgerliche Verbeſſerung der Juden c 572 ff.

Bürgerrecht für Juden c 664.
Bulan (Butſchan) König der Chazaren b 297, 353, 428.
Bulgaren b 296 f.
Bundesakte, deutſche, über Stellung der Juden c 665 f.
Bundeslade 21 f., 23, 59 f., 72, 79, 89, 131, 212, 217.
Bundestafeln 131.
Bundeszeichen b 30 f., ſ. Beſchneidung.
Buol-Schauenſtein c 670.
Burg von Jeruſalem ſ. Akra,
Burgos jüd. Gem. b 587, 688.
Burgunder, b 225, 233.
Burrus 664.
Buxtorf Joh., der Aeltere c 406.
Byblos, Stadt ſ. Biblos.
Bythinien, 504.
Byzanz b 166, 193, 214, 310, 483.
Byzanthiniſches Reich b 319; c 65.

C.

Caballeria, Don Pedro della c 71, 73.
Caceres de Simon c 416, 421.
Cäſar, Julius 494 f, 497 f., 500, 503 f., 597, 669.
Cäſar, Sextus 501 f.
Cäſarea 526, 549, 552, 557, 568 f., 593, 612, 616 f., 664, 670, 676, 694, b 2, 6, 79, 193, 214, 261.
Cäſarea, Philippi 568, 582, 668. b 2.
Cag, ſ. Iſaak.
Calatajud, jüd. Gem. b 542.
Calatrava, Grenzfeſtung b 452.
Caligula (Cajus Germanicus) 594 f., 597, 599 f., 604 f., 607 f, 610, 614, 629, 649, 651, 654.
Calixtus II., Papſt b 460.
Calvin c 227, 338 f.
Campezgio, Cardinal c 249 f.
Cantori, Joſua bei c 304.
Capiſtrano, Johannes c 50, 53, 55 ff., 58 f., 61 f., 70 f., 81 f., 167, 337 f.
Capito Wolf c 273, 275.
Capitol 485, 498.
Caracalla, Kaiſer b 121, 124.
Caraffa Piedro ſ. Paul IV.
Carcaſonne, jüd. Gem. b 225.
Cardoſo, Iſaak Fernando c 474, 490 f.
Cardoſo, Abraham Miguel c 474 f, 507, 522.
Carinus, röm. Kaiſer b 163.
Carrion (Spanien) jüd. Gem. b 587.
Carrion Santob de b 658, 681.
Caro, Iſaak c 139.
Caro, Joſeph ſ. Karo, Joſeph
Carpentras, Juden in c 312.
Cartagena Paulus Burgenſis ſ. Santa Maria
Carthager 369.
Carthago 360, 599.
Carteſius ſ. Dersartes.
Carus, röm. Kaiſer b 153.
Carvajal, Anton Fern. c 415 f., 421.
Caſſander 345.
Caſſiador b 222.
Caſſius, Empörer gegen Marc Aurel b 120.
Caſſius Longinus 494, 503 f., 618.
Caſtro, Abraham de c 179 ff.
Caſtro, Rodrigo de c 380 f.
Catalina von Lancaſter c 12, 17, 27 f.
Cato 370.
Catullus b 7.
Cavad, Cavades Saſſanide b 200, 204, 206, 243.
Cerimonialgeſetze des Judentums ſ. Ritualgeſetze.
Cerealis, Tribun 694.
Cerfberr, Herz c 609 f.
Cerfberr, Lippmann c 642.
Ceſis de c 249.
Ceſtius Gallus 668 f., 673, 679 f., 682, 684 f., 687, 690 f., 694, 699.
Chabad c 591.
Chabib ſ. Amatus Luſitanus
Chabib, Levi Ben-Jakob 263 f.
Chabib Jakob Ibn c 158.
Chaboras, Fluß 225.
Chacham Name F. Rabiner c 376, 646, 690.
Chacham Zewi (Zewi Aſchkenaſi) c 510,
Chadiga Mohammeds Frau b 249.
Chäreas 608.
Chäremon 597.
Chages, Moſe c 513, 519.
Chaggai, Prophet 296 f.
Chagira Zelot 711.
Chaibar, arab. Landſchaft, Juden von b 238 f., 255, 257 f., 487.
Chaja c 531.
Chajim Ibn Muſa c 40 f.
Chajim Vital Calabreſe c 327. 333. 423.
Chajjat Juda c 131 f., 224.
Chajug, Abu Zacharia Jachja b 365.
Chajon, Nehemia c 511 ff. 517 ff, 528; ſein Sohn 517.
Chakan Chagan b 296, 351.
Chalcis 495, 504, 608, 613, 655 f.
Chaldäer 169, 227 f., 238, 245 f., 248 f., 253 f., 258 f., 262, 275, 282.
Chalfon Halevi, Abu Said Ben b 437.

Chama Bar-Anïlai b 148.
Channa ſ. Anna.
Chanan aus Iskiwan b 211.
Chanan, Fürſt der arab. Juden in Taima b 487.
Chanani 308.
Chananja, Neffe R. Joſuas b 37, 107.
Chananja (Achunai), Exilarch b 288.
Chanina Ben Teradion b 93, 95.
Chanina Bar Chama, 116, 122.
Chanina Ismael, Rabb. v. Bologna c 310.
Chaninai Kahana Ben Hana, Schulhaupt b 296.
Chaninai, ein Oberrichter der babyl. Juden b 264.
Chanoch R., Sohn des R. Moſe b 359, 364 ff.
Chanuka ſ. Tempelweihefeſt
Chares, Zelotenführer 695 f.
Chariſi b 347, 466 f., 516, 558.
Charon 617.
Chasda R. b 147.
Chaßid, Juda c 510.
Chaßidäer, c 500, 586.
Chateaubriand c 637.
Chazael, Mörder Ben Hadads 124, 135.
Chazaren b 296 ff., 351.
Chazor 6.
Chazrag, arab. Stamm, b 239, 243, 246 f.
Cheber = Neuperſer b 142 ff.
Chelkia, Vater des Julius Archelaus 613.
Chemnitz, Doktor c 389.
Cherubim 88.
Chija, Sammler der Toſefta b 14, 46, 154, 157.
Chija Bar-Abba b 146, 154, 157.
Chija, Sohn Abba Arekas b 139.
Childebert I., Merovinger b 227, 314.
Chilperich, Merovinger b 229.
Chindaswind, weſtgot. König b 272.
Chintila, weſtgot. König b 237, 271.
Chiskia, König ſ. Hiskija.
Chiskia Ben-Chija b 116, 135.
Chititer 64, 69, 72, 87, 136, 298.
Chiwa (Aſien), jüd. Gem. b 486.
Chiwi Albalchi, b 336, 457.
Chlodwig b 125.
Chlotar, merow. König b 229.
Chmielnicki c 395 ff. 401.
Chodar = Warda, Sohn Jesdigerd II. b 199.
Chophni 21.
Choraſan b 325, 351.
Chorazin 581.
Chorin Ahron c 687.
Chosroes Nuſchirwan, d. Saſſanide, b 206.
Choſru-Peroz, b 211 f., 217, 263.
Chozari, religionsphil. Werk von Jehuda Halevi b 428 ff.
Chreſtus 621, 652.
Chriſten 590, 616, 647, 652 f.
Chriſtentum (Entſtehung des) 570 f., 642, b 29 ff., 61.
Chriſtenthum als Staatsreligion 159 f. c 559, 562 f.
Chriſtian von Dänemark c 371, 384, 567.
Chriſtian Auguſt von Pfalz-Sulzbach c 491
Chriſtianer 591.
Chriſtine von Schweden c 406.
Chriſtus 582, 589.
Chronik Buch der 240, 563.
Chryſoſtomos Joh., Biſchof von Antiochien b 185 f.
Chuſchiel aus Sura b 344.
Chuſchai aus Erach Davids Freund 72 f.
Chuthaer ſ. Samaritaner.
Chutha, Stadt 199.
Chuzpit R. b 95.
Cicero 489 f., 597.
Cidellus, jüd. Ratgeber Alfonſo's VI., b 399.
Cilicien 466, 613, 655 b 74.
Circeſium Kharkhemiſch 225.
Cisneros, Ximenes de Generalinquiſitor c 194, 227.
Ciudad, Sancho de c 101.
Civilgerichtsbarkeit c 525.
Claudier 370.
Claudius, Kaiſer 608 f., 613 f., 616' f. 621, 655 f., 659 ff., 663, 677.
Clemens Flavius b 68 f.
Clemens III., Papſt b 414, 416.
Clemens IV., Papſt b 580, 581.
Clemens VI., Papſt b 661, 667 f.
Clemens VII. c 159, 234, 240 ff., 243, 245, 247 f., 250, 291.
Clemens VIII., Papſt c 260, 358, 360, 368 f.
Clemens X., Papſt c 482 f.
Clemens XIII., Papſt c 536.
Cleopatra, Gemahlin d. Ptolemäus VI., 376, 433, 523.
Cleopatra, Mutter des Ptolemäus VIII., 449 f., 467, 523.
Cleopatra, Geliebte des Antonius 505 f., 512, 514 f., 522, 523, 602, 626.

Cleopatra, Gemahlin des Demetrios Nikator 446.
Clermont b 228.
Clermont-Tonnerre c 614 f.
Cloſener (Fritſche) b 669.
Cöleſyrien 342, 344 f., 349, 351 f., 356, 359 f., 362, 365, 394, 503.
Cohen Joſeph c 283, 285 f., 310, 340.
Cohen, Naphtali c 512.
„ Raphael c 567 f., 702.
„ Roſe c 481.
„ Sabbatai c 393.
Collectentaxe c 657.
Collège rabbinique in Frankreich c 702.
Collegio rabbinico in Italien c 705
Collier Thomas c 419.
Cologna, Abraham Vita di c 643, 648, 652, 681.
Commagene 607, 613, 616.
Commodus b 120.
Conforte David c 503.
Conſiſtorium ſ. Konſiſtorium.
Conſtantin, Kaiſer b 161 ff.
Conſtantin VIII., byzant. Kaiſer b 349.
Conſtantin aus Carthago, Begründer der medicin. Schule zu Salerno b 322.
Conſtantino, römiſch-chriſtlicher Kaiſer b 165 ff.
Conti Vicente c 304.
Contraremonſtranten c 370.
Contratalmudiſten c 530 f., 533.
Conzil zu Nicäa b 163. 620.
Conzil zu Trident c 257, 309.
Coponius, Reiteroberſt 557.
Cordova b 230, 345, 349 f., 358 f., 376 f., 382, 451, 465, 490 f., 706.
Coronel c 118, 315.
Cosmas, Biſchof von Prag b 413.
Coſta Emanuel de c 254.
Coſta Uriel da ſ. Uriel Acoſta.
Coutinho Fernando c 136 f., 240 f.
Craſſus 494, 672.
Creizenach, Michael c 731 f.
Cremieux, Adolph c 720, 726 f., 745, 746.
Cremieux-Schulen c 727.
Cremona c 305.
Creſcas Chasdai b 694, 697, 708, c 7, 10 f., 15, 21, 40, 43, 437.
Creta 643.
Cromwell, Protektor c 403, 408 ff.
Crotus Rubianus c 200, 205.
Cuenca (Spanien) jüd. Gem. b 587, c 440.
Cumanus, Landpfleger 660 f., 663.
Curiel Jakob c 375, 384.
Cuspius Fadus, Landpfleger 617 f., b 71, 73, c 316, 323.
Cypern 450, 469, 641 f., 656, 659.
Cyrene Juden in 346, 422, 424, 534, 643 b 7,71 f.
Cyrill, Biſchof v. Alexandrien b 189, 190.
Cyrus 275 f., 282, 285, 287 f., 290, 292, 296, 347
Czarnicki John, General c 401.
Czechowic, Martin c 350.
Czenſtochau, Kloſter von c 537.
Czernigow c 398.
Czerſki c 735.

D.

Dabaritta, Stadt 668.
Dämone (böſe Geiſter) 335, 591.
Dävas 335 f.
Daſiera Salomon c 37.
Dagobert, König b 229.
Dagon, 47, Götze 418.
Dahlberg, Biſchof c 198.
Dalberg, Karl von, Reichskanzler und Primas c 630, 654.
Damaskus 63, 98, 103, 109, 119, 124, 135 f., 143, 153, 155, 165, 166, 167 f., 338, 419, 465, 485, 503, 513, 527 f., 533, 539, 620, 638, 640, 645, 646 f., b 218, 439.
Damaskus, Blutanklage in c 714 f.
Dan, Stadt 105 f., 143, 172, 176.
Dan, Stamm 63, 70, 78, 94, 110, b 351.
Daniel 391, 474, 647, 665.
Daniel, Buch 390 f, 397, 402, 455, 564 f., 582.
Daniel, Bewerber um das Exilarchat b 304.
Daniel, Exilarch zu Bagdad b 487 f.
Daniten 168.
Dante b 643, 646 ff.
Darius 296, 298, 340.
Daub, Profeſſor c 670.
Daud, jüd. Arzt c 315 f.
David, König 41 ff., 46, 48 f., 53 f., 56 f., 59 f., 62 f. 65 f., 68 f., 71 f., 74 f., 80 f., 85 f., 90, 92, 94, 97, 98 f., 101 f., 105, 124, 128, 130, 137, 140, 147 ff., 158, 166, 177, 190, 192, 199, 218, 220, 232 f., 249, 265 f., 271, 290, 297, 306 f., 387, 517, 572, 585, 613.

David Ben Daniel, Exilsfürſt zu Moſſul b 596.
David Ben Jehuda b 304.
David de Pomis c 354, 356 f.
David, Enkel Maimuni b 496, 592 f., 596.
David Ben Sakkai, Exilarch b 326, 330 ff., 339 f.
David Ben Saul, Antimaimuniſt b 538.
David Ibn Albila b 660.
David Reübeni c 233 ff., 236 f., 239 f., 245 f.
Davidiſche, königliche Nachkommen 517.
Davidsſohn (Meſſias) 585.
Davidſtadt 55, 59, 89, 134, 199.
Davila, Diego Arias c 69.
Davila, Johann Arias c 71.
Deborah, Prophetin 19, 200.
Deckendorf (Deggendorf) in Bayern b 664.
Dekurionat b 214.
Dekapolis 488.
Delmedigo, Fam. c 158.
Delmedigo Elia c 77 ff., 222, 433.
Delmedigo Joſeph c 424, 431 ff.
Delitzſch, Franz c 713.
Delos, Juden in 496.
Delta 423, 601, 678.
Dembowski, Nikolaus, Biſchof c 533 ff.
Demetrios I., ſyr. König, 370, 405 f., 409, 412 f., 415 ff., 424.
Demetrios II., Nikator 418 f. 435, 438, 445 f.
Demetrios Eukeros 469 f.
Demetrius Phalereus 628.
Demetrius Poliorketes 344 f.
„Demiurgos" b 40 f.
Denkgläubige b 534 f., 557.
Denys Machault b 710.
Deskartes, René Carteſius c 403, 438.
Deuterononium 207.
Deutero-Jeſaias 283 ff.
Deuteroten = Tanaiten b 38.
Deutſchland, Juden in b 229 f., 306, 369, 407, 628 f., 664 ff., c 162 f., 204 f., 386, 629 f.
Deutſchland, junges c 679.
Deutſchtümelei c 662 f., 697.
Deutz, Menachem c 652.
Deza, Generalsinquiſitor c 122, 226 f., 287.
Dialektik, talmudiſche b 103.
Diaspora b 19, 30.
Diaz Andre c 232.
Diego de Valencia c 3.
Diez c 576.
Diniz, König v. Portugal b 588.
Dio Caſſius b 81
Diodot Tryphon, Regent von Syrien, 419 f., 435, 438, 440 f.
Diogenes, Sadducäer 468, 470, 478.
Diogo de la Aſumçaõ, Märtyrer c 367.
Diokletian Kaiſer b 153 f.
Dion, Stadt der Dekapolis 488.
Dionyſien (Feſt) 354, 383, 354.
Dionyſos ſ. Bacchos.
Dioscorides, griech. Arzt b 350.
Diſputation von Barcelona b 577 f.
„ „ Paris b 569 f.
„ „ Tortoſa c 20 f.
Diſſidenten v. Polen c 349 f., 392. 535 f.
Diz c 576.
Dogmen des Chriſtentums 547.
Dohm, Chriſtian Wilhelm c 571 ff., 651, 651 ſeine Schrift c 572 ff., 609.
Dok (Dog) Feſtung 442.
Dominikaner b 532, 544 f., 577 ff., 590, 602 f., c 278, 280, 282, 304.
Domitian b 2, 3, 54, 68 f.
Doniu, Nikolaus c 204.
Dönmäh ſ. Sabbatianer in Salonichi.
Dora, Stadt 440 f., 612.
Doria Andreas c 282 f.
Doris, Frau des Herodes 536 f.
Dormido Martinez c 414.
Doſitheos 424 f.
Doſitheos, Redner 496, 602.
Doſſa, Sohn Saadias b 341.
Drama, judäiſch-griechiſches 614.
Drama Leſſings „der Jude" c 576; Nathan der Weiſe c 563 f.
Drama Luzzatto c 520.
Drama, hebräiſches des Penſo c 519.
Dreieinigkeitsdogma b 33; c 4, 513, 533.
Dreigotttum, kabbaliſtiſches (Trinität) c 465, 510 f., 516, 533, 535.
Dreißigjähriger Krieg, Juden während c 386 ff.
Dresden, Juden in c 657.
Druſilla, Tochter des Agrippa I., 613, 655 f.
Druſus, Sohn des Tiberius 595.
Dſchebel Araif 3.
Dſchebel Katarin 3.
Dſchebel Muſa 3.
Dſchebel Serbal 3.
Duarto de Paz c 247 f. 250 f.
Duarto de Pinol ſ. Usque Abraham.
Duarto Gomez ſ. Salomo Usque Pinol ſ. Abraham, Usque.
Dubno, Juden in c 398. 566.
Dubno, Salomon c 566 f.

Dudai, Schulhaupt b 287 f.
Dulder ſ. Anawitenkreis.
Dunaſch Ben Tamim b 323.
Dunaſch Ibn Labrat b 347, 354 ff.
Dunkelmänner Briefe c 288 ff.
Duns Skotos b 604, c 71.
Düport c 615, 617.
Duran Profiat ſ. Profiat Duran.
Duran Salomon I., c 42, 147.
Duran Simon I. c 42.
Duran Simon II., c 147.

E.

Ebal, Berg 5, 11.
Ebed Melech 248.
Eberard b 309, 311.
Eberhard von Cleve c 211.
Ebioniten 590, 649, b 31, 33, 35 f., 64.
Ecclesia magna, ſ. Verſammlung, große.
Eck, Johann c 276, 280.
Eden 336.
Edeſſa b 443.
Edles, Samuel c 393.
Edzardus Eſdras c 451, 469.
Edmund Ortſchaft b 481.
Edom 98, 136 f., 139, 166, 228, 240. 244, 253, 263, 299, 448, c. 676,
Eduard I., König von England b 601 ff.
Efodi, ſ. Profiat Duran.
Eger, Akiba c 686.
Egica, König der Weſtgoten b 275.
Eheloſigkeit 459.
Eheſcheidung 474 b 283 f.
Egilbert, Biſchof v. Trier b 409.
Ehegeſetze der Juden 559, b 282 f. b 290, — von R. Gerſchom, b 371, 679, c 5
Eheſcheidung 559, 562; b 283.
Eibeſchütz (Eibeſchützer) Jonathan c 512, 517, 521 f. 539.
Eides- und Schwurformeln der Juden b 308.
Eidſcheue 460.
Einfluß, griechiſcher 346, 355, 363 f., 372 f., 457 ff.
Einfluß, perſiſcher 334 f.
Einfluß, römiſcher 657 f.
Eiromos ſ. Hirom.
Eiſenmenger c 494 497.
Ekbatana 275, 338.
Ekdippa 505.
Ekron ſ. Akkaron.
Ela, König 107.
Elagabal b 124.
Eldad, der Daniſe b 351.
Eleaſa, Stadt 409 f.
Eleaſar Bar Pedat R. b 146.
Eleaſar, Vater Jaſons 409.
Eleaſar, Vater des Jeſus Sirach 366.
Eleaſar, Bruder des Joaſars 556.
Eleaſar, Kriegsheld Davids 57.
Eleaſar, Sohn Simon ben Jochais b 122.
Eleaſar, Schatzmeiſter 494.
Eleaſar, Greis 382, 651.
Eleaſar Awran, Makkabäer 385, 403.
Eleaſar Ben Anania, Führer der Revolutionspartei 672, 679 f., 678, 683, 686.
Eleaſar Ben Arach b 16.
Eleaſar Ben Aſariah b 50 ff. 68.
Eleaſar Ben Dinaï 657 f., 661, 663.
Eleaſar Ben Jair, Führer der Sikarier 676, 699, b 5.
Eleaſar Ben Poira 463.
Eleaſar Ben Simon, Zelotenführer, 683, 700, 706 f.
Eleaſar Kalir, neuhebr. Dichter b 280 f.
Eleaſar von Machärus b 5.
Eleaſar aus Modin b 31, 36, 85.
Eleonore, Gemahlin Ludwigs VII. b 443
Eleonor, Mutter Eduard I. b 602.
Elesbaa, Negus v. Äthiopien b 245 f.
Eli 20, 24, 28, 44, 54, 60.
Elia, Prophet 113 f., 116 f., 121 f., 126 f., 132, 144 f., 149, 158, 162, 172, 193, 319, 410, 571, 582.
Elia Levita ſ. Levita.
Eljakim, Sohn Hilkias 186, 188.
Eljakim, Sohn Joſias 219 f.
Eliam 66.
Elano, Johai Baptiſta Enkel Elim Levitas c 288.
Eliano Vittorio, Enkel Elia Levitas c 288, 304 f.
Elias, Oberrabbiner der engliſch-jüd. Gemeinden b 573
Eljaſchib, Sohn Jojakims, Hoherprieſter 299.
Elieſer Ben Hyrkanos R. der Jünger Jochanans b 13, 16, 19 f., 22, 26, 28, 36, 50, 52 ff.
Elieſer ben José R. b. 106, 111.
Elihu 281.
Elionai, Hoherprieſter 618.
Eliſa, Prophet 121 ff., 132 f., 137, 144, 150, 158, 228.
Eliſa Ben Abuja, Acher b 42 f., 92 f., 102, 113.
Eliſabeth v. England c 363, 403.

Elkana 23, 25, 27.
Elſaß, Juden in c 541, 568, 611 f., 616, 635.
Elulai, König von Phönicien 174.
Elymäer 620.
Elymais, Land 176, 225, 401.
Emanuel, griech. Kaiſer b 484.
Emanuel de Benevent c 304.
Emanzipation der Juden c 611, 615, 617, 626. 662.
Emden, Jakob c 526, 528, 533, 561.
Emeſa, Stadt 616, 655, b 124.
Emicho (Emmerich) von Leiningen, Führer der Kreuzzügler b 411 f.
Emmaus (Ammaus Gimſi) 395, 492, 503, 554 f., b 11, 79.
Emoriter 7, 87.
En-Bonet Buen Giorn, David c 7.
Enden van den, Franz c 438.
Endor 46.
Engadi, Oaſe 10, 459.
Engel, Schriftſteller c 600.
Engellehre und Namen 335, 460.
England, Juden in b 478 f.; c 403 ff., 540, 703 724 f., 744.
Enoch ſ. Metatorôn.
Enriquez de Paz c 448.
En-Rogal 56, 80.
Ensheim, Mohr ſ. Metz, Moſe.
„Entdecktes Judentum" von Eiſenmenger c 495. 497.
Entſtellung des Bundeszeichens 372.
En Vidal Efraim Gerundi b 707.
En Vidas Dafiera, Dichter b 557.
Epaone, Konzil in b 227.
Epaphroditos b 66, 69.
Ephesdamim 58.
Epheſier 534.
Epheſus Juden in 361, 495 f., 533, 649, 652; b 34.
Ephraim, Stamm 4 f., 12, 14 f., 18, 20, 22, 24, 31, 96 f., 102, 104, 106, 108, 157, 164, 172, 173, 176 f., 323.
Ephraim, Gebirg 5, 11, 27, 34 f., 386, 470.
Ephraim der Samariter b 85.
Ephraimiten 18, 71, 96 f., 100 ff.
Ephraimthor 137.
Epikrates 449.
Epikur (Epikurismus) 355.
Epiphanes ſ. Antiochus Epiphanes.
Epiphanes ſ. Ptolemäus V.
Epiphanes, Sohn des Antiochus von Kommagene 613, 616, 655.
Eranier 334.
Erasmus v. Rotterdam c 178 f., 207.
Erbſünde 650.
Ercole d'Eſte I. c 160, 298.
Ercole II. c 274, 292.
„Erfüllung der Propheten" von Pierre Jürieu c 487.
Erlaßjahr ſ. Sabbatjahr.
Ermengarde, Fürſtin b 469.
Eros 626.
Erwig, König der Weſtgoten b 274 f.
Erzeugniſſe Paläſtinas 235.
Erzväter 2, 114, 117.
Eſau 399, 448, 450. Benennung für Rom b 46.
Eſchenloer, Stadtſchreiber c 59.
Esdrelon c 625.
Eskeles, Iſachar Baruch c 523.
Esra 302 f., 305 f., 308 f., 313 ff., 317, 319, 321, 325, 327, 340, 363, 518, 558, 568, c 446.
Esra aus Gerona, Kabbaliſt b 549 ff.
Eſſäer 453, 458, 459 f., 521, 529, 547, 571, 576, 580, 582, 585, 590 f., 642, b 17, 49.
Eſſäerorden b 30.
Eſther (Hadaſſa) 393, 627.
Eſther, Buch 390, 392, 402, 563 f.
Eſther Kiera c 336 f.
Eſtori Parchi, Verwandter Jakob Tibbons b 635.
Etam, Quelle 185, 348.
Ethbaal, Prieſter 114.
Ethnarch von Judäer, Alexandrier und Damaskus 425, 487, 497 f., 523, 556, 621, 648.
Euchel, Iſaak Abraham c 594, 604.
Euergetes ſ. Ptolemäus III.
Eugenius III., Papſt 443.
Eugenius IV. Papſt c 50 f., 53, 56, 70.
Euläus, Vormund 376.
Eumenes, König von Pergamum 370.
Euodios 601.
Euonymos aus Gadara b 102.
Eupator ſ. Antiochos V.
Euphrat 63, 85, 92 f., 98, 104, 135, 152, 166, 175, 191, 218 f., 225 f., 242, 266, 328, 347, 389, 477, 508, 527, 562, 619, 621 ff., 669, 709, b 71, 132, 286.
Eupolemos, Sohn Jochanan's 409.
Euſebius v. Cäſarea, Kirchenhiſtoriker b 162
Eutropius, Günſtling des Kaiſers Arkadius b 187 f.
Evangelien 653, b 32, 35, 39, 42 ff., 83, 97, c 563.
Evil Merodach, Nebukadnezars Nachfolger 269 f., 274.

Ewald, Heinrich c 741.
Exilarchat b 70, 133 f., 260, 264 ff., 286, 295, 304, 320, 323 ff., 332 f., 340 f.
Exilsfürſt b 107, 133 f.
Ezechiel 222, 241 f., 244, 248, 251 f., 264 f., 267 f., 271, 273, 275, 338.
Ezechiel, Buch 332.
Ezekia Häuptling 500 f., 554.
Ezekielos, Dichter 614.

F.

Fadak, Ort in Chaibar b 258.
Fagius Paulus c 218 f.
Fajum, Stadt in Oberägypten b 327.
Falk, Joſua Cohen c 348, 393.
Familianten c 524.
Famaguſta, Stadt auf Cypern c 316 f.
Fano Jakob di c 294.
Fare, la c 615.
Farchi, Chajim Maalem c 625.
Farchi Saul c 625, 717.
Fariſſol Abraham c 160, 222.
Farneſe, Alex., Kardinal c 291.
Farag, Ibn Salomon, Leibarzt b 594.
Faßöffnungsfeſt (Purim) 354 f.
Faſttage 271; b 27.
Felgenhauer, Paulus c 414.
Felix, Landpfleger 656, 660 f.
Felix liberate Verein c 621.
Feltre, Bernard v. c 490.
Ferdinand I., König von Ungarn, Kaiſer v. Deutſchland c 273, 305, 317.
Ferdinand II., Kaiſer c 382, 390 f.
Ferdinand III., Kaiſer c 384.
Ferdinand, Infant von Arragonien, c 72 f., 96 f., 102 f., 112 ff., 122 f., 130, 144.
Ferdinand III., der Heilige von Caſtilien b 533, 577.
Ferdinand IV., König von Spanien b 637.
Ferdinand I. von Neapel c 123 ff.
Fernan Martin b 700.
Fernand, König v. Portugal b 701 f.
Fernando v. Aragonien c 12, 17, 19, 27 f.
Fernando Diaz de Toledo c 53.
Fernando von Braganza c 107, 109 f.
Ferran Martinez, Erzdekan von Sevilla b 705 f.
Ferrajo Lucio c 718.
Ferrara Juden in c 274, 326.
Ferrer ſ. Benveniſte Vidal.
Feſt der Tempelweihe (Chanuka) 398 447, 650.
Feſt der Erſtlinge 609 f.
Feſteszeiten 19, 105, 315, 457.
Feſtkalender b 140, 170, 290.
Feſtus, Landpfleger 664 f.
Fettmilch, Vincenz c 388, 390.
Fichte c 627.
Firme Fé ſ. Nunes Henrique..
Fiscus judaicus b 6, 30, 44, 70.
Flaccus Norbanus 534.
Flaccus, Prätor von Kleinaſien 490.
Flaccus, Statthalter von Syrien 595.
Fleckeles, Eleaſar c 603.
Foligo Annenel di Täufling c 289.
Fonſeca Pinto Sara de y Pimentil c 504.
Fontaine, Gräfin de c 569.
Fontanes c 637.
Foſſano in Piemont, jüd. Gem. b 712.
Fould, Achille c 722.
Fränkel, David c 549.
Fränkel, Jonas c 749.
Fränkel, Sekel c 684.
Francesco della Rovere I. c 242.
Francis Mordochai c 328.
Francisco de Santa Fé c 28.
Francisco Gottfleiſch c 3.
Franco Samuel c 158.
Frank Jakob c 529 ff., 537; „heiliger Herr" 538.
Franken b 225, 233.
Frankenberg, Abraham v., c 407.
Frankel, Zacharias c 736.
Frankfurt a. Main, jüdiſche Gem. b 671 f., c f, 176 386 f., 403, 433, 481, 653 f, 660 f, 664, 666, 669, 673, 731 f.
Frankiſten c 531.
Frankreich, Juden in 622 b, 225 f, 306, 406, 439, 468, c 218, 385, 612, 620. 701.
Franz I., König von Frankreich c 218.
Franz I. von Deutſchland c 635, 657, 665.
Freiſchule jüdiſche c 602.
Freiwilligenſcharen, jüdiſche c 660.
Frenks c 539.
Fresco, Moſe c 728.
Friedländer, David c 593 ff, 601 ff., 632, 647, 672.
Friedländer, Familie c 593.
Friedländerianer c 689.
Friedrich Barbaroſſa b 482.
Friedrich I., d. Streitbare, Erzherzog von Öſterreich b 563 f. ſ. Statut.
Friedrich der Schöne b 649.

Friedrich II., deutſcher Kaiſer b 532, 562 f.
Friedrich III., c 50, 80, 85 ff. 163, 165, 175, 179.
Friedrich V. v. d. Pfalz c 372, 381, 389, 554, 577, 593.
Friedrich I. von Preußen c 496 f.
Friedrich II. der Große c 523, 542, 545, 550, 554, 557, 577, 593.
Friedrich I. von Dänemark c 527.
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürſt c 401, 480 f.
Friedrich Wilhelm II. c 601, 628.
Friedrich Wilhelm III c 656, 667.
Friedrich Franz v. Mecklenburg c 656.
Fries, Friedrich c 667.
Frohbach, Aſtronom c 342.
Fronto b 1.
Führer der Irrenden ſ. Moré Nebuchim und Maimuni.
Fuente, Juan de la c 226.
Fueros, ſpan. Gewohnheitsrechte b 394.
Fulco de Neuilly, Prediger zum 3. Kreuzzug b 477.
Fulvia, Proſelytin 567.
Fünfbuch ſ. Pentateuch.
Fürth, Juden in c 402.
Furtado Abraham c 610, 618, 640, 642, 649.

G.

Gabalene, Landſchaft 447, b 156.
Gabaot, Stadt 679 f.
Gabara, Stadt 689, 691 f.
Gabbata, gallileiſche Feſtung 479.
Gabinius, Aulus 491.
Gabriel Engel 335.
Gad, Stamm 7, 14, 20, 29, 135.
Gad, Prophet 44, 54, 70.
Gadara 488, 523, 662.
Gadi, Vater Menahems 151.
Gaffareli Jakob c 429.
Galaditis (Gaulanitis). ſ. Gilead
Galaico, Eliſa c 326.
Galaigo, Joſeph Chajim c 580.
Galater 625.
Galatien 649.
Galatinus c 224.
Galba, Kaiſer 704, 706.
Galaiſtes 479.
Galiläa 80, 400, 409, 420, 492, 501, 506 f., 549, 554, 567 f., 574 f., 583, 585, 588, 591, 597, 608, 611, 660 f., 683 f, 686 f., 689 f., 692 f., 695, 697 699
Galiläer 554 f., 558, 560, 572, 575, 584, 619, 659 f, 661, 684, 687, 689 f., 692, 697, 703.
Galilei c 432.
Galipapa Chajim b 696.
Galeazzo Sforza c 76, 82.
Gallien 556, 602.
Gallienos, röm. Kaiſer b 143.
Gallier 654.
Gallus, Cäſar unter Conſtantius b 167 f.
Gamala Stadt 554, 684 f., 695 f.
Gamaliel I. 611 f., 615, 618, 646, 662, 669, 682.
Gamaliel von Jabneh b 19, 20 ff., 43, 45, 48 ff., 68.
Gamaliel III., Patriarch, Sohn d. R. Juda b 122 f.
Gamaliel IV., Nachfolger Judas II., als Patriarch b 145.
Gamaliel V. R. Patriarch, Nachfolger Hillels II. b 184 f.
Gamaliel VI. R., letzter Patriarch b 185, 189.
Ganja, Führer der Haidamaks c 397.
Gans, David c 343.
Gans, Eduard c 692, 695.
„Gaon", Titel des Schulhauptes b 214, 321.
Gaonat b 264 ff., 289 ff., 321, 341 ff. 360 ff.
Garcilaſo c 139.
Garizim, Berg 5, 11, 171, 322, 323, 329, 427, 432, 447, 553, 592, 694, b 89.
Gaspard, Juglar c 99.
Gath-Cepher, Stadt 138.
Gath, Stadt der Philiſter 58.
Gaucelin de, Herr von Lünel b 471.
Gaulatis ſ. Gilead
Gaza 15, 29, 63, 341, 344 f., 351, 482, 612 b 87.
Gazara, Stadt 408, 436, 438, 440 f., 444 f., 492,
Geba, Stadt 34, 234.
Gebete 273, 330, 460 c 587.
Gebet, Richtung beim 273.
Gebetordnung 332 f.
Gedalja 233, 250, 254 ff., 258 f., 260, 262, 272, 394.
Gedenktage (Halbfeiertage) 272, 398, 408, 450, 473, 475, 608, 674; b 27, 76, 99.
Geenna (Hölle) 56.
Gegen-Talmudiſt c 522.
Geheimlehre 460; b 203 f.
Geiger, Abraham c 711 f.

G'elal Addaulah d. Bujide b 375.
Geenna, Hölle (Gehinnom) 56, 170, 198, 216, 221, 336.
Gemeindeverfassung b 269 f.
Ge-Hinom, Stätte für Kinderopfer s. Geenna.
Gemellus 528.
Gemara s. Talmud.
Gemora 276.
Genezareth, See 568.
Genf Juden in c 339.
Gentz, Friedrich von c 600, 606, 608, 663
Genua Juden in c 222, 282.
Georg, Bischof von Speyer c 198.
Georg, Bischof von Hessen c 493.
Gericht, jüngstes 336.
Gerichtswesen 211, 226
Gerlach, Bischof von Mainz b 675.
Germanen 552, 654.
Germanien 602.
Germanus Mose c 487.
Gerona in Catalonien, jüd Gem. b 467, 556, 708.
Geronimo de Santa Fè s. Lorqui.
Gerschom, R., b 370 f., 404, s. Verordnungen.
Gerson Levi c 186.
Gersonides, Schriftstellername des Levi Ben Gerson b 660 f.
Geschichte, jüdische behandelt von Basnage c 500; behandelt von Jost, c 697.
Gerusiarch 621.
Gesang 28.
Geschichtsbücher, biblische 193, 271.
Geschichtserzählung 193, 453; b 8, 67, 361, 455; c 148, 159, 283, 343.
Geschichtsstyl, hebräischer c 284.
Geschlecht, weibliches 236.
Geschur 68.
„Gesellschaft der Freunde" c 604, 683.
„Gesetz" des Judentums s. Judentum.
Gesetze, sopherische 327, 455
Gesetzbuch, mosaisches 33, 134, 301 f., 319, 324, 327 f., 376.
Gesetzrolle, Musterexemplar b 3, 294.
Gessius Florus, Landpfleger 667 f., 670 f., 673 f., 676, 681.
Geusen c 317.
Geusius, Jakob c 490.
Ghatafan, arab. Stamm b 255.
Ghetto c 161.
Ghinueci Geronimo de c 244, 250, 253.
Ghirondi c 705.
Gibea 32, 37.
Gibeath-Saul 47, 62.
Gibeon 57, 60, 78, 84, 260.
Gibeoniten 40, 60, 62, 266, 304.
Gicatilla, Joseph c 211.
Gideon 19.
Gihon 56, 81, 185.
Gilboa, Berg 11, 46 f., 49 f.
Gilead (Galaditis Gaulanitis) 10, 14, 74, 113, 164, 230, 399, 464, 554.
Gileadgebirge 13, 171
Gileaditen 36.
Gileaditische Stämme 20.
Gilgal 8, 33 f., 36, 38 f., 77, 143, 172.
Gilo, Stadt 61, 74.
Ginat 108.
Giovanni, Fiorentino b 675.
Gischala, b 3, 4, 684.
Giulio, Kardinal c 234.
Giza b 206.
Glaphyra 526, 556.
Glaubensartikel des Judentums b 497; c 11, 43 f.
Gleichstellung, bürgerrechtliche der Judäer in Aegypten und Kyrene 346, 422 f.
Gleichstellung in Antiochien und dem Seleucidenreich 346.
Gleichstellung in Kleinasien 361.
Gleichstellung in Rom 489.
Gnesen, jüd. Gemeinde b 405.
Gnosis b 17, 39 ff, 43.
Gnostiker b 39 f.
Gnostische Schriften b 41.
Godard Redner c 616.
Görres c 630.
Görz c 306.
Goethe c 598, 607, 627.
Göze, Pastor c 563.
Goldene Bulle b 675.
Goldschmid c 790.
Golgatha 587.
Goliath 58, 91 f.
Gomez Ant. Enriquez s. Enriquez de Paz.
Gonsalvo de Cordova c 144, 365.
Gonzaga Herculo c 160.
Gonzaga Ludovico c 76.
Gonzalo de Cartagena c 27.
Gonzalo Martinez de Oviedo b 655 ff.
Gophna 503.
Gorgias 394 f., 401.
Gosen 2, 426.
Gothen b 184.
Gottesbegriff 106, 131, 162, 203, 207, 286, 334, 373, 580, 585, 624 f., 630, 635, 649; c 37, 54.
Gottesdienst im Tempel 89 f., 333.

Gottesdienſt in Synagogen 330 f.
„ geregelt c 699.
Gottesname 460, 657; b 837.
Gottesſohn b 33.
Gottfried, Biſchof v. Würzburg c 57.
Gottfried von Bouillon b 415.
Gottſchalk, Prieſter; Führer der Kreuzfahrer b 407.
Gozan, Fluß 176.
Gradis c 543.
Gräuel der Verwüſtung 381; b 79.
Grammatik, hebräiſche b 294 f., 328, 356, 365, 382; c 180.
Grapte, Fürſtin 642, 698.
Granada 1) jüd. Gemeinde c 230, 364, 2) Königreich c 112 f., 377, 380, 419, 465.
Gras Iſaak Suaſo, Avernes de c 505.
Grattenauer c 631.
Gratus 533.
Gratus Valerius, Landpfleger 566 ff.
Gregoire c 610 ff., 697.
Gregor I., der Große, Papſt, b 224, 233 f., 400.
Gregor VII., Papſt b 394 f.
Gregor IX., Papſt b 533, 537, 544, 561, 563, 567 f., c 5204.
Gregor X., Papſt b 598.
Gregor XIII., Papſt c 354 f.
Gregor, Biſchof von Tours 228.
Griechen 153, 264, 341 ff., 346, 353 ff., 361 f., 364, 367, 370, 372, 374, 378, 382, 390, 410, 413, 423, 428 f., 447, 450, 465, 470, 488, 499, 527 f., 532, 539 f., 597 f., 602, 612, 617, 620, 622, 626, 631, 633, 635, 637 f., 644, 648, 650, 653, 663, 670, 676 f., 682, 690.
Griechenland 361, 599, 622 f., 625, 649, 690, 695, c 158.
Griechlinge ſ. Helleniſten.
Grimani Doge c 337.
Grimani Domenico c 160, 202.
Gröningen, Martin von c 204.
Großphrygien 499.
Großpolen c 347.
Grotius, Hugo c 406
Grund, Chriſtian c 627.
Gruphina 662.
Gueber ſ. Chebre.
Gütergemeinſchaft 459, 576, 590, 643; b 33.
Günzburg, Predigen c 684.
Günzburgs c 745.
Gumpertz, Elia c 480.

H.

Habakuk, Prophet 222, 227, 638.
Habus, granad. König b 377, 421.
Hadad, Idumäer 97 ff.
Hadadeſer 98.
Hadaſſa ſ. Eſther.
Hadrian, Kaiſer b 75 ff., 99.
Hadrian's Dekrete b 89—93.
Hadrianiſche Verfolgung b 90 f.
Hadrian, Papſt b 306.
Hagiographen 564 f.
Hai Ben-David b 323.
Hai, Gaon R. von Pumbadita b 360, 362, 370, 375, 380.
Haidamaks c 396 ff.
Hakim, ägyptiſcher Chalif b 373
Ha-Koz (Atkos) Familie 409.
Halachah b 17, 58, 60.
Halbjuden c. 350.
Halic, Sitz der Karäer c 492.
Halevi, Juda c 423 f.
Halevy, Fromental, Komponiſt c 745.
Halle, Aron c 595.
Haltern, Joſeps c 595.
Haman 393.
Haman, „Magus des Nordens" c 594.
Hamath, Stadt 143, 153.
Hamburg, Bank von, ihre jüd. Mitbegründer c 381.
Hamburg, Juden in c 379 f., 386, 655, 661, 664, 688 f.
Hamon, Joſeph c 155.
Hamon, Iſaak c 112 f.
Hamon, Moſe c 155 f. 282, 297.
Hamnuna b 116.
Handelsgeſellſchaft Salomos 92, 104.
Handſpiegel c 189.
Hannibal 360.
Haphtara ſ. Vorleſung aus den Propheten.
Hardenberg c 656, 662.
Harfenſee (Kineret) 9.
Har-Garizim ſ. Garizim.
Hariri, Dichter b 421.
Hareth Ibn Abu Schammir b 246 ff
Harith Ibn Amru, Neffe, b 244.
Harlem c 379.
Harrach, Graf c 598.
Harriſon Thomas c 413.
Harun Alraſchid, der Chalif b 299, 307.
Hasmonäer (Makkabäer) 385 f., 398, 403, 404 f., 407, 409, 411 f., 414 f., 419 f., 422, 424, 437, 439, 441 f., 451 f., 464, 472, 482,

Hosmonäer (Makkabäer) 486, 491, 495, 505 f., 514 f., 517, 524 f., 526, 528, 536, 549, 591, 595, 609, 681.
Haurangebirge ſ. Auranitis.
Haym aus Landshut c 35.
Hebräer 35.
Hebräerbrief b 46.
Hebräiſche Dichtkunſt b 354 f., 380, 383 f., 420 ff.
Hebräiſche Grammatik b 294, 329, 342, 365, 381 ff.
Hebräiſche Sprache ſ. Sprache hebr.
Hebron 11, 27, 49, 51 f., 70, 295, 299.
Hegas, arab. Landſchaft b 239.
Hegira (Flucht Mohammeds) b 250.
Heidelberg, Juden in c 670.
Heidenchriſten 652, b 32 f., 35 f.
Heidenheim, Wolf c 595.
Heidentum 628 f.
Heilige Schrift ſ. Bibel und Bibeltext.
Heilperin Jechiel c 503.
Heine, Heinrich c 672, 674 f, 690, 693, 695,
Heinrich II. c 386.
Heinrich II., Deutſcher Kaiſer b 371 f.
Heinrich II., König von Frankreich c 160, 297, 314, 386, 546.
Heinrich II. von England b 478.
Heinrich III. von Frankreich c 319 f.
Heinrich III. c 5, 9, 12, 14.
Heinrich (Enrique) III., König von Caſtilien b 705.
Heinrich III., engl. König b 531, 565, 572 f.
Heinrich IV., Deutſcher Kaiſer b 395, 407, 413 f., 415.
Heinrich IV., König von Caſtilien c 69, 72, 89.
Heinrich de Traſtamara b 680, 685 ff., 690 ff.
Heinrich, Herzog von Bayern und der Pfalz b 665.
Heinrich, Erzbiſchof von Mainz b 446.
Heinrich, Biſchof v. Regensburg c 86 f.
Heinrich von Anjou König von Polen c 319, 345.
Heiraten der Juden beſchränkt c 657.
Helena, Mutter Conſtantins b 164.
Helene, Königin von Adiabene 639 f., 642, 646.
Heliodor Thronräuber 370.
Heliodor, Schatzmeiſter 365 f..
Helfenſtein, Graf von c 201.
Heliopolis 426 f.
Helkia 449 f., 467.
Hell c 570 f.
Hellas 626.
Hellenen 653.
Helleniſten 362 f., 365 f., 371, 380, 384, 377 f., 398, 402, 404, 407, 411, 413 f., 416, 418 f., 421, 436 f., 455, 644.
Helleniſtiſche Litteratur 431.
Heman, Pſalmdichter 28.
Hennigs c 567.
Henrique, Biſchof von Ceuta c 240.
Henrique, Infant von Portugal c 256.
Henriquez Federique c 73.
Henriquez Johanna c 73.
„Hepp-Hepp" c 669, 671, 688, 692, 702.
Herakles 371, 372.
Heraklius, oſtröm. Kaiſer b 217, 219 ff.
Hermann III., Erzbiſchof von Köln b 412.
Hermann, Führer von Kreuzzüglern b 412.
Hermann von Buſch c 195, 200.
Herera, Alfonſo Abraham de c 365, 423.
Hermon 9 f., 12 f., 78, 168, 360, 465, 582.
Herodes I., 501 f., 504 f., 507, 509 f., 511 f., 514 f., 517, 520 f., 523 f., 526 f., 529, 532 f., 535 f., 538 f., 540 f., 543, 547 f., 550, 552, 554 ff., 569, 593, 595, 609, 612, 617, 656, 668, 675, 695, b 4.
Herodes II., Bruder Agrippas I. 608, 613, 616 f., 655.
Herodes, Sohn des Herodes I. 593.
Herodes, Sohn Odenaths b 145.
Herodes Antipas 540, 549 f., 567 f, 574, 577, 583, 593 f., 597.
Herodias 574, 593 f., 597.
Herodium Feſtung 527, 548, b 4.
Heron 388.
Herſchel Salomon c 724.
Herz, Henriette c 597, 599, 606 ff., 631.
Herz, Marcus c 577, 597.
Heſbon, Stadt 364 f., 371.
Heß, Iſaak c 551.
Heſychius, Konſular b 185.
Hieronymus d. Kirchenvater b 191 f., c 179 f., 191, 281.
Hilarius, Biſchof von Arles b 226.
Hilkia, Hoherprieſter 186, 203, 206, 215, 302.
Hillel I, Präſident des Synhedriums 518 f., 521, 529, 558 f., 564, 572, 574 ff., 577, 580, 585, 611, 637, 639, 659, 672, 674, 682 f.
Hillel, Sohn Gamaliels b 125.

Hillel II. Patriarch, Sohn des Patriarchen Juda III. b 160, 169 f., 179.
Hillels Schule b 20 ff., 38, 189.
Hillel aus Verona b 594 f.
Himmelreich 461, 572 ff., 647; b 32.
Hinderbach, Bischof von Trient c 83.
Hinkemar, Bischof von Rheims b 316.
Hinom, Thal 56, 170, 196, 216, 221, 336.
Hiob 276, 279, 282, 336. 358, 455, 563.
Hiob, Buch b 130.
Hippikos, Thurm 716.
Hippos Stadt 488, 523.
Hiram 58, 59, 86 ff., 92 f.
Hirom (Eiromos) 275.
Hirsch, Samson Raphael c 711 f.
Hirschel, Oberrabbiner c 581.
Hischam, Chalif b 366.
Hiskija, König 175, 181 f., 184, 186 f., 188 f., 191 f., 194 f., 197, 216 f., 228.
Hiskija, Exilarch und Gaon b 375.
Hochstraten c 171 182, 185, 187 f., 193 f., 196, 198, 201 f., 204 f., 209 f., 280.
Höhenkultus 195, 209, 216.
Hofra (Apries) 245 f., 253, 261, 264.
Hohelied 357; b 51; c 509.
Hoheprieſtertum 134, 152, 345, 368 f., 377, 414, 452, 486, 512, 528, 593, 656, 666 f.
Holdheim Samuel c 733, 737 f, 739.
Holland, Juden in c 621, 623.
Holmes, Nathanel, engl. Prediger c 409.
Holzfeſt 475, 675.
Homel c 397 f.
Honorius, weſtröm. Kaiſer b 188.
Honorius III., Papſt b 530 f.
Honorius IV., Papſt b 605.
Horeb (Sinai) 117 f., 121, 208, 319.
Hormisdas IV. b 210 f.
Hoſea, Prophet 148 f, 158.
Hoſea II., Prophet 158, 173 f.
Hoſea, König 168, 171, 174 f.
Hoſiander c 275.
Hoſius, Biſchof von Corduba b 161.
Hoſtienſchändung, Beſchuldigung wegen c 13, 32, 58, 88, 184.
Hubmaier Balthaſar c 209, 271
Huesca in Spanien, jüd. Gem. b 542
Hüttenfeſt 314, 475.
Hugo Capet, franz. König b 369.
Hugo, Kaplan der Grafen von Toulouſe b 318.
Hujej, Ibn Achtab, Führer in Jathrib b 255, 607..
Hulagu der Mongolen Fürſt b 582.
Hulda, Prophetin 215.
Humaniſten c 200, 207.
Humboldt, Alexander u. Wilhelm von c 600.
Huna, Exilarch b 114.
Huna, Schulhaupt b 147 ff., 169.
Huna-Bar-Nathan b 196.
Hunai, Gaon b 283.
Huna-Mari, Exilarch b 199, 205.
Hungersnot 61, 116, 247, 528, 641.
Hunu, ſlaviſcher Fürſt b 352.
Hurwitz, Jeſaia c 423.
Huß, Johann c 31.
Huſſiten c 31 ff., 34, 48 f., 62.
Hutten, Ulrich von c 195, 200, 202, 207, 210, 213, 288.
Hypatia b 190.
Hyrkan I. ſ. Johann Hyrkan.
Hyrkan II., 472, 479 f., 482, 485, 487, 491, 494, 497 f., 500 f., 503 f., 506, 513 f., 517.
Hyrkanos, Sohn Joſephs des Steuerpächters 356, 358 f., 364 f., 371.
Hyrkanier 441.
Hyrkanion, Feſtung 471, 479, 491, 516, 529.

J.

Ibn-Abbas, Miniſter Zohairs b 379 f.
Ibn-Ali Oſaibija, arab. Arzt und Schriftſteller b 519.
Ibn-Alaman aus Alexandrien b 437.
Ibn-Alfara, arabiſcher Dichter b 392.
Ibn-Algami, Leibarzt b 489.
Ibn-Altaras, Karäer b 400.
Ibn-Bakana, Statthalter von Malaga b 379.
Ibn-Daud, jüd. Geſchlecht in Spanien b 231, 453 f., (Abraham Ibn-D.)
Ibn-Daudi, die Söhne Hiskija's des letzten Exilarchen (in Spanien) b 376.
Ibn-Eſra, vornehme ſpan.-jüd. Familie b 348, 363, 421 (4 Brüder) 424, 455 ff., c 186, 220, 437.
Ibn-Faljag b 364.
Ibn-Farusſal b 417 f.
Ibn-Furat, Weſir des Chalifen Almuktadir b 325.
Ibn-Ganoch b 374, 381 ff.
Ibn-Gebirol, der Dichter b 374, 383 ff., 422.
Ibn-Giat, angeſehene ſpaniſch-jüdiſche Familie b 364 399.
Ibn-Jachja, Dichter c 322.

Ibn-Jachja, Gedalja, Geſchichtsſchreiber c 311.
Ibn-Jaiſch, angeſehener Jude am Hof Alfonſo's XI. b 656.
Ibn-Kamnial b 417, 422.
Ibn-Migaſch, Name einer angeſehenen ſpan.-jüdiſch. Familie b 364, 424.
Ibn-Pakuda d. Philoſoph b 388.
Ibn-Rumahis, moham. Admiral b 344 f.
Ibn-Schalbib b 396 f.
Ibn-Schaprut Chasdai b 347 ff.
Ibn-Schoſchan b 465.
Ibn-Verga ſ. Joſeph, Juda, Salomo.
Ideal-Israel 284 f., 630.
Idumäa 123, 253, 450, 482, 595, 683, 700.
Idumäer 16, 94, 104, 123, 136, 139, 142, 147, 166, 249, 253, 262, 299, 353, 362, 399, 447 f., 450, 453, 482, 500 f., 504 f., 508, 513 f., 527, 540, 554, 700, 702 f., 707 f., 715.
Isra-Ormuzd, Königin-Mutter b 171, 177.
Ihwh, Gottesname 64, 110, 112 f., 116 f., 120, 123, 126, 128, 132, 159, 172, 180, 202, 204, 207 f., 220, 222, 229, 263, 291, 460, 657.
Ihwh-Zebaoth 64.
Illiberis (Elwira) Stadt in Spanien Kirchenverſammlung b 232.
Illyrien 650.
Immanuel Ben Salomo Romi in Rom b 645 ff.
Imrulkais, der Kendite, arab. Dichter b 248.
Indien 94, 104, b 200, 486 (Juden daſelbſt).
Indien (Ophir) 93, 142, 343.
Indus 93, 343, 345.
Innocenz II., Papſt b 460.
Innocenz III., Papſt b 474, 477, 520 ff., 561, c 287.
Innocenz IV., Papſt b 570, 576.
Innocenz VII, Papſt c 114, 130.
Innocenz IX., Papſt c 485.
Inquiſition c 226, 257, 273, 286, 292; in Frankreich b 544 f.; in Portugal c 257, 295, 367, 482 f., 485 f., in Rom c 291 ff., 354 f. in Spanien c 91 f., 483 ff.; im Kirchenſtaate c 663.
Ipſous 345.
Iſai, Vater Davids 41, 43, 58, 77, 101.
Iſachar Stamm 5.
Iſch-Boſchet (Sohn Sauls) 50 f., 54.
Iſaak, Erzvater 2, 70, 117.
Iſaak, R. b 107.
Iſaak, Vater Ibn Schaprut's b 348, 355.
Iſaak, Mitglied der Geſandtſchaft Karl des Großen an Harun Alraſchid b 407.
Iſaak von Akko, Kabbaliſt b 619
Iſaak Albalia, Aſtronom b 399.
Iſaak Alfaſſi, Talmudforſcher b 399, 417.
Iſaak, Sohn Abrahams Ibn-Eſra b 457.
Iſaak, der Blinde, Kabbaliſt b 548.
Iſaak (Ben-Abraham) Allatif, Kabbaliſt b 609.
Iſaak Ben Aſcher Halevi aus Speier, Toßafiſt b 441.
Iſaak Ben-Eljakim von Würzburg b 447.
Iſaak Ben-Jehuda b 401.
Iſaak Ben Leon Joſeph Iſraeli II. aus Toledo, gelehrter Aſtronom, b 637.
Iſaak Ben-Leon b 378 f.
Iſaak Ben-Mardochoi päpſtl. Leibarzt b 594
Iſaak Ben-Moſe c 7.
Iſaak Ben-Scheſchet Barfat b 694 ff.
Iſaak Ben-Suleiman Iſraeli, Rabbanit, jüd. Arzt uud Sprachforſcher b 322 f., 326.
Iſaak Halevi in Worms b 401.
Iſaak Ibn-Eſra b 421.
Iſaak Ibn-Giat b 399.
Iſaak Ibn-Gikatillia b 357, 365.
Iſaak Ibn-Sahula, Fabeldichter b 559 f.
Iſaak Nathan ben Kalomymos c 39.
Iſaak Pulgar b 654, 660.
Iſaak aus Salzufeln c 379.
Iſaak Sangari b 298.
Iſaak, Enkel Raſchi's, Toſſafiſt b 441.
Iſabeau, Gemahlin des Grafen Theobald von Chartres b 462.
Iſabella die Katholiſche c 72 f., 89 f., 96, 98, 112 ff., 115 f., 122, 130.
Iſabella II., c 134 f., 137, 140 f.
Iſawiten oder Iſſahaner b 286.
Iſebel, Ahabs Frau 109, 111 f., 114 f., 117, 122, 124, 126 f., 130, 132, 144, 149, 195 f., 198.
Iſidor, Erzbiſchof v. Sevilla b 235 f.
Iſidorus, Geſchichtsſchreiber 600, 605.
Islam b 249 ff., 259.
Iſmael Ben Eliſa b 37, 60, 90.
Iſmael, Sohn R. Joſés b 122.
Iſmael, Sohn Nethanja's 253, 258 f. 262.

Ismael, Stammvater der Nordaraber, b 242.
Ismaeliten, d. Nordaraber b 243.
Ismael aus Akbara, Gründer der „Akbariten" b 305.
Ispahan Juden in b 199.
Israel 2, 23, 25 f., 29, 31, 36, 38, 41, 43, 46 f., 51, 53, 54, 60, 63, 71, 77 f., 82 f., 84, 85 f., 88, 90 f., 93, 94 f., 97 f., 100, 102 f., 105 f., 108 f., 111 f., 115 f., 117 f., 120 f., 122 f., 124 f., 135 f., 138, 142, 147, 150 f., 154, 157, 162 f., 165 f., 168, 170 f., 173 f., 176, 186 f., 192 f., 195 f., 204 f., 207 f., 211, 212 f., 220, 222, 243, 249, 253, 265, 267, 274 f., 284 f., 288, 290 f., 293, 299, 302 f., 306 f., 322, 324, 330 f., 334 f., 338, 367 f., 381, 377, 381, 383, 387, 390 f., 394, 398, 412, 416, 439 f., 447, 469, 475, 478, 484, 562, 570, 572, 578, 580, 582, 584, 588, 591, 598, 604, 606, 611 f., 620, 625, 630 f., 634, 639, 646, 657, 678, 682, 698.
Israels Beruf s. Beruf J.
Israel Baal-Schem c 590.
d'Israeli Benjamin c 741.
Israel, junges c 693.
Israeliten 25, 28 f., 32 f., 35, 40, 46 f., 52, 57, 58, 74, 87, 90, 94, 98, 101, 105, 110, 117, 154, 199, 216, 295, 298 f., 304 f., 313, 323, 459, 476, 580, 634.
Israelitisches Land 9, 14, 21, 29, 39.
Israel Daniel = Lopez, Lagura s. d.
Israel aus Enns c 32 f.
Isserlein, Israel c 66.
Isserles, Mose c 269, 324, 340, 342 f., 393, 423.
Ißor, Proselyt aus Machuza b 175.
Itabyrium s. Thabor.
Itai 69, 72, 74.
Italien Juden in 567, 593, 621, 706; b 221 f, 482; c 337, 354 f.
Italien — Neu- c 744.
Ithobal, Priester der Astarte 109.
Ithobal II., König von Phönizien 228, 231, 239.
Ituräer, 465, 517.
Itzig, Daniel c 593, 596, 602.
Iwan IV., der Grausame c 319, 338 f.
Izates, Sohn Monobaz 639 f.
Izebel s. Isebel.

Jod.

Jabesch-Gilead 47, 357, 400.
Jaabez, Joseph c 111, 222.
Jabin, König 6.
Jachja Ibn Mandhir, König im nördl. Spanien b 385.
Jachin 88.
Jacob 2 f., 27, 140, 147 f., 150, 187, 261, 299, 378, 387, 426, 448, 450, 475, 571.
Jacob, Bruder Jesus' 574, 590, 644 f. 653.
Jacob I. (Jayme) König von Aragonien, b 576 f., 580 f.
Jacob, Sohn Judas des Galiläer 619.
Jacob Bar-Sosa, Führer der Idumäer 702, 707.
Jacob Alfajumi aus Jemen b 499.
Jacob Almanssur, Almohaden-Fürst b 466, 529.
Jacob Anatoli b 502.
Jacob a Paskate, der angebliche Brunnenvergifter b 666 f.
Jakob von Belzyce c 350.
Jacob Ben-Ascher b 658 f.
Jacob Ben-David aus Worms b 401.
Jacob Ben-Jakar, R., in Mainz b 401.
Jacob, Ben Machir Tibbon aus Montpellier b 624 ff., 631 f.
Jacob Ben-Mechullam aus Lunel b 472.
Jacob Ben-Nissim (Ibn Schahin) b 361.
Jacob Ben-Samuel, Jünger Saadia's b 342.
Jacob Ben-Scheschet Gerundi R. Kabbalist b 155.
Jacob Ibn-Gau b 366 f.
Jacobiten, christl. Sekte b 208.
Jacob Tam R. b 440, 441, 448, 559 ff.
Jacob aus Orleans, R., Tossafist in London b 478 f.
Jacob Tus c 155.
Jacobacio c 253.
Jacobo de Evora c 322.
Jacobsohn, Israel c 629, 651; siehe Reformen 652, 683.
Jacobus, Sohn Zebedai's, Apostel 579, 582.
Jacubiten c 509.
Jaddua, Hoherpriester 342, 528.
Jäger, Johann s. Crotus Rubianus.
Jaeser s. Jazar.
Jafa, Mardochai c 348.
Jair 19.
Jakim 405 s. Alkimos.
Jakoby Johann c 745.
Jalta, Gemahlin d. R. Nachmani b 152
Jamaika, Juden in c 504.
Jammerthal (Emek-ha Bacha) v. Joseph Cohen c 310.

Jamnia, Jabneh 401, 550, 556, 699. b 13 ff.
Jan Kaſimir, König von Polen c 399.
Jannai Alexander I. ſ. Alexander I., Jannai.
Jannai, R. b 127, 145.
Jannai, hebräiſcher Dichter b 280.
Japha 693 f.
Japho (Joppe) Hafenſtadt 87.
Jareb König von Aſſyrien 172.
Jaroslow, Synode von c 344.
Jaſon ſ. Jeſua, Hoherprieſter
Jaſon, Sohn Eleaſars 409.
Jaſon, Vater des Antipater 438.
Jathrib (Medina) b 8, 238, 243, 246 ff., 486.
Jebus (Jeruſalem) 50 f.
Jebuſiter 6, 15, 27, 55, 59, 69, 87.
Jecheskel ſ. Ezechiel.
Jechiel Ben-Abraham (dei Mansi) b 482.
Jechiel v. Paris b 569 f.
Jechiel aus Piſa c 75, 99, 109, 125.
Jechonja, König ſ. Jojachin.
Jeduthun, pſalmiſtiſcher Tonkünſtler 28.
Jehoachas (=Schallum) König 219 f. (Joachas).
Jehoaſch, König v. Iſrael (Joaſch) 137.
Jehoram, Sohn Joſaphat, König 120, 124 f., 129, 155.
Jehu 125 f., 127 f., 132, 135 f., 138, 150 f.
Jehuda, Stamm reſp. Land, 6, 37, 45, 49, 54, 56, 57, 67, 70, 71, 76, 77, 95, 102 f., 106 f., 111, 117, 119, 123 f., 126, 128 f., 133 f., 136, 137 f., 140 f., 147 f., 151, 155 f., 159 f., 162 f., 165 f., 168 f., 174, 176 f., 179, 181 f., 184 f., 187 f., 190 f., 193 f., 196, 198 f., 202, 205, 218 f., 221, 223, 226, 231 f., 234 f., 237, 239 f., 242 f., 246, 251 f., 254, 257 f., 262 f., 265, 270, 292, 299.
Jehuda (Gebirge) 11, 27.
Jehuda Alchariſi ſ. Chariſi.
Jehuda Aſcheri b 659.
Jehuda Aſcheri II., Urenkel Aſcheris b 706.
Jehuda Ben-David, R. aus Melun b 569.
Jehuda Ben-Joſeph Ibn-Alfachar aus Toledo b 542, 544.
Jehuda Ben Sabbatai ſatyr. Romandichter aus Barcelona b 558 f.
Jehuda (Ben Iſaak) Ibn Wakar b 638.
Jehuda Ben-Moſe Kohen, Leibarzt b 574.
Jehuda Ben-Nathan, Toſſafiſt, b 441.
Jehuda-Ben-Salomo Kohen Ibn-Malka b 562.
Jehuda Ben-Saul Ibn Tibbon aus Lünel b 472 f.
Jehuda Ben-Schamua b 99.
Jehuda Ben-Samuel Halevi b 418 f. 423 f.
Jehudäer 76 f., 102, 137, 139, 142, 163, 166, 169, 181, 191, 225, 237, 239, 241, 249 f., 253 f., 259 f., 261 f., 264, 270, 277.
Jehudai, Schulhaupt b 287 f.
Jehuda Ibn-Balam, jüd. ſpan. Gelehrter b 398.
Jehuda Ibn-Daud b 357, 365.
Jehuda, Sohn Davids Ben Sakkai, Exilarch b 340.
Jehuda Ibn Eſra, Günſtling Alfonſo's-Raimundez b 451 f.
Jehuda Ibn-Eſra (Abul-Haſſan) b 421.
Jehuiden 138, 150.
Jekutiel Alhaſſan d. Beſchützer Ibn-Gebirols b 385.
Jelek c 536.
Jemen b 239 f., 486, 499.
Jephet Ibn-Ali-Halevi, Karäer b 342.
Jephtah 19 f., 29.
Jeremia, Buch 332.
Jeremia Prophet, 203 f., 206, 215, 217, 219, 222 f., 225 f., 228 f., 231 f., 237, 239 f., 242 f., 245 f., 248 f., 251, 255 f., 259, 260 f., 263 f., 269, 271, 273, 275, 563, 627, 638.
Jericho 8, 73, 144, 200, 415, 441 f., 481, 492, 508, 514 f., 523, 544, 550, 554, 584.
Jerobeam I, 96 f., 100 f., 103 f., 106 f., 109 f., 140, 199, 216, 469.
Jerobeam II. 138 f., 143 144 f., 147 f., 150 f., 164, 172.
Jeruſalem 11, 28, 56, 59 f., 60, 62 f., 64, 67, 70 f., 73 f., 76 f., 79 f., 83, 86 f., 90 f., 93 f., 83, 86 f., 90 f., 93 f., 96 f., 100 f., 103 f., 106, 108, 123, 127 f., 130 f., 133, 135, 137 f., 140, 142, 147 f., 150 f., 155 f., 158, 166 f., 169, 175, 178, 180 f., 183 f., 186 f., 189 f., 195 f., 198. 200, 202 f., 205, 216 f., 219, 221 f., 225, 226 f., 229, 230, 232 f., 235, 238 f, 241 f., 244 f., 247 f., 251 f., 253, 254 f., 257,

Jerusalem 259, 262 f., 263, 264, 271 f., 274, 276, 283, 284 f., 290 f., 293 f., 296 f., 300, 303, 305 f., 308 f., 311 f., 316 f., 319 f., 322, 324, 328, 330 f., 333, 336, 339 f., 344 f., 347 f., 350, 352, 355 f., 358 f., 359, 360 f., 363 f., 365, 372, 373, 374, 375, 377, 378, 380, 381, 383 f., 387, 390, 396 f. 399 f., 402 f., 406 f., 409, 412, 416 f., 419 f., 426, 432, 436, 439 f., 442 f., 444 f., 466, 469, 471, 473, 477, 481 f., 484, 486 f., 489, 490, 492, 494 f., 497, 501 f., 504 f., 507, 509, 532 f., 535, 539 f., 563, 569, 583 f., 586 f., 590, 594, 596, 598, 604, 606, 610 f., 612, 615, 618, 620, 639 f., 642 f., 645 f., 648, 652 f., 656, 660 f., 665, 669 f., 672 f., 676, 678, 681, 683, 684 f., 687 f., 690. 692, 695 f., 698 f., 700 f., 704 f., 707 f., 712 f., 716, b 181 f., 217, 218 ff., 261, 415, 438, 500, 526, 582, c 150 f., 263 f, 625 f.
Jerusalem, Mendelssohns Schrift c 579.
Jerusalem, Mose Montefiores Wappen c 729.
Jerusalemer 243, 215, 292, 305, 307, 446, 483, 500, 505, 509, 593, 640, 702, 705, 710.
Jerusalemischer Talmud b 194 f.
Jesaia, Prophet 158 ff., 162 f., 167, 177, 183 f., 186 f., 189 f., 192 f., 265, 426, 588, 625, 638; c 286.
Jesaia. babylonischer (Deutero-Jesaias) 283, 285, 334. 410, 631.
Jesaia, Buch 332.
Jesaia Astrüc Ben Abba Mari b 697.
Jeschobeam 57.
Jeschurun 284.
Jesdigerd d. Sassanide b 196.
Jesdigerd II., b 198 f.
Jesreel 5, 11, 47, 115, 118, 125 f., 135, 175, 218 f., 420, 449, 488, 497, 696, c 625.
Jesse, Heinrich c 407, 414.
Jesua (Jason) Hoherpriester 362, 366, 371, 374, 377 f.
Jesua s. Jesus.
Jesua Ben-Zozadak 276, 290, 293, 296 f., 347.
Jesuiten c 257, 287, 308, 352, 392, 395, 482 f.
Jesurun David c 367 f.
Jesurun Rahel s. Paul de Pina.
Jesus von Nazareth 570, 574, 577 f., 580, 582 f., 585 f., 588 f., 591 f., 636, 638, 642 f., 645, 647, 650, 653, 683, c 446, 563.
Jesus, Vergöttlichung b 14, 37.
Jesuslehre s. Christentum.
Jezid I., Chalif b 277.
Jezid II., Chalif b 284.
Jischai Ben-Chiskja b 592 f., 596 f.
Joab, Feldherr 40, 50 f., 55, 61, 63 f., 67 f., 71 f, 77 f., 80, 85, 97 f., 387.
Joachas s. Jechochas.
Joachim I., Kurfürst v. Brandenburg, c 184.
Joachim II. c 353.
Joao I., König von Portugal b 709,
Joao II., König v. Portugal c 109 f., 119 ff., 127, 130, 132, 256.
Joao III., c 230 f., 235, 240 f., 247 f., 250, 252.
Joao Don, Großmeister von Aris b 703.
Joasar, Hoherpriester 541, 550, 556, 561 f.
Joasch, König v. Juda 128, 130, 132 f., 135 f., 138, 142, 152.
Joceus b 479 f.
Jochanan, Sohn Jojadas 339.
Jochanan, Vater des Mattatia 385.
Jochanan Gadi Makkabäer 385, 411, 413.
Jochanan, Sohn des Simon Tharsi 434, 438, 441 f., 444 f., 448 f., 451 f., 456, 462, 474, 482, 488.
Jochanan, Vater Eupolemos 409.
Jochanan, Sohn Kareachs 254, 258 f., 262.
Jochanan, Geheimschreiber Gamaliel's 611.
Jochanan Ben-Sakkai 657, 659, 666, b 12, 38.
Jochanan Ben-Mathatia, Oberrabbiner b 697.
Jochanan Ben Torta b 80.
Jochanan Schulhaupt b 99, 130, 141, 145, 155.
Jochanan Aleman c 79.
Joel, Prophet 142 f., 150, 201.
Joezer, Vater Joses s. Jose.
Johann, Albert c 167.
Johann Georg v. Brandenburg c 353.
Johann der Weise v. Sachsen c 273.
Johann XXII., Papst b 640, 648 f.
Johann ohne Land, engl. König b 481, 526.
Johann, König v. Frankreich b 676 f.

Johann II., Herzog v. Brabant b 674.
Johanna, Königin von Neapel c 56.
Johanna, Päpſtin b 314.
Johanna die Wahnſinnige c 134.
Johannes der Täufer 570, 572 ff., 576, 582, 585, 599.
Johannes Ben Giſchala 684, 688 f.. 691, 696 f., 702 f., 707 f., 711 f., 715.
Johannes, Sohn Zebedäis, Apoſtel 579, 582, 590, 645.
Johannes, Führer der Idumäer 702.
Johannes, Abt von Gorze b 350. f.
Johannes von Valladolid, Täufling b 693.
Johannes XXIII. c 17.
Johannſen, Biſchof von Speyer b 409.
Jojachin, König 232, 262, 269 f., 275, 283 f.
Jojada, Hoherprieſter 128 f., 131, 133, 320, 339.
Jojakim, König 220, 221 f., 226, 228, 230 f., 234, 238 f., 242, 297, 299.
Jojakim, Mann der Suſanna 479.
Joktan, Stammvater der echten Araber b 242.
Jollivet c 628.
Jom-Tob aus Joigny b 480.
Jona, Prophet 138, 589.
Jona Gerundi b 538, 546.
Jona Marinus ſ. Merwan Ibn Ganach
Jonadab, Sohn Rechabs 114, 127 f.
Jonathan, Saul's Sohn 33 f., 42 f., 44 f., 77, 62, 71, 127.
Jonathan Aphus, Makkabäer 385, 400, 411, 413, 415 f., 418 f., 421 f., 433 f., 438, 453.
Jonathan ſ. Alexander Jannai.
Jonathan, Führer der Sadducäer 462 f.
Jonathan, judäiſcher Geſandter 663.
Jonathan, Liſtenführer 246 f.
Jonathan, Zelote b 7, 8.
Jonathan, Ben Amram b 112.
Jonathan, Kohen aus Lunel b 472, 516, 526.
Jonien 611.
Jonier 159, 148, 264, 533.
Joppe ſ. Joppa 345, 418, 437, 440, 444 f., 448, 694, 699.
Joram, König 122 f., 125.
Jordan 3, 6 f., 12 f., 29 f., 33, 36, 48, 50, 62, 72 ff., 76, 96, 113, 121, 125, 133, 135, 141, 153, 168, 208, 234 f., 244, 250, 252 f., 259 f., 359 f., 384, 399, 413, 415,
Jordan 422, 447, 450 470, 488, 523, 549, 554, 568, 573, 576, 582, 594, 618, 678, 704.
Joſabat, Frau des Hohenprieſter Jojada 129.
Joſaphat, König 109, 117, 119 f., 123 f., 136, 148.
Joſe, Sohn Jochanans 363.
Joſe, Sohn Joezors 363 f., 405 f.
Joſé Barnabas, Apoſtel 642, 649, 653.
Joſe R., Amora b 200.
Joſe Ben Chalafta b 99, 105, 111.
Joſe Ben Joſe Hajathom, Dichter b 280.
Joſe Ben Kisma b 93.
Joſelin von Rosheim c 245, 272 f,, 279.
Joſeph, Jakobs Sohn 2, 4 f., 66, 104.
Joſeph, Steuerpächter 349 f., 352, 356, 358, 362.
Joſeph, Bruder von Herodes 508.
Joſeph, Vater Jeſus 544, 548.
Joſeph von Gamala 695 f.
Joſeph Ben Gorion 683.
Joſeph Ben Matthai ſ. Joſephus Flavius.
Joſeph Kaiphas, Hoherprieſter 567, 586, 593.
Joſeph Kamith, Hoherprieſter 618.
Joſeph Almoghrebi aus Fez b 509.
Joſeph Amarkala Halevi b 486.
Joſeph v. Tiberias b 160, 164 f.
Joſeph Bar Chija, R. b 172.
Joſeph Ben-Iſaak Ibn Abitar b 359, 364 ff.
Joſeph Ben Iſaak Kimchi b 469 f.
Joſeph Ben Pinehas aus Bagdad b 325.
Joſeph Ben Sabara, Romandichter b 558 f.
Joſeph Ben Salomo Ibn Schoſchan, Günſtling b 465.
Joſeph Ben Satia b 341.
Joſeph Ben Todros', Abulafia, Kabbaliſt b 609.
Joſeph Ben-Ecija, Günſtling b 650, 652 f., 655 f.
Joſeph Ben Iſrael c 369.
Joſeph, Chagan der Chazaren b 351 ff.
Joſeph Ibn Alfarag Alkabri, Günſtling b 400.
Joſeph Ibn Esra b 421.
Joſeph Ibn Gau b 366 ff.
Joſeph Ibn Migaſch b 378 f., 419 f.
Joſeph Ibn Nagrela b 474.
Joſeph Ibn Sahal b 421.
Joſeph Ben-Schemtob c 40, 46
Joſeph Ibn Zadik b 452.
Joſeph Ibn Zachja c 128.

Joseph Ibn Verga c 282 f.
Joseph von Naxos c 295 f., 299, 312 ff., 321 ff.
Joseph Naßi c 47.
Joseph Ottolenghi c 303.
Joseph II., Kaiser c 575, 591, 628.
Josephus Flavius 587, 683, 685 ff., 689 ff., 692, 701, 703, 709, 711 ff., b 4, 6, 7 ff., 66 f.
Josia, König 200, 202 f., 206 f., 215 f., 218 f., 221, 223, 230, 233, 236, 302, 613, 617.
Josia Hassan, Exilarch b 333.
Josselmann s. Joselin.
Jost, Isaak Marcus c 697 f.
Josua 3 f., 14 f., 18, 57.
Josua, Buch 271, 332.
Josua Ben Gamaliel 666, 701 f.
Josua Ben Perachia 456.
Josua Ben Sapphia 685, 688, 694.
Josua aus der Familie Seth, Hoherpriester 556.
Josua, Phiabi Hoherpriester 528.
Josua, Hoherpriestersohn 339.
Josua, Ben Damni Hoherpriester 666.
Josua Ben Chananja b 13, 16, 19, 20, 22, 37, 48 ff., 55 ff., 68, 78.
Josua Ben Karcha b 122.
Josua Ben Levi b 128.
Josua Ben Joseph Lorqui s Lorqui.
Jotapata 691 ff., 700.
Jotape, Tochter des Königs von Emesa 616.
Jotham, König 152, 155, 157, 163, 165.
Jovian. Kaiser b 183.
Juan I., König v. Castilien b 699 f., 703 f.
Juan Alfonso de Albuquerque b 681, 683
Juan Emanuel, Infant und Regent von Castilien b 638.
Juan II. c 12, 18, 36, 40, 47, 49, 69, 73.
Juan de Espanja c 38.
Juan Miques s. Joseph Naxos.
Jubeljahr c 379, 379.
Juda, Stamm 6, 15, 26 f., 77, 93, 265, 275, 283, 288, 290, 294, 296 f., 300, 306 f., 309, 317, 323, 325.
Juda s. Judäa.
Juda, Gebirge 395, 422.
Juda, Makkabi 385, 387 f., 394 f., 398 f., 401 f., 404 f., 407 f., 410 f., 413, 421 f., 434.
Juda, Sohn des Simon Tarsi 434, 441 f.
Juda, Sohn Hyrkans s. Aristobul I.
Juda Aristobul, ägyptischer Jude 446.
Juda, der Galiläer 554 f., 558, 560 f., 572, 577, 619, 659, 674, 683, 695.
Juda, Ratgeber des Josephus 687.
Juda, Bruder Jesus 574.
Juda Ben Sariphai 540, 551.
Juda Ben Tabbai 473 f., 476 f.
Juda, der Gläubige s. Lop. de Veroy Alarcon.
Juda, der Patriarch b 112 ff., 122.
Juda II., Sohn Gamaliels III., Patriarch b 125 f., 128, 145.
Juda III. Patriarch b 154.
Juda IV., Patriarch b 185.
Juda, Schatzmeister des portugiesischen Königs b 588.
Juda, Oberschatzmeister Fernando's v. Portugal b 702 ff.
Juda Ben Baba R. b 95.
Juda Ben Bathyra R. b 108.
Juda Ben Chija b 116, 135.
Juda Ben Jair b 5.
Juda Ben Jecheskel b 147, 150 ff.
Juda Ben Ilai b 99, 105, 111.
Juda Ben Mose, Urenkel Samuels Ibn Tibbon b 625.
Juda, Günstling Karl d. Kahlen b 315.
Juda Ibn-Abbas b 420.
Juda Ibn-Giat, jüdisch span. Dichter b 420.
Juda Ibn Verga c 284.
Judäa 289, 292, 298 f., 301, 303, 324, 341 f., 344 f., 347, 349 f., 354 f., 357, 359, 362 f., 371, 379 f., 381, 383, 385, 389 f., 394, 396 f., 400, 403, 405, 407, 409, 413 f., 416 f., 419 f., 422 f., 426 f., 429 f., 432, 434, 437 f., 441 f., 464 f., 467, 469 f., 472, 476, 478 f., 480 f., 484 f., 487 f., 490 f., 493, 496 f, 499, 501, 503, 505 f., 508 f., 523 f., 526, 541, 544, 548, 551 f., 554, 557 f., 561, 566 f., 570, 575, 591, 594 f., 599 f., 606, 608 f., 612 f., 615 f., 618, 622, 627, 645, 654, 657, 659, 660, 662 f., 668 f., 676 f., 679, 681, 686 f., 689 f., 692, 699, 704, 706 f., 709, 716.
Judäer 269, 273 f., 278, 282, 286, 289 f., 294 f., 297 f., 300, 305, 308 f., 311, 315, 320, 323 f, 327 f., 330 f., 334 f., 338 f., 341 f., 344 f., 347, 351 f., 360, 362, 367, 371 f., 376 f., 379, 380 f., 383 f., 386, 388 f., 393, 394 f., 397, 399, 402

Hydäer 403 f., 407 f., 410, 417, 422 f., 425 f., 428, 431 f., 439, 441, 445, 447 f., 450 f., 461 f., 464, 467, 470 f., 474, 476 f., 487, 490, 492, 494 f., 497 f., 500, 503, 505 f., 508, 528, 532 f., 535, 553, 561, 566 f., 569, 575, 587, 589, 592 f., 594 f., 597 ff., 601 f., 608 f., 612 f., 617 f., 620 f., 623 f., 627 f., 630 f., 637 f., 642 f., 648, 650 f., 655, 659 ff., 663, 668, 675 f., 690 f., 693, 709 f., 712 ff.
Judaisierende Christen b 273.
Judas Ischarioth 585.
Juden in Böhmen b 405.
— in Deutschland b 229 f., 400 f.
— in England b 404.
— im fränkischen Reich b 306 ff.
— in Gallien b 225 ff.
— in Italien b 478.
— im Kirchenstaat c 306 ff.
— im maurischen Spanien b 345 ff.
— in Mähren b 405.
— in Polen b 405.
— in Portugal b 701 f.
— in Spanien b 230 ff., 271 f.
— in Ungarn b 533 ff.
Juden in der Türkei c 312 ff.
Juden, deutsche und polnische c 545; portugiesische c 545.
Juden zur Zeit der ersten Konzilien b 161 ff.
„Judenbräter" (Judenverbrenner) b 584.
Judenbüchlein c 275.
Judenchristen 590, 652 f., b 32 f., 36 f., c 42, 44 f., 82 ff., 97 ff.
„Judenmeister" b 309.
„Judenporzellan" c 601.
Judenquartiere c 18.
„Judenschlächter" b 628.
„Judenschläger" b 663, 672.
Judenstättigkeit c 387.
Judensteuer b 6, 15, 30, 44, 70, 528, 564, 587, 657, 663, 676 f., c 663.
Judentaufen c 605.
Judentum 325, 429 f., 447 f., 453 f., 460 f., 482, 487, 512 f., 517 f., 525, 537, 560, 562 f., 566, 570, 576 f., 580, 585, 590, 594, 598 f., 603 f., 607 f., 613 f., 615, 619, 623 f., 626 f., 629, 631 f., 634, 636 f., 638 f., 641 f., 646 f., 649, 650 f., 652 f., 655 f., 659, 665, 672, 676, 680 f., 701 f., 708, 709 f., 713, c 559, 578, 626 (Kultur d. Judentum) 748; c 649.
Judentum, rabbinisches 264.
Judenvertreibung b 189 f., 235, 372 f., 390, 407 ff., 442 ff., 560 f., 584 ff., 604 f., 628, 633 ff., 640 ff., 654 663 ff., 674, 706 ff., c 565 f.
„Judenzer", Halbjuden c 270, 350.
Judenzettel c 306.
Jüdische Briefe c 546
Jüdischer Jargon c 506.
Jüdische Kalender b 169 f., 290.
Jüdisch-himiaritische Reich b 243 ff.
Jülich, Blutanklage in c 719.
Julia Domna b 124.
Julia Manäa b 124, 126.
Julia Mäsa b 124.
Julia Soämia b 124.
Judith, Gemahlin Ludwig des Frommen b 309, 311, 314.
Julian Bar Sabar, König der Samaritaner b 213.
Julian, Erzbischof von Toledo b 275.
Julianus Apostata, Kaiser b 169, 178 f., 182 f.
Julianus Simon b 72, 74 f., 96.
Julias Stadt s. Beth-Saida 568.
Julius Alexander s. Alexander Lysimachus.
Julius Severus, Feldherr unter Hadrian b 84 ff.
Julius II., Papst c 159 f., 260 f.
Julius III., c 260, 289 f., 292 f.
Juno 526.
Jupiter 485, 526.
Jurieu, Pierre c 487.
Jussuf s. Zorah Dhu Nowas b 245.
Jussuf Ibn Teschefin, Almorawide b 397 f.
Justi, Prediger c 554.
Justin I, byzant. Kaiser b 245.
Justinian, ström. Kaiser b 208, 213 ff., 246.
Justinian, Augustin c 218.
Justus v. Tiberias 587, 684 f., b 8, 9.
Juvenal b 65.

K.

Kaab, jüd Gesetzeslehrer b 244.
Kaab Ibn Aschraf b 252
Kaab Ibn Assad b 256.
Kaaba b 250
Kabbala b 548 ff., 591 ff., 608 ff., c 14, 79, 158. 211 f., 219, 224 f., 237, 267 f., 307 f., 327 f., 420 ff., 436, 453, 463, 461, 466, 489, 491, 502 f., 532, 535, 586.
Kachtaniten, Südaraber b 243.

Kälberkultus ſ. Stierkultus.
Kaffeehaus, das gelehrte c 552.
Kahir, Chalif b 334.
Kaidonower, Samuel Ahron c 403.
Kaila, arabiſcher Stamm b 239.
Kain b 39, 41.
Kainiten, Sekte b 39.
Kainukaa ſ. Benu-K.
Kairo, jüd. Gemeinde b 489.
Kairuan, Stadt in Afrika b 296, 299, 326, 345, 360.
Kaiſerkultus 602.
Kalâm b 300.
Kalba-Sabua b 56.
Kalenderweſen 264.
Kalenderweſen Feſt- 181, 662, 664; b 2, 14, 21, 25 f., 49, 99, 116, 140, 149, 163, 166, 290.
Kallimandros 449.
Kallirhoe 10.
Kalmann aus Regensburg c 76 f.
Kalonymus aus Lucca b 307.
Kalonymos Ben Kalonymos b 644 f., 649.
Kalonymos Ben Todros b 469 626 f.
Kambyſes 296.
Kamerauer Familie c 85.
Kamith, Hohenprieſterfamilie 618, 656.
Kammerknechte des Reichs (Deutſche Juden) b 449, 564.
Kamieniec, Disputation von c 535, 537.
Kamus, arab. Feſtung b 239, 257.
Kanaan 1 f., 252, 298.
Kananiter 5, 16, 226, 266, 298.
Kandy (Ceylon), Juden in b 486.
Kant c 555, 579, 594, 597.
Kantheras 656.
Kapernaum 278 f., 581, b 37.
Kappadocien 537.
Kapſali Elia c 158.
Kapſali Elkana c 126.
Kapſali Moſe c 64, 66, 129, 156.
Kapua 621.
Kara, Joſeph, Schriftausleger b 441.
Karäer b 289 ff., 342, 400; c 61, 64 f., 157 f., 491 ff.
Karäertum b 289 ff., 322 f., 328 f., 342, 400, 415, 454 f., 489, 508. — Charakter und Wert desſelben b 290 ff.
Karawajo ſ. Smyrli.
Karben, Viktor von c 172, 178, 182, 185, 187.
Karien 499.
Karier 129 f.
Karmel, Berg 11, 133, 449, 470, 505.
Karmel, Stadt 18, 38
Karl d. Große b 306 ff.
Karl d. Kahle b 315 f.
Karl d. Einfältige b 319.
Karl IV., deutſcher Kaiſer b 669, 671.
Karl V., Kaiſer von Deutſchland c 160, 209, 213 f., 227, 232, 234, 238, 240, 242, 244 ff., 247, 250, 259, 273 f., 295 f.
Karl V., König v. Frankreich b 676 ff.
Karl VI., König v. Frankreich b 710 f.
Karl VII., König v. Frankreich c 134.
Karl IX. von Frankreich c 319.
Karl X. von Frankreich c 701.
Karl X. von Schweden c 401.
Karl I. c 408.
Karl II. c 422.
Karl von Anjou, König von Sicilien b 593.
Karl II., König v. Spanien b 483 f.
Karl XI, König v. Schweden c 491 f.
Karl Ludwig, Pfalzgraf c 447.
Karliner c 588.
Karlsruhe c 670.
Karlſtadt c 279.
Karna, Richter in Babylonien b 136.
Karo, Joſeph c 238, 266, 268, 302, 321, 324 f., 334, 342, 423 f.
Kaſimir der Große, König von Polen, b 673, c 60, 62, 167, 337.
Kaspi, Joſeph aus Südfrankreich b 660, (657).
Kaspi-See 201, 224, 339, 343.
Kaſſer aus Bagdad b 339.
Katharina, Königin v. Portugal c 231.
Katharina von Medici c 319.
Katholiſche Chriſten c 281.
Kaukaſus 201, 224, 343.
Kazimierz c 338.
Kendebaios 440 f.
Kenedai, Verwandter Monobaz b 678.
Kenditen, arab. Stamm b 244.
Kerauſius, Kaiſer b 153.
Kerem Chemed, hebr. Zeitſchrift c 705.
Kermenſchah b 325.
Kepler c 343.
Khemoſch, Kriegsgott 124.
Kidron, Thal 72, 170, 216.
Kimchi, David b 470, 534, 539, 546, 560.
Kimchi Moſe c 218, 220.
Kimchiden c 186.
Kinanah Ibn ul Rabia b 255, 257 f.
Kindermord in Bethlehem 548.
Kinderopfer 170, 196, 221, 224, 240.
Kirjat Jearim (Waldſtadt) 22, 59.
Kiſch 31.

Klagelieder beim Untergang Jeruſalems 252, 254.
Kleinarmenien 616.
Kleinaſien 224, 287, 341, 361, 409, 476, 489, 495, 499, 505, 533, 562 f., 621 f., 624, 643.
Kleinaſien, Juden in 361, 477, 499, 534, 562.
Kleinaſiaten 534.
Kleinpolen c 347.
Kleinrom ſ. Cäſarea.
Kley c 684
Kleopatra, ſ. Cleopatra.
„Klöſel" c 586.
Knorr v. Roſenroth c 490.
Koberger, Antonius c 164.
Kölbele, Johann Balthaſar c 560.
Könige, Buch 332.
Königsberg Juden in c 593.
Königsgräber ſ. Mauſoleum d. Helena.
Königsthal 76.
Königtum 29 f., 83, 134, 152, 211.
Kohelet, Buch 541 f., 544, 547, 564 f., 591; b 51.
Kohen Ephraim c 402.
Kohen Joſua Falk c 348, 393.
Kohen Moſe c 403
Kohen Roſe c 481.
Kohen Sabbatai (Schach) c 400, 402.
Kollektanten ſ Rhynsburger.
Kollegium ordiniertes c 265.
Köln, jüd. Gem. b 162, 230, 412, 670, 672; c 35, 624.
Kolon, Joſeph c 81.
Konfirmation c 653, 683.
Koniecpolski c 393.
Konkordanz der Bibel c 39 f.
Konrad III., deutſcher Kaiſer b 445.
Konſiſtorium, jüdiſches in Frankreich c 647 ff., 651, 681.
Konſiſtorium, jüdiſches in Weſtphalen c 651.
Konſtantin Dragoſſes c 63.
Konſtantinopel b 166, 193, 214, 483; c 156, 455.
Kopten (morgenl. Chriſten) b 220.
Koraiſchiten b 253, 255 f.
Koran b 250, 259, 278 f., 283.
Kores Rotte 368.
Korinth 622, 649, 652, 695, 706.
Koſacken c 390 ff., 401.
Koſackenaufſtand c 386.
Koſtobar b 511.
Kotis, König von Kleinarmenien 616.
Kotzebue c 669.
Kozieniza, Iſrael von c 591.
Krakau Juden in c 338, 340, 372.
Kreta 61.
Krethi 61, 72, 81.
Kreuzzug, 1. b 407 f.; 2. b 443 f.
Kreuzzeitung c 747.
Kriegsgeſetz 212.
Kröſus 276.
Krochmal, Nachman c 699 f., 741.
Krokodilenſee 3.
Kryſa, Jehuda Leb c 531.
Kteſiphon 622, b 132.
Künſte in Judäa 235.
Kufa am Euphrat b 260, 487.
Kulturverein c 692 ff.
Kunigunde, Schweſter Kaiſer Maximilians c 175 f., 185.
Kuraiza ſ. Benu-K.
Kuranda, Ignaz c 745, 749.
Kuthäer ſ. Samaritaner.
Kyaxares, König von Medien 207, 217 f., 224 f.
Kypros, Gattin des Agrippa 595.
Kypros, Gattin des Antipater 501.
Kyrenaia 422, 534, 620.
Kyrenaiker 620.

L.

Labienus 505.
Lachiſch, Stadt 140.
Ladislaus, König von Böhmen c 59, 86, 166.
Ladislaus IV., König von Ungarn b 586.
Lämlein, Aſcher c 225.
Lagarto Jakob c 385.
Lagi ſ Ptolemäus I.
Lagiden 362.
Laguna Lopez Daniel Iſrael c 504.
Lampo 600.
Landau, Exechiel c 596, 603.
Landfried, Geſandter Karl des Großen b 307.
Landpfleger 297, 566 f., 617 f.
Landvolk b 28.
Laodicea 477, 490, 499, 515.
Lasker, Eduard c 745.
Lateiner 625.
Lavater, Johann Caſpar c 557 f.
Lazare c 643.
Lazarus Ben David c 598.
Lazarus 584, c 481.
Lea 306.
Leblin, „Kammergraf" Friedrichs V. von Oeſterreich b 563.
Lefrank c 633.
Lehre, israelitiſche ſ. Judentum und Geſetz 106, 117, 122, 205, 213.

Lehre, mündliche 454; b 36, 48, 58, 104 f., 198.
Lehren, Hirsch c 722.
Lehrhäuser 328, 363.
Lehrversammlungen 92, 97; b 199.
Leipzig, Juden in c 657.
Lejbowiz, Jankiew s. Frank, Jakob.
Leibzoll b 30, 88, c 575, 601, 610, 624, 628 ff.
Lemberg, jüd. Gem. c 314, 348, 398.
Lemon, Asser de c 621, 623 f.
Lemos, Benjamin de c 600.
Lentulus 495 f.
Lenczyc, Isaak c 620.
Leo, der Isaurier b 319
Leo, der Philosoph, byzantin. Kaiser b 320.
Leo X. c 159, 197 f., 202, 209 f., 212 f., 280.
Leon Medigo s. Abrabanel Juda.
Leone Romano b 643.
Leonora, Gemahlin Fernandos von Portugal b 702 ff.
Leonora d'Este c 350.
Leonora de Guzman b 656, 680.
Leonora, Herzogin v. Toskana c 162.
Leontopolis 426.
Leopold v. Österreich c 497.
Leopold, Herzog von Österreich b 482.
Lepidus 504, 516.
Lerida in Spanien, jüd. Gem b 542.
Lerin, Graf von c 123.
Lerma Schemtob c 141.
Lessing, Gotthold Ephraim c 539, 550, 552 ff., 561 ff., 582.
Levante c 435.
Levi, Sohn Jakobs 2, 7 f., 106, 319.
Levi, Anhänger von Jesus s. Matthäus.
Levi ben Chabib c 139, 263 f.
Levi Bar Schißi b 114.
Levi Ben Chajim aus Villefranche b621.
Levi Ben Gerson s. Gersonidas.
Levi Ben-Schemtob, Täufling c 136.
Levi Ben Todros Abulafia, Kabbalist b 609.
Levinsohn, Isaak Beer c 659.
Levita Elias c 201, 216 f., 219 f., 244, 288.
Leviten 8, 17 f., 20, 23, 26 f., 59 f., 72, 90, 106, 129, 157, 162 f., 180,191 f., 197 f., 203, 210, 217, 233, 252, 267, 271 f., 290, 293 f., 308, 312, 314 f., 317 f., 320, 398, 426, 475, 532, 565, 610, 615, 667.
Levitische Reinheitsgesetze 337, 348, 455, 457, 562, 564; b 18, 27.
Levy, Maurice c 649.
Lewin, Hirschel c 560.
Lewin, Rahel (Varnhagen) c 567, 671 f.
Libanon 5, 9, 59, 63, 84, 91, 98, 137, 164, 166, 175, 218, 226, 204, 342, 608.
Libanonwald 185.
Libermann, Elieser b 687.
Libertini 489, 523.
Lichtfest s. Tempelweihefest.
Lichtsteuer c 657.
Licinus Mucianus 690, 706 f.
Limoges, Bischof von b 369.
Limpo, Balthasar 369 f.
Lindau c 35.
Lipmann, Salomon c 642, 644.
Lissabon c 439.
Lissa, Jakob c 686.
Livia, Kaiserin 556.
Livias s. Betharam.
Livorno, Gem. von c 402.
Loans Jakob c 163, 179.
Logoslehre 636.
Löwe, Joel c 595.
Lolius Urbicius, Statthalter b 81.
London, jüd. Gem. b 478 f.
Longinus Cn. Pompejus b 51.
Longobarden b 224.
Lope di Vera y Alarcon, Märtyrer c 449.
Lopes, Arzt in England c 415.
Lopez, Balthasar c 440.
Lorqui Josua (Geronimo de Santa Fé) c 6 f, 18 f., 20 f., 38 f., 103.
Lothar, Sohn Ludwig des Frommen b 311.
Lothringen b 401.
Louze, Abt de la c 611.
Loyola c 257, 287.
Lual, Jakob c 141.
Lübeck, Juden in c 655, 661, 664 f, 667.
Lubienski, Wratislaw c 536.
Lublin c 338, 344, 347 ff., 400
Lublin, Meïr c 393, 400.
Lucena Juan de c 116.
Lucena (Spanien) jüd. Gem. b 364, 419 f., 465.
Lucero, Diego Rodriquez c 226, 231.
Lucinde Schlegels Roman c 607.
Lucuas Andreas b 72.
Ludwig der Fromme b 308 ff.
Ludwig II., Sohn Lothars, König von Italien b 318.
Ludwig VI., Kapetinger b 439.
Ludwig VII., Kapetinger b 439, 443 ff., 474.
Ludwig IX., der Heilige von Frankreich b 533, 565, 585, c 204.

Ludwig der Bayer, deutſcher Kaiſer b 649, 663 ff.
Ludwig von Ungarn b 673.
Ludwig X. von Frankreich b 638 f.
Ludwig XI., von Frankreich c 109.
Ludwig XII., König von Frankreich c 203, 209.
Ludwig XIV., c 386, 569.
Ludwig XV., c 542, 544, 609.
Ludwig XVI. c 570, 609, 617.
Ludwig XVIII. c 661, 668, 701.
Ludwig von Darmſtadt c 389.
Ludwig d. Heilige v. Frankreich c 173, 204.
Ludwig der Reiche v. Landshut c 53 f. 56, 86.
Ludwig Philipp v. Frankreich c 701 f., 715, 721, 729.
Lügenpropheten 196, 222, 227.
Lünel, jüd. Gemeinde b 471 f., 517 f. 538, 626.
Luna Alvaro de c 36, 47, 51 ff., 70, 72.
Luna Pedro de ſ. Benedektus XII.
Lukullus 479.
Lupus, Statthalter b 7, 72.
Lurja Iſaak c 327 ff., 331, 333, ff., 423.
Lurja Salomo c 340 f., 393.
Luſitanus Amatus ſ. Amatus.
Luther c 212, 214, 217, 219, 227, 234, 273, 275, 277 f., 288, 388 f.
Luzk c 492.
Luzzato Moſe Chajim c 504, 518; ſein Drama c 520.
Luzzato Samuel David c 705, 741.
Luzzato Simon c 424, 439 f.
Lybien 422, b 71.
Lydda 497, 503, 661, b 11, 20, 106, 168, 191.
Lydien 218, 287, 361.
Lynn (England), jüd. Gem. b 480.
Lyon 597, b 313.
Lyra, Nikolaus de c 41, 186, 191.
Lyſias 389 f., 394, 396, 399, 401 f., 404, 412.
Lyſimachus 345, 364, 374 f.
Lyſanias 505.

M.

Maacha, Königinmutter 128.
Maadditen, arab. Stamm am Rento Meere b 244.
Macedonien 341 f.
Macedonier 346, 369, 371, 376, 399 f.
Machärus (Feſtung) 471, 479, 491, 493, 662; b 4, 5.
Machanaim Stadt 50, 52, 74 f.
Machir b 370.
Machir, Urahn des Kalonymos ben Todros b 469.
Machuza, am Tigris b 132, 173, 174, 182, 205, 212.
Macon, Koncil zu M. b 228.
Maëſtre Vidal, ſ. Moſe Narboni.
Mähren, Gem. in c 273, 402, 523.
Männer des Glaubens (Myſtiker) b 303 f.
Mäonius b 145.
Märtyrer 114, 198; b 462, 477, c 163, 184.
Magaſſar 711.
Magdala, Stadt 579, 581.
Magdeburg, jüd. Gemeinde b 307, 370.
Maghreb, Nordafrika b 364, 366.
Maggid c 237, 267.
Magier 334 336, 353 f; b 196, 198 f. 210.
Magneſia 361.
Magona (Mahon) auf Minorca b 190.
Maher-Schalal Chaſch-Baz, Sohn Jeſaias 158.
Mahoril ſ. Mollin.
Maimi, Simon c 141.
Maimon, Salomon c 597.
Maimonnides ſ. Maimuni.
Maimun, Aſcha, arab. Dichter b 248
Maimun, Vater des Maimuni b 420, 490 f., 493.
Maimuni (Maimonides) b 490 ff., 494 f., 496 ff., 499 f., 502 ff., 534 f., 548; c 341 f., 437; Führer der Irrenden c 598.
Maimuni, David, ſ. Maimonid.
Maimuni, Abraham.
Maimuniſten b 535 ff.
Mainz, jüd. Gemeinde b 230, 307, 371, 401, 408, 411 f., 598 f., 672, 679; c 391.
Majora, Doña c 293.
Makarijiten b 302 f.
Makkabäer 385, 388, 390, 396, 406, 410, 412, 414, 487, 563, 603, 610, 651 f., 678.
Makkabäerbuch, drittes 604.
" viertes 651 f.
Makſen, Häuptling der Sinhaga b 377.
Malach, Chajim c 507, 516, 529.
Malachi, letzter Prophet 318 f.
Malaga b 377.
Malborough, Hzg. von c 505.
Malesherbes c 610.
Malich, Freund Hyrkans b 503 f.
Malichos, Nabatäer-König 507, 516.
Malimah, Beiname des Gelehrten b 400.

Malka Ben-Acha, Schulhaupt zu Pumbadita b 296.
Mallorca, jüd. Gemeinde das. b 707.
Malthake 549.
Maminim, Dönmäh s. Sabbatianer c 509.
Manasse, der Samariter b 85.
Manasse, Stamm 4 f., 12, 14, 19 f., 23 f., 96, 135, 216.
Manasse, Schwiegersohn Sanballats 317, 320, 322.
Manasse, Sohn von Hiskija 194 f., 197 f., 200, 220 f., 231.
Manasse Ben-Israel c 369, 376, 404 ff., 423, 437, 577.
Maneſſier de Veſou, Finanzbeamter Karls V. b 676 f., 697
Mannheimer Isaak Noa c 690 f., 747.
Manichäer b 199.
Manoel, König von Portugal c 133 ff, 136 ff., 139 ff., 228 ff., 240, 256.
Manrique, Gomez c 100.
Mantin, Jakob c 160, 217, 222, 243, 249.
Mappa c 324 f., 342.
Mar Bar-Huna b 212.
Mar-Chanina, Großvater des Exilarchen Mar-Sutra II, b 206.
Mar-Isaak, Schulhaupt zu Sura (Babylonien) b 263.
Mar-Kahana, Exilarch b 196.
Mar-Kohen-Zerek II, Gaon von Pumbadita b 324 ff., 331 ff.
Mar Mar Jeſu c 27.
Mar-Raba, Schulhaupt v. Pumbadita b 283.
Mar-Samuel, Geſetzeslehrer d. H. b 115, 135, 139 f., 144.
Mar-Sar-Schalom, Gaon von Pumbadita b 321.
Mar-Sutra, Exilarch b 196.
Mar-Sutra II., Exilarch b 205 f., 271.
Mar-Sutra III., Exilarch b 206.
Mar-Zacharia, Talmudiſt in Haleb b 509.
Marc Aurel b 110, 111, 120.
Marcellus, Publius, Statthalter in Syrien b 81.
Marcellus, Papſt c 290.
Marcus, Sohn der Arabarchen 613.
Marcus, Biſchof b 98.
Mardeliar, Name des Hauptes der indiſch-jüdiſchen Koloniſten b 200.
Mardochai, Oheim Eſthers 393.
Mardochai Ben-Hillel aus Nürnberg b 628.
Mardochaï Ben-Niſſan, Karäer c 493.
Mardochaï, Zemach c 307.
Mardochaï aus Eiſenſtadt c 507.
Mareſcha (Mareſa), Stadt 198.
Marhab, Führer der Chaibariten gegen Mohammed b 257 f.
Mari-Bar-Mar, Geſetzeslehrer b 212.
Maria, Schweſter Lazarus 584.
Maria, Schweſter Karls V. c 295.
Maria, Infantin c 448
Maria Magdalena 579.
Maria de Molina, Gemahlin Sanchos IV. b 608, 637.
Maria de Padilla b 682 f.
Maria Louiſe von Orleans, Gemahlin Karls II. von Spanien c 484.
Maria Nuñes c 363 f.
Maria Thereſia c 523 ff.
Mariamne, Gemahlin des Herodes 504, 506, 509, 514 f., 517, 524 f., 528, 535 f., 539, 595.
Mariamne, Tochter des Hohenprieſters Simon 528, 539.
Mariamne, Tochter des Agrippa 613.
Mariamne Turm 716.
Mariba, altarab. Handelsort b 238.
Mariſſa, Feſtung 447 f.
Marokko b 450.
Maroniten b 220.
Marranen in Spanien c 1 f, 17, 20, 51 f., 71 f., 74, 89—92, 95 ff., 100 f., 103—106, 112 f., 119, 121, 123, 140, 226 f.—232, 235, —256, 257, 260, 262, 265. 284, 286, 293, 440 f., 484 f.
Marranen in Ancona c 292 ff. 299.
Marranen in Ferrara c 302.
Marranen in Frankreich c 385 f.
Marranen in Portugal c 130, 140, 228 ff., 235 f., 367 f., 439, 482 f.
Marranen in Türkei c 154.
Marſeille, die „hebräiſche Stadt" b 225, 228.
Martha, Gemahlin des Joſua Ben-Gamaliel 666.
Martens, Harry c 417.
Martha, Schweſter Lazarus 584.
Martin IV., Papſt b 611.
Martin V., c 29 f., 35, 50, 53.
Martinet, Adam c 713.
Martinez, Ferrand c 165.
Martyr, Pedro c 226.
Maſada, Feſtung 506, 508, 674, 676, 699, f., 705; b 4—6.
Maſcarenhas, João Rodrigo c 229.
Maſchallah Ibn-Atari, Aſtronom, b 299.
Maſora b 294, 328, 370.
Maſſerano Bezalel c 358.
Mata-Mechaſſia-Sura, Stadt b 132.

Mathanja, Sohn Jesaias 219, 233.
Mathatia Ben-Joseph Provenci b 678, 697.
Matatron 335.
Mathân, Oberpriester 129.
Mathara, Hof im Palaste Jerusalems 247 f., 250.
Matthathia, Stammvater der Makkabäer 385 f., 407, 434.
Matthathia, Sohn des Simon Tharsia 434, 442.
Matthathia s. Antigonus, Sohn Aristobuls II.
Matthai aus Arlala 456.
Matthaeus (Levi), Apostel 579.
Matthia, I. Hoherpriester 539, 540.
Matthia, Bruder des Josephus 685.
Matthia, Ben-Margalot 540.
Matthia Ben-Theophil II. H. P 666, 669, 701, 705 f., 712.
Matthias, Kaiser c 389 f.
Mauritius, ström. Kaiser b 212, 217
Maury, Abt c 615 f.
Mausoleum der Makkabäer 422, 452.
Mausoleum der Königin Helena 642.
Maximilian, Kaiser c 163 ff, 175 f., 178, 182, 184 f., 189, 202 f., 209, 212.
Maximilian II, Kaiser c 307, 319.
Maximus b 178.
Maximus, röm. Kaiser b 186.
Mazdak, der Reformator des Magiertums b 204 f.
„Meassef" Zeitschrift c 594.
Measphim, Mitarbeiter an derselben. c 594 f.
Mebarsapes, König von Adiabene b 71.
Mebodes, persischer Feldherr b 212.
Mechilta b 129.
Mecklenburg, Juden in c 656.
Medaba, Stadt 364, 413, 447.
Medelsheim, Herz, s. Berr Cerf.
Meder 201, 288.
Medigo c 143.
Medien 176, 201, 217, 224 f., 287 404, 476, 611, 622.
Medina, de c 541.
Medinah s. Jathrib.
Medina, Salomo de c 505, 541.
Meer, ehrenes 85.
Meer, rotes 93, 95.
Meer, totes 10, 13, 62.
Megabyzus, Satrap von Syrien 307.
Megerlin, David Friedrich c 528.
Megiddo, Stadt 126, 218 f.
Mehmel-Ali, Pascha von Aegypten c 721 f.
Meïr, Rabbi b 99, 100 ff., 108, 109, 155.
Meïr, Sohn R. Josephi Ibn-Migasch b 420, 452.
Meïr R., aus Rothenburg b 570, 599 ff., 627.
Meïr de Malea, Don, Schatzmeister Alfonsos X. b 574.
Meïr Ben-Baruch Halevi R., aus Wien b 679, 697.
Meïr Ben-Gabbai c 224.
Meïr Ben-Samuel aus Ramerü (Frankreich) Toßafist b 441.
Meïr Ben-Simon aus Narbonne b 556.
Meïr Ben-Todros Halevi Abulafia b 535 f, 542, 546.
Mejuchas, Mardochai Joseph c 625.
Mekka b 239, 249, 486.
Meldola, David c 724.
Melo Francisco c 505.
Memmon 343.
Memphis 261, 426.
Menachem Ben-Chelto b 401.
Menachem, König 151 f., 153.
Menahem, Eßäer 521.
Menahem, Nachkomme Judas des Galiläers 674 f.
Menahem Ben-Saruk, Grammatiker b 347, 354 ff.
Menahem Ben-Zerach b 651.
Menahem von Merseburg c. 35.
Mendelssohn, Moses c 548, ff, 592. 594' 599, 603, 608, 610.
Mendelssohn, Dorothea c 582, 607.
Mendelssohn, Joseph c 604.
Mendes, Franziska c 294 f.
Mendes, Diogo, Bruder c 295.
Mendes, Henrique Gorge c 416.
Mendes, Isaak Franzisko M. Medeyros c 369.
Mendes, Manuel c 250.
Mendes, Reyna c 295 f.
Mendesia Grazia c 294, 302
Mendesia Grazia, die jüngere c 295, 299 f.
Menelaus 364, 373, 374 f, 377 f, 380, 394, 397 f., 402, 404, 412, 424.
„Menschenopfer" c 490.
Menschensohn 582, 589.
Menz, Juda c 81.
Menz, Mose c 81, 340.
Mephiboschet, Sohn Jonathans c 416.
Merab, Tochter Sauls 62.
Merbal 275.
Mérilhou c 701.
Merlato, östreich. Konsul c 717 f, 721.
Merodach, Gottheit 288.

Merodach, Baladan, König von Babylonien 191 f.
Merom (See) b 528.
Merſeburg, jüd. Gemeinde b 307, 370.
Mervan II., der letzte Amajade, Kalif b 286.
Meſa, König 123 f., 135.
Meſcherſchaja Bar-Pakod b 199.
Meſchullam Ben-Jakob aus Lünel, Talmudiſt b 472.
Meſchullam Ben-Moſe aus Beziers, b 556.
Meſchullam aus Rom c 114.
Meſene 639, b 131.
Meſopotamien 361, 477, 621.
Meſſalem, Vater des Andronikus 432
Meſſalina 655.
Meſſer Gawaih aus Baßra b 278.
Meſſer, Leon c 77 f.
Meſſias 331 ff., 516, 548, 571 f., 574, 577 f., 582 f., 585 f., 588 f, 592, 618, 626, 642, 643, 645, 647 f, 650, 653, 659, 663, 697; b 196, 197, 283, 285, 612 f., 685.
Meſſiaſſe, Pſeudo 593.
Meſſianität, Meſſiastum 297, 516, 571 f., 583, 592, 618, 634, 659; b 18, 26, 32, 612, 618; c 14 f., 224 f., 236 f., 454, 470.
Meſſina, jüdiſche Gemeinde b 221.
Meswi aus Baalbek b 305
Metatoron, (Enoch) Engelname b 303.
„Metibta", die Lehrverſammlung b 149.
Metilius 672, 676.
Metternich c 662, 721.
Metz, Gem. in c 403, 489, 568 f, 611, 616.
Metz, Moſe c 595.
Meyer, Eduard c 704.
Meyerbeer c 683, 745.
Meyer, Jude aus Breslau c 58.
Micer, Pedro de la Caballeria c 26.
Micha, Sohn des Gemaria 230.
Micha, Sohn des Jimla's, Prophet 118, 120, 251, 625.
Micha II., Prophet 158, 198.
Micha, gelehrter Jude aus Trier b 409.
Michael, Engel 335.
Michael, byzanth. Kaiſer b 319.
Michaelis, Johann David c 576.
Michaelis Johann Heinr. c 496.
Michal 43 f., 52, 60.
Michmas 34 f., 416.
Middelburg c 422.
Middelſex, Lord c 413.
Midianiter 561.
Midraſch, Predigtſammlungen b 17, 195.
Mietziboz, Israel c 583.
Migdol, Stadt 261.
Migues João c 295 f., 299.
Mikulski, Mikulicz c 536.
Milet 499.
Millo, Hügel 59, 91.
Milo, päpſtlicher Legat an die Albigenſer b 524 f.
Minäer ſ. Judenchriſten.
Minorca b 190.
Miques, João ſ. Joſephus von Naxos.
Mirabeau c 579, 600, 610 f.
Mirjam (Maria), Mutter Jeſus 574.
Mirjam, Jeruſalemerin 713.
Miſael 391.
Miſchehen 298, 304 f., 306, 308, 315, 317 f., 320; c 643 f.
Miſchna ſ. Lehre mündliche.
Miſchna, Text 266, 267; b 16, 17, 104, 117 f., 197, f., c 497.
Miſchna als Perſon für Inſpiration ſ. Caro Joſef. Vollendung derſelben 129, 330, 364, 490 ff.
Miſchna, Charakter und Wert b 119, 120, 128 f.
Miſchna, lateiniſche Überſetzung c 497.
Miſrachi, Elia c 156 f.
Mithradat, Schatzmeiſter 290.
Mithradates, König von Pontus 485, 497, 622.
Mithra, perſ. Götze 335.
Mizpah, Stadt 28, 255 f., 258 f., 262, 394 f.
Mizpah (Mizpeh), Berg 11, 28, 171.
Mizricz, Beer von c 585.
Mizriczer c 588.
Mnemon Artaxerxes ſ. A. I.
Moab, Moabiter-Land 45, 63, 109, 123 f., 135, 138, 240, 253, 306, 450, 469.
Moabiter 16, 62, 94, 122 f., 249, 299 f., 303, 306 f., 315, 320.
Moawija, Chalif (gegen Ali) b 263, 277.
Mocenigo, Doge c 321.
Mocenigo, Pietro c 84.
Mochinger, Chriſt c 407.
Mocho, João c 229.
Modena, Juda Leon c 424, 428 ff., 641.
Modeſtus, Patriarch von Jeruſalem b 219.
Modin, 385 f., 396, 406, 422, 452, 463.
Mönche, die vom Berge Nitra (nahe Alexandrien) b 190.
Mohammed, Stifter des Islam b 249 ff
Mohammed II. c 63 f.
Mohammed, Algáfer d. Abbaditen in Andaluſien b 379.

Mohammed Almanſur, der Abnomride, Regent unter Iliſcham b 366 f.
Mohammed Alnaſir, Chalif im nordweſtl. Afrika b 527.
Mohammed-Bay c 151.
Molcho, Salomo Pires Diogo c 237 f., 241 f., 260, 267.
Mole c 638 ff., 645.
Möllin Halevi, (Maharil) Jakob c 34 f.
Molo, Francisco c 505.
Moloch-Cultus 169, 200, 221.
Moncalvo in Piemont, jüd. Gem. b 712.
Mönchsorden c 303.
Monk, General c 422.
Monobaz I., König von Adiabene 639, 640.
Monobaz II. 640 f., 678.
Monobaz, Verwandter Monobaz II. 678.
Montaigne, Michel de c 385.
Montalto, Elia Felice c 354, 370, 376.
Montanus, Arias c 352.
Montemar, Marquis von c 107.
Montefiore c 720, 724, 729.
Monteſa, Jaime de c 102.
Montezinos c 411.
Montpellier, jüd. Gemeinde b 471, 538, 545, 622, 630 f.
Monzon in Spanien, jüd. Gemeinde b 542.
Moréh Nebuchim, Führer b 509 ff. 562; c 10, 218, 222, 550.
Moresco c 624.
Morija, Hügel 234, 323, b 55, 57, 59, 69 f., 86, 89 f., 129, 155.
Morillo, Miguel c 91, 93, 97.
Moritz Johann v. Oranien Naſſau c 372, 385.
Moro, Joſeph Täufling c 289, 302.
Moroſenko c 397.
Mortara-Geſchichte c 745.
Morteira, Saul c 370, 376 f., 437.
Moſaik 235.
„Moſchee des Felſens" die in Jeruſalem b 262.
Moſcheles, Komponiſt c 745.
Moſé 2, 14, 20, 23, 25, 131, 134, 170, 207 f., 213 f., 267, 272, 280, 302, 315, 319, 324 f., 461, 563 f., 582, 592, 598 f., 614, 626, 628, 630, 635 f., 638, 562; c 446.
Moſe Abudiel, Günſtling Alfonſos XI. b 656 f.
Moſe Ben-Aſcher Maſoret b 328 f.
Moſe Ben-Chanoch b 345 ff., 358 f.
Moſe Ben-Guthiel, Gemeindevorſteher in Speier b 414.
Moſe Ben-Jehuda Kohen, Rabbiner von Safet b 596.
Moſe, Sohn des Kalonymos b 307.
Moſe Ben Maimuni ſ. (Maimonides) Maimuni, — ſein „Führer der Irrenden" (Moreh Nebuchim) b 509 ff., 514 f.
„Moſe Deſſaus" (Mendelsſohns) deutſcher Pentateuch c 567.
Moſe di Trani c 302.
Moſes Gerudenſis c 186.
Moſe Ben Schem Tob de Leon, Kabbaliſt b 609, 614 ff.
Moſe Ibn Esra b 420, 421 f.
Moſe Ibn-Gekatilla b 398.
Moſe Ibn-Tibbon b 571.
Moſe Kimchi b 470.
Moſe Kohen de Tordeſillas b 693.
Moſe Nachmani b 539 ff.
Moſe Narboni [Maeſtre Vidal] b 662 (657).
Moſe Navarro, Oberrabbiner v. Portugal b 709.
Moſe, R. aus Coucy b 547, 569.
Moſe, Schatzmeiſter in Spanien b 637.
Moſer, Moſes c 686, 692.
Moſes de Cavarite b 471.
Moſſul, jüd. Gemeinde b 484 f.
Muley, Abu-Abdallah c 113.
Müller, Adam c 683.
Müller, Johannes c 382, 651.
Mulot Abt c 616.
München, jüd. Gemeinde b 599, 673.
Münſter, Sebaſtian c 180.
Münzen, jüdiſche 451, 464, 472, 491, 506, 682; b 82, 678 f., 682; c 82.
Münzer, c 279.
Munk Salomo c 727 f., 730 f.
Muſa, mohammed. Statthalter von Afrika b 277.
Muſa, Stifter der Sekte der Akbariten b 305.
Muſaphia, Benjamin Dionys c 384, 451, 472
Mutaziliten b 300 f., 335.
Muzaraber b 347, 419.
Mylitta 338, 195 f., 202, 499.
Myſtik (der Gnoſis) b 39 ff. bei den Juden, b 403 f., 540 f.
Myſtiker b 302 f.. 362, b 540, 592.

N.

Naama, König 85.
Naaſiten ſ. Ophiten.
Nabatäa 299.

Nabatäer 365, 413, 447, 477 f., 482, 484, 491, 50, 1507, 516 f., 554, 593 f., 293, c 5.
Nabonaſſar 192.
Nabonad 275 f., 282, 288 f.
Nabapolaſſar 217 f., 224 f.
Naboth 115 f., 126.
Nachaſch, Ammoniterkönig 29, 35, 45.
Nachman Bar-Jakob b 147, 152.
Nachman Bar-Iſaal b 178.
Nachman Ben Samuel Levi c531.
Nachmani b 539 ff., 556 f., 577 ff., 581 ff., c 21
Nachmanides ſ. Nachmani.
Nadab, König 107.
Nadhir ſ. Benu-N.
Nagaran, arab. Stadt b 240, 245.
„Nagid" = Oberhaupt, Titel, b 380, 437, 489, c 148.
Naham, Prophet 224.
Naham (Nehemia) aus Gimſo (Emmaus) b 58.
Naharbea, Stadt b 132, 144, 195.
Naharbäa 477, 621 f.
Naha-Pakod, Stadt b 107.
Naphtali, Stamm 5, 153, 168.
Napoleon I., Kaiſer c 608, 625 f., 634 ff., 642, 645 ff., 650, 659. 664.
Narbata 670.
Narbonne, jüd. Gemeinde b 225. 233, 307, 368, 469, 538.
Narciſſus Freigelaſſener 617.
Naſiräer 114, 127, 432.
Naſor (Nazor) ſ. Odenath.
Naſſi, Titel 473, b, 21, c 294, 646.
Naſſi Gracia ſ. Mendezia.
Naſſi Joſeph ſ. Joſeph, Herzog von Naxos c 299.
Naſſi, Samuel c 302.
Nathan b 100, 106 ff.
Nathan, Prophet 54, 65, 79, 80, 81.
Nathan, Ghazati, ſabbatiniſcher Pſeudoprophet c 459 ff.
Nathan der Weiſe c 553 ff.
Nathan, Richter und Schulhaupt zu Cordova b 345.
Nathan Ben-Jechiel b 405.
Nathan Ben Iſaak Kohen b 344.
Nathan, Iſaak c 39.
Nathanael, R. (Hibat Allah Ibn Algami) Leibarzt b 489.
Natroj Kahana, Geſetzeslehrer b 287.
Natrona (Pſeudo-Meſſias) b 167.
Natronaï II., Gaon von Sura b 322.
Natronaï Ben-Chabibai b 296.
Natronaï Ben-Nehemia, gen. Mar-Janka b 285.
Navarra, jüd. Gemeinde b 650 f. c 123.
Nazaräer 589 f., 638, 642, 644 f., 648, 652, b 31, 38.
Nazaret 570, 574 f., 578, 583, 585, 587, 589, 592, 683, 693, b 217.
Neander, Auguſt c 723.
Neapel (jüd. Gemeinde) 621, b 221 f, 223 f., c 123, 273 f.
Nebo 288.
Nebukadnezar 218, 225 f., 228 f., 231 f., 239 f., 242, 244 f., 249, 250 f., 253 f., 256 f., 260 f., 263, 266 f., 269 ff., 289 f., 302, 399 f., 404.
Nebuſaradan 251, 255.
Necho, Sohn Pſammetichs 217 f., 220 f., 225 f.
Nechunja Ben-Hakana b 556.
Nechunja (Achija) Exilarch b 107.
Nechuſchtha, Mutter des Königs Jojachim 232.
Negro D. David b 702 ff.
Negro Ibn-Jachja c 108.
Nehemia, Mundſchenk und Statthalter 308 f., 311 f., 314 f., 317 f., 320 f., 325 f., 329, 337, 357, 363, 369, 437, 563.
Nehemia, Sohn Kohen-Zodeks b 344.
Nehemia, Aſchkafa b 378 f.
Neïth, ägyptiſche Göttin 221, 224, 263.
Nepi c 644.
Neriglisſar 270.
Nero 639, 649, 654, 659, 663 f., 668 f., 674, 677, 690, 695, 704, 706.
Neronias ſ. Cäſarea Philippi.
Nerva b 69 f.
Neſtorianer b 208, 263.
Nethinim 266.
Netira aus Bagdad b 325.
Neuchriſten in Spanien und Portugal ſ. Marranen.
Neuchaßidäer c 584, 658.
Neuchriſten c 257, 259, 386 f. Marranen.
Neuhebr. Poeſie b 279 ff., 354 ff., 380 f., 420 ff., 558 f.
Nibridius, Biſchof v. Narbonne b 313.
Nicäa, Konzil zu b 163, 192.
Niederlande, Juden in c 317, 361, 385, 621 ff.
Niederöſterreich c 306.
Nieto, David zu London c 502.
Niger, der Peräer 678.
Niger, Peſcennias b 120.
Nikanor, Arabarch 523, 531.
Nikanor, Tribun 693.

Nikanor, Unterfeldherr des Ptolemäus 394, 407 f.
Nikanortag 408.
Nikanorthor 531.
Nikaſo, Tochter Sanballats 317, 320.
Nikolai c 552 ff.
Nikolaiten b 35.
Nikolaos von Damaskus, Geſchichtsſchreiber 513, 528, 533, 539.
Nikolas Edward c 410.
Nikolas Mönch b 350.
Nikolaus III., Papſt b 574, 586.
Nikolaus V. c 52 f., 56, 63, 70, 76.
Nikolaus Donin, Apoſtat b 567 f.
Nikolaus, Spitzname für Paulus b 35.
Nikolaus de Lyra c 41.
Nikolaus Cuſanus c 54 f.
Nikolaus, ruſſiſcher Kaiſer c 725, 743.
Nil 261, 422, 427, 522, 598, 619.
Nilland 2, 163, 199, 263.
Nineve 172, 175 f., 181, 184, 193, 201, 218, 224 f.
Niſchabur b 486.
Niſibis 477, 622, b 70.
Niſſan, Mordechai Ben c 493.
Niſſi Naharwani b 326, 331.
Niſſim in Kairuan b 380.
Niſſim Gerundi Ben Reuben b 685.
Nizza c 371.
Noa 630.
Noachidiſche Geſetze 612.
Nob, Stadt 28, 44, 60.
Noël c 620 f.
Noemi 306.
Northampton, jüd. Gem. b 603.
Norwich, jüd. Gemeinde b 480.
Notabelnverſammlung in Paris c 639.
Nowak, Peter, Biſchof von Breslau c 58.
Nuenar, Graf von c 201.
Numenios 438.
Nunes Duarte da Coſta c 384.
Nunes Jakob Ibn c 69, 96.
Nunes Henrique c 231 f.
Nunes Manuela de Almeida c 504.
Nureddin, Herrſcher der Türken b 443, 485.
Nürnberg, Juden von b 445, 628, 673. c 164 f.

O.

Obadjah, Palaſtaufſeher 114 f., 116.
Obadjah, Prophet 263.
Obadjah, Abu Iſra aus Iſſahan b 285 f., 288.
Obadjah, Chazarenkönig b 298.
Obeda 469.
Oberrat in Baden c 653.
Oberſtadt Jeruſalems 715.
Ochus ſ. Artaxerxes III.
O'Connel c 725.
Octavia, Gemahlin Marc Antons 593.
Octavian Auguſtus 504, 506, 508, 516 f., 520, 522 f., 525 f., 528 f., 532 f., 535 f., 538 f., 547, f., 550 f., 555, 559, 566, 568 f., 669.
Odenath von Palmyra b 144.
Ölberg 11, 56, 662, 710.
Öſterreich, Juden in c 62 f., 621, 627, 657, 667.
Ofen b 595 f.
Offenbarung 18, 131, 208, 325; b 512.
Offenbarung Johannis b 35 f.
Og 3, 14.
Olesnizki c 61 f.
Oliger Pauli c 487.
Olympiſche Spiele 371.
Omar b 257, 259, 261 f., 277.
Omar II., Chalif b 283 f.
„Omarbund" (gegen die Juden) b 256, 277, 284, 320.
Omejjaden b 270, 277.
Omri 107 ff., 111, 118 f., 123 f., 130, 132, 135.
Omriden 121, 123, 126, 133, 136, 150, 196.
Onias I. 347.
Onias II., Sohn 349 f., 358.
Onias II., Sohn Simons II., 364 f., 371, 373 f., 405, 423.
Onias IV., 424 f., 427, 433, 436, 449 f., 467, 602.
Onias (Menelaus) ſ. Menelaus.
Onias, Einſiedler 483.
Oniastempel 426 f., 436, b 7.
Onion 426 f., 449, 497.
Onkeles Überſetzung ſ. Akylas.
Opfer für römiſche Kaiſer 533, 674.
Opferweſen 17, 161, 174, 209, 333; b 12, 14, 179.
Ophel ſ. Ophla.
Ophir ſ. Indien.
Ophiten (Naaſiten) b 40.
Ophla 57, 59, 642, 676, 698, 715.
Oppenheim Samuel c 495.
Orabuena, Joſeph c 5.
Oranien, Wilhelm v., c 317.
Oranier c 372.
Ordination 261, 263 ff., 268, b 24, 32.
Oreſtes, Präfekt v. Alexandrien b 190.
Orleans, jüd. Gem. b 225, — Konzilien b 227.
Orleans, Herzog von c 351.
Orobio, Iſaak de Caſtro c 502.

Oropeſa, Alfonſo de c 95.
Orpheus 624.
Orthodoxen ſ. Altfrommen.
Ortuin Gratius c 172, 174, 193, 196, 205 f.
Oſiris 2.
Oſius, Biſchof v. Cordova b 232.
Oſorio David c 375.
Oſroëne, Teil Babyloniens b 131.
Oſterfeier b 25, 163.
Othman, Chalif b 263.
Otho, Kaiſer 706.
Otto I, Deutſcher Kaiſer b 350, 370.
Otto II, Deutſcher Kaiſer b 370.
Ottolenghi Joſeph c 303.
Otto Heinrich, Herzog von Neuburg, c 275.
Ozair (Eſra) b 253.

P.

Paalzow c 631.
Pablo Chriſtiani, Apoſtat b 577 ff., 585.
Pacheco, Juan de c 69.
Pakorus 505, 622.
Paläſtina 1, 140, 303, 322, 351 f., 362, 37, 1422 ff., 461, 479, b 512, 562, 608, 613, 617, 662, 682, b 74 ff., 261, 271, 282, 289, 437 f., 484, c 68, 260, 261, 265, 625.
Paläſtinenſer 429, 521.
Palaſtaufſeher 94
Palaſthauptmann 155, 180.
Palermo, jüdiſche Gemeinde b 221, 563.
Pallache, Samuel c 362, 364.
Pallas, Günſtling des Kaiſers Claudius 617, 660, 662.
Palmerſton, engliſcher Miniſter c 721.
Palmyra 94, b 144 f.
Paltiel 52.
Paltoi Ben-Abaji, Schulhaupt b 321.
Pampeluna, jüd. Gemeinde b 651.
Panias 550.
Panion, Bergſtadt 360.
Papa, Schulhaupt b 178.
Papa ſ. Odenath.
Pappos, Ben-Juda b 94.
Pappos, Leiter des Aufſtandes unter Trajan (Schemaja) b 72, 74 f., 96.
Päpſte c 281, 287.
Paradies (Eden) 336.
Pardo, David c 375 f.
Pardo, Joſeph c 369.
Pardo, Joſiahu c 379.
Paris, Konzil zu b 229.
Paris, jüd. Gemeinde b 439, 476, 650 f.
Parium 499.
Paruta c 349.
Parſchandata, Beinamen Raſchis b 404.
Parther 446, 477, 494, 505 ff., 513.
Partherland 445, b 70, 74 f., 121.
Parthien 389, 446, 494. 622, 639, 690.
Paſchalis II, Papſt b 460.
Paſcha-Streit 163, 212.
Pasquier c 640.
Paſſaabend 330.
Paſſa-Feſt (Lamm) 181, 217, 499, 519.
Paſſa-Feſt, Beſchuldigung wegen c 537.
Paſſha-Streit b 163.
Patriarch 2.
Patriarchat b 20, 160 f., 184 f, 187. ff., 191.
Patriarchenſteuer b 128, (an d. Apoſtole) 169, 185, 188, 189, 191
Patricius ſ. Natrona.
Paul III., Papſt c 249 ff., 252, 257, 259, 292.
Paul IV., c 257, ff., 287 ff., 299 ff., 305, 307, 404.
Paulus ſ. Saulus.
Paulus (Pablo) Burgenſis d. Santa Maria c 4 f., 38, 47 ff.
Pawliuk, Koſakenhetmann c 395.
Paz, Enrique (Antonio Enriquez) der jüdiſche Kalderon c 448.
Pedro der Grauſame von Caſtilien b 979 ff.
Pedro de la Cabelleria der Ältere c 71.
Pedro der Jüngere c 73.
Pedro de Luna, Cardinal ſ. Benedikt XIII. b 694
Pedro Lopez de Ayala b 685 f.
Pedro Oligoyen, Franziskaner in Navarra b 651.
Pedro, Regent von Portugal c 482.
Pedro de Toledo c 161 f.
Peel, Robert c 723.
Pelham c 540.
Pella, Stadt 488.
Peluſium 189, 497.
Pekach, König 154, 157, 165 ff., 171, 174.
Pekachjä, König 154.
Penſo, de la Vega, Joſeph c 518; „hundert und fünfzig Pſalmen und hebräiſche Dramen“ c 519.
Pentateuch, Fünfbuch ſiehe Thora, Geſetzbuch.
Ueberſetzung deſſelben c 566.
Pentekaka b 158.
Peraea 400, 462, 538, 549, 554, 567, 597, 608, 699, 704.

Pereira, Rodrigues (Jakob) c 544, 546.
Pergamum 361, 370, 416, 477, 490, 495.
Peringer v. Lilienblad, Guſtav c 492.
Pernambuco, Gemeinde c 384 f.
Pero Ferrus, Don c 2.
Perôz-Schabur, Stadt b 132, 182, 211, 263.
Perôz, König b 199.
Perpignan, jüd. Gemeinde b 621 f., 626, 636.
Perſer 625, 334 f., 338 f., 340.
Perſeus 376, 379.
Perſien (Babylonien), Juden in 301, 345, 477, 573.
Peſaro c 301.
Peſchitta, ſyriſche Überſetzung der heiligen Schrift b 172.
Petachja aus Regensburg b 488.
Peter von Amiens b 406.
Peter von Clugny, Abt b 444.
Peter Schwarber b 669.
Peter, der Toſſafiſt b 447.
Peternoy, Sancho de c 102.
Peters, Hugh c 417.
Petit, Guillaume Haquinet c 203, 218.
Petra, Stadt 299, 482.
Petronius, Statthalter 606 ff., 612.
Petrus, Simon Apoſtel b 34, 579, 582, 585, 590, 644 f., 652 f.
Peutinger c 201.
Peyret aus Chambéry, R. b 667.
Pfefferkorn, Joſeph c 171 ff., 181, 189 ff., 196, 198 ff., 203, 205, 208, 214, 277.
Pfizer c 704.
Pforte der Pforten (bei Derbend) b 296.
Pfortenrichter, R. b 149.
„Phädra" Mendelſohns c 556 f.
„Phädra" c 556.
Pharao 86, 264.
Pharaonen 3, 163, 422.
Phariſäer 454 ff., 462 ff., 468 ff., 476 ff., 481 ff., 493, 519, 529, 537, 686.
Phariſäer mit übler Bedeutung b 38.
Pharos, Inſel 428.
Pharſalus 496.
Phaſael, Bruder Herodes 501, 503 ff.
Phaſaelis, Stadt 550.
Pheroras, Herodes' Bruder 535 ff.
Phiabi, Familie 528, 656.
Philadelphia 443, 488.
Philipp von Macedonien 359.
Philipp Sohn Herodes 549, 556, 567 f., 595, 582, 662.
Philipp, Reiteranführer 675.
Philippi 504, 622, 649.
Philippion 495.
Philippos, Phrygier 384.
Philippos, Vormund von Antiochus V., 401, 404.
Philippos, Arabs b 127.
Philipp Auguſt v. Frankreich b 474 ff., 521 f.
Philipp IV., der Schöne von Frankreich b 605, 608, 633 ff.
Philipp V. von Frankreich b 639 ff.
Philipp VI. von Frankreich b 651.
Philipp II. von Spanien c 224, 317, 321, 366 f.
Philipp III. von Spanien c 367.
Philiſter 15, 20, 24, 27, 32, 35, 40, 46 f., 49 f., 54, 55, 57 f., 59 f., 87, 164, 183, 202, 249, 353, 362, 388, 394, 399, 418.
Philiſterland (Philiſtäa) 20, 142, 183, 184, 201 f., 228, 396, 400.
Philo, jüd. Philoſoph 604 f., 609 f., 614 f., 619 f., 632 f., 635 f., 638, 649.
Philo 620.
Philometor ſ. Ptolem. Phil.
Philopator ſ. Seleukus.
Phokas, oſtröm. Kaiſer b 216 f.
Phönizien 1, 86, 88, 93, 109 f., 174 f., 184, 201, 228, 234, 253, 264, 265, 293, 297, 338 f., 341, 351 f., 365, 371, 394.
Phönizier, 15, 27, 29, 58 f., 88, 93, 96, 139, 153, 202, 234, 275, 353, 399, 625.
Phokylides, Pſeudo- 626 c f.
Phraortes, König von Medien 201.
Phrygien 477.
Phrygier 384.
Phul König Aſſyriens 153 f., 166.
Phyſko ſ. Ptol. Phyſkon.
Pichon, D. Joſeph b 691, 699 f.
Pichon, Salomon c 73.
Pico d'Mirandola Giovanni c 78 f.
Pietro Caraffa ſ. Paul IV. Papſt.
Pijutim, Teil der Liturgie b 281.
Pilatus Pontius ſ. Pontius.
Pilpul, talmudiſche Haarſpalterei c 340.
Pimentel Manuel (Iſaak Abenacar) c 370.
Pina de Paul (Rahel Jeſurum) c 368, 373.
Pinehas Enkel Ahrons 8, 20, 472, 561.
Pinehas Ben-Samuel 701.
Pinehas, Sohn Elis 21.
Pinehas, Führer der Idumäer 702.

Pinehas, Ben Jair R. b 117.
Pinehas Ibn-Azura, Gegner Mohammed b 251 f.
Pinheiro, Diogo c 240.
Pinto (Abraham), Begründer der jüd. Gemeinde Rotterdam c 378.
Pinto, Ahron de c 513 ff.
Pinto, Diego Rodrigues 250.
Pinto, de c 505.
Pinto, Isaak c 542 f., 545 f.
Pinzowianer c 349.
Pires, Diogo Molcho Salomo 236 ff., 239 ff., 242 ff., 245 ff.
Pirkheimer, Willibald c 164, 201.
Pisidien 466.
Pitholaos Feldherr 493, 494 f.
Pius IV. c 307 f.
Pius V. c 309 f., 317.
Pius VII. c 663 f.
Pius IX. c 746.
Placidus 696.
Plantawicius Jakob c 429.
Plato 627.
Plethi 61, 72, 81.
Plotina, Gemahlin des Trajan b 74.
Podolien c 516.
Poesie, althebräische (biblische) 28, 60, 84, 146, 192 f., 236, 252, 325, 357 f.
Poesie, neuhebräische, dramatische, 519 f., b 280, 354, 384 f., 420 ff., 424 f., c 322.
Poetan, poetanische Poesie 280 f.
Polak, Jakob c 147, 166, 340.
Polemon, König v. Cilicien 611, 655.
Polen, Juden in c 60 ff., 167 f., 319, 337 f., 392 f., 401, 433, 588, 647.
Polnische Schulmeister c 566.
Polonnoie, Festum c 398.
Pompejaner 495, 498.
Pompejus 484 f., 487 f., 490 f., 494 f., 497, 509, 669.
Pompejus, Cnejus Longino b 54.
Poniatowski, Stanislaus c 588.
Pontius Pilatus 568, 569, 570, 586 f., 592 f.
Pontus 617.
Popen c 339.
Popilius Länas 379.
Poppea Sabina, Kaiserin 665, 667 f., 686.
Portaleone Guglielmo c 76.
Portalis c 640.
Portugal, Juden in 670.
Portugiesischen Juden c 545, 615.
Portugiesen von Bordeaux c 546.
Posen c 338, 668.
Posidonia 407.
Posidonius aus Apamäa 597.
Potocki c 393.
Prag, jüd. Gemeinde b 405, 705.
Prag b 405 f., 413 c 266, 274, 305 f., 386, 433.
Predigt 430, 632; b 158, 162, 168, 194, 310.
Prediger c 37, 221, 224, 587, 683.
Preßburg c 273.
Preßwesen c 287
Preußen, Juden in c 401, 627, 629, 656, 660, 667 f.
Priestersegen 331.
Primaten b 185, 191.
Primo Samuel c 469 ff., 473.
Prinz von Wales, der schwarze Prinz (Eduard) b 688.
Prixotto, Charles c 619.
Profiat (Profatius) Jakob Tibbons b 624.
Profiat Duran c 7 f., 10, 40.
Propheten 65, 113 f., 144 f., 222, 226, 276 f., 296 f.
Propheten, kleine 332.
Prophetenjünger 113 f., 118, 122, 125, 132, 144.
Prophetennamen, erfunden bei den Gnostikern b 42.
Prophetensammlung 332.
Prophetie 27.
Prophetenorden 27.
Prophetentum 65, 144, 147, 152, 222, 319.
Proselyten 273, 289 ff., 301, 538 f., 560, 566; b 15, 16, 51, 62, 124, 133, 156, 488, 601.
Proselyten in Rom b 65 f.
Prosbol 521.
Protestanten c 257, 281, 290.
Protestantismus 258.
Prynne, William c 419 f.
Psalmen 28, 60, 162, 193, 291, 293, 331, 340, 475; c 504.
Psalmendichter 28, 162, 267.
Psalmen Davids 79.
Psalm, Dank- 610.
Psalter 565.
Psammetich 201, 217.
Psammis, König von Ägypten 239.
Pseudo-Messias b 197, 253, 283.
Psusennes, König von Ägypten 86.
Ptolemäer 359, 371, 427, 497, 534.
Ptolemäus, Fürst v. Chalcis 495, 534.
Ptolemäer 347, 349, 359.
Ptolemäus I., (Soter) 344 mit dem Beinamen Logi 347, 422.

Ptolemäus II Philadelphus 628.
Ptolemäus III. Euergetes 349.
Ptolemäus IV. Philopator 352 f., 354, 356, 358 f., 604.
Ptolemäus V., Epiphanes 356, 360, 364, 376.
Ptolemäus VI., Philometor 376, 379, 418, 423 ff., 432 f., 449 f., 522.
Ptolemäus VII., Physkon (Euergetes) 376, 379, 425, 446, 602.
Ptolemäus VIII., Lathuros 449 f., 467.
Ptolemäus, Feldherr des Antiochus 360.
Ptolemäus, Sohn des Dorymens 394.
Ptolemäus Makron 401 f.
Ptolemäus, Bruder des Nikolaus von Damaskus 528, 549.
Ptolemäus Ben Habub 441 f.
Ptolemäus 416 ff., 420, 467, 594, 690.
Pucci Antonio c 244, 249 ff.
Pucci Lorenzo c 242, 244.
Pufendorf, Johann c 492.
Pullanen b 438.
Pulcelina aus Blois b 462 f.
Pumbadita b 132, 147, 170, 195, 211, 265 ff., 292, 321 ff., 360 ff.
Punktatoren b 210.
Purim-Fest 355.
Purim-Kairo c 151.
Purim-Vinzenz c 390.
Puritaner c 408 f., 422.
Pydna 379.

Q.

Quadratus, Kirchenlehrer b 98.
Quemadero c 92, 95.
Querida ſ. Jakob Zewi.
Quietus Luſius, Feldherr b 73.
Quirinus, Statthalter 557, 561 f.

R.

Rab, Beiname Abba Areka's b 135.
Raba Bar Joſeph Bar Chana b 174 ff.
Rabba Bar Chana b 114, 135.
Rabba Bar Mathana b 173.
Rabbach Bar Huna b 150.
Rabbah Ben Nachmani b 171 f.
Rabbana, Beiname R. Aſchi's b 195.
Rabban Joſeph b 200.
Rabbaniten b 291 f., 322 f., 328 ff., 400, 415, c 65.
Rabbat-Ammon 443 f., (Philadelphia.)
Rabbinat der drei Gemeinden c 525.
Rabbinatsverweſer c 685.
Rabbiner 261 f., c 525.
Rabbinerſchulen c 685.
Rabbinerverſammlung in Braunſchweig c 733.
Rabbiniſche Litteratur c 488 f., 500.
Rabbin'ſche Synoden b 460 f.
Rabina, der letzte Amora b 200 f.
Rabſchake, Sprachkundiger 187 f.
Rachel, jüd. Schauſpielerin c 745.
Radziwils c 349.
Radziwil, Fürſt c 432.
Ragaba (Feſtung) 471.
Rageſch (Razis) 408.
Ragocy, Fürſt c 401.
Raguel, Schwiegervater Moſes 644.
Rahel 176, 306.
Rahel Formoſa, Geliebte Alfonſo's III b 466.
Rama 24 f., 250, 255.
Ramadhan, der mohammed. Faſtenmonat b 253.
Rami (R. Ami), Bruder R. Juda's Bar Jecheskel's b 151.
Ramler c 600.
Ramot Gilead 119 f., 125.
Ramon Berenguer IV. v. Aragonien und Catalonien b 466.
Rapoport, Salomo Jehuda c 699 f.
Raphael, Engel 335.
Raphael Kohen c 702.
Raphia (Stadt) 470.
Raſchbam, Samuel Ben Meïr b 441.
Raſchi (Salomon Zizchaki) b 401 ff., 416 ff., 440, c 186, 220
Ravenna b 193, 221, 224.
Ratti-Menton c 714 f.
Raymond V. von Toulouſe b 474.
Raymond VI. von Toulouſe b 476, 524 f.
Raymond Trencavel, Vicegraf von Beziers b 471.
Raymund de Penjaforte b 533, 576 ff.
Raymum Martin, Dominikaner b 580, 590 f.
Reaktion in Deutſchland c 662 f.
Reaktion in Frankreich c 637, 661.
Reaktion im Kirchenſtaat c 663 f.
„Rebben" c 590.
Reccared, weſtgot. König b 233 f.
Receſwind, weſtgot. König b 272 f.
Rechab 114.
Rechabiten 161.
Recife, jüd. Gem. c 385 f.
Reform des Judentums c 431, 623, 652 f., 680 ff., 712, 730.
Reformation Luthers c 214 ff., 220 ff.
Reformpartei c 683, 685 f.
Reformfreunde c 732.
Reformgenoſſenſchaft in Berlin c 736.

Reform-Tempel-Verein c 684.
Regensburg, jüd. Gem. b 307, 598, 673, c 56, 85 f., b 165, 209.
Regensburg, Reichsdeputation in c 629.
Reggio c 371.
Regnault, Rabbiner und Schriftsteller c 638, 705.
Rehabeam 99 ff., 107 f., 139, 469.
Reimarus, Elisa c 567.
Reimarus, Hermann Samuel c 562, 567.
Religionsfreiheit c 613.
Religions-Kodex b 502 f., 658 f.
Religionsphilosophie, jüdische 282, 635 f.; b 336, 387, 428, 454, 497, 509 f., 661 f.; c 10 f., 42 ff.
Religionszwang 339, 380, 567; b 88 f., 198 ff., 451 f.
Remonstranten c 370.
Rephaim, Thal 57, 75 f.
Resche-Kalla b 149, 268.
Resch-Metibta b 149.
Reuben (Ruben) Stamm 135.
Reuchlin c 178 ff., 181 f., 185 ff., 188 ff, 191 f., 194 ff., 197 f., 200 f., 203 f., 206 f., 209 ff, 212 f., 216 ff., 219, 224, 242.
Reuchlinisten s. Humanisten.
Reußen c 347.
Revolution, französische v. 1792, c 608, v. 1830 c 700 f.
Reyna, Naßi, Frau d. Joseph v. Naxos c 336.
Rezin König v. Damaskus 155, 165 ff.
Rezon 98.
Rhabanus Maurus b 309, 310.
Rheingegend, Juden der 650.
Rhinokolura (Rhinokorura) Strom Ägyptens 15, 232.
Rhodus, Juden in 522, c 718.
Rhynsburger oder Kollektanten c 441.
Ribkes Mose c 402.
Ribla Stadt 220, 250, 255
Richard „Löwenherz" b 477 f., 507.
Richelieu c 544.
Richter (Schoftim) 18, 19, 218.
Richter, Buch 332.
Richtung beim Gebet b 241, 251, 273.
Riccio, Paul c 211.
Rimmon-Ebene im Thale Jesreel b 77 f.
Rieß, Familie c 481.
Rießer, Gabriel c 702, 743.
Rießer, Lazarus c 687, 702.
Ritual-Kodex 267.
Ritualgesetz 650, b 257, 513, 553 c 465, 579, 748.
Robert, Ludwig c 671.
Robert von Anjou b 643, 649.
Robert de Reddingge b 601 f.
Robespierre c 615, 620.
Robbles, Rodrigues Antonio c 416, 421.
Roderich, letzter König der Westgoten b 276.
Rodokos 403.
Rodrigo, Cid b 398.
Rodrigo João b 308.
Rogel, Quelle s. En-Rogel.
Roger II. von Neapel und Sizilien b 483.
Roger von Beziers b 471, 524.
Römer 360 f., 370, 376, 378 f., 427, 439, 448, 479, 484, 486, 487, 488, 493, 495, 498, 500, 501, 503, 505 f., 508 f., 512, 523, 528 f., 534, 540, 552 f., 556, 558, 566, 573, 577, 592, 607, 609, 612 f., 615, 620, 623, 626 f., 638, 641, 651, 654 ff., 657 f., 663, 673, 675 f., 678, 680, 681 f., 684 ff., 687 ff., 690 ff., 693, 694 ff., 697 ff., 700 ff., 704, 708, 709 ff., 712 ff., 715, 767.
Römlinge 658, 681.
Ronge c 735.
Rom 361, 365, 369 f., 379, 405, 407, 409, 418, 423, 425, 445, 448, 484 f., 488, 489, 491, 493, 495 f., 498, 500, 503, 506 ff., 511, 515, 516 f., 523, 525 f., 532, 536, 538, 551, 554 f., 566, 568, 592 ff, 595 ff, 600, 602, 608 f., 612 f., 615 ff, 621 f., 640, 649, 654 ff, 657, 611 ff., 664 f., 668 f., 672, 674 682, 686 f, 704, 706, 707, 709, b 3, 36, 68 ff., 121, 156, 159, 193, 220 f., 294, 395, 458, 483, 527 f., 642 ff., 649. c 29, 126, 257, 311, 663.
Romantik, christliche c 663.
Romantische Schule c 662.
Rosales Imanuel c 384.
Rothschild c 662, 669, 749.
Rothschild Nathaniel b 720 f.
Rotterdam, jüd. Gemeinde c 378
Rouen Juden in b 408.
Ruben s. Reuben.
Rudolph, franz. Mönch b 445 f.
Rudolph v. Habsburg b 597 ff.
Rudolph II. c 307, 353.
Rüdiger Huozmann b 406 f.
Rühs, Friedrich c 663, 667 f.
Rufinus b 187.
Rufus 553.
Rundköpfe c 406.

Ruſſen b 227, 353, c 411.
Rußland, Juden in c 339, 401, 657, 743.
Ruth, Buch 358, 306 f., 340.
Ruthard, Erzbiſchof v. Mainz b 411.

S.

Saad-Addaula, jüd. Staatsmann aus Bagdad b 597, 600, 605 ff.
Saadja Ben-Joſeph b 327—341; ſeine Glaubensphiloſophie 335—338; 354.
Saba, Abraham c 141.
Sabäa 95.
Sabako, König 163, 165.
Saburäer b 207.
Sabbai 432.
Sabbataï Zewi ſ. Zewi.
Sabbatianer c 507, 513, 517, 529, 533, in Salonichi (Dönmäh) c 509, 530.
Sabbatianiſche Schrift „der Glaube des All" c 513.
Sabbatianiſcher Taumelgeiſt in Polen c 516.
Sabbatianiſche Theorie c 529.
Sabbatfeier 315, 320 f., 329, 344, 384, 386, 413, 417, 458, 486, 496, 499, 519, 559, 632, 637.
Sabbatweihe c 641 f.
Sabbatjahr (Erlaßjahr) 213, 325, 343, 402 f., 497, 520, 599, 603, 610, 633, 637; b 26, 117, 127.
Sabbathoſis 599.
Sabinus 552 f., 554 f.
Sachs, Michael c 705, 738.
Sachſen, Juden in c 273, 657.
Sadducäer 454 ff, 457, 462 ff., 465, 468, 474, 476 ff., 479, 481, 519, 545, 564, 665, b 12.
Sadduk ſ. Zadok.
Sadolet von Karpentras c 249.
Safet b 596 c 153, 260, 262, 264, 268, 324, 331.
Sahal Al-Tabari, gen. Rabban, jüd. Arzt und Mathematiker b 299.
Sahal Ben Mayliach Karäer b 342.
Saint-Etienne, Rabaud c 614.
Sais 163, 201, 261.
Sakkai Ben Achunaï b 296.
Saken ſ. Scythen.
Saladin b 477, 499, 507 f.
Salamis, Hptſt. Cyperns b 73.
Sallam Ibn-Miſchkam b 255.
Salmanaſſar 174 f, 181, 191.
Salome, Alexandra 464 f., 468 f., 472, 473 f., 476, 478 ff., 512.
Salome, Schweſter Herodes 515, 524, 535 ff., 548, 550, 556, 595.
Salomo Levi aus Burgos c 4.
Salomo Ibn-Alkonſtantini b 541 f.
Salomo Ibn-Faruſſal b 417 f.
Salomo Jizchaki ſ. „Raſchi" b 401 ff.
Salomo Petit, Kabbaliſt b 592 ff.
Salomo Alami, b 698.
Salomo, d. Exilarch b 286.
Salomo, Exilarch b 485.
Salomo, Finanzverwalter Leopolds v. Oeſterreich b 482.
Salomo Romano, Enkel des Elia Levita c 288.
Salomo, Fürſt der arab. Juden am Talmas b 487.
Salomo der Ägypter b 484.
Salomo Ben Abraham, R. aus Montpellier b 537 f., 542 f., 544 f.
Salomo Ben-Abraham Ben-Adret b 583, 589 ff, 612, 623 ff., c 326.
Salomo de Veſou b 697.
Salomon aus Litthauen c 597.
Salomon Ben-Jehuda Ibn Gebirol, b 383 ff., 525.
Salomon Ben-Jerucham, Karäer b 330, 342.
Salomon Ibn-Sakbel, Dichter b 420 f.
Salomon Ibn Almuallem aus Sevilla b 417.
Salomon Kohen, Jünger des Maimonidas b 498.
Salomon, König 443, 450, 464, 532, 563, 565, 614, 628 f., 166, 185, 192, 220, 226, 234, 266, 279, 294, b 92, 93, 94, 95, 96, 97 ff., 110, 142, 143, 66, 80, 81 ff., 129.
Salomon Gotthold c 684.
Salomonsring 99.
Salomosklaven 87, 266, 268.
Salonichi Juden in c 157 f., 529.
Salzſee 9.
Samach 640.
Samael, Teufel 355.
Samaria 108, 110, 112, 115, 118, 120 ff., 126 ff., 129, 132 f., 135, 143, 148, 151, 154, 157, 167, 171, 172, 174 f., 176 ff., 181 ff., 184, 187, 193, 199, 257, 259, 307, 323 f., 342 ff., 345, 352, 360, 417, 448 ff., 488, 508, 523, 526, 537, 549, 556, 567, 608, 660, 661 ff., 690.

Samaritaner 199, 292, 294 f., 298, 305, 307, 315, 317, 320, 322 ff., 328, 331, 342 ff., 362, 394, 426 f., 431, 432, 447, 450, 453, 465, 549, 556, 567, 592, 660, 661 ff., 678, 681, 694 b 77, 80, 103, 121, 155, 188, 213.
Samarkand, jüd. Gemeinde b 486.
Samega 447.
„Sammler" Meaſſef c 594.
Samoſata 508.
Samuel, Prophet 54, 60, 51, 23–34, 36—39, 41, 43 f., 84, 106, 146, 162, 174, 193, 204, 279, 257.
Samuel Buch 332.
Samuel Geſetzeslehrer ſ. Mar Samuel.
Samuel Ben Chofni, Gaon von Sura b 375.
Samuel Ben-Jechiel b 413.
Samuel Allavi D., Finanzminiſter b 681 ff.
Samuel Ben Salomo, R. aus Château-Thierry b 569.
Samuel Ibn-Adija, Dichter b 247 f.
Samuel Ibn-Chasdai Halevi aus Barcelona b 467.
Samuel Ibn-Nagrela, der Fürſt b 374, 376 ff.
Samuel Ibn-Tibbon b 473, 517, 562.
Samuel Ibn-Wakar b 650, 652 f., 655 f.
Samuel Sulami aus Perpignan b 622 f.
Samuel Ben Meïr b 441 f., 459.
Samuel Bar Ali Halevi, Talmudiſt in Bagdad b 487 f., 506, 508 f.
Samuel Abrabanel b 691.
Samuel der Jüngere b 45.
Samuel, Günſtling und Schatzmeiſter Ferdinands IV. b 637.
Sanaa, altarab. Handelsort b 238, 487.
Sanballat 299, 305, 307, 317, 320, 322 f., 339.
San Benito c 94.
Sancherib 184 ff, 187 ff., 190, 193, 198 f.
Sanchez, Juan Pedro c 102.
Sancho IV., D., Königvo n Aragon b 587, 608.
Sancho Ramirez, König v. Laon b 348.
Sand, Karl c 669, 671.
Sangiſa, Schweſter des Papſtes Johannes XXII., b 648.
San Martin Juan de c 91, 97.
Santa Fé, Francisco de c 103 f.
Santa-Fé, Geronimo de c 15 f., 20 ff., 23 ff., 28, 38 f., 103 f., 534.
Santa Cruz, Gaspar de c 104.
Santa Maria, Paulus de c 4 ff., 9, 12, 17 f., 27, 38, 47.
Santa Maria, Alfonſo de c 47 ff., 50.
Santa Maria, Pedro de c 47.
Santa Maria, Alvar Sanchez c 47.
Santa Maria, Pedro Suarez c 47.
Santa Maria, Alvar Garcia c 47.
Santa Maria, Gonzalo de c 27, 47 ff.
Santangel, Luis de c 103.
Santiquatro, Kardinal ſ. Pucci, Antonio.
Santob de Carrion, jüd. Dichter b 658, 681.
Sara, Frau des Pſeudomeſſias Sabbatai 457 ff., 471.
Saragoſſa b 315, 377, 382, 541 f.
Saragoſſi, Joſeph c 149, 153 f.
Saramalla 508, 653.
Sardanapal 218, 238.
Sardes, Juden in 495, 496, 500, 361, 534.
Sardinien 567.
Sarkel, Chaſaren-Feſtung b 354.
Sarmiento, Diego de, Großinquiſitor c 484 f.
Saron-Ebene 7, 11.
Sarrao, Thomé c 250.
Sartaba 471, 662.
Saruk Iſrael c 333, 423.
Sasportas Jakob c 415.
Saſſaniden b 141 ff.
Saſoras c 745.
Satanoff c 595.
Saturnus 567.
Saul, König 5, 23, 31, 34—45, 46 f., 51, 60, 62 f., 71, 74, 87, 271, 386, 399, 400, 416.
Saulus (Paulus) Apoſtel 642, 643, 644 f., 647 f., 650 f., 653, b 29, 31, 34.
Saurim, Bruder Rabas Bar Joſeph b 175.
Scaliger, Joſeph c 372, 379, 405.
Scaurus, Legat des Pompejus 484 f., 491.
Schabor, Stadt 176.
Schäbs c 539.
Schabur I., der Saſſanide b 143.
Schabur II., der Saſſanide b 171, 177, 182.
Schachna, Salomo c 340, 343, 393.
Schaïch, ar Oberhaupt b 240.
Schalal, Iſaak Kohen c 148 f., 153.
Schallum ſ. Jehoachas
Schallum, Sohn Jakaſch's 150.

Schallum, Mann der Prophetin Hulda 213 ff.
Schalom Schachna ſ. Schachna.
Schaltiel, Kahija c 157.
Schaltjahr 181, 611; b 99, 197.
Schama 57.
Schammai d. Große 521, 529, 558 f., 560 f., 563 f, 572, 574 f., 577, 585, 672, 682 f.
Schammai's Schule 544 f., b 20 ff., 38.
Schankwirtſchaft, Verbot derſelben c 658.
Schaphan, Familie 206 f., 215, 233, 250, 254.
Schaprut, Chisdai Ibn c 106.
Scharbarza, perſ. Feldherr b 217.
Schear-Jaſchub, Sohn Jeſaja's 158.
Scheba 77 f.
Schebet Jehuda c 285.
Schebna, Palaſtaufſeher 180, 185.
Schebna, Bruder Hillels 517.
Schechanja 305.
Schechenk, König v. Ägypten 97, 98, 100, 103.
Schefaram, Sitz des Synhedrialkollegii b 113.
Scheinchriſten in Spanien unter den Weſtgoten b 272 f
Scheinchriſten ſ. Marranen.
Scheinmohamedaner b 453 f.
Scheiterhaufen c 287.
Schema-Gebet 331.
Schemaja, Prophet 103.
Schemaja, Führer der aufſtändiſchen Juden unter Trajan ſ. Pappos.
Schemaja, Schüler Simon Ben Schetach 492, 493, 502, 507, 509, 511 f., 517 f., 520.
Schemaja Nachlami 240.
Schemaja Ben Elchanan aus Sura b 344.
Schemarja Ikriti, Verfaſſer eines Bibel-Kommentars b 643.
Schem-Tob Falaquera, Philoſoph und Dichter b 597.
Schem-Tob (Ben Iſaak) Schaprut aus Tudela, Schriftſteller u. Disputator b 693 f.
Schem-Tob Lerma 141.
Schem Tob Levi Ben c 136.
Schem-Tob, Joſeph Ibn c 40, 46 f.
Schem-Tob Ben-Joſeph c 14.
Scherif Paſcha c 717 f.
Scherira Gaon b 344, 360 f.; ſeine Chronik 361.
Scheſchet b 147.
Scheſchet Benveniſte von Barcelona, Arzt und Dichter b 367, 536.
Scheſchbazar-Serubabel 290.
Schiiten b 289.
Schila b 135.
Schiller c 598.
Schimei 73, 85.
Schimmelpennik c 624.
Schir-Haſchirim, hohes Lied 563 f.
„Schiur-Komah", Titel des myſtiſchen Buches" b 303.
Schlegel, Friedrich v. c 600, 607, 663.
Schleiermacher c 600, 606, 608, 624.
Schleſien c 58, 283.
Schmähſchriften gegen Juden 597, 599, c 172 ff., 631 f., 666 f., 704.
Schmidt, Senator in Bremen c 665.
Schomron 108.
Schor Eliſa c 531; ſeine Tochter Chaja c 531.
Schoraich, Sohn Samuel Ibn Adija b 248 f.
Schrift, heilige ſ Bibel.
„Schriftbekenntnis" ein Gegenſatz zum Talmud b 289 ff.
Schriftdeutung 588; b 17, 38, 46, 403.
Schriftgelehrte (Schriftkundige, Sopherim) 314, 319, 327, 456 f.
Schriftkunde 235.
Schrifttum, bibliſches 267, 273, 301, 340.
Schrifttum, prophetiſches 150, 267, 332.
Schriftzeichen, althebräiſche (phönikiſche) 327.
Schriftzeichen, aſſyriſche 328.
Schulchan Aruch, Geſetzesbuch c 324 ff.
„Schüttler" c 584.
Schutzbriefe der Juden b 312.
Schutzſchriften für Juden c 275, 407, 410, 414, 420, 494.
Schule, rationaliſtiſche c 741.
Schwarz, Peter c 86, 186.
„Schwarze Tod" b 665 ff, 671, 678 f.
Schweden c 401.
Schweinezucht verboten 483.
Scipio 495.
Scopas, ein ätol. Heerführer 359 f.
Scopos, Stadt 709.
Scythen (Saken) 201 f.
Scythopolis ſ. Betſan.
Sebaſte ſ. Samaria.
Sebaſtian, König v. Portugal c 141
Sebaſtianer 612.
Sebaſtos, Hafenplatz von Cäſarea 526, 612, 617.
„Seder Olam" (Reihenfolge der Geſchichte, Chronik) b 106.
Seelenwanderung b 555 f.
Sefardiſch, Sefardim c 142.
Segre c 643, 648.

Segür c 658.
Seïr, Gebirge 136.
Seïra II., zur Schule von Pumbadita gehörig b 163, 174.
Sejan 567 f., 593.
Sekten, karäiſche b 305 f.
Sektenweſen im Urchriſtentum b 32.
Selden, Johannes c 406.
Seleucia 470, 622.
Seleuciden 347, 319, 362.
Seleucos I. 344, 346.
Seleucos II. 349 (Kallinikos).
Seleucos IV. 365 f., 370.
Seleucos, Sohn des Demetrios II. 446.
Selim I. c 149, 154 ff.
Selim II. c 313 ff., 321, 323.
Selve George de c 217 f.
Seminar Rabbiner- c 749.
Semiten c 748.
Sendſchreiben des Julianus Apoſtata an die jüdiſchen Gemeinden b 180.
Seneca 638.
Senior Abraham c 73.
Sens (Stadt in Frankreich) Erzbiſchof von S. b 316, 474, 522.
Sephirot, 10 geiſtige Subſtanzen der Kabbala b 551 f.
Sephora, Frau Moſes 614.
Sepphoris 479, 492, 507, 554 f., 568, 574 f., 685, 689, b 11, 105, 113, 168.
Septimus Severus b 120 f.
Septuaginta 432, b 214 f.
Serachja Halevi Gerundi (aus Gerona, Talmudiſt b 467, 469.
Serachja Halevi Saladin c 21, 23.
Seraja Hoheprieſter 250, 290, 302.
Seraphim 159.
Serene (Serenus) Pſeudomeſſias b 283 f. 288.
Serra c 536.
Serrarius, Peter c 407.
Servet Michael c 270, 349.
Serubabel 289 f., 293 f., 296 ff., 303, 369, 530 f.
Seth, Stamm 562, 556.
Seth (als Urbild bei den Gnoſtikern) b 41.
Severus, Biſchof von Minorca b 190.
Severus, Sohn Antonius ſ. Alexander Severus.
Sevilla, jüd. Gemeinde b 573 f, 705 f.
Sevichos, Herrſcher v. Agypten 174 f.
Sezira João c 107, 109.
Sforno, Obadja de c 160, 180, 217, ſ. Sforno, Moſe c 686.
Sibylle 516, 624 f.
Sibyllinen, judäiſche 516, 624 f.
Sicarier 658, 663, 667, 674 f., 699, 700, 705, 707.
Sichem 4 f., 100 ff., 104, 108, 171, 257, 259, 322 f., 432, 447, 470, 575, b 121 ff.
Sichemiſten 100 ff., 104.
Sidê 444.
Siderius, unter den Juden Galliens vorkommender Name b 226.
Sidon 15, 29, 58, 175, 240, 400, 498, 527.
Sidonier 97.
Siebenbürgen c 346.
Sigismund, König von Burgundien b 227.
Sigismund, Geſandter Karls d. Großen an Harun al Raſchid b 307.
Sigismund, Kaiſer c 29 f., 35.
Sigismund I. Auguſt v. Polen c 168, 317 f., 338 f., 349.
Sigismund II., c 345.
Sigismund III., c 346 f., 393.
Sihon 3, 14.
Siklag ſ. Ziklag.
Silas, Held 678.
Silo 8, 18, 20 f., 25, 28, 60, 90, 97, 204, 224, 257, 259.
Siloa 56, 170.
Silva b 5.
Silva, Diogo de c 244.
Silva, Miguel de c 239.
Simeon, Stamm 6, 15, 27, 102, 177, 299.
Simeon Stelita b 190.
Simeon von Bet Arſcham, Biſchof b 245.
Simlai, Prediger aus Lydda b 125.
Simon, Bruder des Johannes v. Giſchala 689.
Simon Ben Iſaak Ben Abum aus Mainz b 371 f.
Simon II., Hoherprieſter, Vater des Onias III. 364, 369.
Simon, Hoherprieſter unter Herodes 528, 539, 541.
Simon d. Fromme, Hoheprieſter (Kantheras) 610.
Simon I., Nachfolger u. Sohn Hillels 558.
Simon (Stamm) ſ. Simeon (Stamm).
Simon Ben Lakiſch b 130, 141, 145, 146.
Simon Hasmonai 385.
Simon, Vater Gamaliels I. 611.
Simon, Parteiführer der Helleniſten, Bruder des Menelaus 364 f.

Simon, der Gerechte, Sohn Onias I., 343, 347 f., 358, 610.
Simon, Enkel Jadduas 342.
Simon Bruder Jesus' 574.
Simon aus Cypern 656, 659.
Simon, Bar Abba b 140.
Simon Ben-Eleasar b 121.
Simon Ben Gamaliel I. 682 f., 689, 701, 703, b 12, 20.
Simon Ben Gamaliel II. b 100, 107 ff.
Simon Bar Giora 678, 684, 699, 704 f., 708 f., 711 f., 715, b 3.
Simon Ben Jochai b 99, 100, 104 f., 110 f., 117, 615. c 228, 531.
Simon Bar Kappara b 115, 118, 123.
Simon-Ben-Saul 677.
Simon Bar Kathla, Führer der Idumäer 707.
Simon der Fromme aus Trier b 445 f.
Simon, Sohn des Patriarchen Juda b 122.
Simon, Anführer der aufständischen Juden s. Julianus.
Simon Sohn Juda's des Galiläers 619.
Simon Ben Schetach 466, 468, 472 f., 476, 477, 492.
Simon, Richard c 488 ff. 493.
Simon Tharsi Makkabäer 385, 387, 400, 411, 415, 419, 421 f., 434, 435 f., 438, 439 f., 442 f.
Simon Kephas s. Petrus.
Simon de Montfort, südfranz. Graf b 524.
Simon Magus, Spitzname für Paulus b 34.
Simon von Trient, angeblich Märtyrer-Kind c 53 f., 87, 163.
Simoneta c 250, 253.
Simonias, Stadt b 113.
Simra Ibn Abi c 224.
Simra, David Ibn-Abi c 148, 150.
Simri 107, 108, 126, 472, 561.
Simson 20.
Simson Ben-Abraham b 526.
Simson Ben-Meïr b 630.
Simson von Sens b 536.
Simuna, Lehrer der Schule zu Pumbadita b 206.
Sinai (Horeb) 3, 17 f., 90, 117, 131, 578, 587.
Sinhaga, Berberstamm b 377.
Sinzheim, David c 620, 640, 643, 648, 652, 681.
Siphra b 129.
Siphre b 129.
Sirach 348, 366 ff., 564.
Sisabut c 286.
Sisebut, Westgoten-König b 229, 234 f.
Sisenand, westgot. König b 235.
Sixtus IV. c 79, 84, 90 f., 96 f., 100, 109.
Sixtus V. c 356 ff.
Sixtus Senensis c 362 ff.
„Sklavengesetz" des Kaisers Konstantin b 165.
Sklaverei 325.
Skopas, ätol. Heerführer 359 f.
Skopos 709.
Skytte, schwed. Reichsrat c 481.
Smyrna 416.
Smyrli c 509.
Soares Joao c 251.
Sobieski Jan c 492.
Socho, Stadt 348.
Socin c 319.
Sociniäner c 319.
Sodom 276, 581.
Soeira, Rahel c 405.
Sohar b 615 f., c 14, 80, 201, 228, 304, 328, 334, 407, 454, 465, 502, 516, 531 ff.
Sohariten c 531, 537.
Sohn Davids b 32.
Sohn Gottes 583, 585, 630, 649 b 33.
Sokolli, Mohammed c 317 f., 323, 335.
Solymios, Bruder Josephs des Steuerpächter 354.
Sonnenuhr des Königs Ahas 169.
Sonntagsfeier, eingeführt b 38.
Sophokles 624.
Sophronius, Bischof von Jerusalem b 262.
Soranzo, Jakopo c 321.
Sosius 508, 509.
Sostrates 373
Soter s. Ptolemäus I.
Soncin, Familie c 307.
Soncin, Gerson Kohen c 166.
Sousa, Antonio de c 416.
Spanien Juden in 622, b 33 f., 271, 314, 345 f., 363 f., 452 f., 465, c 286, 317.
Spanier c 615.
Speet, Joh. Petrus (Mose Germanus) c 487.
Speier, jüd. Gemeinde b 406, 409, 599, 670.
Spina, Alfonso de c 70 f., 164.
Spinoza, Baruch c 376, 403, 437 ff., 442, 444 f.
Spinozistiche Philosophie c 442.
Sprache, aramäische 261, 301, 452.
Sprache, assyrische 169.

Sprache, hebräiſche (heilige) 261, 301, 596, b 191, 278 c 178 f., 216 ff., 405, 488, 592, 594, 605, 684.
Sprache, ſamaritaniſche 323.
„Springer" c 584.
Spruchdichtungen (Maſchal) 84, 266 f., 278.
Stammregiſter 313.
Starodub c 398.
Stätigkeitsordnung c 654, 666, 673.
Statut Friedrich des Streitbaren von Öſterreich b 563 f.
Stein, Freiherr von c 660.
Steinheim, Ludwig c 706 f.
Stephan, engliſcher König b 448.
Stephan, Langton, Kardinal b 526, 531.
Stephanos 644.
Stern, Samuel c 735.
Steuer, Heirats und Erbſchafts- c 390; Juden- ſ. Fiscus judaicus; Licht-, Wein- und Fleiſch c 657.
Steuerverhältniſſe in Judäa 325, 349, 419, 488, 497.
Stierkultus 106, 110.
Stiftszelt 22.
Stilicho, Miniſter des Honorius b 188.
Stockfrömmigkeit (Überfrömmigkeit) 521, 545, 549, 563; b 536, 557, 592, 637, 658 f., 695 f.; c 157, 214 f., 217, 220, 436, 560, 580, 583, 597, 603, 623, 682.
Strabo 598.
Strafgeſetze 211, 457, 463, 473.
Straßburg. jüd. Gemeinde b 669 ff., c 569, 609, 636.
Stratonsturm 526.
Streckfuß c 704.
Streitſchriften c 38.
„Stübel" c 586, 588.
Stufenpſalmen 475.
Stumme Komödie c 213.
Suaſſo Iſaak c 505.
Suger, Abt, Miniſter Ludwig VII. b 445.
Süßkind von Trimberg, ein jüdiſcher Minneſänger b 482.
Sulamit, Hirtin, Tochter Aminadabs 357.
Suleiman II., c 151, 154 ff., 277.
Suleiman III., Sultan c 282, 297, 299 f., 313 f., 323.
Suleiman, Häuptling der Berber b 376.
Suleiman Ibn-Jachja, ar. Name Ibn Gabirols b 383.
Suna, die relig. Traditionen der Araber b 277.
Sunem, Stadt 133.
Suniſten b 289.
Superkommentarien c 553.
Sura (-Mata-Mechaſſia) Lehrhaus in b 132, 137, 195, 211, 323, 326, 340 f., 358.
Surenhuy's Wilhelm c 497 f.
Suriel ſ. Uriel.
Suſa 309, 338, 393.
Suſanna (Erzählung) 474.
Suſiana (Elymais v. Chäſiſtan) Landſchaft Babyloniens b 131.
Suſon, Diego da c 91.
Suwailim von Medinah, b 259.
Swiateslaw von Kiew, ruſſ. Großfürſt b 353 f.
Swieden, van c 622.
Swintila, weſtgot. König b 235.
Symmachos Ben Joſe b 103.
Synagoge, große in Amſterdam c 477.
Synagoge, große in Toledo b 684.
Synagogen 499; Bau — verboten b 188; polizeiliche Überwachung derſelben b 216; 493.
Synagogengeſang c 692.
Synagogen-Bauverbote b 188. 648 f.
Synagogenweſen b 25 ff., 279.
Synhedrialwürde 473.
Synhedrin ſ. Synhedrion.
Synhedrin, d. große in Paris c 645 f., 648 f.
Synhedrion 261, 473, 492, 517 ff., 528, 557 f., 560, 564, 584, 586 f., 611, 615, 618, 620, 658, 660, 666, 682, 685, 687 ff., 692, 700, 703, 705, c 261.
Synoden, rabbiniſche b 460 f.
Synoden in Frankreich, Deutſchland (Waad) in Polen c 347 400, 588.
Syrer 352, 369, 386, 385, 413, 417, 419 ff., 444, 446, 450, 453, 463, 465 f., 487, 494, 500 f., 527, 575, 617, 622, 663 f., 670, 676, 682, 685.
Syrien 168, 219, 228, 597, 307, 339, 341 f., 346, 352, 359, 370, 374, 409, 416, 423, 424, 438, 447, 450, 467, 469 f., 472, 479, 485, 488, 494 f., 501, 503, 505, 527, 529, 552, 554 f., 557, 562, 575, 606, 616, 620 f., 624, 643, 668 f., 677, 679, 690, 706. b 261, 282 f.
Syroes, Sohn und Nachfolger Chesrus II. (Perôz) b 219.
Szerham, Löb c 587.

T.

Tabi, Gamaliels Lieblingsſklave b 21.
Tablada c 92.
Tabor, Berg ſ. Thabor.
„Tachkemoni", Name eines ſatyriſchen Romans von Ibn Sakbel b 421.
Tacitus b 65.
Taima, Ort in Chaibar b 258, 487.
Talavera, Fernando de c 91.
Talismane b 525.
Talmas, nordarab. Stadt b 487.
Talmud 519, b 129, 194, 197 f., 201 ff., 207, 261, 282, 288 ff., 330, 358 ff., 370 (Talmudkommentarien) 398 ff., 412 f., 416 f., 460, 566 ff., 678; c 283, 303, 309, 339, 497, 531 ff.
Talmud, babyl., Charakter und Wert b 200, 209.
Talmudexemplare verbrannt b 570 f., c 26, 535.
Talmudfrage, Streit wegen c 171 ff., 186 ff. 288.
Talmudiſche Dialektik Spitzfindigkeit b 202. 176, 440, c 103, 167, 343.
Talmudiſches Judentum c 516.
Talmudjünger ſ. Bachurim.
Talmudſchulen, Steuer auf c 35.
Talmudſchulen in Polen c 340, 343 f.
Tamarica c 385.
Tanaiten b 20, 38, 44, 47, 100 f., 290.
Tanchuma Bar Abba, hervorragender Prediger ſeiner Zeit b 195.
Tantalus im Prozeß c 542.
Taphnai, Stadt 261, 263.
„Targum Onkelos" (Akylas) b 65, 172.
Tarichea 495, 663, 688, 694 f.
Tarik, mohammed. Feldherr b 276.
Tarphon der Tanaïte b 44.
Tarragona b 231.
Tarſus 642, 644 f., 647.
Tartar, Sieger über Aſchdod 187.
Tataren c 396 ff., 401 f.
Taurusgebirge 342.
Tauſendjähriges Reich 589; c 453 f.
Taytaſak, Joſeph c 158, 238.
Teba, Gonzalez de c 101.
Teller Conſiſtorialrath c 600, 605 f.
Tempel, herodianiſcher 530 f., 616 f., 620.
Tempel, ſalomoniſcher 88 ff., 251, 365, 455, 713 f.
Tempel, ſamaritaniſcher 322, 417.
Tempel, ſerubabelſcher 296 f.
Tempelgeräte nach Babylon gebracht 290; nach Rom gebracht b 3.
Tempelſklaven ſ. Gibeoniſten.
Tempelſteuer 476, 490, 499, 523, 533.
Tempelweiheſeſt 398, 416, 651.
Tephtaï 711.
Terebinthenthal 58.
Texeira, reiche jüd. Familie c 382, 505.
Texeira Manoel c 479, 505.
Texeira de Mattos, Diego Banquier c 383.
Thabor (Italyrium) 5—11, 13, 168, 171, 494, 662, 695 f., c 625.
Thadmor 94.
Thamar b 157.
Thamara ſ. Zoar.
Thamna 503.
Theben (Griechenland) jüd. Gem. b 183.
Thekoa 67 f., 145, 147.
Themudo, Jorge c 231.
Theobald, Graf von Chartres b 462.
Theodat, Gemahl der Amalaſuntha. b 223.
Theodor, ein in Rom wohnender Judäer 489.
Theodorich d. Oſtgote b 221 ff.
Theodoſius, Samaritaner 432.
Theodoſius der Große b 185 ff.
Theodoſius II, oſtröm. Kaiſer b 188 ff. 213, 216.
Theodotus 407.
Theophil, Vater des Hohenprieſters Matthia 539.
Theophilos, Hoherprieſter 610.
Theraphim 17, 38.
Theſſalonien 622, 649.
Theudas, 618, 659.
Theudas, weſtgotiſcher König b 233.
Thibaut c 670.
Thibni 117 f.
Thirathaba, Dorf 592.
Thirza (jetzt Taluſa) Stadt 104, 107 f., 151.
Thomas Becket, Erzbiſchof von Canterbury b 478.
Thora 131, 134, b 210, 294, 456 f.
Thora, Entſtehung derſelben c 446 — Was iſt Thora? c 587.
Thraſſeios 365.
Tibboniden, jüd.-franz. Geſchlecht in Lünel b 472 f., 624 ff.
Tiberias 568, 575, 579, 587, 595, 606, 616, 663, 684 f., 687 f., 692, 694 f., 697. b 8, 11, 127, 159, 168, 191, 217 f., 219, 271, c 314, 323.
Tiberiasſee (Kinereth, Harfenſee) 9, 447, 469, 495, 578.
Tiberinus-Matthias c 83.
Tiberius Kaiſer 566 f., 569, 592 f., 595, 599, 621, 628.

Tiberius Alexander 603, 618 f., 660, 678, 707 f., 714. b 4, 6, 7.
Tierkämpfe b 2.
Tierkultus, ägyptiſcher 200, 239.
Tiflifiten, eine Karäer-Sekte b 305.
Tiglat-Pileſar, König v. Aſſyrien 165 f., 167, 188, 191.
Tigranes, König von Armenien 479, 622.
Tigris 152, 154, 226, 242, 328, 347, 619, 622, 639, b 70 f.
Thimotheos 399 f.
Tineius Rufus (Tyrannus R.) Statthalter in Judäa b 81, 89, 92, 94, 99.
Tirhaka, König v. Ägypten 183, 189.
Tittius, Markus 535.
Titus, Kaiſer 690 f., 693, 696 f., 706 f., 708 f., 711 f., 714 f., b 1, 2 ff., 11, 294.
Titus, Jünger des Paulus 653.
Titus-Bogen b 4.
Tobia, Samaritaner 299, 305, 309 f., 317, 319.
Tobia, Schwiegerſohn Simons 349 f., 3 2 f., 355 f., 358 f., 363, 365, 369.
Tobias aus Trient c 82 f.
Tobiene, Landſchaft 399.
„Tobit“ b 96, 97.
Toda, König von Navarra b 348.
Todros-Ben-Joſeph, Halevi Abulafia, Kabbaliſt in Toledo b 608 f.
Tokoa in Galiläa b 104.
Toland John c 501.
Toledo b 230; Konzil in b 235, 272, 276, 377, 396 (mauriſche Reſidenz und Königreich); 452 f., 465 f., 527, 587; 684, 689, 706.
Toleranz c 576, 691.
Tomaſo, Pater c 715 ff.
Tongern, Arnold von c 193, 196, 205.
Toro, Feſtung in Caſtilien b 683.
Toron, de los Kaballeros in Paläſtina, jüd. Gemeinde b 484.
Torquemada, Thomas de c 90, 97 f., 102, 104 ff., 112, 114, 116 ff., 120, 122, 194, 226 f., 244, 252, 287.
Torre, de la c 100.
Toſephta, Zuſätze zur Miſchna b 129.
Toskana c 274.
Toßafiſtiſche Schule b 440 ff.
Toßafot b 440.
Totenbeſchwörer 40, 164.
Toulouſe Juden in b 318, 641, 711.
Trachoniten 465, 479, 527 f.
Trachonitis 527, 549, 612.
Tracht, jüdiſche c 658.
„Trajanstag“ b 76.
Trajanus, Ulpius b 70.
Tralles 499.
Trani, Moſe di c 302.
Trauernde um Zion 271; b 684.
Trauerzeichen b 15, 27.
Trient, Simon von c 490.
Trier, jüd. Gemeinde b 4 8 f.
Trieſt, Iſaak c 182.
Trigland, Jakob c 492.
Tripolis 527.
Triumph in Rom über den Fall Jeruſalems b 3.
Triumphbogen in Rom b 4.
Troki, Iſaak c 351.
Troyes, Stadt in Frankreich b 401 f.
Tryphon ſ. Diodat.
Tryphon, Mitglied des jüd. Rats in Alexandrien 601.
Tudela am Ebro, jüd. Gemd b 467.
Tugendbund c 607.
Tulczyn c 397.
„Tur“, Religionsbuch des Jakob Ben Achr b 659.
Turker c 541.
Turbo Martius b 73.
Türkei c 63, 66 ff., 454 f., 260, 281 f., 318 ff.
Tycho de Brahe c 343.
Tyrus 15, 29, 58, 86, 87, 109, 111, 130, 132, 139, 148, 164, 175, 181, 231 f., 239 f., 244, 275, 341, 365, 400, 486, 498, 691, b 218. 438.

U.

Ubaid-Allah, Gründer der fatimiſchen Dynaſtie in Afrika b 322.
Ubaid-Allah-Ibn-Suleiman, Weſir des Chalifen Almutadhid b 324.
Ubaldo, Guido c 292, 300 f.
Überlieferung, mündliche des Geſetzes (Tradition) 455, 457, 519, 646.
Überſetzung der Bibel ins Arabiſche b 329; ins Griechiſche 428, 628; b 195, 215; ins Deutſche (Luthers) c 214, 219; ins Lateiniſche ſ. Vulgata; ins Perſiſche c 155; in neue Sprachen c 220.
Überſetzung Mendelſohns c 566 f., 592.
Ukba, Exilarch b 324 f.
Ukraine c 39 ff.
Ulla, ein Geſetzeslehrer b 151.
Ulrich, Herzog v. Württemberg c 201.
Ummidius Quadratus, Statthalter 661.

Umzäunung um das Geſetz c 329, 363, 559; b 16, 56, 138 f.
Unitarier c 270, 348, 350.
Unger, Chr. Theophil c 500.
Univerſitätsgrade den Juden entzogen c 48.
„Unſterblichkeit der Seele" 546, c 556.
Unterrichtsweſen 666; c 344, 376.
Union of American Hebrew congregations c 747.
Uranſo, Vidal de c 104.
Urban V., Papſt b 689.
Uri, Halevi Moſe c 364, 369.
Uriel Acoſta ſ. Acoſta.
Uriel von Gemmingen c 177, 182 f., 1·5, 189, 195.
Uriel (Suriel) Engelname 335.
Urija 64 f., 78, 168, 222, 230.
Urija, Jude aus Mainz b 412.
Urraca, Königin von Caſtilien b 419.
Urſicinus, römiſcher Legat b 168.
Urteil über Judentum Heine's c 675 f.
Urteil von Mendelsſohn c 578 f.
Urteil über Judentum von d'Israeli Beaconsfield c 742.
Urteil über Judentum von Steinheim c 709 f.
Urteil über Indentum von Holdheim c 734.
Urteil von Philo 633 f.
Uſcha, Stadt in Galiläa b 100, 105 ff.
Uſchaja, Schüler des R. Chija b 129.
Uſia 138, 140, 142 f., 147 f., 151 f., 155, 159, 164 f.
Uſiel Iſaak c 369, 374, 377.
Usque Abraham c 220, 285.
Usque Salomo c 285.
Usque Samuel c 141, 157, 162, 254, 283, 285 f., 298.
Uz, Land 279.
Uzza, Garten 199, 218.

V.

Valencia, jüd. Gemeinde b 707.
Valens b 183.
Valentinian I., b 183.
Valerianus b 143.
Valladolid, jüd. Gemeinde b 587, 655, 701.
Vangionen, germ. Stamm b 230.
Varnhagen, Rahel v. c 674.
Varus Quintilius 539, 552 ff.
Vasco de Gama c 129.
Vayol Hans c 86 f.
Vaz, Diego c 232.
Vecinho, Joſeph (de Viſeu) c 129.
Veit c 481, 743.
Veitel, Ephraim c 542, 577.
Velasquez de Tordeſillas c 14.
Venaiſſin, Juden in c 311.
Venantius, röm.-chriſtl. Dichter b 228.
Venedig, Republik c 161, 314, 316, 320 f., 434 f., 624.
Venetianer, c 619.
Vernunft-Religion c 619.
Venuſia, jüdiſche Gemeinde b 211.
„Verein für Gutes und Edles" c 596.
Vergeltungslehre 336 f.
Verordnungen des R. Gerſchom b 371.
Veroy Alarcon, Lope c 412.
Verſammlung, große (ecclesia magna) 315 f., 335.
Verſöhnungstag, verboten b 166.
Vertreibung der Juden aus England b 604.
Vertreibung der Juden aus Frankreich b 633 f., 711.
Vertreibung der Juden aus Spanien c 115 f., 144.
Vertreibung der Juden aus Portugal c 135, 144.
Vertreibung der Juden aus Wien c 487.
„Verſorger" Parnes b 269.
Verus, Mitkaiſer b 110, 111.
Verwünſchungsformel gegen Judenchriſten (Minäer) b 45; c 623.
Veſpaſianus, Flavius 690 ff., 693 ff., 697, 699, 704, 706 ff., b 26.
Vibius Marſus, Statthalter v. Syrien, 616.
Vicente Ferer c 15 ff., 19, 25, 27 ff. 38, 43, 55, 82.
Vicente de Rocamora, Fray c 448
Vicentiner c 18.
Victoria, engliſche Königin c 721, 724. 729 f.
Vidal Menahem Ben-Salomo Meïr in Perpignan b 621 f
Vieira, Antonio, Jeſuitenpater c 482 f.
Vielweiberei 40; c 644; verboten b 371.
Vierländer-Synode c 347, 527, 535, 658.
„Vierzehntägigen", chriſtliche Sekte b 214,
Villa-Real, Manuel Fern. da c 439.
Villaſandino de c 3.
Villars, Marquiſe von c 485.
Vitellius, Statthalter 592 ff., 610.
Vitellius, Kaiſer 706 ff.
Vital Calabreſe ſ. Chajim.
Viterbo, Egidio von c 201, 217, 224, 247, 288.
Viva Iſaak c 490.

Vokal- und Accentzeichensystem, das babyl. oder das assyrische der hlg. Schrift b 207 ff., das tiberianische b 271.
Volkstum, jüdisches 110, 301, 304.
Volkszählung vermittelst Passahlämmer 669.
Vologäses, Partherkönig b 121.
Volta, Sam. Vita della c 705.
Voltaggio c 284.
Voltaire, Arouet de c 541, b 545 f., 551.
Vorlesung aus dem Pentateuch 313, 327, 331.
Vorlesung aus den Propheten (Haphtara) 331 f.
Vulgata, lateinische Bibel b 193, c 181, 188, 209.

W.

Waad s. Synode.
Wachter, Joh. Georg c 488.
Wagenseil c 494 f.
Walid-Kora, arab. Thalebene b 239, 258.
Wadil I, Chalif b 277.
Wallner c 601.
Wamba, Westgoienkönig b 274.
Wanni, mohamed. Oberpriester c 470 ff.
Waraka Ibn-Naufal, d. Koraischite b 249.
Warschau Juden in c 346.
Wasit, jüd. Gemeinde b 487.
Wassergußfeier 468, 475.
Wecelinus, Kaplan b 372.
Weil, Jakob c 66.
Weinstock, goldener 483.
Welser c 201.
Weisheit, Buch der 614, 628 f.
Welt zukünftige 337.
Welthandel der Juden b 225, 295 f.; c 300 f., 372, 380, 385, 415, 435, 543.
Wenzel, deutscher Kaiser b 705.
Werner, Erzbischof von Mainz b 598.
Wessely, Hartwig c 580 ff., 582, 603, 613.
Westfalen, Königreich c 631, 651 f.
Westgoten b 232.
Widmannstadt c 180.
Wiederaufbau Jerusalems unter Hadrian b 76 f.
Wien, Kirchenversammlung in (1264) b 584, c 386.
Wien, Juden in c 690
Wiener Kongreß c 661.
Wilhelm, Statth. von Holland c 505
Wilhelm III. von England c 487.
Wilhelm II. von Sizilien b 483.
Wilhelm, der Zimmermann b 408.
Wilna, Elia c 589 ff.
Wilna, Gemeinde c 401.
Wimpfen, Süßkind Alexander b 601.
Winterthur, Konrad von b 669 ff
Wissenschaft unter Juden, Pflege der b 299 f., 324, 327, 387, 491, 509.
Wissenschaft des Judentum c 693, 697 f.
Wischniowiecki, Jeremias c 398, 393.
Witiga, Westgotenkönig b 276.
Witold, Herzog von Litthauen c 61.
Wittenberg c 339.
Witzenhausen, Joseph (Veit) c 595.
Wladislaw IV. c 392, 396.
Wolf, Ahron Benjamin 512.
Wolf, Johann Christophorus c 500 f.
Wolfssohn 595, 604.
Wolkenburg bei Königswinter b 446.
Worms, jüd. Gem. b 230, 395, 401, 410 f., 481, 599, 671, c 386 f., 389 f.
Worte des Friedens und der Wahrheit c 581.
Wratislaw II., Herzog von Böhmen b 413, 415.
Würzburg, jüd. Gemeinde b 447, 628, 673.
Würzburg, Juden in c 669.
Wucher c 645.
Wunderheilungen 576, 645, 681; b 37, 45.
Wyckliffe c 17, 31.
Wyssegrad, Vorort von Prag b 405.

X.

Xeres, Schlacht bei 276.
Xerxes 298.
Ximenes de Cisneros s. Cisneros.

Y.

Yazatas 335 f.
York in England, jüd. Gem. b 480 f.

Z.

Zacharja, König, Nachfolger Jerobeams b 151 f.
Zacharja, Nachfolger u. Sohn Jojadas, Hoherpriester 134.
Zacharja I., Sohn Ibrachjahus, Prophet 158, 164.
Zacharja II., Prophet 291 f.
Zacharias, Begründer einer judaisierenden Sekte c 339.
Zacharia Ben Amphikalos b 23.
Zachin, Isaak Ibn c 137.

Zacuto, Abraham c 129, 133, 139, 147 f., 337.
Zacuto Abraham, Lusitano c 372, 389. Urenkel des Geschichtschreibers.
Zacuto Mose c 376.
Zaddik der Chaßidäer c 585 f., 590.
Zadok, Hoherpriester 60, 72, 81, 85, 90, 197, 203, 207. Führer der Sadducäer 456.
Zadoks Nachkommen 267.
Zafara (Thafar) b 246.
Zag Ibn-Said c 129, b 574.
Zag, Don s. Isaak Ben-Meïr b 574, 586 f.
Zag, Don Beneviste b 528, 531.
Zahl der Bevölkerung Judas 265.
Zainab, Schwester Marhabs b 258 f.
Zalaca, Schlacht bei b 398.
Zamaris 527.
Zamosz, Stadt c 398.
Zamosc, Israel Levi c 550.
Zaporoger c 392, 395 ff.
Zapoteiro de Lamego, Joseph c 130.
Zarfati, Isaak c 66 ff.
Zarfati, Simeon c 159.
Zarzal, Don Mose c 9.
Zatslaw c 344.
Zbigniew Olesnizki c 61 f.
Zebaoth s. Jhwh.
Zebedaï 579, 582, 590.
Zebulon 5, 93, 153, 168.
Zedekia König von Jerusalem 238 f., 241, 245, 247 f., 250, 253 ff., 256, 259, 264, 233, 436, 439.
Zedekias, Leibarzt Karls des Kahlen b 315.
Zehngebote (Dekalog) 3, 331.
Zehnstämmereich (Reich Israel) 177.
Zehnten 317, 611, 667; b 26.
„Zeitepoche des Religionszwanges, der Gefahr und Verfolgung b 90 ff.
Zeitrechnung nach Josia's Reform 217.
„ nach den Hohenpriestern 435, 472.
„ seleucidische 344 f.; c 150.
„ nach der Weltschöpfung c 150.
„ nach den Kaisern 561.
Zeloten 554, 560 f., 572, 619, 657 f., 661, 663, 672, 674 ff., 678, 679 ff., 682 f., 685, 686, 694 f., 697, 699, 700 ff., 703, 705 ff., 708, 709 f., 712, 715.
Zemach Mardochai c 307.
Zemach Ben Schahin b 331.
Zend-Aveste 334, b 142.
Zendik, Anhänger Mazdaks b 204 f.
Zenki, Frau von Mossul b 485.
Zeno, der Isaurier b 213.
Zenobia b 145.
Zensur für den Talmud c 309, 358.
Zephanja, Prophet 200, 201, 215, 294.
Zephanja, Buch 332.
Zephanja, Tempelbauaufseher 240, 246, 250.
Zereda 96, 102, 303 f.
Zerstörung des Tempels durch die Chaldäer 251.
Zerstörung des Tempels durch die Römer 714 f.
Zeruja 52 f., 70, 74 f.
Zeus 381, 383, 386, 412, 613.
Zewi Sabbatai c 507, 522, 526.
Zewi Jakob Guerido c 508 f., 530.
Ziadeth-Allah b 322.
Zidkija s. Zedekia.
Ziklag (Siklag) 45, 48 ff.
Zion 148, 150, 160, 186, 202, 272, 274, 287, 288, 450, 488, 610, 654, 671, 698, 715, 716, b 55, 56, 57, 58, 59, 64, 6, 11, 72, 81, 82, 85, 89 ff., 98, 148.
Zion, Jonathan c 177, 182.
Zionsburg 60.
„Zioniden", Jehuda Halevis b 426 f.
Ziska c 33 ff.
Zoar 10, 470.
Zohair, slavonischer Fürst b 379.
Zöllner 561, 578 f.; b 27 f.
Zöllner-Knuth c 600.
Zorah, Dhu-Nowas, König v. Jemen b 244 ff.
Zosima c 339.
Zuhara b 255.
Zukünftige Welt s. Welt.
Zunz, Leopold c 692, 695, 704 f.
Zwang, christliche Predigten anzuhören c 27, 48.
Zwangsbestimmungen gegen die Religion der Juden b 214 ff., 233 bis 237, 272 ff., 320, 373, 450 ff., 475 f., 522 f., 528 f., 571, 575 f., 602 ff.; (in England) 691 f. (in Castilien) 701, c 494, 496.
Zwangstaufen in Spanien b 705 ff.
„ in Portugal c 138 ff.
Zwangstäuflinge in Spanien u. Portugal s. Marranen.
Zwingli c 214.

Berichtigungen.

Zu Band I.

Seite	Zeile	zu lesen	statt
16	8 von unten	Friedensliebe	Fremdenliebe.
39	11 „ „	Die Bedeutung	seine Bed.
51	1 „ „	Nizpa	Nizpa.
93	19 „ „	Ailat	Alat.
121	16 „ „	Bel-Zebul	Zebub.
192	11 „ „	büßten ihre Machtbefugnis ein	zu ergänzen hinter dem Palastaufseher und die Fürsten.
264	7 von oben	Herzensverhärtung	Verhärte.
276	1 „ unten	Ben-Jozodak	Zozadak.
352	11 „ „	Zu ergänzen Purim-Fest	
355	6 „ „	Raphia	Naphia.

Zu Band II.

404	7 „ „	Böröa	Boröa.
529	11 „ oben	Schammaï	Sammai.
556	10 „ unten	Vienna	Wienna.
666	19 „ „	Domnai	Domui.
686	1 „ oben	Aber zu streichen	
106	4 „ unten	Uscha	Ascha.
153	3 „ „	Cerausius	Kerousias.
196	11 „ „	Jesdigerd	Jesdegord.
202	6—7 „ oben	Allein die Kirchenväter hatten nicht... wie die Talmudisten.	
206	10 „ unten	Chosroes	Chosreos.
208	19 „ „	Nuschirwan	Nurschivan.
226	18 „ oben	Diöcesan	Diocösan.
296	16 „ unten	Chozaren	Kozaren.
313	19 „ „	eine zu ergänzen vor einzige.	
334	5 „ oben	würde zu streichen.	
356	15 „ unten	Eingang hatte	Einganghutte.
357	16 „ „	Ben-Kafron	Kofren.
357	16 „ „	Dunasch	Dunach.
366	13 „ oben	Gaon	Gam.
366	15 „ „	Lehrhaus	Lehr aus.

Seite	Zeile		zu lesen	statt
381	16	von unten	Nagrela	Negrala.
393	13	„ „	ihren	seinen.
414	3	„ oben	Trier	Speier.
414	11	„ „	Strafgericht	Strafrecht.
415	8	„ unten	Anwesenheit	Abwesenheit.
422	13	„ oben	Kamnial	Kaminal.
524	4	„ unten	Montfort	Mautfort.
550	8	„ „	Unbegreiflichkeit	Übergreiflichkeit.
556	17	„ „	Meir Ben-Simon	Simon Ben-Meir.
577	18	„ „	Gerona	Gerano.
587	19	„ oben	welcher zu streichen.	
611	19	„ „	Gottesnamens	Gottesmannes.
617	17	„ „	Frucht	Furcht.
648	3	„ unten	Johannes XXII	Johannes XII.
669	18	„ oben	urweltlich	urwaldlich.
681	5	„ unten	privado	prirado.
708	4	„ „	Perpignan	Pergignan.

Zu Band III.

3	15	von unten	aus zu ergänzen.	
4	5	„ „	vier	drei.
16	2	„ oben	aus Alcañiz	als Alcauies.
27	3	„ „	der Gotteslästerung wegen zu ergänzen.	
30	2	„ „	Den Juden zu streichen.	
47	16	von unten	ihren Oheimen	ihrem Oheim
50	13	„ oben	sie zu ergänzen nach Stelle	
55	2	„ „	sollen ergänzen hinter tragen	
192	17	„ „	Verkaufsverbot	Verkaufsgebot
233	2	„ unten	Zelter	Zeller
269	11	„ oben	Isserles	Isserlos
299	15	„ „	Miques	Riques
305	10	„ „	hätte	hatte
327	14	„ „	feierte.	feierte?
332	17	„ unten	Ben-Jochai	Ben Johai
335	16	„ oben	das	der
340	1	„ unten	Mose	Salomo
352	18/19	v. „	gelangt: das	gelangt. Das
354	13	von unten	Elia	Clia
379	8	„ „	hinter „daß“ es zu ergänzen	
389	10	„ „	Zacuto	Zocuto
422	14	„ oben	Zuzügler	Zugzügler
430	3	„ „	Kodex	Lodex
438	6	„ unten	vier streichen	
464	16	„ „	Christine	Christiane.
469	1	„ „	Taumel	Traum
508	5	„ „	war zu streichen	
519	14	„ „	Chages	Chayes
552	7	„ oben	Cardoso	Cordoso
538	4	„ „	frankistisch	frankisch
648	13	„ „	Nasi	Nai

Seite	Zeile		zu lesen	statt
683	3 von	„	Israel	Jakob
619	18	„ unten	ihm zu streichen	
723	13	„ oben	Auch von katholischer Seite hat sich eine günstige Stimme vernehmen lassen. Es verlautete damals: der zum Christentum konvertierte katholische Prediger Veith in Wien habe von der Kanzel die Blutbeschuldigung gegen die Juden für unwahr erklärt, und daß er als geborener Jude es vor Gott bezeugen könne. Allein einige ultramontane Zeitungen haben nach Veith's Tod diese seine Bezeugung dementiert. Dieses Dementi war aber erlogen. Denn der Bruder des Predigers, Professor Veith, erklärte vor einem Notar, daß sein Bruder thatsächlich für die Unschuld der Juden gezeugt habe. Seine (wie gesagt, notariell beglaubigte) Aussage lautet: „Auf die Aufforderung des Herrn L(udwig) A(ugust) Frankel erkläre ich, daß der in dem illustrirten Extrablatt vom Juli enthaltene Aufsatz über eine von meinem seligen Bruder Kanonikus Jos. Emanuel Veith am Schluß einer Predigt abgegebene Aeußerung über die vollkommenen Unwahrheit der Sage von dem jüdischen Gebrauche beim Passahfest das Blut eines christlichen Kindes zu gebrauchen, nach meiner Erinnerung von meinem seligen **Bruder wirklich abgegeben worden ist.**" Wien, am 12. Juni 1882 Gezeichnet Prof. Veith, m. p. (Ich verdanke diese Erklärung Herrn Heinrich Berger in Wien).
728	letzte		Infolge der Blutanklage in Damaskus entstand ein neues Organ für die Tagesnachrichten „der Orient", gegründet von dem wissensreichen Kenner der hebräischen und armenischen Sprache Julius Fürst, (geb. 1805, gest. 1873), welches in dem „Litteraturblatt" gediegene jüdisch-wissenschaftliche Forschungen von den älteren Meistern und dem jungen Nachwuchse lieferte (1840 — 1852).	
733	17 von oben		, von Samuel Holdheim	; Sam-Holdheim.

1729/2